Ein Zug nach Osten

Moritz Schanz


VE RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
From the fund given by
THE KING OF SIAM
Siamese Princes and Officials
and by Foreign Residents of Bangkok
in Memory of
Edward Henry Strobel
of the Class of 1877
General Adviser to the Siamese Government
HARVARD COLLEGE LIBRARY



Ein Zug nach Osten.

Ein Zug nach Osten.



Reisebilder

aus

Indien, Birma, Ceylon, Straits Settlements, Java, Siam, China, Korea, Ostsibirien, Japan, Alaska und Canada

von

Moritz Schanz.



Hamburg.
W. Mauke Söhne
vormals Perthes-Besser & Mauke.
1897.

Ein





Erster Band.

Reisebilder

aus

Indien, Birma, Ceylon, Straits Settlements, Java, Siam

von

Moritz Schanz.



Hamburg.
W. Mauke Söhne
vormals Perthes-Besser & Mauke.
1897.

Seiner Hoheit

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg

in Ehrerbietung und aufrichtigster Hochschätzung

gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel: Ausreise und Nordindien.

Zweites Kapitel: Birma.

Drittes Kapitel: Südindien.

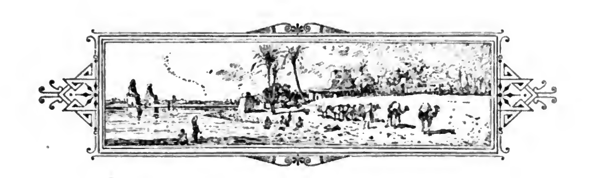
Viertes Kapitel: Ceylon.

Fünftes Kapitel: Straits Settlements und Java.

Sechstes Kapitel: Siam.

Druckfehler-Verzeichniß: 424.





Ausreise und Vorderindien.

Es war in der zweiten Hälfte Octobers 1894, als ich wieder einmal mein heimathliches Sachsen verließ, um einen Ausflug „der Sonne entgegen" nach einem mir bislang mit Ausnahme seiner Mittelmeer-Küste noch unbekannt gebliebenen Continent, dem fernen Asien, zu unternehmen. So sehr es mich nach dem märchenhaften Indien, der üppigen Tropen-Vegetation Ceylons und Javas, dem Cathay und Zipangu des äußersten Ostens hinzog: als ich bei wundervollstem, klarem Herbstwetter durch die in allen Goldfarben spielenden Laubwälder in Dresdens Umgebung, die romantische sächsische Schweiz und das malerische böhmische Mittelgebirge nach Süden fuhr, kam doch auch mir ausnahmsweise einmal die Frage: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah'", welche meine Freunde, verwundert über meine nicht zu stillende Reiselust, schon so oft an mich gerichtet hatten — und zwar immer vergebens. Wenn ich wirklich unter einem guten Stern geboren bin, wie einige meiner Freunde behaupten wollen, so war es sicherlich kein Fix-, sondern ein Wandel-Stern.

In Wien machte ich einen längeren Halt, um Bekannte zu besuchen und alte Erinnerungen aufzufrischen an dem Ort, welcher den Hauptpunkt meiner ersten größeren Jugendreise gebildet und damals einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Das war anfangs der siebziger Jahre gewesen, noch vor der großen Ausstellung und vor dem großen Krach, als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne der alten Wiener Gemüthlichkeit die Kaiserstadt noch erhellten und belebten, von den Monumentalbauten an der Ringstraße zwar erst die Hofoper und die Votivkirche beendet waren, aber dafür in Stadt und Vorstadt noch ein urdeutsch anheimelndes, reges, frisches Leben herrschte. Bei jedem

späteren Besuch fand ich Wien schöner, aber auch immer mehr entsprechenden Lebens ermangelnd, das slavische Element neben dem deutschen stark zunehmend und die Wiener Zeitungen selbst mit Recht darüber klagend, daß Wien zwar eine große Stadt, aber keine Großstadt geworden sei. Und das empfand ich auch diesmal wieder recht deutlich.

Wie ganz anders hat sich dagegen unsere Reichshauptstadt Berlin entwickelt!

Von besonderem und großem Interesse für meine nächsten Zwecke fand ich die im oberen Belvedere aufgestellte ethnographische und naturhistorische Sammlung, welche Erzherzog Franz Ferdinand d'Este von seiner in den Jahren 1892—93 unternommenen Weltreise auf der „Elisabeth" mit heim gebracht hatte und die in ihrer Vielseitigkeit und geschickten, übersichtlichen Anordnung außerordentlich anregend und belehrend wirkt.

Ohne allzu großes Bedauern verließ ich nach achttägigem Aufenthalt Wien am Morgen des 1. November, um bei prächtigem Wetter die Fahrt südwärts fortzusetzen über den malerischen Semmering, die freundliche Steiermark und das kahle Hochplateau des Karst; von Grignano hinabrollend, bot sich der erste Blick auf die wundervolle, blaue Adria, das idyllisch gelegene, erinnerungsreiche Schloß Miramare und die Tausende von Lichtern der in weitem Halbkreis ausgedehnten Hafenstadt Triest, von der aus ich schon so manche schöne Reise nach den überall interessanten Mittelmeerufern angetreten hatte. Frische, kräftige Seeluft drang herauf und bald war ich wieder einmal am Meere, nicht am trennenden, sondern ferne Länder verbindenden.

Am nächsten Tage großes Kirchenfest zu Ehren des heiligen Giusto, des Schutzpatrones der Kathedrale von Triest; Besuch von Winckelmann's Grab im Garten des museo lapitario unterhalb der Hauptkirche; nachmittags bei Prachtwetter Spaziergang auf der neuen, schönen Poststraße nach dem etwa 1200 Fuß über der Stadt gelegenen Obelisk von Opcina hinauf und weiter nach dem noch etwas höher liegenden, kleinen Aussichtssöller, der vom Deutsch-Oesterreichischen Alpenverein errichtet, einen weiten, herrlichen Rundblick über das blaue Meer, die weiße halbitalienische Stadt, das amphitheatralisch aufsteigende Küstengebirge und das ausgedehnte, kahle Karstplateau bietet, welches von zahlreichen, mit Burgen und Kirchen auf ihren Rücken gekrönten Bergketten durchzogen und im Hintergrund von den Schneespitzen der Venetianer und Görzer Alpen großartig abgeschlossen wird. Ein wundervolles Gesammtpanorama.

Im „Hôtel de la Ville" erwartete mich die Ueberraschung, eine kleine Stangen'sche Reisegesellschaft unter Führung von Herrn Johannes

Gerlach vorzufinden, eines Herrn, den ich auf meinen Reisen schon des Oefteren, in der Mormonenstadt am Salzsee und in Syrien, am Nordcap und in Aegypten getroffen und dessen schier unerschöpfliche Geduld und gleichbleibende Liebenswürdigkeit seinen Reisebefohlenen gegenüber, verbunden mit gründlichen Kenntnissen, mir den günstigsten Eindruck hinterlassen hatten.

Wenn ich für meinen Theil auch immer vorziehen werde, allein zu reisen, um die größtmögliche Unabhängigkeit und Freiheit in meinen Bewegungen und Entschließungen zu genießen, so verkenne ich doch nicht den Werth, den Gesellschaftsreisen für Solche haben, welche fremder Sprachen unkundig und ohne genügende persönliche Beziehungen und Empfehlungen für die zu besuchenden Länder sind. Außerdem ist es ja auch nicht Jedermanns Geschmack allein zu reisen, die Möglichkeit, sich jederzeit über Gesehenes und Erlebtes aussprechen zu können, bildet vielmehr für so Manchen ja einen Hauptgenuß der Reise und wenn die Gesellschaft nicht zu zahlreich und einigermaßen zu einander passend, die Führung eine so gute, wie die eines Herrn Gerlach ist, so bietet das Arrangement gewiß seine Vortheile. Die Partie bestand diesmal aus fünf deutschen Herren, welche Indien und Ceylon besuchen wollten und ich habe, bis Bombay mit ihnen zusammenreisend, manche fröhliche Stunde in ihrem Kreise verlebt.

Freitag, den 3. November schifften wir uns an Bord des österreichischen Lloyd-Dampfers „Imperatrix", Capitän Nicolich, ein und verließen um 1 Uhr Mittags pünktlich zur festgesetzten Stunde den Molo 3 des schönen, neuen Hafens bei leuchtendem Sonnenschein und duftender Bläue des Himmels und Wassers, in hoffnungsfroher, erwartungsvoller Reisestimmung und — ich wenigstens — ohne Furcht vor Seekrankheit; mit letzterer gebe ich mich nämlich principiell nicht ab. Vor 20 Jahren, als ich meine erste Reise nach Brasilien antrat und der Dampfer aus der ruhigen Elbe kommend, bei Cuxhaven um die Ecke bog, ja, da war ich allerdings einmal das Opfer Neptuns und meiner sächsischen Höflichkeit geworden, insofern ich mich ruhig als Stützpunkt zwei jüdischen, nicht mehr so ganz jungen Damen überließ, welche sich mir alsobald als ihre Bräutigams in Montevideo aufsuchende Bräute vorgestellt hatten. Als nun der damals noch incognito lebende Herr Aegir anfing, unser Schiff etwas zu schaukeln, schmiegten sie sich, links und rechts auf der Bank neben mir sitzend, immer ängstlicher an mich, bis ich unschuldiger Knabe das Opfer ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche und mein Schooß das Becken wurde, in dem Neptun seine Opfergaben empfing. Puh!! — — das war nicht schön von Ihnen,

meine Damen! Als galanter Sachse geleitete ich begossener Pudel die beiden Brunnenfiguren nach unten und reinigte mich dann säuberlich, allein das böse Beispiel verdarb auch meine guten Sitten, und kaum war ich wieder auf Deck, als auch ich das Bedürfniß empfand, mit dem Meergott allein zu sein und intime Zwiesprache über die Reelings hinweg mit ihm zu pflegen. Das war aber auch das erste, letzte und einzige Mal gewesen, auf meinen zahlreichen und nicht immer stillen Fahrten war ich von weiterer Seekrankheit verschont, ja selbst auf einer ganz bösen Reise zwischen Valparaiso und Montevideo, um die berüchtigte Südspitze Südamerikas herum, war ich tagelang der einzige Passagier geblieben, der heiter und gesund mit frischem Appetit zu jeder Mahlzeit antrat, während da unten in den Kabinen das Menschenweh fürchterlich ächzte und stöhnte und den Meisten das appetitraubende Himmelfahrtsgefühl verursachte, bei dem Einem das Bett unter dem Leib zu entweichen und die Seele sich zum Himmel zu schwingen scheint. Also mit Seekrankheit geben wir uns nicht ab.

Sehen wir uns nun, während die Küsten des Festlands allmählich entschwinden, etwas an Bord um. Der Dampfer hat 4200 Tonnen Raum, die Maschine 4400 Pferdekräfte und erzielt bei 80 Tonnen Kohlenverbrauch per Tag eine Fahrgeschwindigkeit von 14 Meilen in der Stunde. Wer nur die Levante-Dampfer des österreichischen Lloyd kennt, die während der Saison meist unangenehm überfüllt und auch sonst in mancher Beziehung nicht einwandsfrei sind, der wird auf das Angenehmste überrascht sein von den beiden Renommirdampfern der Gesellschaft, welche alle 4 Wochen von Triest nach Bombay fahren, unserer „Imperatrix“ und dem Schwesterschiff „Imperator“, die in Bezug auf Einrichtung, Kost und Bedienung musterhaft sind und auf das Wärmste empfohlen werden können.

Direct nach Bombay gehen von Europa aus sonst nur noch die Dampfer der alten „Peninsular- und Oriental-Linie“ — von den Engländern immer kurz mit „P. und O.“ Linie bezeichnet — welche allerdings den Vorzug haben, alle 8 Tage zu fahren, aber stark auf Kosten ihres früheren Ruhmes leben, während Fahrgeschwindigkeit auf ihren meisten Dampfern, Verpflegung und Bedienung selbst nach englischem Urtheil sehr viel zu wünschen übrig lassen und den hoch gehaltenen Ueberfahrtspreisen keineswegs entsprechen; mit dem, den Engländern eigenen Konservativismus bleiben aber doch die meisten von ihnen bei der „P. und O.“ und speciell Beamte der indischen Civil- und Militär-Verwaltung ziehen oft die 2. Klasse der „P. nnd O.“ der 1. Klasse anderer Dampferlinien vor, nur um sagen zu können, daß man mit

der altehrwürdigen Linie gereist sei. Die vorzüglichen Dampfer des Norddeutschen Lloyd und die Schiffe der „Messagéries maritimes" von Marseille aus, welch' letztere ihre schnelleren Dampfer nach Australien senden und im asiatischen Dienst meist ältere und langsamere Dampfer verwenden, fahren 14 tägig nach Colombo und weiter, Bombay nicht anlaufend und das ist für Touristenzwecke meiner Ansicht nach weniger empfehlenswerth, speciell wenn man von Indien später weiter ostwärts reisen will, da man in dem Fall so wie so in Colombo den Anschluß an die großen Linien nach dem Osten suchen muß. Ich habe meinen Plan, in Bombay mit Indien zu beginnen, praktisch gefunden.

Die richtige Reisezeit für Indien betreffend, so ist das günstigste Wetter dort von Mitte November bis Mitte März, während des kühlen Nordost-Monsuns anzutreffen, die Monate April bis October sind sehr heiß und während des Südwestmonsuns vom Juli bis September sehr regenreich. Ein practisches und handliches Reisebuch für Indien existirt meines Wissens in deutscher Sprache noch nicht und wird sich wohl auch nicht so bald als buchhändlerisch lohnendes Unternehmen erweisen, so lange die Zahl deutscher Reisender in Indien eine verhältnißmäßig so kleine bleibt — ich habe in 3½ Monaten persönlich und in den Registern der Fremdenbücher keine 20 Deutsche angetroffen. Das englische Handbuch für „Indien und Ceylon" von Murray ist also unerläßlich, wenn es auch in Anordnung, Karten und Plänen weit hinter dem zurücksteht, was wir von unserem Baedecker gewöhnt und verwöhnt sind, geboten zu bekommen. Ein sehr empfehlenswerther Special-Atlas von Indien ist „Constable's Handatlas of India" und sollten die nachfolgenden, Altes und Neues aus der alten Welt bringenden Zeilen dem einen oder anderen meiner lieben Landsleute einen praktischen Anhalt bieten, so haben sie ihren Zweck erreicht.

Um Reisevorbereitungen hier gleich noch zu erledigen, erwähne ich, daß ich rechtzeitig eine Neu-Impfung an mir hatte vornehmen lassen, was angesichts der in Indien so häufigen Pocken und der Ansteckungsgefahr in Folge des Umstandes, daß die Leibwäsche, während man sie zum Waschen giebt, nicht selten interimistisch von den Herren Eingeborenen getragen werden soll, immerhin empfehlenswerth ist. Man versäume nicht, Frack-Anzug und womöglich auch Smoking-Rock mitzunehmen, den man sehr häufig, an größeren Orten täglich gebrauchen wird; die Ausrüstung mit leichten Drill- und Flanell-Anzügen aber besorge man erst in Bombay, wo man das nach landesüblichem Geschmack und dem Klima entsprechend Richtige in kürzester Zeit und zu lächerlich billigen Preisen gemacht bekommt, in Folge der niedrigen Arbeitslöhne etwa

halb so theuer, wie in Europa. In Colombo, Singapur, Hongkong, Schanghai und Yokohama kann man seine Ausrüstung dann je nach Abnutzung und veränderten klimatischen Bedingungen ähnlich billig erneuern. Einige Chinin-Oblaten und etwas Opiumtinctur immer bei der Hand zu haben, ist unter Umständen sehr willkommen.

Wir zählten an Bord der „Imperatrix" etwa 70 Passagiere erster Klasse, darunter 7 Vergnügungsreisende, den Rest bildeten Kaufleute und englische Beamte, meistens schon früher in Indien gewesene Herren, die sich sichtlich nach ihrer zweiten Heimath und deren Sitten zurücksehnten. Schon in der Frühe des ersten Morgens, obgleich, bei einer Temperatur von nur 17° Celsius in der Sonne, dafür nach unserer Ansicht noch keine zwingende Nothwendigkeit vorlag, wurden wir durch das Entrée comique zweier Clowns, Pardon, ich wollte sagen: zweier alter Indienfahrer überrascht, welche im Schlafrock, barfuß und die schlappigen weißen Schlafhosen um die nackten Beine schlotternd, mit der ernsten Gründlichkeit, die den Engländer auch im Sport ziert, ihre so und so viel tausend „constitutional" Schritte auf Deck abliefen. Jeder folgende Morgen vergrößerte die Zahl der Herren, welche ihren Morgenspaziergang auf Deck in „Pyjamas", den im Osten allgemein üblichen, meist aus leichtem Flanell angefertigen Schlafanzügen, barfuß oder in leichten Strohsandalen, absolvirten. Diese Toiletten-Zwanglosigkeit ist bis 8 Uhr morgens gestattet, erst dann wagen sich auch die Damen auf das Deck herauf, um sich ihrerseits ebenfalls der frischen Luft zu erfreuen. Auch sonst warf Indien schon leichte Schatten voraus: nach dem Kaffee, der zwischen 6—8 und dem ersten reich besetzten Gabel-Frühstück um 9 Uhr, gab es dem Namen nach um 1 Uhr kein zweites Frühstück, sondern das „Tiffin" hielt seinen Einzug, mit welchem Wort man den Lunch überall im Osten bezeichnet. Reis mit Curry, dem starken, gelben, indischen Mischgewürz, mit Huhn, Rindfleisch, Eiern oder Gemüse zusammengekocht und mit „Bombay ducks", kleinen getrockneten Fischen, blätterdünnen Mehlfladen und Chutney, eingemachten, unreifen Mangofrüchten, zusammen servirt, bildet einen stehenden Bestandtheil dieser Mahlzeit; Thee um 4 Uhr, Mittagsessen um 6½ Uhr und Abendthee um 9 Uhr vervollständigen die tägliche Verpflegung. Oesterreichischer Wein ist im Passagepreis inbegriffen. Schottischer Whiskey, gemischt mit Sodawasser, das in mit Glaskugeln verschlossenen Flaschen aus Bombay kommt, wo es gut und billiger als in Europa hergestellt wird, liefert dem Engländer seinen im Osten unentbehrlichen „Peg", während wir Deutschen vorläufig noch unsere abendliche Bierstunde abhalten und uns erst später, aber dann mit Ueberzeugung, auch

an den „Peg“ gewöhnen, der in heißen Ländern mit Maaß genossen, entschieden das bekömmlichste Getränk bildet, trotz seines ominösen Namens: „Peg“ = Nagel, meint nämlich, daß jedes dieser Getränke ein Nagel zum Sarge sei. Aber wie gesagt, wenn man mäßig „nagelt,“ wirkt die Mischung erfrischend und anregend, angeblich sogar auch antirheumatisch. Was kann man mehr verlangen?

Am Morgen des zweiten Tages waren die Berge von Kap Gargano in Sicht gekommen und nach 28stündiger Fahrt von Triest aus liefen wir um 5 Uhr Nachmittags in den großen, runden Außenhafen und dann durch die außerordentlich schmale Einfahrt in den kleinen, aber tiefen Binnenhafen von Brindisi. Obgleich die alte Stadt wenig Interessantes bietet, geht man natürlich an Land, um von dem, der Schlafwagengesellschaft gehörigen „Grand Hôtel International“ die letzten Grüße von europäischem Boden aus abzuschicken; der Besuch bescheidener Cafés und einer Comedia buffa, welche in einer Hausflur auf höchst primitiver Bühne vorgeführt und recht brav und mit italienischer Lebhaftigkeit gespielt wurde, beschloß den Ausflug, und nachdem inzwischen die Abendzüge eingetroffen und die Post übernommen war, dampften wir um Mitternacht nach Süden weiter.

Am 3. Tage, einem Sonntage, celebrirten Vormittags die als Passagiere an Bord befindlichen vier Kapuziner-Missionare vor Capitän und Mannschaft in einer auf dem Hinterdeck aus Flaggen improvisirten Kapelle die heilige Messe, auf einem weißgedeckten Tisch ihren kofferförmig auseinanderklappenden Reise-Altar aufstellend, während die Engländer an Bord, sonderbarer Weise und ganz gegen englische Gewohnheit, nicht nur keinen Gottesdienst arrangirten, sondern sogar Karten spielten und sich rückhaltslos amüsirten wie an Wochentagen, was sie an Bord eines englischen Schiffes kaum gethan haben würden; allerdings sind die Engländer im Osten überhaupt nicht so rigorös puritanisch in der Sonntagsfeier, wie in ihrer Heimath.

Nachmittags tauchen die ionischen Inseln im Osten auf, dankbare Erinnerung an unvergeßliche Tage auf Korfu in mir wachrufend. Am nächsten Tage passiren wir das vom Ida überragte Kreta und rüsten uns für die zunehmende Wärme, indem doppelte Sonnensegel über das Deck gespannt werden. Am fünften Tage zeigt das Erscheinen von kleinen Vögeln auf dem Schiff, von den Katzen eifrig bis in die Mastspitzen hinaufgejagt, aber immer wiederkehrend, die Nähe von Land an. Nachmittags gegen 5 Uhr kommt über dem flachen, afrikanischen Ufer der Leuchtthurm von Damiette, etwas später der von Port Saïd in Sicht. Die an Bord als Kohlenzieher beschäftigten muhammedanischen

Hindus verrichten bei Sonnenuntergang am Bugspriet ihre Gebete unter tiefen, feierlichen Verneigungen nach Osten und Berühren des Bodens mit ihrer Stirn, wir nähern uns der Pforte des Orients und vom Lootsen eingebracht, fahren wir gegen 8 Uhr Abends zwischen den beiden langen Wellenbrechern in den Hafen von Port Saïd ein.

Die Stadt, für die Zwecke des hier beginnenden Suezkanals erst 1860 gegründet, hat sich in ihrem Verkehr außerordentlich entwickelt, macht aber, mit ihren meist hölzernen Häusern, noch immer einen unfertigen Eindruck und bietet dem Touristen herzlich wenig. Man erwarte nicht, hier viel characteristisch egyptisches Leben zu finden, der Abschaum von Europa scheint sich hier Rendez-vous gegeben zu haben und übt seine Profession in zahlreichen Spielhäusern und Spelunken allerhand Art. An Leben am Land fehlt es nicht, sind doch mit uns ein P. und O., ein immenser französischer Australienfahrer und ein Bibby-Dampfer für Rangun am Quai, die Weiterfahrt durch den Kanal erwartend, und deren zahlreiche Passagiere füllen mit den unsrigen die Lädenstraßen mit ihren originellen Holzhäusern und Verandenvorbau; Tropenausrüstung, Curiositäten, Photographien und egyptischer Tabak sind die meist verlangten Artikel und die Magazine bleiben während Anwesenheit von Passagierdampfern meist die ganze Nacht durch geöffnet; erst recht so die diversen Tingeltangel, Spielbuden und Cafés, Bierhäuser und Damenkapellen. Echt egyptischer Bauchtanz dritter Güte und andere nationale Vergnügungen werden in dem westlich von der Stadt gelegenen Araber-Viertel servirt; ein anständiges Bierhaus liegt am Place Lesseps, dem einzigen, freundlichen Gartenplatz des Städtchens, und ein gutes Hôtel, die Eastern Exchange, ganz aus Stein und Eisen gebaut und in allen Stockwerken rings von breiten, luftigen Veranden umgeben, überragt siebenstöckig das ganze europäische Viertel. Als Waarenhaus von einem in England lebenden Deutschen für die Summe von drei Millionen Francs errichtet, hat es sich als solches allerdings nicht bewährt, aber als Hôtel, electrisch beleuchtet, mit Billardräumen und Bar im Souterrain, Aufzug, den Gästen des Hauses zugänglichen „Club" im vierten Stock und eleganten und luftigen Schlafzimmern, macht es einen in dieser Umgebung imponirenden Eindruck. Wir streiften bis nach Mitternacht am Land umher, um den Lärm des Waaren-Ausladens — wir hatten auffallend viele Maschinentheile und andere Stückgüter für Teheran an Bord, die hier umgeladen wurden — und dem Schmutz des Kohleneinnehmens zu entgehen. Wie geschäftige Ameisen liefen die Fellahs, kleine Kohlenkörbe auf dem Kopfe tragend, in langen Reihen zwischen Kohlenleichter und Dampfer auf und ab, eine monotone Melodie

dabei singend, die Scene phantastisch beleuchtet durch in großen offenen Laternengestellen brennende Kohlen. Dann kam in drei mächtigen, schweren Kisten der electrische Scheinwerfer mit Anschlußzubehör und den nöthigen Technikern dazu an Bord, die immense Laterne mit dem Lichtwerfer wurde unter dem Bugspriet befestigt und so vorschriftsmäßig für die Nachtfahrt durch den Kanal ausgerüstet, fuhren wir um 3 Uhr Morgens langsam in denselben ein.

Zwischen goldgelber, von Dünenketten durchzogener Sandwüste im Osten und dem großen, von Millionen von Wasservögeln belebten, außerordentlich fischreichen Mensaleh-Strandsee, den man allmählich weiter trocken zu legen beabsichtigt, zieht der Kanal zwischen Dämmen, anfangs schnurgerade, nach Süden, 58 bis 100 Meter am Wasserspiegel, 22 Meter an der Sohle breit und 8 Meter tief, bei einer Gesammtlänge von 160 Kilometer. An den Ufern wenig niedriges Gestrüpp, zuweilen grüne, weißblühende Schilfrohr-Anpflanzungen zur Sicherung der Dämme, seltener junge Dattelpalmen, hin und wieder Gehäge gegen Sandwehen, dann und wann ein Kameel, das Ganze ziemlich trostlos und uninteressant. Einen angenehmen Anblick gewähren die an den breiten Ausweichstellen, „gares“, errichteten, freundlichen Stationshäuser, meist von Lebbach-Akazien und Tamarisken umgeben und besonders schön repräsentirt sich das ganz in Grün eingebettete Ismailia am tiefblauen Timsah-See, wo wir gegen 11 Uhr Morgens eintrafen und durch Lootsen-Wechsel eine Stunde Aufenthalt hatten. Bei dem nun folgenden Theil des Kanals wird momentan eifrig an Verbreiterung gearbeitet, Feldbahn, Kameele und Boote schaffen den ausgegrabenen Sand weg und wie in einem aufgerührten Ameisenhaufen regt sich das Leben am Ufer. Zwischen 2 und 5 Uhr passiren wir die beiden Bitterseen, auch hier wieder eine Stunde durch gezwungenes Warten auf einen vom Süden heraufkommenden Dampfer verlierend. Beleuchtung echt egyptisch: grünblau der See, stahlblau der Himmel, ockergelb die Züge niedriger Vorberge und des 3000 Fuß hohen Dschebel Ataka im Süden, darüber eine tiefviolette Gewitterwolke; das Ganze höchst stimmungsvoll. Bei der Weiterfahrt durch den letzten Theil des Kanals rückte der uns folgende Bibby-Dampfer „Lancashire“ trotz wiederholter Warnungssignale unserer Dampfpfeife und entgegen der Vorschrift der Kanalcompagnie, mindestens 1000 Meter Distanz zwischen den einzelnen Dampfern einzuhalten, uns bis auf eine halbe Schiffslänge auf den Leib, sodaß unser Kapitän nun seinerseits die andere Regel, wegen Böschungsschutzes im Kanal nicht schneller als mit einer Geschwindigkeit von 5 bis 6 Meilen zu fahren, brechen und „voll Dampf voraus“

commandiren mußte, um eine drohende Collision in dem engen Fahrwasser zu vermeiden. „Betrunken oder sonstwie unzurechnungsfähig," lautete das Urtheil unseres Kapitäns über das befremdende Gebahren seines englischen Collegen. Gegen 9 Uhr Abends näherten wir uns dem flachlandigen Ende des Kanals, der von Pfählen bezeichnet, bis an das, auf einer Insel in der Bai von Suez gelegene Port Ibrahim führt, wo die Kanalcompagnie Werkstätten, Kohlenmagazine, Quarantäne-Gebäude und freundliche Beamtenwohnungen errichtet hat. Wir ankerten auf offener ungeschützter Rhede, so weit südlich von der Stadt Suez entfernt, daß man kaum die Lichter derselben erkennen konnte und ein Besuch von Suez während des kurzen Aufenthaltes ausgeschlossen war. Nur 18 Stunden hatten wir zur Passirung des Kanals gebraucht und dankbar gedachten wir des „großen Franzosen", durch dessen Werk der Seeweg von Triest nach Bombay im Vergleich zu dem früheren Weg um das Kap der guten Hoffnung herum, um 37 Tage abgekürzt ist. Da Deutschlands Schiffe der Zahl nach die zweite Stelle in der Kanalbenutzung einnehmen, so ist die Wichtigkeit dieser Wasserstraße auch für uns klar zu Tage tretend.

Rund eine halbe Milliarde Francs hat das Riesenwerk gekostet, aber Dank des regen Verkehrs rentirt sich dasselbe bei einem Kanalzoll von 10 Francs für die Netto-Registertonne und 10 Francs für jeden Passagier glänzend. Möge unserem Kaiser Wilhelm-Kanal, wenn auch in bescheidenerem Maße, eine ähnliche, erfreuliche Entwickelung beschieden sein! —

Zwischen den nahe ans Ufer tretenden egyptischen Bergen und den ebenso kahlen, wild zerrissenen Felsketten der Sinai-Halbinsel, welche sich hinter breiten, langsam aufsteigendem Sandgürtel steil erheben, führt die Reise während der nächsten 12 Stunden durch den schmalen Golf von Suez. Die Fahrstraße ist eingeengt durch zahlreiche Sandbänke und Riffe und die Gefährlichkeit der Passage durch verschiedene Wracks gekennzeichnet. Erst vor einem Monat war hier auf den Felsinseln am Ausgang des Golfes ein Wilson-Dampfer gestrandet, den wir von drei Bergungsleichtern umgeben antrafen.

Nach dem Eintritt in das rothe Meer verschwindet die arabische Küste bald, während die egyptische in kühn geschnittenen, schönen Formen noch lange sichtbar bleibt. Nach 18 Stunden Fahrt von Suez aus passirt man die beiden niedrigen, Schiffsrümpfen ähnlichen Felsinseln der „Brüder", 7 Stunden später das Leuchtfeuer auf der Dädalus-Klippe und wir sind nun mitten im feurigen Ofen des rothen Meeres, bei einer sogenannten „Winter"-Temperatur von 33° C. im Schatten,

mit wenig Unterschied zwischen Tag- und Nacht-Wärme. Beim Essen treten jetzt die über den Tischen hängenden Zuggardinen, die „Punkas,“ in Thätigkeit, um einige Kühlung zu fächeln und des Nachts lassen sich die meisten Herren ihre Matratzen aus den Kabinen, deren Eisenwände die Hitze aufspeichern, nach oben auf Deck bringen, wo die Temperatur zwar auch dieselbe, aber doch immerhin etwas mehr Luftzug zu finden ist, als unten bei geschlossenen Luken, und von 11 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens ist das Oberdeck officiell den Pyjamas eingeräumt; zu zart angelegte, ästhetische Gemüther bleiben ihm dann besser fern.

In der Frühe des vierten Tages nach der Abfahrt von Suez werden die „12 Apostel“-Inseln, im Laufe des Vormittags noch einige andere Inselgruppen passirt, alle öde, kahl und vegetationslos, und bald treten auch wieder die Berge hinter der arabischen Küste sichtbar hervor, an welcher, von Minarets überragt, die graue Häusermasse Mokka's erscheint. Auch im Westen erblickt man wieder die Felsconturen des Festlandes und gegen 5 Uhr Nachmittags nähern wir uns dem Ausgang des rothen Meeres, dem „Thränenthor“ Bab-el-mandeb, nach seiner Gefährlichkeit benannt. Wir lassen in geringer Entfernung rechts die lang gestreckte Insel Perim liegen, ein flaches, etwa 200 Fuß hohes, wasserloses Felsplateau vulkanischen Ursprungs mit Leuchtthurm und Signalstation, als Schlüssel des rothen Meeres von den Engländern besetzt und befestigt. Links dehnt sich im langen Halbkreis die malerische, allmählich abfallende Zackenkette des Kaps Ras-el-Menheli, rothbraune, kahle und unfruchtbare Berge, mit wenigen weißen Häusern auf ihren Rücken, darunter einem größeren, kasernenartigen Bau einer früher hier bestandenen französischen Besatzung. Diese Gegend gehört schon zu dem „glücklichen Arabien“, macht aber keinen diesem schönen Namen entsprechenden Eindruck.

Bekannt ist die Anecdote, daß die Franzosen 1857 beabsichtigten, die Insel Perim für sich zu annectiren und der betreffende französische Kommandant, welcher vorher Aden anlief, nach schwerer Tafel in weinseliger Stimmung seine Absicht dem englischen Kollegen anvertraute. Wie erstaunte der Franzose, als er am nächsten Tage sorglos nach Perim weiterfahrend, schon den englischen Union Jack über der Insel wehend vorfand; ein schleunigst abgesandtes englisches Kanonenboot war durch Hissen seiner Flagge dem Franzosen zuvorgekommen und vereitelte dessen Absicht.

Frankreich hat sich inzwischen auf dem afrikanischen Festlande in Obock eine andere Position an der Straße geschaffen, eine Besitzung,

die es 1862 ankaufte, von der es sich aber bald nachher zeitweise wieder zurückzog, um es erst seit 1884 wieder neu zu besetzen, da es auch wegen seines Hinterlandes Abessinien Beachtung verdient.

Durch die schmale Meerenge des Thränenthors, welche von Schwärmen zahlloser braunweißer Möven und Seeraben belebt ist, biegt das Schiff nach Osten und gegen Mitternacht ankern wir bei dem Feuerschiff inmitten der weiten, halbrunden Bai von Aden, das seit 1839 von den Engländern in ein arabisches Gibraltar umgewandelt worden ist. Da wir einen glänzenden Vollmond und auffallend helle, klare Nacht hatten, so störte die späte Stunde unseres Eintreffens nicht den Genuß, im Gegentheil, das so wie so phantastische Bild der vulkanischen Halbinsel erschien bei dieser Beleuchtung noch eindrucksvoller: gerade aus die steil aufsteigenden, wild zerrissenen Felswände des großen, fast kreisrunden, erloschenen Kraters, braungelbes, nacktes Gestein in Nadeln, Zinnen und Kuppen manigfaltigster Form gespalten, stellenweise von Befestigungsmauern überzogen und gekrönt; davor ein schmaler flacher Uferstreifen, dahinter in blauer Ferne verschwimmende Berge. Um dem Staub und der Hitze während des Kohleneinnehmens zu entgehen, fuhren fast alle Passagiere trotz der vorgerückten Nachtstunde an Land und 20 Minuten Bootfahrt brachten uns an den Quai. Hier herrschte musterhafte englische Ordnung: jeder eingeborene Bootsmann trug seine Nummer auf der Rockbrust, die Errichtung des billigen Fahrpreises erfolgte nach vorzuzeigendem Tarif, unter scharfer Kontrole der Leute durch indische Polizei in schmucker gelber Uniform und Turban, mit Rohrstöckchen in der Hand.

Wir hatten, vom Dampfer kommend, zunächst das auf einer Felsplatte liegende lange, aber niedrige Gouverneurshaus passirt, darunter am Strand ein Zeltlager und die links darüber am Berge aufsteigenden, mit rothen Ziegeln gedeckten und aus Ziegeln aufgeführten Kasernen. Dann folgte am Strand das Maschinenhaus für Condensation des Meerwassers zu Trinkzwecken, ein großes, ringsum mit Veranden umgebenes Clubhaus, darüber das Militair-Casino und ein Uhrthurm nahe dem Landungsplatz. Eine Reihe kümmerlicher, mühsam gepflegter Palmen faßt diesen Platz ein, an dem sich die weißgetünchten Steinhäuser der Hôtels, der Dampferagenturen und der, meist mit Kaffee und Fellen handelnden Kaufleute anschließen. Um nach Möglichkeit Schatten und Kühle zu schaffen, sind die Häuser im Erdgeschoß mit Laubengängen, im Obergeschoß mit Loggien versehen, die Dächer sind meist flach. Unter einem Schattendach in der Mitte des Platzes stehen bequeme Wagen, die Gharries, zur Fahrt bereit, um uns von der

Hafenstadt, dem Sitz der europäischen Bevölkerung, nach der eigentlichen Stadt hinaufzubringen. Auf ausgezeichneter, mit weißgetünchten Bordsteinen eingefaßter und mit Laternen versehener Straße passiren wir, kurz nachdem deren Steigen beginnt, eine erste Befestigungsmauer, bald darauf eine zweite Vertheidigungslinie auf der Paßhöhe vor einer malerisch gewundenen, engen Felsschlucht, welche durch links und rechts abgehende Wehrmauern und Thürme flankirt und von einer massiven Steinbrücke überspannt ist; der Weg durch das enge Felsenthor ist so schmal, daß eben nur ein Wagen passiren kann. Nach der anderen Seite zu öffnet sich nun der Blick hinunter in den Kraterkessel, dessen flache Mitte die regelmäßig angelegte, weit ausgedehnte Araberstadt mit ihren weißgetünchten, meist nur aus Erdgeschoß bestehenden, flachdachigen Häusern in sich rechtwinkelig schneidenden Straßen einnimmt. Rings herum hohe, zackige, wild zerklüftete Felsmauern, die noch bei Nacht eine glühende Hitze ausstrahlen; im Osten eine schmale Oeffnung zwischen den Bergen, durch welche die Ebene nach dem Meere zu abfällt. Der Wärme wegen liegen die meisten Schläfer auf niedrigen Holzgestellen vor ihren Häusern, oder in dünnen weißen Laken eingehüllt, reihenweise auf offenen Plätzen; aber wie die Gespenster steigen sie plötzlich aus dem Erdboden auf und fliehen eilig nach ihren Häusern, als ein kurzer, aber heftiger Platzregen, wie man uns sagte, der erste seit 3 Jahren, die sonst übliche Trockenheit unterbrach. Die Wasserbeschaffung ist denn auch immer die Hauptsorge der Bewohner gewesen und schon im sechsten Jahrhundert hat man angefangen, das kostbare Naß des selten, aber dann gewöhnlich heftig fallenden Regens zu sammeln und die Engländer haben die cementirten Felsspalten und ausgemauerten Bassins sorgfältig wieder in Stand gesetzt. Der Besuch dieser, am Krater-Rande gelegenen, von einem dürftigen Garten umgebenen Tanks, bietet die Hauptsehenswürdigkeit. Nach Bakschisch schreiende, halbnackte Knaben begleiteten unsern Wagen zurück nach dem übelriechenden, großen Kameellagerplatz und dem daran anstoßenden, ummauerten weiten Hof der Somali-Zenana, wo in niedrigen Erdgeschoßwohnungen dunkelbraune und dunkeläugige Schöne uns vergebens zu fesseln suchten. Trotz der Nachtstunde war die Straße nicht unbelebt: niedrige Karren mit 2 Buckelochsen, oder, was ganz drollig aussah, mit einem Kameele bespannt; Fischerleute, große Fische an Stangen nach dem Hafen hinuntertragend und einzelne Kameelreiter bildeten malerische Staffage. Die etwa einstündige Rückfahrt erfolgte bei inzwischen wieder gänzlich aufgeklärtem Himmel und der Vollmondschein glänzte nach Passirung des Felsthores hell über den malerischen, kleinen Felsen-Inseln in

der Bai. Um 4 Uhr Morgens waren wir wieder unten im Hôtel, tranken einen „echten Mokka“, der uns nicht sonderlich imponirte und fuhren um 6 Uhr nach binnen 10 Minuten eingetretener Tageshelle zu unserm Dampfer zurück.

Die an Bord gebliebenen Reisegenossen hatten inzwischen eine böse Nacht verlebt: unmöglich bei dem Kohlenstaub auf Deck zu bleiben, unter Deck bei dichtgeschlossenen Luken eine unerträgliche Hitze in den Kabinen, und so hatten sich denn Männlein und Weiblein in buntem Gemisch entschlossen, die Nacht im Salon, auf den Eßtischen zuzubringen, unter den Punkas liegend, um durch deren schwingende Bewegung wenigstens einige Kühlung zugefächelt zu bekommen, wenn auch bei dem Lärm an Bord nicht viel vom Schlafen die Rede sein konnte.

Unsere auffällig langsam arbeitenden Kohlenträger wurden leider erst um 10 Uhr morgens mit ihrem Pensum fertig und so hatten wir denn auch noch einige Stunden Zeit, um uns die Herren Eingeborenen bei Tage anzusehen. Juden mit langen Schmachtlocken, in Kaftan und rothem Fez, boten Straußenfedern, Somalis Antilopengeweihe, Sägefisch-Sägen und andere Curiositäten an; Somali-Knaben, nackt bis auf einen keuschen Lendenschurz, fordern mit kreischendem Ruf: „Have a dive!“ oder „à la mer!“ dazu auf, eine kleine Münze ins Meer zu werfen, die sie mit großer Geschicklichkeit tauchend und unbekümmert um die hier so zahlreichen Haifische auffangen, von der nicht unbeträchtlichen Höhe der auf des Dampfers Oberdeck hängenden Schiffsböte aus ins Wasser springend. Ist das Interesse der Passagiere an diesen Taucherkünsten erlahmt, so kommt Abwechselung in das Programm durch groteske Tänze, welche die Jünglinge in ihren eigenen schmalen Böten, oder an Bord der langseits liegenden Kohlenleichter aufführen und die in einer großartig exotischen Wiedergabe des „tararabumdeday“ gipfeln.

Die Somalis sind ein schmächtiger, aber schöner Menschenschlag mit kaukasischem Typus, von brauner, braunschwarzer bis schwarzer Hautfarbe, mit theils flockig gekräuseltem, theils seidenartigem, gewellten Haar und Prachtzähnen, die sie wiederholt am Tage mit fingerstarken Baumästchen putzen. Geistig geweckt, heiter und witzig machen die Somalis einen recht günstigen Eindruck.

Auch auf Deck wurde es nun orientalischer; ein Parsi mit schwarzer Wachstuch-Mitra und ein Hindu „Babu“ oder Schreiber, mit Brille auf der Nase und kleinem, runden, gestickten Käppchen auf dem Haupt besorgten die Fracht, ein buntes Gemisch von Parsis, Mohammedanern und Hindus, hier neu zugekommenen Zwischendecks-Passagieren, wartete

am Vorderdeck auf den Moment des Frachtluken-Schließens und dann suchte auf Deck ein Jeder sich einen guten Platz für seine Schlafdecke, oder den Gebetteppich, das mitgebrachte Kochgeschirr, die Hammelsviertel und Früchte zu sichern; auch eine zarte, erste „Bajadere“, mit goldenem Ring durch die Nase und silbernen Spangen um Arme und Füße, in grellem, orangegelben Rock und grünem Umschlagtuch in Seide, reizte unsere bewundernde Neugier.

Gegen $1/2$ 11 Uhr dampften wir weiter, an einem japanischen Kriegsschiff vorbei, welches wegen des inzwischen ausgebrochenen japanisch-chinesischen Krieges hier zurückgehalten und von zwei englischen Kanonenböten bewacht wurde, und nachdem Schiff und Mensch sich in gründlicher Abwaschung von dem Alles durchdringenden Kohlenstaub gereinigt hatten und die Fensterluken in den Kabinen wieder geöffnet werden konnten, holten wir den in der letzten Nacht entbehrten Schlaf nach.

Bei der nun folgenden 5tägigen Weiterfahrt durch den indischen Ocean wird rechts in der Ferne bald noch die Insel Sokotra sichtbar, die Wärme bleibt anhaltend bei etwa 30° C., aber die Luft ist doch bedeutend angenehmer als im rothen Meere, und die rege Heiterkeit unserer Gesellschaft an Bord litt jedenfalls keinen Augenblick: Bei Tage wurden allerlei athletische Spiele für Herren und Damen arrangirt, zwei junge Engländer gaben sogar regelmäßige Box-Uebungen zum Besten, bis die junge Frau des Einen, dem das Blut aus Nase und Mund geschossen kam, energisch gegen deren Fortsetzung protestirte; jeden Abend gab es Concert und Tanz, wobei der immer liebenswürdige und heitere Kapitän und seine dienstfreien Officiere den Löwenantheil der Arrangements übernahmen. Die deutschen Touristen versuchten tagsüber noch fleißig in allerlei Reisebüchern zu studiren, freilich wurden sie dabei so häufig unterbrochen und anderweitig angenehm in Anspruch genommen, daß, wenn man versäumt hatte, sich rechtzeitig zu Hause auf die Reise vorzubereiten, jetzt nicht viel mehr nachgeholt wurde. —

Bei der Bescheidenheit, welche bekanntlich alle Schriftsteller ziert und überdies als höflicher Sachse bin ich mir natürlich bewußt, daß ich den wenigsten meiner geneigten Leser etwas Neues damit sagen kann, ich bitte aber doch, bevor wir in Indien landen, in ganz kurzen Zügen die Entwicklung des Landes in Erinnerung zurückrufen zu dürfen, welches heute die Säule der britischen Weltmacht bildet.

Etwa um das Jahr 2000 v. Chr. fielen von Iranien arische Stämme von Nordwesten her in die bis dahin von einer Negerrasse bewohnte Halbinsel ein, gründeten zahlreiche unter Radschas stehende,

kleine Staaten im Norden und drangen während ihrer Heldenzeit immer weiter nach dem Ganges vor, die dunklen Ur-Einwohner, die Drawidas, allmälig nach dem Gebirgsinnern und nach dem Süden vor sich her drängend, und die Eroberung der Halbinsel etwa gegen das Jahr 1200 v. Chr. beendend. Die ursprüngliche Religion dieses arischen Hirten- und Ackerbauvolkes bestand in der Verehrung der Naturkräfte, des leuchtenden Himmelsgewölbes, von Sonne und Mond, des Donner- und Regen-Gottes Indra, wie sie in den alten Lehren der Wedas niedergelegt ist. Die Naturbedeutung der zahlreichen Götter wurde aber bald nicht mehr verstanden, in der Religion der Epen wird den Göttern bereits eine geistige Bedeutung unterlegt, die dann weiter von den speculativen Priestern in den Brahmanismus folgendermaßen entwickelt wird: Brahma ist der große Eine, die ewige, unendliche Kraft, durch welche alle Wesen entstehen und leben und in welche sie zurückkehren; der ganze Weltenschein mit seinen zahllosen Erscheinungen ist ein Werk der „Maya“, des angeborenen Wahnes, der das Unreale für real hält und das Reale nicht erfaßt. Die Seelen der Unreinen gehen nicht direct zu Brahma zurück, sondern müssen erst in der Hölle entsühnt und durch die Stufenreihe weiterer — zuweilen zur Strafe auch thierischer — Entwickelungsformen in der „Seelenwanderung“ gereinigt werden. Speciell wurde auch die Einrichtung der Kasten, ursprünglich wohl eingeführt, um die Mischung der Arier mit den Ureinwohnern zu verhindern — das indische Wort für Kaste bedeutet „Farbe“ — direct Brahma zugeschrieben. Unter den vier Kasten standen die Priester oder Beter, die Brahmanen, am höchsten; ihnen folgte der sich während der Eroberungszeit herausgebildete Krieger-Adel, die Tschetris; als dritte die Vaisya, Ackerbauer und Viehzüchter umfassend, aus denen sich in späterer Entwickelung die Handwerker und Kaufleute absonderten, ohne indessen einen höheren Rang einzunehmen; und endlich als vierte Kaste, die Sudras, die unterworfenen Ureinwohner. Diese vier Stände, welche sich naturgemäß entwickelt hatten, wurden durch strenge Kasten-Gesetze derart getrennt, daß der Uebertritt von dem einen zu dem andern absolut ausgeschlossen war. Unter diesen vier Kasten rangirten als Unreine noch die Parias, Ureinwohner, die sich den Ariern nicht freiwillig unterworfen und deren Gesetze und Sitten nicht angenommen hatten, und auch solche Arier umfassend, welche sich den Brahmanen nicht unterordnen wollten; diese Klasse lieferte die Pferde- und Ackerknechte, Diener, Köche, Lastträger, Soldaten und Bajaderen.

Später haben sich diese Kasten weiter getrennt, bis man deren heutigen Tages 270 zählt.

Je mehr im Laufe der Zeit die eingewanderten Arier durch das heiße Klima erschlafften, durch die Fruchtbarkeit des Bodens und allmählich eingetretene friedliche Entwickelung üppiger und bequemer wurden, umsomehr gewann auch der Einfluß der Priester an Gewicht und Uebergewicht, und da das Volk ihren speculativen Philosophien natürlich nicht zu folgen vermochte, vielmehr theilweise wieder zu seinen alten Naturgöttern zurückkehrte, so waren die Brahmanen klug genug, in ihrem System die beiden Götter Wischnu, den Erhalter, und Schiwa, den Zerstörer, aufzunehmen, welche dem Schöpfer, Brahma, untergeordnet und mit ihm zusammen in der Trimurti vereinigt wurden.

Brahma ist der Schöpfer der Welt und der Menschen; seine Gattin heißt Saraswati.

Wischnu, besonders im Westen der Halbinsel verehrt, ist durch seine Herabsteigungen oder Inkarnationen, deren man neun zählt, der Erhalter der Welt und besonders durch seine letzte Verkörperung in Krischna, als welcher er eine lange Reihe von Heldenthaten vollbringt, der volksthümlichste aller Götter; seine Gattin Lakschmi ist die Göttin der Liebe. Wischnu's Symbol ist das Speichenrad; die Erfindung desselben bedeutete für die Naturvölker einen ungeheueren Schritt vorwärts und wir finden deshalb das Rad als Symbol geheimnißvoller Macht nicht nur in Indien, sondern in ganz Asien, soweit der Buddhismus gedrungen ist, häufig angewandt.

Schiwa, besonders im Osten der Halbinsel verehrt, dreiäugig und mit dem Dreizack dargestellt, wirkt zerstörend, reinigend und befruchtend; der Lingam (Phallos der Griechen), zuweilen auch von dem weiblichen Ring des Yoni umgeben, ist als Zeichen der Fruchtbarkeit Schiwa's Symbol. Seine Gattin Parwati, mitunter auch Kali genannt, ist die schreckliche Göttin der Epidemien, welcher blutige Opfer gebracht werden. Schiwa's ältester Sohn, der elephantenköpfige Ganesch, wird als Gott der Weisheit viel verehrt und bildet die auffallendste Figur unter den zahlreichen Götterdarstellungen.

Nach echt menschlicher Weise wird übrigens von dem abstracten Brahma, dem Schaffenden, nicht viel Wesens gemacht, die Hauptgötter der Furcht und Verehrung sind für die große Menge vielmehr der Erhalter und der Zerstörer, Wischnu und Schiwa, welche als praktisch in das tägliche Leben eingreifend gedacht werden.

Neben der Dreieinigkeit erscheinen in dieser Mischreligion, die sich seit dem sechsten Jahrhundert vor Chr. entwickelt und bis auf den heutigen Tag erhalten hat, im Volksglauben noch zahlreiche Naturgötter, meist Verkörperungen von Naturerscheinungen, Halbgötter, Dämonen, Helden

und Heilige, welche durch Opfer, Gebete, Wallfahrten, Büßungen u. s. w. verehrt werden.

Dem Volksglauben wichtige Zugeständnisse zu machen, sah sich die Priesterschaft besonders veranlaßt durch das Auftreten (623—543 v. Chr.) des Königssohnes Gautama von dem Geschlechte der Sakya aus Kapitavastu nördlich des Ganges, der als socialer Reformator dem herrschsüchtigen Brahmanenthum gegenüber erschien und lehrte, daß ein Jeder, ohne Unterschied von Nation oder Kaste, zur Erlösung gelangen könne durch vollständige Weltentsagung und höchste Bethätigung praktischer Liebe seinen Mitgeschöpfen gegenüber. Gautama selbst leugnete die Existenz eines höchsten, göttlichen Wesens, sondern fand die endliche Lösung in dem Aufgehen im Nirwana, dem Nichts; die Nachfolger seiner Lehre führten später aber Dämonen, dann auch Gottheiten ein und machten Gautama selbst, unter dem Ehrennamen „Buddha", d. i. der „Erleuchtete", als Verkörperung der höchsten Intelligenz, zum höchsten Gott.

Die Schönheit und Einfachheit der neuen Lehre, so ähnlich derjenigen des späteren Christenthums, sicherte dem Buddhismus anfangs eine schnelle und weite Verbreitung in Vorderindien und unter dem buddhistischen Constantin, dem berühmten König Asoka (259—222 v. Chr.), einem Enkel jenes Tschandragupta, welcher dem durch Alexander d. Gr. Einfall in das Indus-Gebiet entstandenen, macedonischen Reiche ein Ziel gesetzt hatte, wurde der Buddhismus Staatsreligion im nördlichen Indien. Ein Sohn Asokas brachte im Jahre 241 mit einem Ableger des heiligen Bo-Baumes, unter dem sitzend, Gautama erleuchtet worden war, den Buddhismus selbst nach Ceylon. Aber die Brahmanen standen der neuen Lehre feindlich gegenüber und verursachten lange und blutige Religionskämpfe, welche, getragen von dem geschickt angestachelten Nationalstolz der Inder, der Gleichheitslehre Buddha's gegenüber, in der vollständigen Verdrängung des Buddhismus aus Nordindien endeten. Auf Ceylon, Java, in Afghanistan, Hinterindien, China und Japan hat sich, vielfach verändert und ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit mannigfach entkleidet, die Lehre des indischen Königssohnes bis auf den heutigen Tag erhalten und zählt von allen religiösen Bekenntnissen der Erde die größte Anzahl Anhänger; in dem Priesterstaate Tibet, dem klassischen Lande des modernen Buddhismus, wird seit dem 14. Jahrhundert der oberste Priester, der Dalai Lama, als Inkarnation der Gottheit verehrt.

In Vorderindien aber traten die Priester nach Niederwerfung der versuchten Reform herrschsüchtiger und strenger auf als je, schärften

Kastentrennung uud übertriebenes Ceremoniell und steigerten die Ascetik bis zur Selbsttödtung und zur gezwungenen Wittwenverbrennung (Satti), d. h. die Wittwe mußte zur Sühnung der Sünden ihres verstorbenen Mannes „freiwillig“ auch ihr Leben auf dem brennenden Scheiterhaufen enden, eine Sitte, die erst im Jahre 1830 durch Machtspruch der Engländer verboten wurde.

Die drückende Priesterherrschaft und das erschlaffende Klima haben das ursprünglich kriegerisch veranlagte und kräftige Volk zu einem unselbstständigen und schwächlichen Menschenschlag umgewandelt, welcher sich feig, hinterlistig und mit nur scheinbarer Geduld in sein Schicksal, das einer dienenden Rasse, ergeben hat.

Der Verkehr des Auslandes mit dem durch Meer und hohe Berge natürlich abgeschlossenen alten Indien war sehr gering und auf die Entwickelung des Innern von wenig oder gar keinem Einfluß, da er sich auf den Austausch von Handelsgütern an den Häfen beschränkte; die Phönikier und Araber holten hier Perlen und Edelsteine, Gewürze, feine Stoffe und Elfenbein und brachten dafür hauptsächlich Metalle, Stoffe, Weine, Schmucksachen und Haremsmädchen. Nachdem die Perser unter Darius I um 517 v. Ch. einen Theil des Industhales erobert hatten und 326 vor Chr. Alexander der Große bis an die Ostgrenze des Pendschabs vorgedrungen war, entwickelte sich auch an der Nordgrenze Indiens ein reger Handelsverkehr, der aber, ebenso wie spätere, gelegentliche Beziehungen zu Griechenland und dem römischen Reich, ohne weiteren Einfluß auf die Entwickelung des Landes blieb. Indien zerfiel in viele kleine, selbstständige Königreiche und erfreute sich im Allgemeinen tiefsten Friedens und um Christi Zeit der Glanzperiode seiner Litteratur und Kunst. Die zahlreichen Könige lebten in großem Luxus und genossen fast göttliche Verehrung, waren aber trotzdem oft um ihre Sicherheit besorgt. Erst im 8. Jahrhundert nach Christus beginnen die Verwüstungen Indiens, die Umwandlung des alten Brahmanenwesens, der Sturz altindischer Glanzreiche, Tempel und Residenzen durch Fremdlinge, die Verbreitung des Islam und die Vermischung der Inder mit arabischen, persischen, türkischen, mongolischen und afghanischen Völkerstämmen.

Nachdem die Araber, von Iran und dem Meere her siegend eindringend, sich schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts Sindh, den westlichsten Vorposten Hindostans unterworfen und den Islam eingeführt hatten, setzten sich vom Anfang des 11. Jahrhunderts an mohammedanische Dynastien dauernd im Lande fest. Der Sultan von Ghasna in Khorassan, Mahmud I., (997—1030) zog in zwölf blutigen Eroberungszügen plündernd und zerstörend durch die Nordwestprovinzen

Indiens, ungeheuere Schätze mit sich heimschleppend und die besiegten indischen Königreiche einzelnen Statthaltern, Nabobs, zur Verwaltung überlassend, wodurch der Keim zur despotischen mohammedanischen Herrschaft auch in Indien gelegt wurde. Die Nachfolger aus Mahmuds Dynastie wütheten als noch schlimmere Tyrannen, mußten aber 1192 dem aus Afghanistan stammenden Ghoriden-Geschlecht weichen, welches erobernd auch in Delhi einzog. Fünf in der Zeit zwischen 1192 und 1526 auf einander folgende, afghanische Dynastien breiten zerstörend und mordend den Islam aus, darunter am grausamsten der 1398 Delhi erobernde Timur oder Tamerlan von Samarkand, und in ihrem Gefolge entstehen in Hindostan und bis weit in den Dekan hinein, neue Einrichtungen, Sitten, Herrschaften und Residenzen. Dazwischen erfolgen verheerende Einfälle mongolischer und turkestanischer Völker, bis endlich mit der Eroberung Delhis 1526 durch Babur, einem Urenkel von Timur, welcher das Reich der Großmogule gründet, eine Epoche zeitweiliger Erholung eintritt.

Die tatarischen Kaiser regieren, ihre Herrschaft über ganz Hindostan, das nördliche Flußland und das südlich anstoßende Tafelland der Halbinsel Dekan ausdehnend, von 1526—1788, theils duldsam, wie der große Akbar (1566—1605), meist aber fanatisch und blutdürstig im Interesse der Ausbreitung ihrer Religion. Nach dem kunstliebenden, aber unerhört grausamen Aurengzib (1658—1707) bringen fortwährende Familienzwistigkeiten und Thronfolgestreite das Reich in immer größere Verwirrung und in Zerfall. Im Jahr 1739 fiel der Perserkönig Nadir Schah in Hindostan ein, richtete in Delhi ein furchtbares Blutbad an und zog mit ungemessenen Schätzen, darunter dem berühmten, von Edelsteinen prunkenden Pfauenthrone und dem großen Diamanten Koh-i-Nur, heim. Angesichts der Schwäche der Großmogule erklärten sich einzelne mohammedanische und Hindu-Lehnsfürsten für selbstständig, darunter der kriegerische Stamm der Mahratten, der sich 1758 von Delhi unabhängig machte. Den Wirnissen, Kämpfen und Intriguen wurde endlich 1803 ein Ende gemacht, dadurch, daß der letzte Rest des Reiches des Großmoguls und dieser selbst mit der Einnahme Delhis in die Hände der Engländer kam. Der Fürst und seine Nachfolger genossen in Delhi noch Hofehren und Jahresgehalt bis zum Jahre 1857/58, worauf der letzte „Großmogul" Mohammed Bahadur Schah wegen Betheiligung am großen Seapoy Aufstand als einfacher Staatspensionär nach Benares geschickt wurde.

Seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und Vasco de Gama's Landung in Kalikut im Jahre 1498 hatte sich das Verhältniß der Europäer zu dem alten Wunderlande inzwischen in folgender Weise entwickelt.

Nachdem die Portugiesen sich 1510 Goa's bemächtigt und dieses zum Hauptsitz der portugiesischen Herrschaft in Indien gemacht hatten, war es ihr Bemühen, den bisher von den Arabern vermittelten Handel mit Erfolg an sich zu ziehen; mit der sinkenden Macht Portugals in Europa und in Folge des schlechten, portugiesischen Verwaltungssystems war es anderen Nationen aber leicht gemacht, in Wettbewerb einzutreten und so folgten zunächst die Niederländer, bald auch die Engländer und Franzosen, welche zu der Erreichung des Allen gemeinsamen Hauptzwecks: Anknüpfung und Ausnutzung von Handelsbeziehungen, gleichfalls ostindische Handelsgesellschaften gründeten; die wichtigsten derselben waren: die portugiesische (1587—1640), die niederländische (1594—1795), die englische (1600—1858) und die französische (1604, 1616, 1664—1670); daneben erschienen vorübergehend und minder wichtig auch die Dänen, Spanier, Belgier und Schweden mit eigenen Unternehmungen und sogar Preußen besaß für kurze Zeit unter Friedrich dem Großen seine ostindische Kompagnie (1751—63), die aber leider keinen Erfolg hatte.

Von dauerndem und maßgebendem Einfluß sind nur die Engländer geblieben. Nachdem sich die britisch-ostindische Kompagnie 1612 mit ihrer ersten Factorei in Surat an der Malabar-Küste festgesetzt und 1640 die Niederlassung Madras an der Koromandel-Küste gegründet hatte, erlangte sie von ihrer heimischen Regierung nach wiederholter Erneuerung ihres Freibriefes 1661 auch das souveräne Recht, bürgerliche Gerichtsbarkeit auszuüben, eigene Truppen zu halten und mit den „Ungläubigen" Krieg zu führen und Frieden zu schließen; weitere Berechtigungen, wie die eigener Münze, wurden bald zugefügt.

Mit anfangs sehr wechselndem Glück, von den Großmogulen oft in demüthigendster Weise behandelt, suchte sich die Kompagnie auszudehnen, legte 1687 den Sitz ihres Gouverneurs von Surat nach Bombay, kaufte 1698 das damalige Dorf Kalkutta, erlangte seit Anfang des 18. Jahrhunderts überhaupt wichtige Privilegien von dem Großmogul und erfreute sich nun eines blühenden Zustandes. Der Konflikt Englands und Frankreichs in Europa um die Mitte letzten Jahrhunderts übertrug sich auch auf Ostindien, aber Clive besiegte die Franzosen bei Madras, vernichtete deren Einfluß und brachte die intriguirenden Stämme Bengalens, wenn auch noch nicht nominell, so doch de facto unter englische Herrschaft. Auch die im Süden der Halbinsel 1767—69 von den Franzosen angestifteten Unruhen des Haider Ali von Mysore, und die späteren seines Sohnes Tippu Sahib, 1799 erschlagen, enden mit Befestigung und Ausdehnung der englischen Herrschaft, die sich

im Laufe der Jahre 1800 bis 1820 durch die Unterwerfung der kriegerischen Mahratten in Nordindien auch über die Reiche des Scindia von Gwalior, des Holkar von Indor und des Peschwa von Puna erstreckt. 1826 folgte dann nach dem Kriege mit Birma die Einverleibung der Provinzen Assam, Arakan und Tenasserim, 1838—42 der durch Rußlands Intriguen herbeigeführte erste afghanische Krieg, welcher nach vielen Mißerfolgen mit dem verlustreichen Rückzug der Engländer endete. Der durch diese Schlappe der Briten zum Widerstand ermuthigte Emir von Sindh dagegen wurde 1843 von den Engländern geschlagen, sein Reich zu einer englischen Provinz gemacht und in Folge eines sich daran anschließenden, gefährlichen Krieges mit den Sikhs von 1845—1849 erfuhr auch deren Land dasselbe Schicksal und das ganze Pendschab oder Fünfstromgebiet des Indus stand nun unter britischer Macht. 1852 wurde Pegu in Hinterindien, 1856 in Vorderindien Audh erworben, 1854 in dem Vertrag mit Beludschistan das Recht erlangt, im Quetta-Bezirk englische Truppen halten zu dürfen.

Die Beziehungen der britisch-ostindischen Kompagnie zur englischen Regierung hatten sich inzwischen wesentlich geändert, seitdem die letztere im Jahre 1767 territoriale Kompensation für geleistete Stellung von Staats-Truppen und Flotten beanspruchte; man einigte sich dahin, daß die Kompagnie einen jährlichen Tribut von 400,000 Pfund Sterling an die englische Krone zahlte und gleichzeitig wurde festgesetzt, daß die Dividende auf das Stammkapital von 6 Millionen Pfund nicht 10 % p. a. übersteigen dürfe, der Mehrgewinn zur Bildung eines Reserve-Fonds und Ausführung volkswirthschaftlicher Verbesserungen in Indien zu verwenden sei. Die Mißverwaltungen eines schändlichen Ausbeutungssystemes veranlaßten das englische Parlament aber schon 1773 zu neuem Einschreiten und die bisher unabhängig von einander bestandenen Präsidentschaften Kalkutta, Madras und Bombay wurden einem vom Parlament ernannten General-Gouverneur unterstellt, die Rechte der Kompagnie in Bezug auf Civil- und Militärverwaltung eingeschränkt. Aber gleich der erste General-Gouverneur Warren-Hastings, der sich als energischer General in Indien bewährt hatte, mißbrauchte seine Gewalt auf eine so empörende Weise, daß im Jahre 1784 der Kompagnie alle souveränen Rechte entzogen wurden und ihr nur die Verwaltung in Handelsangelegenheiten belassen blieb. Dieses Monopol wurde bei einer Erneuerung des Freibriefes im Jahre 1814 auf den chinesischen und den Thee-Handel eingeschränkt, der übrige Handel aber allen Briten frei gegeben, was einen außerordentlichen Aufschwung desselben zur Folge hatte; bei Ablauf des Freibriefes 1854 erfolgte

jedoch eine Erneuerung nicht mehr, sondern Indien wurde 1858 als ein Theil des britischen Reiches unter der Regierung der Königin proklamirt.

Nach dem, Ende der vierziger Jahre eingetretenen Frieden, waren die Engländer außerordentlich thätig zur volkswirthschaftlichen Hebung des Landes durch Anlegen von Eisenbahnen und Telegraphen, Einrichtung von Dampferlinien und Postverbindungen, durch Hebung von Landwirthschaft und Bergbau, und in tiefster Sorglosigkeit wurden sie 1857 von dem furchtbaren Militär-Aufstand überrascht, welcher unter den indischen Seapoys-Truppen in Mirut bei Delhi ausbrach und von den Mohammedanern genährt, sich bald über die Garnisonstädte des ganzen Nordens und Mittel-Indiens ausbreitete, gegenseitig mit der größten Grausamkeit geführt wurde und erst 1859 ganz unterdrückt werden konnte. Das elende Ausbeutungs- und Erpressungssystem der ostindischen Kompagnie hatte den längst zusammengetragenen Stoff zu diesem Brand, die Einführung des Enfield-Gewehres den Anlaß zu seiner Entflammung gegeben, da die für das letztere verwandten, mit Rindertalg und Schweineschmalz gefetteten Patronen den Hindus, wie Moslims gleichermaßen ein religiöses Greuel waren. Der Aufstand lieferte die Lehre, daß die Macht der Briten, die von Anfang an auf treuloser Ausspielung des einen Stammes gegen den andern beruhte, und als deren sichersten Grundstein man in modernen Zeiten die bestehende tiefe Zwietracht zwischen Hindus und Moslims betrachtete, nicht so fest begründet ist, als man bereits geglaubt hatte, im gemeinsamen Haß gegen den Unterdrücker trafen sich die Gefühle und vereinigten sich die Anstrengungen der verschiedenen Unterdrückten.

Nach der neuen Verfassung wird das indische Reich von einem in Kalkutta residirenden, direct unter dem englischen Minister für Indien stehenden, für 4 Jahre ernannten Vicekönig regiert, der seinerseits alle anderen Beamten mit Ausnahme der Gouverneure von Bombay und Madras, der Generallieutenants des Pendschab, Bengalens und der Nordwestprovinzen und eines Theiles des Rathes ernennt, welche gleichfalls von der Krone direct berufen werden; den Präsidentschaften Bombay und Madras ist eine gewisse Selbstständigkeit geblieben und auch ihren Gouverneuren stehen, wie dem Viecekönig, ein Ministerium und ein gesetzgebender Rath zur Seite.

Das Heer von etwa 200 000 Mann besteht zu einem Drittel aus Briten, zu zwei Drittel aus Eingeborenen, die in ihren Verbänden so eingetheilt sind, daß ihre verschiedenen Religionen und Kasten bei einem eventuellen Aufstand trennend wirken sollen. Zu obiger Zahl kommen

noch die, von einer Reihe von Vasallenstaaten vertragsmäßig zu stellenden Hülfstruppen.

Die Zahl der einheimischen, mehr oder weniger selbstständigen Fürsten beträgt noch 153, darunter sind nur 23 Hindus, die anderen Moslims, und die Pflichten und Rechte, welche ihnen die geschlossenen Schutzverträge mit England zuweisen, sind sehr verschiedener Natur, je nach der Wichtigkeit der betreffenden Staaten. Im Allgemeinen hat England principiell bestehende Verhältnisse möglichst geschont und läßt den Fürsten freie Hand, solange die an jedem Hofe zur Ueberwachung bestellten britischen Ministerresidenten und politischen Agenten nichts einzuwenden finden. Die Landeseinkünfte der betr. Staaten werden als Privateinkünfte der Herrscher betrachtet; minderjährige Fürsten in von England eigens dazu gegründeten Schulen erzogen, um ihnen nach Möglichkeit englische Anschauungen einzuimpfen.

Die im Jahre 1876 erfolgte Proklamirung der Königin von England als „Kaiserin von Indien" ist die äußere Anerkennung des Wunsches, dem indischen Reiche, dessen Verhältnisse sich unter der Sorgfalt der Regierung nennenswerth gebessert haben, eine gewisse Selbstständigkeit zu gewähren. Bislang wird durch Einmischung des englischen Parlaments in Details der indischen Verwaltung und durch Aussendung parlamentarischer Commissionen die Autorität der indischen Regierung in Indien selbst in fataler Weise geschwächt. Immerhin besteht z. B. in Indien ein codificirtes Recht, das es bekanntlich in dem hochcivilisirten England selbst heutigen Tages noch nicht giebt.

Seit 1870 hat man angefangen, Eingeborene mehr zur Verwaltung des Landes heranzuziehen und ihnen auch die Concession gemacht, daß sie als Richter, selbst im Obertribunal, angestellt werden können.

Indien soll sich ohne Zuschuß selbst erhalten, hat dabei freilich die anständige Schuldenlast von über 2 Milliarden Rupien, und deckt seine Ausgaben zur Hälfte durch Grundsteuer, Salzmonopol und Opiumsteuer, während die Hauptausgabe seines, etwa 900 Millionen Rupien per Jahr betragenden Budgets mit 235 Millionen die Heeresverwaltung bildet. Es wird auf das indische Budget auch manches übernommen, was eigentlich mehr „imperialistischen", als specifisch indischen Interessen dient; so bezahlt Indien z. B. den englischen Postdienst in Mesopotamien und Persien, die englischen Konsulate in Arabien und die britischen Gesandtschaften in Teheran und selbst in Peking. Daß man sogar die nach Afrika berufenen indischen Hülfstruppen für Indiens Kosten expedirt und unterhält, hat letzthin Grund zu begreiflichem Mißfallen gegeben.

Die indische Landesmünze ist die silberne Rupie, deren Werth durch den gesunkenen Silberpreis auf M. 1. 12. gesunken ist. Die Rupie wird in 16 Annas à 12 Pice eingetheilt und 100 000 Rupien heißen ein Lakh. —

Von den 287 Millionen Einwohnern, welche Britisch-Ostindien einschließlich seiner Schutzstaaten bei der letzten, im Jahre 1891 erfolgten Aufnahme zählte, waren 208 Millionen Hindus, 57 Mohammedaner, 9 Naturanbeter, 7 Buddhisten und je 2 Millionen Christen, Sikhs und Dschainas.

Außer 70 000 Mann englischer Truppen leben nur noch etwa eine gleiche Anzahl Europäer sonst in ganz Indien, von denen etwa 28 000 englisch-indische Beamte sind; das Verhältniß der herrschenden zur beherrschenden Rasse ist also ein ganz anormales: 140 000 gegen 287 000 000. —

Nun zurück an Bord der „Imperatrix“ und zu ihren Zerstreuungen, welche am Tage vor der Ankunft mit athletischen Preis-Spielen, Abschieds-Diner und großem Ball abschlossen. Erstere endeten mit einem Tauziehen oder Kriegsseil, „tug of war“, zwischen Deutschen und Engländern, bei dem wir Sieger blieben und worüber die englischen Damen und Herren eine so deutlich zu Tage gelegte, uns für Spiele unbegreifliche Verstimmung zeigten, als ob ihre Nation eine militärische oder diplomatische Niederlage erlitten hätte; erst während der solennen Tafel trat wieder unbefangene Stimmung ein. Künstliche Rosenbouquets auf allen Gedecken, ein ausgewähltes Menu, Abbrennen weißer und rother bengalischer Lichter außerhalb der Salonluken während des wohlverdienten Toastes auf den Kommandanten, ein Ball voller Confusion und Heiterkeit und eine fröhliche Trinkecke zum Schluß verschönten den letzten Abend an Bord.

Sonntag, den 18. November kurz nach Mittag kam Land in Sicht, immer höher stiegen die rothbraunen Berge der Ghats, von scharfen isolirten Bergkuppen überragt; allmählich konnte man auch die Palmenwälder der Küste erkennen, während von dem näheren, aber niedrig gelegenen Bombay selbst wenig sichtbar war; nur die Thürme und Kuppeln der Universität, des Bahnhofes und des Stadthauses ragten hervor. Wegen niedrigen Wassers in weitem Bogen um die Stadt herumfahrend, nimmt der Dampfer beim Leuchtschiff den Lootsen ein und richtet seinen Kurs nach der, im Osten der Halbinsel gelegenen Rheede, wo zwei englische Panzerthurmschiffe regelmäßig vor Anker liegen, während drei Insel-Forts dem Hafen stehenden Schutz gewähren.

Vom Ufer ziemlich weit entfernt, warfen wir Nachmittags gegen 5 Uhr, 15 Tage nach unserer Abreise von Triest, Anker aus.

Da die Dampfbarkasse des Hôtels, welche Passagierdampfer gewöhnlich erwartet, noch nicht in Sicht war, und begierig, bald an Land zu kommen, benutzte ich eins der zahlreichen, den Dampfer umringenden Ruderböte, deren dunkelfarbige Mannschaft sich mit lautem Geschrei anpries und fuhr nach dem Stone Bunder, wo mein Gepäck einer ziemlich eingehenden Zollbesichtigung unterzogen wurde.

Seit 1894 ist nämlich, um dem indischen Budget aufzuhelfen, eine allgemeine Einfuhrsteuer von 5 % ad val. eingeführt, welche seit 1895 zum größten Schmerze Lancashire's auch auf die bis dahin freien Manchester-Baumwollwaaren ausgedehnt wurde und die sich auch auf ungebrauchte Reiseeffecten erstreckt. Als für Jäger beachtenswerth erwähne ich, daß auf Schießwaffen eine höhere Abgabe zu zahlen und für deren Einführung eine besondere Erlaubniß nöthig, aber unschwer im Eingangshafen zu erlangen ist.

In einem leichten, offenen Wagen rollte ich bald Watson's Esplanade-Hôtel entgegen, welches so überfüllt war, daß ich nur mit Mühe und Noth ein bescheidenes Zimmer im 4. Stock bekam, der auf dem flachen Dach aufgebaut ist und die Sonne hatte so stark eingeheizt, daß ich trotz offener Fenster keine sehr angenehme, erste Nacht in Indien verbrachte und froh war, am nächsten Tage wenigstens ein Zimmer im 3. Stock zu erhalten. In den engen Corridoren kauern vor den Thüren ihrer Herrschaften die männlichen und weiblichen dunklen Privatdiener, die „Boys“ und die „Ayas“ und ein buntes Bild bietet sich im großen Speisesaal, wo an zahlreichen, einzelnen Tischen, von ihren Privat-Dienern und Hôtelkellnern in mannigfacher bunter Tracht, geräuschlos — weil barfuß — bedient, die europäischen „Sahibs“, etwa 100 Gäste, ihr Mahl einnehmen. Darüber weht die Punka, deren Schnüre durch Löcher in der Wand von dahinter im Corridor oder auf der Veranda kauernden Kulis regelmäßig angezogen werden.

Das Hôtel mit dem englischen Namen, eine Goldgrube, gehört jetzt einem sehr selbstbewußt auftretenden, reichen Moslim, welcher früher Minister des Nizam von Haiderabad war und wird von einem indischen Direktor geleitet, viel zu schlecht, um auf die Ehre eines „europäisch“ geführten Hauses Anspruch machen zu können und zu wenig indisch, um originell genug zu sein. Aber Hôtels bilden überhaupt den schwachen Punkt bei Reisen in Indien und dieses ist immerhin das erste Bombay's, in allen Stockwerken von Veranden umgeben und an schattiger Banianen-Allee direct an der weiten Esplanade im schönsten Theil der Stadt

gelegen. Im Erdgeschoß befinden sich außer Billardsaal und der unvermeidlichen Bar, die Räume eines „Outfitter's“, bei dem man seinen Bedarf an leichten Kleidern und allen sonstigen Reiseutensilien decken kann; der erste Stock enthält die Speise- und Conversationssäle und vor der Hauptfaçade einen viel besuchten, breiten Balkon mit zahlreichen bequemen Liege- und Schaukelstühlen besetzt und von hier aus genießen die Gäste meist das sich auf der Straße unter ihnen abspielende Schauspiel der Schlangenbeschwörer, Gaukler und Tänzerinnen. In den oberen Stockwerken, zu denen der einzige Aufzug Indiens emporführt, befinden sich die Schlafzimmer, deren Betten durch Gazenetze gegen Mosquitos geschützt sind; zu jedem Schlafzimmer gehören in einem anstoßenden Alkoven ein eigenes Bad und transportables Closet und zwar findet man diese Annehmlichkeit in ganz Indien als eine selbstverständliche Einrichtung überall. Die blecherne Badewanne ist allerdings zuweilen so klein, daß man nur mit gekreuzten Beinen oder überhaupt nicht darin sitzen, sondern nun darin stehend eine Abwaschung mit dem Schwamm vornehmen und sich mit dem „Tschatty“, einem Schöpfgefäß, übergießen kann.

Die gebotenen Mahlzeiten bestehen in Thee mit geröstetem Brot und Früchten, dem sogenannten Tschota haziri oder „kleinen Frühstück“, welches meist noch im Bett eingenommen wird, dem Gabelfrühstück um 9 Uhr, Tiffin um 2, Thee um 5 — oder zu irgend einer Tageszeit — und Diner um 8 Uhr, die Hauptmahlzeit also dann, nachdem Kühlung eingetreten ist und man Zeit gehabt hat, eine Spazierfahrt oder einen Spazierritt vorzunehmen. Die Auswahl der Speisenkarte für Frühstück, Tiffin und Mittagsmahl ist immer eine reichliche, allerdings ziemlich monotone und man hat das Recht, davon ohne Beschränkung so viele Platten zu wählen, als man nur will. Hühner, Hammelfleisch und Reis mit Curry fehlen bei keinem Mahl.

Das gewöhnliche indische Tafelgetränk im Hôtel sowohl, als meist auch im Privathause, liefert die Mischung von Wyskey und geeistem Sodawasser, der „Peg“, und dieser bildet auch das Haupterfrischungsgetränk außerhalb der Mahlzeiten; Bier wird im Allgemeinen weniger getrunken und die Hauptmarke darin, welche man in ganz Indien vorfindet, ist das sogenannte „Pilsener“ von der Kaiserbrauerei Beck u. Co. in Bremen, das sich einer derartigen Beliebtheit erfreut, daß sogar die stolzen Briten sich herabgelassen haben, es zu imitiren. „England gegen Deutschland“ verkünden Tennants farbige Reklame-Plakate, Engländer und Deutsche beim Seilziehen darstellend, bei welchem als Preis eine Flasche Tennants „Pilsener“ winkt. Bayerisches Bier findet

man im ganzen Osten nur selten und der Wein-Consum wird durch die „Pegs“ außerordentlich beschränkt.

Die Hôtels berechnen für Zimmer incl. Bad, sämmtlicher Mahlzeiten, Beleuchtung und Bedienung nur die lächerlich kleine Summe von 5 Rupien per Tag, in einigen Plätzen des Innern habe ich nur 3, in Kalkutta 7 Rupien bezahlt, 5 Rupien aber ist der meist übliche Satz und da die Rupie bei dem heutigen billigen Silberpreis nur M. 1. 12. werthet, so findet man also volle Verpflegung für M. 5. 60 per Tag.

Allerdings existirt dabei die stillschweigende, zuweilen auch durch Anschlag in den Zimmern ausdrücklich bekannt gemachte Voraussetzung, daß man, speciell für längeren Aufenthalt, seinen eigenen Diener mitbringt; das ist für Indien ja aber selbstverständlich und der Tourist braucht den Diener auch schon dazu, um jederzeit einen Dolmetscher zur Hand zu haben.

Was die lingua franca für die Levante, das ist die englische Sprache für Süd- und Ostasien, mit Ausnahme der holländischen Besitzungen etwa. In den größeren Städten wird man in den Hôtels und Haupt-Magazinen mit Englisch auskommen, allerdings auch nur da; aber in allen kleineren, oft gerade sehr interessanten Läden und in ganzen kleinen Orten überhaupt, wird man unter Umständen vergeblich nach einer einzigen, englisch sprechenden Persönlichkeit suchen, und dann ist man natürlich vollständig auf seinen dolmetschenden Diener angewiesen. Englisch sprechende, eingeborene Diener, im ganzen Osten „Boys“ oder „Bearer“ gerufen, sind unschwer zu bekommen, französisch sprechende sind schon sehr selten, deutsch sprechende — zufällige Ausnahmen etwa abgerechnet — überhaupt nicht zu haben. Das Alter des „Boy's“ spielt bei seiner Benennung keine Rolle, ob er 10 oder 60 Jahre alt ist, er bleibt immer der „Boy“, wenn auch dann ein recht alter „Knabe“. Ihrer Religion nach gelten die Hindu-Boys im Allgemeinen für träge, die christlichen — von denen die besten aus der Provinz Madras und aus Goa stammen — sollen am Meisten stehlen, sind aber sonst gut und die Moslims werden als die Empfehlenswerthesten bezeichnet. Die von den Engagement suchenden Dienern immer sofort und reichlich vorgezeigten Zeugnisse von Europäern bieten an und für sich wenig Garantie, da diese Papiere leicht leihweise oder käuflich im Bazar zu haben sind, wo bei der verhältnißmäßig kleinen Zahl von Vornamen, dem einzigen, den man von seinem Diener kennt und auf welchen die Zeugnisse lauten, jeder Ali oder David leicht das findet, was er braucht, um sich wenigstens auf dem Papier als ein Muster aller Diener aufspielen zu können.

Sofort am ersten Tage meldete sich bei mir, vom Hôtel-Director empfohlen, ein dunkelbrauner christlicher Tamile aus Madras, in europäischer Tracht, wie 40 Jahre aussehend, aber nur 25 Jahre alt, welcher die letzten 3 Jahre bei einem englischen Officier in Quetta in Diensten gewesen war, 4 indische Sprachen kannte und den ich auf Anrathen meiner Bombay-Freunde engagirte, „obgleich“ er Christ war. Bedingungen: 35 Rupien Lohn per Monat, Bezahlung aller Passagen, zum Schluß Erstattung der Rückfahrt für ihn nach Bombay und ein Anfangsgeschenk von 15—20 Rupien „zur Anschaffung eines wärmeren Anzuges für die Berge;“ für Verpflegung und Unterkommen hat der Diener selbst zu sorgen, gewöhnlich schlief mein David vor meiner Zimmerthür auf Veranda oder Corridor.

Auch die Ausgaben für den Diener sind also verhältnißmäßig recht billig; allerdings fehlte mir schon innerhalb der ersten acht Tage eine Fünfpfundnote aus meiner Brieftasche; mein David schwor natürlich hoch und theuer, nichts davon zu wissen, erstlich sei er strenggläubiger römisch-katholischer Christ, dessen Glaube ja Diebstahl verböte — als wenn nicht auch Katholiken strauchelten — und zweitens könne ein Eingeborner nicht, ohne Verdacht zu erwecken, eine Fünfpfundnote wechseln — als wenn es nicht auch in Indien Hehler gäbe. Nun, ich philosophirte so: hat Dein David die Note nicht gemaust, so brauchst Du ihn auch nicht zu entlassen; ist er schuldig, so hat er nun deutlich die Summe, die er „extra“ aus seinem „Sahib“ herausschlagen wollte, bereits glücklich binnen — also: Schwamm drüber! Allerdings machte ich ihn nunmehr ausdrücklich verantwortlich für Alles, was etwa weiter an meinem Gepäck u. s. w. fehlen würde, und obgleich er alle meine Sachen aus- und einpackte und ihm dazu täglich alle meine Schlüssel zur Verfügung standen, so fehlte kein Knopf mehr, und ich trennte mich von dem außerordentlich gewandten, aufmerksamen und landeskundigen Diener nach drei Monaten nur mit Bedauern.

Wäsche wird in Indien ziemlich schlecht gewaschen und die Hôtels berechnen dafür den gleichmäßigen Satz von 3—4 Rupien für 100 Stück irgendwelcher Art; der „dhobie“ oder Waschmann ist berüchtigt dafür, die Wäsche durch Schlagen auf Holz oder Steine möglichst schnell zu ruiniren und die von ihm zurückgebrachten Sachen behaften den Europäer zuweilen auch mit der unangenehm juckenden, wenn auch nicht gefährlichen „dhobie itch“, der Wäscherkrätze.

Nun wollen wir uns aber in Bombay selbst etwas näher umsehen.

Die 820000 Einwohner zählende Stadt liegt nicht, wie die meisten großen Hafenstädte, am Ausfluß eines Stromes, sondern auf einer Insel, welche von 1530 bis 1661 portugiesisch war, seitdem englisch und im Süden verbunden ist mit der schmalen Insel Colaba, auf der sich die Kasernen und Hospitalbauten für die europäischen Truppen und die Baumwoll-Läger und Pressen befinden. In Letzteren wird die Baumwolle in Ballen von 392 Pfund scharf zusammengepreßt, eine Operation, welche früher nur hier am Hafenplatz, jetzt mehr und mehr aber auch schon im Innern selbst besorgt wird; von diesem wichtigsten Export-Artikel Bombays ist Deutschland der Hauptabnehmer.

Während noch Anfang der 70er Jahre 75 % der Bombay-Baumwolle nach England gingen, sind das heute nur noch knapp 3 %, wogegen 47 % direct nach dem europäischen Continent, besonders Hamburg, 9 % nach dem Osten Asiens gehen und 41 % im Lande selbst verarbeitet werden. Die Bombay-Empfänge von Baumwolle im Erntejahr 1893—94 beliefen sich auf 1800000 Ballen. Auch sonst hat sich Deutschlands Handel mit Indien ganz bedeutend gehoben und rangirte Deutschlands Gesammtumsatz mit Indien, Import und Export, 1885/86 noch an 18. Stelle, so ist Deutschland 1891/92 bereits zur 7. Stelle aufgerückt, hat also 11 Vordermänner überflügelt und rangirt nun im indischen Gesammthandel nach England, China, Frankreich, Singapore, Egypten und Belgien; Wollwaaren — besonders Flanelle — Zucker, Eisenwaaren, Anilinfarben, Baumwoll-, Papier- und Glaswaaren sind die hauptsächlichsten deutschen Importartikel. In dem Welthandel nahm Indien 1891 nach England, Nordamerika, Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und Rußland mit 1420 Millionen Mark Einfuhr und 2066 Millionen Mark Ausfuhr die 7. Stelle ein.

An Colaba schließen im Norden an: das Fort-Viertel mit den Verwaltungsgebäuden und den europäischen Geschäftshäusern; die weite Eingeborenen-Stadt und die Vorstädte Byculla und Mazagaon mit zahlreichen Fabriken. Im Osten der Insel befinden sich der Hafen und verschiedene Docks, im Westen liegt die halbkreisförmige, sogenannte Backbay, mit niedrigem Wasserstand, deren schöne Strandpromenade zur Landzunge des Malabar-Hügels führt, wo sich ebenso wie auf dem nördlich anschließenden Camballa-Hügel und an dem darunter befindlichen Breach Candy Strand, einem beliebten Corso am indischen Ocean, die elegantesten Privatwohnungen und Gärten der Europäer befinden.

Den Glanzpunkt der Stadt bilden die Staatsgebäude des Regierungssekretariats, der Universität und Bibliothek, des Gerichtshofes, des Sekretariats für öffentliche Bauten und des Post- und Telegraphen-Amtes, welche in der vorstehenden Aufeinanderfolge von Süd nach Nord und von einem stattlichen Uhrthurm überragt, eine Reihe glänzender Paläste bieten. In einer nicht ungeschickten Mischung von Hindustil und englischer und italienischer Gothik, den die Engländer vielfach in Indien angewandt haben, hebt sich diese langgedehnte, massiv in Stein verschiedenfacher Färbung ausgeführte Gebäudegruppe mit ihren zahlreichen Loggien, hohen Bogenfenstern und Thürmen wirkungsvoll ab von der grünen, freundlichen Umgebung: auf drei Seiten gartenartige Anlagen und breite schattige Alleen, auf der Westseite die außerordentlich große, dem Fiscus gehörige Esplanade, deren weiter Rasenplatz, mit zerstreuten Baumgruppen besetzt, von Alleen durchzogen und mit öffentlichen Spielplätzen versehen, sich bis an den Wasserspiegel der Backbay ausdehnt und allabendlich den Sammelplatz der eleganten Welt bildet, welche zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß, nach einer Excursion an der schönen Strandstraße entlang, sich Rendez-vous bei dem Musikpavillon giebt, von dem aus die Militärkapelle heitere Weisen ertönen läßt.

Jeder nur einigermaßen gut situirte Europäer in Indien besitzt Pferd und Wagen, und auch ein junger Mann, sagen wir z. B. ein Angestellter in einem kaufmännischen Geschäft, hält mindestens sein Reitpferd, um am frühen Morgen oder späten Nachmittag damit seine Promenade zu machen, welcher jedesmal eine kalte Uebergießung zu Haus zu folgen pflegt, bevor man sich zum Frühstück, bezw. Mittagsessen umkleidet.

Im Osten der Esplanade dehnt sich in theils sehr engen, theils stattlich breiten Straßen, die gut gepflastert und beleuchtet sind, das europäische Geschäftsviertel aus, wo sich die Kontore, die Banken — darunter leider keine deutsche, der gesammte Bankverkehr ist englisch — die Kaufläden, die jetzt stillstehende Münze, das in dorischem Styl gebaute Stadthaus, das Zollhaus, Arsenal und die Reste des alten Forts befinden. Die Besuchszeit in den Bureaus ist zwischen 12 und 2 Uhr Mittags und zwar liegen die Kontore, durch geschnitzte Holzwände halber Zimmerhöhe abgetheilt, fast ausnahmslos in den weiten, hohen und luftigen Räumen des zweiten Stocks, und die directen Strahlen der Sonne werden durch vorgebaute, mit Rollmatten zu verhängende Verandagallerien abgehalten; auch in den europäischen

Geschäftshäusern sind die überwiegende Anzahl der Angestellten meist Hindus und nur die höheren Posten von Europäern besetzt.

Die Hauptclubs befinden sich ebenfalls in diesem, kurz das „Fort" genannten Stadtviertel, darunter als der schönste Club in Indien überhaupt der Yacht-Club, am Apollo Bunder, dem gewöhnlichen Landeplatz der Passagiere gelegen, ein langer, freundlicher Pavillonbau meist aus Holz, mit großen eleganten Räumlichkeiten, guter Küche und allen Bequemlichkeiten, die ein Club zu bieten vermag; zwischen dem Clubhaus und der Strandmauer des Meeres dehnt sich ein freundlicher Garten- und Rasenplatz aus, welcher Nachmittags täglich auch von den Damen der Mitglieder zum Lawntennis-Spielen und Promeniren benutzt wird. Ueberhaupt nehmen die Damen im Osten an dem Club-Leben überall weit mehr Theil als in Europa üblich und haben auch vielfach ihre eigenen Clubs für Sport u. s. w., die sogenannten Ladies Gymkhanas. Da die öffentliche Sicherheit eine sehr große ist, so fahren und reiten die Damen, die „Memsahibs"-Madame Sahibs, wie die Hindus sie nennen, des Tags über immer, und zuweilen auch selbst bei Dunkelheit allein, ohne Herrenbegleitung, nur von ihrem Saïs, dem Reitknecht, begleitet. Im Yacht-Club, wie in dem etwas einfacheren Bombay-Club, sind die Mitglieder meist Engländer, doch ist der Verkehr zwischen diesen und den deutschen Mitgliedern ein durchaus collegialer und erfreulicher. Auch ein deutscher Club besteht in Bombay unter dem Namen „Liederkranz" mit etwa 70 deutschsprechenden Mitgliedern, Deutschen, Oesterreichern und Schweizern, ist aber leider sehr wenig besucht, trotzdem er auch Billard- und Lesezimmer bietet. Im Kreise unserer Landsleute habe ich die freundlichste Aufnahme gefunden und speciell werde ich dankbar der angenehmen Stunden gedenken, die ich in Villa „Kleeblatt" auf dem schönen Malabar-Hügel verleben durfte.

Im Norden des Fort-Viertels finden wir den schönen und außerordentlich großartigen Victoria-Bahnhof in reichem Hindu-gothischem Stil, gegenüber die im gleichen Stil, aber weniger glücklich gehaltene Municipalität und sodann die weiten, aus Stein, Eisen und Glas erbauten Hallen des Crawford Marktes, der auf langen, reinlichen Tafeln und geschmackvoll arrangirt, eine reiche und interessante Auswahl von Blumen, Früchten, Gemüsen, Fischen und Fleisch bietet; besonders Bombay's Früchte, Fische und frische Austern sind weithin berühmt und letztere werden bis nach Kalkutta versandt.

Wir kommen nun in das eigentliche Eingeborenen-Viertel und das Leben wird immer reger, bunter und interessanter, da es keine zweite Stadt in Indien geben dürfte, deren Bevölkerung so gemischt ist, wie

die Bombay's. Neben den weißgekleideten, oft halb nackten Hindus mit weißem Kopftuch oder goldgesticktem Käppchen, finden wir Parsis in schwarzen, hochschließenden Gehröcken und schwarzer Wachstuch-Mitra, Araber von Maskat mit grün-goldenem Turban, Mahratten mit tellerförmigen weiß-rothen Hüten, Guzerathi mit spitzen, rothen, von weißem Tuch umwickelten Mützen, dunkle Afghanen und Belutschen, Neger von Zanzibar, Malagassen, Malayen und vereinzelte Chinesen bilden mit Europäern und Eurasiern zusammen ein Völkergemisch, welches speciell den „Griffin“, den Neuling, ungemein fesseln muß, und wer die Sprachen des Ostens versteht, kann hier einen guten Theil derselben zu hören bekommen.

Unter den 117 verschiedenen indischen Sprachen selbst wieder unterscheidet man zwei Gruppen: zunächst die aus der alten Hindusprache, dem Sanskrit hervorgegangenen, einer für die Masse des Volkes jetzt todten, an Wohllaut, Reichthum und grammatischem Bau unübertroffenen Sprache, deren volksthümliche Entwickelung man heute namentlich in dem Hindostani oder Urdu — von allen gebildeten Indern und den in Indien lebenden Europäern gesprochen — und sodann in dem, in Bengalen gesprochenen, Bengali findet. Die zweite Gruppe bilden die aus der dravidischen Sprache der Ureinwohner hervorgegangenen, vom Sanskrit auch mehr oder weniger beeinflußten Sprachen wie das Telugu und Tamil, welche bezw. nördlich und südlich von Madras an der Ostküste gesprochen werden. Soweit die Hindus englisch und die Goanesen portugiesisch sprechen, ist dies meist unvollkommen und zuweilen nicht leicht verständlich. Des Lesens und Schreibens kundig sind nur etwa 10 % der Bevölkerung. Die Zahl der Schulen in ganz Indien betrug im Jahre 1891 nur 138 054 mit 3 682 707 Schülern, von denen ³/₄ vom Staat, ¹/₄ von Privaten oder eigenen Einkünften unterhalten werden; 5 nach dem Muster der Londoner Universität eingerichtete Hochschulen befinden sich in Kalkutta, Bombay, Madras, Allahabad und Lahore.

Die Hindus, welche den Fremden meist ziemlich erstaunt und weit mehr ernst und verschlossen, als freundlich betrachten, sind von mittlerer Größe, schlank und wohlgebaut, lichter Hautfarbe in den höheren, dunklerer in den niederen Ständen; Hände und Füße sind klein und zart geformt, Haupt- und wohlgepflegtes Barthaar fein und von schwarzer oder dunkelbrauner Farbe. Trotz des zarten und biegsamen Baues ihrer Körper sind sie doch außerordentlich zäh und ausdauernd, erreichen meist ein hohes Alter und sind selten krank; sanften Charakters, sind sie mitleidig und gastfrei, selbst gegen Thiere.

Die Kleidung der männlichen Hindus besteht meist nur aus einem weißbaumwollenen, geschickt umgeschlungenen Lendentuch, welches Beine und Oberkörper nackt läßt, oder es wird noch ein Stück weißen Baumwollzeuges lose um die Schultern gehangen; zuweilen besteht die ganze Tracht nur aus einem Schamlappen, der mit Schnuren zwischen den Beinen und um den Leib aufgebunden wird. Bemitteltere tragen leichte Jacke und leichte bis zu den Knöcheln reichende Beinkleider, oder ein rockartiges Gewand bis an die Kniee oder Knöchel und eine Art Shawl, der über die rechte Schulter geworfen, unter der linken gebunden und durch einen breiten Gürtel festgehalten wird; um das Haupt wird turbanähnlich ein Tuch gewunden und zwar besteht der zur Kleidung verwandte Stoff ausschließlich aus weißem, glattem Baumwollzeug. Vornehmere und Frauen tragen Sandalen oder spitz zulaufende Pantoffeln.

Die Hindufrauen, von denen man diejenigen besserer Klassen übrigens sehr selten in den Straßen sieht, gehen unverschleiert, tragen Beinkleider und kurze Weste mit Aermeln bis zum halben Oberarm und lieben Kopfputz und Geschmeide, Ringe durch Nase und Ohren, an Fingern und an Zehen, Spangen an Armen, Händen und Füßen, sodaß die Frau oft den Haupttheil des Vermögens in Schmuck an sich trägt.

Nur Fürsten und Große halten sich einen Harem, Zenana genannt, während die alte Regel der Hindus nur eine Frau erlaubt, welche in jeder Beziehung die Gehülfin ihres Mannes ist; nur wenn die Frau unfruchtbar bleibt, nimmt der Hindu eine zweite, da es als das größte aller Unglücke gilt, keine Kinder zu haben. Knaben sind willkommener als Mädchen, bei denen man später für eine Mitgift sorgen muß. Die Kinder erhalten im 3. Jahre die Tonsur bis auf eine Scheitellocke und zwischen dem 5. und 9. Jahre die brahmanische, 6 fädige baumwollene Schnur um Leib oder Hals.

Aus Familiensinn und aus Sparsamkeitsrücksichten bewohnen meist mehrere Generationen dasselbe Haus zusammen, haben ein gemeinsames Vermögen, in dem jedes neugeborene Kind seinen Antheil hat und es ist bei solchen „ungetheilten Familien" oft sehr schwer juristisch festzustellen, wie weit der Einzelne zur Erfüllung eingegangener financieller Verpflichtungen herangezogen werden kann.

Bei der zähen Anhänglichkeit an alte Gebräuche, wodurch die Inder ihre Eigenart jahrtausende lang bewahrt und dem Eindringen christlicher und überhaupt europäischer Anschauungen passiven Widerstand geleistet haben, und besonders durch das enge Familien-

Zusammenleben ist es auch jungen Hindus, welche fortschrittliche Anschauungen haben sollten, fast unmöglich gemacht, denselben entsprechend zu leben, Sitte und Kasten bilden eine furchtbare Fessel.

Wohnung, Hausgeräthe, Handwerkszeug und Nahrung sind äußerst einfach; auch abgesehen davon, daß die Religion einen großen Theil der thierischen Nahrung, speciell das Rindfleisch, und geistige Getränke verbietet, sind die Hindus äußerst mäßig, der Aermere lebt fast nur von Reis, Früchten und Wasser; sonst liefern Weizen, Gerste, Hirse, Hülsenfrüchte, Rüben, Rettige, Kürbisse und Gurken, Eierpflanzen, Bananen, Cocosnüsse, Tamarinden, Zuckerrohr und Mangos die Hauptbestandtheile der Mahlzeiten. Außer den gewöhnlichen Hausthieren kommen als solche im Norden noch Kameel und Kaschmirziege, im Süden der Elefant vor.

Die Einrichtung der Häuser auch reicher Leute ist sehr einfach, einige Vorhänge und Betten bilden den Hauptbestandtheil.

Erbliche Sklaverei ist in vielen Gegenden Indiens noch gebräuchlich, die Behandlung der Diener aber milde.

Betelkauen, welches die Zähne schwarz und den Speichel roth färbt, gehört zu den regelmäßigen Genüssen, und zwar wird die feingeschabte Areka-Nuß, die Frucht der Katechu-Palme, mit etwas Kalk gemischt, in das frische Blatt der Betelpfeffer-Schlingplanze (Piper Betle) eingewickelt und von Mann und Frau gewürdigt. Auch Tabak und Hanfblätter werden häufig geraucht und der Opium-Genuß ist in Indien sehr verbreitet.

Die Kultur des Opiums steht in Indien unter Regierungscontrolle, ist in Bengalen sogar Regierungsmonopol und England ist oft genug angegriffen worden wegen der Begünstigung des Lasters des Opiumrauchens; trotzdem kam eine, in den letzten Jahren vom englischen Parlament abgeordnete Special-Commission wieder zu dem Urtheil: „daß den Consum des Opiums in Indien und seinen Export nach China abzuschaffen nicht möglich und nicht wünschenswerth sei", weil man die Schutzstaaten nicht (?) zwingen könne, die Mohnkultur zu unterlassen, wegen der Schwierigkeit der Ueberwachung des Schmuggels, wegen des damit event. bedingten starken Ausfalls im Einnahme-Budget, und schließlich sei die Wirkung des Opiums auf die Asiaten angeblich lange nicht so schlimm, wie bei Europäern der uneingeschränkte Alkoholgenuß; also: Englands zartes Gewissen kann ruhig sein. Dem Handelsgeist war damit wieder einmal das in England so beliebte philantropische Mäntelchen umgehangen worden.

Tägliches Baden gehört bei den Indern ebenso zu den durch das Klima bedingten Vergnügungen, als zu den religiösen Gebräuchen.

90 % der Bevölkerung leben vom Ackerbau, der trotz mannigfacher von England eingeführter Verbesserungen doch noch auf sehr niedriger Stufe steht und oft so ungenügende Erntemengen liefert, daß Hungersnöthe häufig sind und für deren Linderung seit 1873 allein nicht weniger als rund 3 Milliarden Mark ausgegeben werden mußten. In officiellen Berichten steht zu lesen, daß Ackerbauer mit 16 Rupien = 18 Mark und weniger per Jahr auskommen müssen und dafür kann man sich allerdings auch in Indien kaum den bösen Quäler Hunger vom Leibe halten. Noch weit niedriger als der Ackerbau steht die Entwickelung der Viehzucht. — Der Gewerbebetrieb geht kastengemäß vom Vater auf den Sohn über und was jetzt geleistet wird, hat meistens auch schon der Urahne in ganz gleicher Weise geschaffen: feine Gewebe, wie Musseline, Brokate, Shawls und Teppiche, Silber- und Goldwaaren, blinkende, schön geformte Kupfer- und Messing-Geräthe, worunter besonders die bauchig geschweiften Wassergefäße aller Größen in jedem Haushalte eine große Rolle spielen, Schnitzarbeiten in Sandel- und Ebenholz, Elfenbein und Schildpatt, das sind die für den Fremden in ihrer Eigenart interessantesten Gegenstände. Der Binnenhandel liegt fast ausschließlich in den Händen der Eingeborenen und wird in den Städten in den Bazaren, in den Dörfern durch die Wochenmärkte und außerdem durch die Jahresmessen gelegentlich der religiösen Festlichkeiten erledigt. Die Verkaufsstätten der Eingeborenen sind immer vorn im Erdgeschoß gelegen, meistens sehr klein, mit schattenspendendem Zeltdach davor versehen und in ganzer Breite und Tiefe dem Auge Jedermanns offen; die hinteren und oberen Räume dienen zu Wohnzwecken, und da Grund und Boden in Bombay schon recht theuer ist, so hat man ihn auch im Native-Viertel durch Aufführen von 2- bis 4-stöckigen Häusern ausgenutzt. Ist deren Gesammteindruck auch nicht wesentlich von dem europäischen verschieden, so bieten schön geschnitztes Balken- und Thürwerk, über einander vorspringende Stockwerke mit gedeckten Holz-Balkonen, schöne Metallbeschläge und zuweilen grell bunte Bemalung doch im Einzelnen des Eigenartigen und Schönen genug.

Nur wenig zahlreich sind die breiten Straßenzüge in diesem Stadtviertel, meist sind es enge Gassen, aber überall reinlich gehalten, in denen reges Leben fluthet. An Fuhrwerk sieht man die europäischen Tram-Wagen — von Europäern nur selten benutzt — von starken „Walern“ gezogen, das sind aus Neu Süd-Wales stammende, sich

für das hiesige Klima besonders gut eignende, australische Pferde, welche zum Schutze gegen die brennenden Sonnenstrahlen große, mit Löchern zum Durchstecken der Ohren versehene Filzhüte tragen, eine ebenso praktische, als zunächst komisch aussehende Einrichtung. Elegante leichte Victorias, offene, viersitzige Wagen, nette geschlossene Holzdroschken und Coupés, mit Jalousien-Wänden, um Sonne und Staub möglichst ausschließen zu können, stehen an vielen Haltestellen der Stadt dem Publikum zu billigem Preise zur Verfügung; man bezahlt einen guten Wagen mit nur 2½ Rupien für den halben Tag von 5 Stunden, mit 4 Rupien für den mit 10 Stunden angenommenen ganzen Tag. Zwischen diesen Fahrzeugen europäischer Art sehen wir kleine, buntbemalte und reichgeschnitzte Karren, zweiräderig und mit gutmüthigen, niedlich trippelnden Buckelochsen, Zebus, bespannt, deren sich die Eingeborenen bedienen. Zahlreiche, schmuck gekleidete, einheimische Polizisten in gelbbrauner Drill- (= Karki) Uniform, rothem Turban und mit Knüttelstock, halten gute Ordnung.

Es soll in Bombay etwa 300 Hindutempel geben, von denen die meisten ziemlich modern, im Aeußeren der eigentlichen Hindu-Architektur ganz entfremdet sind und mehr mit grotesken Figuren und Farben überladenen Barockbauten ähneln. Meist bildet ein rechtwinkelig ummauerter Teich zu religiösen Waschungen den Mittelpunkt der Tempelanlage und in daran stoßenden, offenen Kapellen, dem Europäer hier meist nicht zugänglich, sieht man die grell bemalten Götter- und Thierbilder, vor denen stets frische Blumen als Opfer liegen und wo die Hindus täglich neu mit weißer Asche, Kalk, Sandelholz oder gelber Farbe ihre Sekten-Abzeichen auf die Stirn, zuweilen auch auf Brust und Arme auftragen, und zwar bemalen sich die in religiöser Würde am höchsten Stehenden mit roth, die große Mehrzahl mit weiß, die Fakirs, Bettler und Büßer mit gelber Farbe, in der Form, daß die Schiwaiten meist einen oben offenen Halbkreis oder einen Dreizack, die Wischnu-Verehrer einen runden Punkt oder dreifache, horizontale Streifen auftragen. Die fast allen Hindutempeln oder Kapellen eigenthümlichen konischen Thürme, Sikras oder Vimanahs genannt, in ihrer Form ursprünglich wohl Flammen nachbildend, tragen auf ihrer Spitze ein metallenes Rad, wenn sie Wischnu, einen Dreizack, wenn sie Schiwa, und darüber noch eine Art Sonnenschirm, wenn sie des letzteren Gattin Durga, der Affengöttin, gewidmet sind. Außerdem stehen vor Schiwa's Tempeln gewöhnlich Statuen aus Stein oder Bronce seines Reitthieres, des Stieres, Nandi genannt, während Wischnu's Tempel häufig das Fabelwesen Garuda, einen

geierartigen, als Reitthier dienenden Vogel zeigt. Der ganze Brahmadienst, heutigen Tages in zahlreiche Sekten gespalten und durch viele abergläubische Elemente zu einem bloßen Bilderdienst herabgesunken, läßt wenig mehr von seinen edlen, tiefen Grundgedanken erkennen oder auch nur ahnen. —

Die Hauptmoschee der Moslims, im Native-Viertel gelegen, der Ausbruchsort religiöser Unruhen zwischen Moslims und Hindus im Frühjahre 1894, ist ein freundlicher Bau mit Minarets und zwei großen einfachen Betsälen übereinander, deren einziger Schmuck tadellose, blinkende Reinlichkeit ist.

Nicht weit davon befindet sich das Pindschra Pol oder Thier-Hospital, ein der Thierfreundlichkeit der Hindus sein Dasein verdankendes Institut, in welchem kranke und verkrüppelte Thiere aller Art, welche nach unseren Begriffen oft besser durch Tödtung von ihren Leiden befreit werden sollten, in offenen Höfen und in Ställen gepflegt werden, eine Wohlthat, die zuweilen mehr Plage mit sich bringt. Pferde, Ochsen, Kühe, Zebus, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen, darunter blinde und dreibeinige Exemplare, ferner Hühner und Enten bilden den Hauptbestand dieser eigenthümlichen Menagerie, es sollen aber sogar widerliche kriechende und hüpfende, den Menschen beißende und stechende Insecten hier verpflegt werden, ob in der Form, daß sich mildgesinnte Menschen dazu hergeben, weiß ich nicht. —

Der größte aller Bazare ist der Kapad-Bazar für Kleiderstoffe, hauptsächlich Baumwollwaaren enthaltend und ein ganzes überdecktes Straßenviertel umschließend. Unter den zahlreichen Privatempfehlungsbriefen für Asien, die ich außer Special-Einführungsschreiben seitens unserer Regierung an die diplomatischen und konsularischen Vertreter des deutschen Reiches als werthvolle Begleitgabe mit bekommen hatte, befand sich auch eine Empfehlung meiner Manchester-Freunde an Damodur Goculdaß, einen Hindu hoher Kaste und einen der größten Importeure von Bombay. Freilich, wenn man ihn vor seiner kleinen Holzbude sitzen sah, hätte man nicht geahnt, welch großartige Geschäftsabschlüsse hier gemacht werden und daß er seine englischen Bezüge schiffsladungsweise macht. Sehr freundlich von dem Herrn, der fließend englisch sprach, empfangen, führte er mich, nachdem er ein langes, weißes Obergewand übergezogen hatte, würdigen Schrittes, herablassend die ihm von allen Seiten dargebrachten Begrüßungen erwidernd, zunächst zu dem nahen Sitzungssaal der „Vereinigung der Importeure von Manchester-Waaren", deren Präsident er war, um mich so quasi auf halb europäischem Boden zu begrüßen. Lancashire Gespinnste und

Gewebe haben bei dem immensen Consum Indiens darin bekanntlich immer den Haupttheil englischen Imports hier gebildet und man kann wohl sagen, daß dieses Geschäft den Hauptwerth von dem Besitz Indiens überhaupt bildet; liefert doch England allein 97½ % von dem gesammten Import Indiens in baumwollenen Geweben und Gespinnsten. Immer mehr sind aber auch in Ostindien selbst unter der natürlichen Begünstigung überaus billiger Löhne, des im Lande selbst producirten Rohstoffes und des so billig gewordenen Silbers große Spinnerei- und Weberei-Anlagen erstanden und von den 142 bislang existirenden Fabriken befinden sich etwa zwei Drittel nahe bei Bombay. Diese 142 Fabriken beschäftigten 1894: 3,649,736 Spindeln, 31,154 Webstühle, 130,461 Arbeiter und consumirten 1,222,508 Ballen à 392 Pfund Baumwolle. Damodur lud mich freundlichst ein, am nächsten Tage einige dieser Fabriken mit ihm zu besuchen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde fuhr sein Wagen, mit Diener neben dem Kutscher auf dem Bock, an meinem Hôtel vor, um mich abzuholen; Damodur als streng gläubiger Hindu und Vegetarianer erwartete mich nahebei im Geschäftshaus seines englischen Agenten, da er ein Haus, wie mein Hôtel, wo nach europäischer Sitte gekocht und Fleisch gegessen wird, nicht betreten darf, ohne sich zu verunreinigen. Kein Glas Wasser dürfe er aus meiner Hand nehmen, ohne gegen die stricten Gesetze seiner Religion und Kaste ernstlich zu verstoßen. Nie ist mir die Beschränkung, welche das Kastenwesen auferlegt, klarer zum Bewußtsein gekommen, als bei diesem hochintelligenten Hindu, der Millionen und aber Millionen mit Europa umsetzt und nicht in der Lage ist, einmal selbst nach drüben reisen zu dürfen. „Wie gerne möchte ich einmal selbst nach Manchester gehen und zusehen, ob man mir die richtigen Disconte einräumt und mich in den Verpackungsspesen u. s. w. nicht zu sehr übervortheilt“, klagte er mir, „aber ich darf das Meer nicht kreuzen, da ich während der Reise und in Europa die Sitten meiner Religion unmöglich nach allen Seiten hin einhalten könnte und dadurch ohne Weiteres meiner Kaste verlustig gehen würde.“ So streng ist heutigen Tages noch die Auffassung des Kastenwesens.

Während der langen Fahrt nach den im Norden der Stadt gelegenen Fabriken schüttete er mir sein Herz weiter aus, da der Umstand, daß ich kein Engländer bin, ihn zu freier Aussprache ermunterte, während Hindus sonst nur zu häufig, wenig wahrheitsliebend, dem Europäer Das sagen, womit sie ihm ihrer Ansicht nach Freude machen, oder ihm schmeicheln können. Von der englischen Verwaltung war Damodur sehr wenig entzückt, bezeichnete sie als ein System, nur zu Gunsten

englischer Beamten und Kaufleute eingerichtet und den berechtigten Interessen der Eingeborenen nicht genügend Rechnung tragend; besonders beklagte er die zu hohe und rücksichtslos eingetriebene Salzsteuer, welche den Armen zu schwer belaste, und bedauerte, daß eine Reihe seiner eigenen Landsleute, besonders die als Beiräthe der Regierung functionirenden, mehr auf die von England gebotenen Orden und Titel bedacht sei, als daß sie die Regierung über die wahren Bedürfnisse des Volkes unterrichte und aufkläre. Er erwarte keine Ehrenbezeugungen von England, nehme, wo nur immer möglich, die Partei seiner eigenen Landsleute und erhoffe seinen Lohn von dem Allmächtigen.

Von den beiden Fabriken, die wir besuchten, gehörte die eine der reichen jüdischen Familie Sassun, welche im ganzen Osten eine große Rolle spielt, die andere der Familie meines freundlichen Führers, dessen Vetter, der Gründer der Fabrik, auf einem großen Oelgemälde im Empfangssaal im Ordensmantel des „Sterns von Indien“ glänzte, natürlich nicht zur Freude von Damodur. Die Fabriken sind ganz mit englischen Maschinen für Spinnerei und Weberei eingerichtet, beschäftigen rund 1200 Arbeiter und Arbeiterinnen, die nur je einen Webstuhl beaufsichtigen und liefern Drelle, Oxfords, Handtücher und Tricotagen, einige andere Etablissements auch schon feinere Stoffe. Die glatten Gewebe werden von der Fabrik meist nur roh oder gebleicht geliefert und erst von den Händlern oder den Consumenten selbst gefärbt. Deutschlands Farbenwerke liefern dazu sehr nennenswerthe Quantitäten Farbstoffe. Der in den Fabriken gezahlte Tagelohn beträgt je nach Leistung 2 bis 10 Annas = 14 bis 70 Pfennige, und für indische Verhältnisse und im Vergleich zu dem, was man auf dem Lande verdienen könnte, gilt dies als eine sehr gute Bezahlung.

Wir fuhren aus der Fabrikgegend noch nach dem herrlichen Villenstrand von Breach Candy mit seinem malerischen Mahalakschmi-Tempel und kamen erst bei schnell hereinbrechender Nacht zu dem Eingebornen-Viertel zurück, dessen hellerleuchtete Straßen dicht gedrängt voll Menschen waren, die nach des Tages Hitze Erfrischung suchten. Damodur Goculdaß stieg an seinem großen Privathaus, wo er mit zahlreicher, weit verzweigter Familie wohnt, aus, sein Bedauern darüber äußernd, daß seine Religion ihm verbiete, mich bei sich empfangen zu können und so schied ich denn mit Dank von dem Manne, dessen ruhiges Selbstbewußtsein, warme Vaterlandsliebe und hohe Intelligenz meine volle Achtung errungen hatten. Allein rollte ich in seinem Wagen dem Fort-Viertel zu, das bald nach Eintritt der Dunkelheit und nachdem das Concert auf der Esplanade verklungen ist, einen sehr ruhigen

Eindruck macht, im starken Contrast zu der lebhaften Native-Stadt. Im Hôtel fand ich bereits als Gastgeschenk von Damodur einen großen Korb mit Blumen und wundervollen Mangofrüchten vor, die — ganz außer Saison — eine verhältnißmäßig seltene Gabe bildeten. —

Einen sehr interessanten Besuch bieten die Hindu- und Parsi-Begräbnißplätze, zu denen man sich in seinem Konsulat Zutrittskarten verschaffen kann und welche beide auf dem Weg nach dem Malabar-Hügel liegen. Betreten wir zunäst den von hohen Mauern abgeschlossenen Verbrennungsplatz der Hindus, so finden wir vorab links den Platz, wo die nöthigen Holzstämme zum Verbrennen nach Gewicht verkauft werden und treten dann durch ein Thor rechts in einen länglichen Hof ein, dessen Straßenwand entlang sich ein bedeckter Säulengang zieht, mit Bänken für die Zuschauer und „Leidtragenden“, wenn dieser Ausdruck angebracht wäre, man sieht aber keine Zeichen von Trauer, sondern hört mehr Lachen und Schwätzen.

Der Leichnam, in bunte Baumwolltücher gehüllt, mit Blumen bestreut und mit Blumen im Munde des entblößten Gesichts, wird, auf einfachen Bambusstangen festgebunden, hereingetragen und auf den zwischen vier eisernen Stangen etwa einen Meter hoch aufgebauten Scheiterhaufen gelegt. Nachdem die Leiche von den Anwesenden wiederholt mit dem reinigenden Wasser, welches sie in ihren Händen schöpfen, begossen worden ist, werden auch über ihr selbst noch Holzscheite aufgeschichtet. Die beiden Haupt-Leidtragenden, brennende Scheite nach hinten haltend und rückwärts gehend, entzünden alsdann den Holzstoß. Die Verbrennung dauert etwa 3 Stunden, die Angehörigen warten das Ende ab und der Erbe zerschlägt dann den Schädel des Todten, damit seine Seele zum Himmel aufsteige. Hat ein Hindu keinen directen Erben von seiner Frau oder einer zu diesem Zwecke erlaubten Nebenfrau, so ernennt er einen solchen vor seinem Tode, um die Begräbnißehrungen zu sichern. Einen Erben zu hinterlassen, während seines Lebens einen Baum gepflanzt und einen Brunnen gegraben zu haben, sind die drei religiösen Pflichten, welche der Hindu erfüllen muß, um der höchsten Himmelsehren theilhaftig zu werden.

Würde und Trauer habe ich bei den von mir beobachteten Verbrennungen nicht gefunden.

Hindus niederer Kasten, auch wenn sie bemittelt sein sollten, dürfen sich nicht verbrennen lassen, sondern werden beerdigt.

Die früher üblichen Verbrennungen der Wittwen mit den Leichen ihrer Gatten, die Satti, sind seit 1830 von der englischen Regierung verboten, ebenso wie man die Kinderehen einzuschränken sucht, welche

bindend schon im zartesten Alter geschlossen wurden, derart, daß wenn z. B. ein so „verheiratheter“ Knabe von 8 Jahren bei seinem Tode eine ihm angelobte Frau von 6 Jahren hinterließ, dieselbe als „Wittwe“ den ganzen Rest ihres Lebens, als unrein gemieden, vertrauern mußte und das ist vielleicht noch schlimmer und unnatürlicher, als die Wittwenverbrennung, welche dem Schmerz ein schnelles Ende bereitete. Das Alter des Mädchens, bei dem die Ehe de facto vollzogen werden darf, ist jetzt gesetzlich auf das Minimum von 12 Jahren festgesetzt. —

An den Hindu-Verbrennungsplatz schließen weiter, der Strandstraße entlang, der mohammedanische und der christliche Begräbnißplatz an, und den Malabar-Hügel hinauffahrend, gelangt man bald zu dem von hohen Cypressen überragten Begräbnißplatz der Parsis, den „Thürmen des Schweigens“, in wildem Garten einsam und hehr auf dem Hügelrücken gelegen. Die Parsis, seit dem 7. Jahrhundert aus Persien eingewanderte und namentlich in Guzerat und an der Westküste des Dekan lebende Anhänger der Feuerlehre Zoroasters, sind nach Intelligenz und Thätigkeit als die Juden des Ostens zu bezeichnen, widmen sich hauptsächlich dem Handel, haben vielfach große Reichthümer erworben und suchen sich europäischer Kultur zu nähern. In ihren prächtigen Palästen in Bombay, z. B. dem von Sir Dsamsetdschi Tata — das den Parsi-Namen häufig anhängende „dschi“ bedeutet Herr — außen und innen eine Mischung vom orientalischem und europäischem Geschmack und Luxus, habe ich neben Familienporträts, Landschafts- und Genre-Bildern in Oel, auch Copien berühmter Madonnen und christlicher Heiligen-Bilder hängen sehen. Da die Parsis nur unter einander heirathen, nimmt ihre Zahl in Indien ab.

Um die Elemente nicht zu verunreinigen, werden die Parsi-Leichname weder beerdigt, noch verbrannt, sondern nackt im trichterförmig abgestuften Innern runder, oben offener Thürme niedergelegt und dort in weniger als einer halben Stunde von Geiern verzehrt. Die übrig bleibenden, blanken Knochen verwittern und die Asche von Reich und Arm mischt sich in der, in der Mitte des Thurmes gelegenen Grube, von wo aus sie der Regen durch unterirdische Kanäle allmählich nach dem Meere hinabspült. Von den 5 weißgetünchten Thürmen auf dem Malabar-Hügel in Bombay hat der größte einen Umfang von 276 und eine Höhe von 25 Fuß, ein kleinerer ist für Selbstmörder bestimmt und einer ist im Privatbesitz einer einzelnen Familie; in dem niedrigsten, innersten Kreis des Thurmes werden die Leichen der Kinder, in dem mittleren die der Frauen und in dem äußersten, höchsten Kreis die der Männer niedergelegt. Obgleich während meines Besuches keine Leichenverzehrung

stattfand, die bei der Anlage des Thurmes natürlich allen Blicken entzogen ist, waren doch die Mauerkanten sämmtlicher Thürme dicht mit kahlhalsigen Aasgeiern besetzt, welche auch innerhalb der Stadt, neben unzähligen, ewig schwätzenden Krähen, oft angetroffen werden. —

Am Abend desselben Tages hatte ich auch noch Gelegenheit eine Parsi-Hochzeit zu sehen, als wir auf der Fahrt nach dem Camballa-Hügel einen Garten passirten, welcher ebenso wie die beiden großen Seitenpavillons darin und die hintere verbindende Galerie auf das Glänzendste illuminirt waren und wo man uns Europäer auf das Höflichste aufnahm, umsomehr, als mein mich freundlich begleitender Landsmann dem Festgeber bekannt war. Etwa 1500 „Freunde" hatten sich hier usancegemäß eingefunden, um an dem Feste theilzunehmen, das in der gegen 7 Uhr Abends vom Priester hier vollzogenen Trauung und daran anschließender, bis gegen Mitternacht dauernder, Speisung besteht. Es ist gut, daß auch die Parsis nur eine Frau nehmen, denn die Spesen einer solchen Hochzeit sind trotz der Bescheidenheit des indischen Lebens, angesichts der nicht zu umgehenden zahllosen Einladungen dazu, so große, daß dabei oft mehr als das ganze Vermögen ausgegeben wird, aber was schadet das, wenn nur die Ehre gewahrt ist, die hergebrachte große Gastfreundschaft ausgeübt zu haben. —

Dicht bei den „Thürmen des Schweigens" bieten die terrassirten Filterbetten der Wasserleitung, von freundlichen Gartenanlagen umgeben, einen wundervollen Rundblick über die lang gestreckte, theilweise in Cocos-Palmen eingebettete Stadt, die Bai und die Berge der Ghats im Hintergrunde, und bei der Weiterfahrt bis zu der an der Südspitze des Malabar-Hügels schön gelegenen, aber einfachen Gouverneurswohnung passirt man auch den berühmten, aber recht vernachlässigten Walkeschwar-Tempel.

Die zahlreichen in diesem Bezirk gelegenen, von Europäern bewohnten Landhäuser oder Bungalows gehören meist Hindus, Moslims oder Parsis, da die Europäer fast ausnahmslos der Hoffnung leben, nicht dauernd in Indien bleiben zu müssen, sondern sich nach eingeheimster Ernte nach Europa zurückziehen zu können, und deshalb, und wegen der häufigen, längeren Geschäfts- und Erholungs-Reisen nach Europa hält es kaum Rechnung sich anzukaufen, sondern man wohnt zur Miethe, und zwar bezahlt man für ein Landhaus ungefähr 300—400 Rupien per Monat. Ringsum mit Veranden, schräg abfallenden, weit vorspringenden Dächern, zahlreichen Thüren und Fenstern versehen, so angelegt, um die Hitze abzuhalten und doch der Luft freien Zutritt zu gewähren, machen diese, meist nur aus einem erhöhten

Erdgeschoß bestehenden Gartenhäuser einen ebenso gemüthlichen, als praktischen Eindruck und sind jedenfalls zweckdienlicher als moderne Parsi-Bauten, welche zu Gunsten prunkenden Scheins glatte europäische Façaden und schattenlose Balkone angebracht haben. In den die Landhäuser umgebenden Gärten sind auffallender Weise die Zier-Sträucher und Pflanzen wie Crotons, Rosen, Maranten, Schiefblätter u. s. w. fast nie im freien Lande ausgepflanzt, sondern werden in Töpfen gezogen.

Unter den Bäumen fallen besonders auf: Die Banyanen (ficus indica), ein mächtiger Baum mit breiter Krone, eiförmigen Blättern, rothen Feigenfrüchten und den characteristischen Luftwurzeln, die sich von den Zweigen zum Boden herabsenken und dort Fuß fassend, neue Stämme bilden; der verwandte Ficus religiosa, der heilige Bo-Baum der Inder, unter dem nachdenkend sitzend, Gautama „Buddha", d. h. der Erleuchtete, wurde, zeichnet sich durch lang geschwänzte Blätter aus und kommt verhältnißmäßig selten vor, während der Ficus elastica mit mächtigen, halb außerhalb der Erde liegenden Wurzeln, häufiger ist und sich hier zu imponirender Größe entfaltet, wogegen er als „Gummibaum" in unseren Wohnzimmern recht kümmerlich erscheint. Ein dem Ficus ähnlicher Baum ist noch der aus Afrika stammende Baobab oder Affenbrotbaum (Adansonia digitata) mit epheuartigem Blatt, mit gelben Malvenblüthen übersät und mit einer Frucht, die zu Curry sehr beliebt ist. Die Banyanen und der Baobab bilden gewöhnlich das Material zu Straßeneinfassungen und Alleen in ganz Indien. Weitere schöne und nützliche Bäume sind der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa) mit dem elegant geschnittenen, großen Blatt und der Jackbaum (Artocarpus integrifolia) Banyanen-ähnlich, aber mit geradem Stamm, länglicher Krone und langen, stacheligen Früchten, welche direct aus dem Stamm herauswachsen; ferner der Schirmbaum (Terminalia catappa), knorrige Mangobäume, Tamarinden und Flamboyants (Poinciana regia) mit ihren feurigrothen Blüthentrauben zwischen fein gefiederten, akazienartigen Blättern.

Die für Nordindien characteristischen und häufigen Palmen-Arten sind: die Palmyra-Palme (Borassus flabelliformis) mit kleiner Fächerblatt-Krone auf geradem, hohem, schwarzem Stamm, besonders reich an Palmwein; die Katechu- oder Areka-Palme (Areca catechu) mit geradem, grünem, dünnem Stamm, kurzblättrigen Wedeln und der Betelnuß-Frucht; die Kittul-Palme (Caryota urens) mit reicher Krone, eigenthümlich ausgeschnittenen Wedeln und in langen Bündeln herabhängenden Fruchtschnuren; und endlich in der Nähe des Meeres die Cocos-Palme (Cocos nucifera) mit 50—80 Fuß hohem, geschwungenem Stamm, mit

langen, schmalen Wedeln (im Gegensatz zu den kürzeren und breiteren der Areca), etwa 100 Nüsse per Jahr über 100 Jahr lang tragend und weil auch sonst in allen ihren Theilen verwerthbar, besonders geschätzt.

In Gärten und Anlagen schlingen sich häufig großblättrige, gelbgefleckte Philodendren an Palmen und anderen Bäumen empor, dagegen sind Bambus in Nordindien verhältnißmäßig dürftig, wie ich denn überhaupt die Gesammtvegetation hier nicht so üppig vorfand, wie in Brasilien, wo ich während langer Zeit eine zweite Heimath gefunden hatte.

Der im Norden der Stadt gelegene, botanische Garten ist schön angelegt und bietet eine gut orientirende Einführung in die indische Flora. Das nahebei befindliche Museum dagegen, außerordentlich stark von Eingeborenen, auch Frauen und Kindern besucht, bietet nicht viel Besonderes; erwähnenswerth ist die Figuren-Sammlung, Trachten und Lebensweise der Inder darstellend.

Wenig interessant fand ich auch den Besuch eines der verschiedenen in der Stadt existirenden Hindu-Theater, des „Royal Theater", einem Holzbau in ganz europäischer Anordnung des Zuschauerraums und der Bühne; die sehr lange währenden Vorstellungen bestehen theilweise in gesprochenem, theilweise in gesungenem Vortrag, letzterer unter Begleitung eines auf der Bühne stehenden Harmoniums in Dudelsack-Melodien.

Dagegen ist der einen halben Tag in Anspruch nehmende Ausflug nach der Insel Elephanta und ihrem Felsentempel mit Recht in Bezug auf landschaftliche Schönheit sowohl, als ihres religiösen und historischen Interesses halber als einer der Glanzpunkte in der Umgebung Bombays zu bezeichnen. Mit einer vom Hôtel gestellten Dampfbarkasse fuhr ich mit den Herren von Stangen's Reisegesellschaft eines Morgens zeitig vom Apollo Bunder ab und in $^5/_4$ Stunden nach der östlich gelegenen, lieblichen grünen Insel, die sich von dem Hintergrund der von der Morgensonne grell beleuchteten, rothen Bhore-Berge auf dem Festland malerisch abhob. Wir landeten bei Ebbe an einem langen, von Beton-Blöcken gebildeten Pier, über dessen schlüpfrige Oberfläche hunderte von Krabben und Einsiedlerkrebsen huschten und stiegen dann von der, mit einem Gürtel von Cocospalmen eingefaßten, Uferebene auf bequemer, steinerner Treppe hinauf zum Felsentempel, welcher ungefähr auf halber Höhe der dicht bewaldeten Berginsel liegt und dem Gotte Schiwa geweiht ist. Derselbe ist vollkommen aus dem Gestein des Berges herausgearbeitet, besteht aus einer, von 26 schön cannelirten Säulen und 16 Pfeilern getragenen Haupthalle und zwei Nebenkapellen

links und rechts derselben und enthält eine Reihe kunstvoll gearbeiteter, reich belebter und schwungvoll gedachter, leider vielfach zerstörter Reliefs, die sich auf das Leben und Wirken des meist weiblich milde dargestellten Gottes Schiwa beziehen. In dem Haupttempel befindet sich eine nach allen vier Seiten offene und von acht schön gearbeiteten, riesigen Thürhütern bewachte Lingam-Kapelle mit dem Symbol der Fruchtbarkeit.

Aehnliche Felsentempel, aber nicht so leicht zugänglich, finden sich noch mannigfach, besonders im Westen Indiens, wo die beiden berühmtesten die von Adschanta und Ellora in der Nähe von Aurangabad sind, welche aus der Zeit zwischen den 2. Jahrhundert vor Christus und dem 8. nach Chr. stammen dürften. —

Wohlthätige Stiftungen für Erziehung, Krankenpflege und Arme sind in Bombay zahlreich, meist von Parsis, Juden und Hindus errichtet und theilweise glänzend ausgestattet. —

Ich habe mich und meine verehrten Leser etwas länger in Bombay aufgehalten, aber ich hoffe, daß wir nun auch bereits etwas orientirt in das Innere gehen können, nachdem noch die letzten Reiseanschaffungen besorgt sind. Dazu gehören: helle Flanell- und gelbbraune Drill-sogenannte Karki-Anzüge, seidene und Flanell-Hemden, seidene breite Schärpen, Kamarbands, die bei offenstehendem Rock und mangelnder Weste getragen werden, letztere gewissermaßen ersetzend; sodann ist unbedingt erforderlich der Solar Topi oder Tropenhelm, aus einer Pith genannten, leichten Korksorte bestehend, mit hellem Stoff überzogen und mit dem seidenen Pugri-Shawl umwunden; etwas schwerer ist der Terai-Hut, aus 2 über einander gestülpten, weichen Filzhüten bestehend. Endlich muß man auch noch sein Bettzeug mit sich führen, welches man sowohl in der Eisenbahn, wie auch in den meisten Gasthöfen und Rasthäusern im Innern braucht, wo man nur die leere Bettstelle vorfindet, während der Reisende ein Minimum von zwei wattirten Bettdecken, einem Kopfkissen, verschiedenen Bett- und Handtüchern, das Ganze in einer mit Riemen geschnürten Rolle, mit sich führt. Auch ein Trinkbecher ist nicht zu vergessen.

Indien erfreut sich heute eines weitverzweigten und in den Hauptlinien abgeschlossenen Eisenbahnnetzes von rund 30 000 Kilometer Länge, wovon dreiviertel Staatsbahnen sind, die in erster Linie aus strategischen Gründen angelegt, aber auch wirthschaftlich von großer Bedeutung geworden sind; Hungersnöthe in dem Maßstabe und mit der starken Sterblichkeit im Gefolge, wie früher, sind heutigen Tages kaum mehr möglich, da die Mißernte nie eine allgemeine und der

Mangel an einer Stelle durch den Ueberfluß an anderer nunmehr per Bahn leicht auszugleichen ist; auch der Bauer wird beweglicher und folgt den Eisenbahnen, während man früher oft übervölkerte neben sehr dünn bevölkerten Gegenden antraf.

Die Einrichtungen der indischen Bahnen sind sehr praktische, die Fahrpreise billig, das Personal ist durchgängig höflich und dienstwillig, die Schaffner (guards) und Stationsvorsteher sind meist englisch sprechende Eurasier (Mischlinge von Europäern und Indern) oder Europäer und so reist man in Indien recht bequem und angenehm, allerdings im allgemeinen auch recht langsam. Auf den weniger wichtigen Linien verkehrt oft nur ein Personenzug per Tag in jeder Richtung. Die in Indien allgemein gültige Eisenbahnzeit ist die von Madras und zwar bezeichnet man die Stunden, ebenso wie in Nordamerika und jetzt auch in Italien, von Mitternacht zu Mitternacht mit 0—24. In allen größeren Stationen giebt es gute Restaurations- und Wartezimmer, in denen man auch übernachten kann, und in allen Bahnhöfen trifft man reichlich Trink- und Waschwasser, theilweise in schönen, laufenden Fontänen, inmitten zum Waschen bestimmter Becken, an denen die einheimischen Reisenden des Morgens ihre Toilette vorzunehmen pflegen. Auf verschiedenen Linien sind, hauptsächlich während des Sommers, in einem besonderen Abtheil des Zuges Sodawasser, Limonade und Eis käuflich zu haben.

Es giebt drei Wagenklassen, zuweilen auch noch eine „intermediate“ zwischen II. und III., bei welcher die Holzbänke der III. Klasse noch mit gewöhnlichen Polsterkissen belegt sind. Die Wagen III. Klasse, gewöhnlich fünf durch Holzwände geschiedene Abtheile zu je 8 Sitzen enthaltend und meist ganz voll besetzt, werden mit dem Schlüssel abgeschlossen und an Ankunftsstationen einer nach dem anderen von den Schaffnern geöffnet, welche die Passagiere nach Abgabe der Fahrkarte aussteigen lassen. Da der Europäer überall in Indien als „höheres Wesen“ angesehen wird, so giebt es für ihn besonders bezeichnete Abtheile, zu denen zuweilen, wenn dies ausdrücklich vermerkt ist, auch die Eurasier Zutritt haben, ebenso sind für Frauen, ungalanter Weise einfach als „females“ bezeichnet, und für die mit ihrer Herrschaft reisenden Diener besondere Wagenabtheile III. Klasse reservirt. Alle Personenwagen haben ein doppeltes Holzdach mit etwa 20 Centimeter Abstand, zwischen dem die Luft circuliren kann und welches die directen Sonnenstrahlen abhält; diese Schutzdecke reicht auch seitlich der Wagen noch bis zur halben Höhe der Fenster herunter, die aus grün, blau oder schwarz gedämpftem Glas bestehen,

um das grelle Sonnenlicht zu mildern. Die Wagen I. Klasse haben neben der Toilette nicht nur gute Wasch-, sondern zuweilen selbst Bade-Einrichtung und führen stets geeistes Trinkwasser mit; die beiden längslaufenden, mit Lederpolster belegten Bänke jedes Abtheils bieten Platz für 10 Passagiere, doch habe ich den ganzen großen Raum meist für mich allein gehabt, ihn selten mit mehr als einem Mitpassagier getheilt. Im Nothfall können übrigens nachts auch die gewöhnlich zurückgeschnallten, oberen Polsterbänke heruntergelassen und diese so auch zu Schlafstellen benutzt werden. Im Sommer sorgen beständig feucht gehaltene Matten vor den Fenstern für verhältnißmäßige Kühlung. Die Lampenbeleuchtung der Wagen ist meist recht mäßig, gute Gasbeleuchtung noch recht selten.

Kuchen-, Obst-, Wasser-, Milch- und Zeitungs-Verkäufer findet man auf den Bahnstegen der meisten Stationen.

Die indischen Bahnen gewähren I. Klasse Reisenden ein Freigepäck von $1^1/_2$ Maund (1 Maund von 40 Sir = $37^1/_3$ Kilo), also ca. 56 Kilo, doch findet eine Controlle darüber nur selten statt und man kann unter den Bänken seines Abtheils viel wegstauen. Dem Gepäckträger bezahlt man 2 Annas, gleichviel ob für eine größere oder kleinere Anzahl Stücke. Als Anleitung zur Vorsicht resp. als Mahnung zur Entfernung alter Stationszettel von dem Gepäck möchte ich erzählen, daß ein späterer Reisegenosse von mir in Indien zwei Mal mehrere Wochen lang auf einen Theil seines Gepäcks warten mußte, weil das Eisenbahn-Personal in einer Kreuzungsstation alte Stationszetttel für die jetzt gültigen angesehen hatte und das Gepäck so nach Tutticorin an der Südspitze Indiens zurück und von da nochmals rund durch ganz Indien exportirt worden war, bis es nach Wochen endlich seinem Besitzer ausgehändigt werden konnte. —

Auf Anrathen unseres früheren Generalkonsuls in Kalkutta gelegentlich einer fidelen Frühstücksitzung im Berliner „Kaiserhof" kurz vor meiner Abreise, hatte ich in mein Reiseprogramm nachträglich auch noch Bidschapur und Haiderabad aufgenommen, gedachte von da aus über Goa nach Bombay zurückzukehren und erst dann die übliche Nordtour anzutreten.

Morgens 8 Uhr verließ ich Bombay von der prachtvollen Victoria-Station aus mit der Great Indian Peninsular-Bahn, deren Postzüge in 60 Stunden nach Kalkutta, in 40 nach Madras fahren. Durch abgeerntete Reisfelder, an Lotosteichen und an Wiesen vorbei,

welche durch die Hitze bereits versengt sind, obgleich die Regenzeit erst seit drei Wochen vorüber ist, geht es zunächst über die Inseln Bombay und Salsette und bei Thana über einen schmalen Meeresarm nach dem Konkan oder Tiefland des Festlandes hinüber. Bei Station Karjat beginnt mit besonders kräftiger Maschine der steile Aufstieg des Küstengebirges, des malerischen Bhore Ghats, dessen ausgewaschene, rothe Schichtengesteine sich in stolzen Kuppen, Zinken und Burgformen erheben, theilweise von üppiger Vegetation bedeckt und während der Regenzeit von zahlreichen Wasserfällen durchrauscht sind. Kurz nach Mittag wird Halt gemacht in Khandalla, einer beliebten Sommerfrische Bombay's, besonders in den Monaten November, April und Mai und auch als Sonntagsausflugsort gern besucht, mit einem Sanatorium für Reconvalescenten. Das bescheidene Hôtel liegt etwa 2300 Fuß hoch über dem Meere und man genießt von dieser Höhe aus einen weiten Blick durch die malerischen Berge hindurch auf Bombay und die See hinunter; links erhebt sich der scharfe Bergvorsprung der „Duke's nose“, rechts erblicken wir die Erosionsmassen des Ghat (Ghat = Treppe, Bergabfall), im Hintergrunde auf isolirten, steilen Felskuppen zwei von den Moslims nie eroberte Hinduforts; frische Baum- und Strauch-Vegetation belebt das Bild. Das Gras ist aber auch hier schon versengt.

Das eigentliche Dorf Khandalla liegt etwas unterhalb des Hôtels an einem großem Teich, aus dem die Dorfbewohner das Wasser in schönen blanken, auf dem Kopf getragenen, Messinggefäßen, oder in Ledersäcken, die auf beiden Seiten eines Büffels herunter hängen, holen; hier liegt auch das Dak-Bungalow oder Fremdenhaus.

Die Einrichtung dieser von der Regierung geschaffenen, über ganz Indien verbreiteten Fremdenhäuser ist besonders an den vielen Orten, wo es Hôtels überhaupt nicht giebt, sehr dankenswerth; gegen die Entrichtung von einer Rupie per Tag hat man das Recht, ein Schlafzimmer und die sonstigen Räume des Hauses zu benutzen, und mit dem von der Regierung angestellten Khansamah, dem Aufwärter des Fremdenhauses, kann man sich auch meist wegen der Beköstigung verständigen, welche gewöhnlich, da Alles frisch zubereitet wird, recht gut, oft besser als in den Hôtels ist. Thee und Sodawasser sind in den Dak Bungalows meist zu haben, geistige Getränke dagegen nie, man muß sich dieselben also selbst mitbringen, was immer das Praktischste ist, oder der Khansamah versucht, eine Flasche des gewünschten Getränks im Orte aufzutreiben. Man bekommt überall in Indien guten schottischen Whiskey zu billigem Preis und eine Flasche davon gehört zu jeder

completen Reiseausrüstung. Länger als 24 Stunden darf man die Räume des Fremdenhauses nur dann benutzen, wenn nicht Neuankömmlinge ihrerseits den Platz beanspruchen, aber die Zahl der Reisenden, bezw. Touristen ist in Indien nicht groß.

Das Dorf Khandalla, an Feldern arm und während der Regenzeit vom Juli bis October von seinen Einwohnern meist verlassen, lebt hauptsächlich durch die Fremden, von Gemüse- und Kleinhandel und zwar scheint auch schon hier das Vertrauen in die Creditfähigkeit der Kunden kein unbegrenztes zu sein, wie die an vielen Buden angebrachte, große Aufschrift: „terms cash!“ anzeigt. Dem Pumpsystem wird sonst in Indien im weitgehendsten Maße gehuldigt und man findet fast alle Preisangaben in Zeitungen u. s. w. doppelt notirt, nämlich für „cash“ und „on credit“, letztere 10—15 % höher. Die Einrichtung der Hütten Khandallas ist äußerst primitiv, im Innern ein paar Kisten und Schlafdecken, ein paar Bänke davor zum Ausstellen der Verkaufswaaren. Aller abfallende Thierdünger wird, mit Stroh gemischt, zu Fladen geballt, welche auf dem Erdboden oder gegen die Hauswände geklatscht, so getrocknet und als Feuerungsmaterial verwandt werden.

Die Hauptsehenswürdigkeit in der Nähe Khandallas bildet der Höhentempel von Karli. In einer mit zwei Pferden bespannten „Tonga“, einem viersitzigen Dos-à-dos mit leichtem Sonnen-Verdeck, fuhr ich auf guter, meist von Bäumen eingefaßter Landstraße über Lonauli nach Karli, einem kleinen Hindudorf am Fuße der Berge, dessen Hütten theils aus Bambus, theils aus Lehm, Holz oder Steinblöcken bestehen und mit Palmenblättern, Wellblech oder Ziegelpfannen gedeckt sind. Hier wird der Wagen verlassen und acht Hindus stellen sich mit einem, an langen Bambusstangen befestigten Stuhl ein, in dem sitzend man in einer Stunde auf ihren Achseln abwechselnd von je Vieren zunächst über Reisstoppeln und Basaltfelsblöcke in der Ebene, dann auf rölligem und theilweise sehr steilem und schlechtem Wege bergauf bis zu dem berühmten Felsentempel getragen wird. Derselbe ist eins der besterhaltenen Exemplare einer buddhistischen Versammlungshalle oder Tschaitya und gleicht seiner Anlage nach, mit der gewölbten Decke, dem Säulenumgang und der halbrunden Apsis einer christlichen Kirche; an der Stelle unseres Altars steht hier die Dagoba, ein gemauerter cylinderförmiger Bau, oben halbkugelförmig abgeschlossen „wie eine Wasserblase“, die als Zeichen der Vergänglichkeit gilt; im Innern der Dagobas nimmt man Reliquien Buddhas als enthalten an. Nach Unterdrückung des Buddhismus in Indien wurde dieser Tempel Schiwa geweiht und die Dagoba als Lingam verehrt. Das Tageslicht dringt nur durch die hohe, mit

Skulpturen umgebene Eingangspforte und höchst wirkungsvoll durch eine Oeffnung gerade über der im Hintergrund befindlichen Dagoba in das dunkle Innere dieses in den Felsen hinein gearbeiteten Tempels ein, in welchem, neben der Schönheit der Verhältnisse im Großen und der Ausführung im Einzelnen auch das alte Holzwerk an den Deckenbalken und an dem die Dagoba überragenden Schirm bemerkenswerth ist. Eine Reihe von Zellen, Viharas, für Beter ist oberhalb des Tempeleingangs in den Felsen hineingehauen. Das Ganze ist außerordentlich stimmungsvoll. —

Obgleich die Tageshitze in Khandalla ungefähr dieselbe wie in Bombay war, etwa 31° C. nämlich, so war doch die Nacht, im Gegensatz zu Bombay, hier wesentlich kühler und ich verbrachte zum ersten Male eine wirklich erquickende Nacht in Indien.

Matheran und Mahabaleschwar sind zwei elegantere, auch in dem Bhore Ghat gelegene Sommerfrischen und Erholungsstationen für Bombay, während Simla, Naini Tal und Dardschiling im Himalaya für die Nordprovinzen und Utacamund in den Nilgiris für die Südprovinzen ähnliche Dienste thun. Soweit die Herren durch ihren Beruf an die Stadt gefesselt bleiben, gehen wenigstens die Damen meist während des Sommers in die Berge und diese regelmäßige Trennung soll der ehelichen Treue recht ungünstig sein; der Begriff einer „zweiten Frau" oder eines „zweiten Mannes" ist wohl nirgends so geläufig, wie in Indien und eines speciellen Rufes darin genießt Simla, wo der Vicekönig und ein großer Theil der „Gesellschaft" im Sommer residiren. Uebrigens ist Indiens Klima, auch von europäischen Frauen, bei vernünftiger Lebensweise — d. h. zeitig aufstehen und zeitig zu Bett, während der heißen Tageszeit Ruhe — besser zu ertragen, als man in Europa oft annimmt, aber es giebt eben, wie überall, auch hier viele Leute, welche wohl wissen, was richtig ist, und doch nicht darnach leben.

Am Mittag des nächsten Tages fuhr ich mit der Bahn in zweistündiger Fahrt durch reizloses und wenig bewohntes Hochland nach Puna weiter, der alten Hauptstadt der Mahratten, wegen seines gesunden und angenehmen Klimas jetzt Hauptquartier der Bombay-Armee und Sommerresidenz des Gouverneurs von Bombay. Die Stadt zählt 160,000 Einwohner, liegt in einer ziemlich baumlosen Ebene am Muta-Fluß und bietet in ihrem sehr lebhaften Eingeborenen-Theil trotz mannigfachen Verfalls doch viele malerische Einzelheiten, besonders schöne alte Holzschnitzereien an Fensterbögen und Thürgebälk, welche jetzt leider nicht mehr angewandt werden. Die Fenster sind vielfach mit eisernen Gittern, die weißgetünchten Hausmauern mit bunten, rohen Wandmalereien,

meist Elephanten, Tiger, Tänzerinnen und Soldaten vorstellend, versehen; gewöhnlich pflegt das indische Haus bei einer Hochzeit neu geweißt und mit diesen grotesken Fresken geschmückt zu werden.

An zahlreichen unbedeutenden Tempeln vorbei, fahren wir zu dem berühmten, im Süden außerhalb der Stadt auf einem isolirten Felshügel gelegenen Parbati-Tempel, der Gemahlin Schiwa's geweiht. Da gerade Festtag ist, so drängt sich eine dichte Menschenmenge die bequemen, aus dem Felsen herausgehauenen Stufen hinauf; durch den portalähnlichen Bau der Nakar-khana, der Musikhalle, schreitend, von deren Balkon zwei Pauken und zwei Flöten „heilige", dem europäischen Ohr allerdings nur als Lärm erscheinende, Musik erschallen lassen, befinden wir uns direct dem Haupttempel gegenüber, welchen eine große, theilweise vergoldete Kuppel ziert und der silberne Statuen Parwati's, Schiwa's und Ganesch's enthält. Zwei niedrigere Tempel sind Wischnu und Schiwa gewidmet und zeigen in kleinen Kapellen davor die Symbole dieser beiden Götter: den fabelhaften Garuda-Vogel und den Stier; verschiedene, mit rother Farbe dick überschmierte und mit Opferblumen bestreute, formlose Steine symbolisiren den Lingam. Neben dem Tempelbezirk befand sich auf der Spitze des Berges ein Palast der Mahrattenfürsten, welcher kurz vor deren Sturz — böses Omen — durch den Blitz zerstört wurde; noch zeigt man in den Ruinen das maurische Fenster mit dem weiten Rundblick, von dem aus der letzte Peschwa, Badschi Rao, im Jahre 1817 die in der Ebene von Kirki wüthende Schlacht beobachtete, deren Verlust ihm sein Reich kostete.

Das europäische Viertel Puna's mit schönen Bungalows und Gärten und die zahlreichen Kasernen liegen im Osten der Stadt, während man nördlich davon den schön angelegten und musterhaft gehaltenen Bund-Garten mit dem malerischen, steinernen Dschamschidschi-Wehr findet; weiter auf der hohen, stattlichen Fitzgerald-Brücke den hier tausend Fuß breiten Muta-Fluß überschreitend, gelangt man nach der großen Anlage des in englisch-indischem Stil errichteten Dekan-College, einem Institut zur Ausbreitung der Kenntniß englischer Sprache in Indien.

Da Puna für längeren Aufenthalt dem Touristen keine besonderen Reize bietet, so hatte ich mein Gepäck gleich in dem sehr netten Bahnhof gelassen, aß und schlief daselbst und fuhr am nächsten Morgen weiter.

Bei Tagesanbruch befand ich mich auf flachem Tafelland mit grün sprossenden Maisfeldern, soweit fließendes Wasser oder Brunnen Bewässerung ermöglichten, sonst sah ich weite Strecken gelb gebrannten Grases mit einzelnen Bäumen, meist dornigen Mesquiten, wenigen niedrigen Palmen und seltenen Ansiedelungen. Nachdem ich um 10 Uhr Morgens

in Hotgi den Zug gewechselt, traf ich Nachmittags um 3 Uhr in der Ruinenstadt Bidschapur ein, dem früheren Hauptsitz der Moslim-Herrschaft in Central-Dekan. Der Bahnhof liegt dicht außerhalb der Stadtmauer und in wenigen Minuten gelangt man zu dem Dak Bungalow, dem Fremdenhaus, in welches man die zum Gol Gumbaz gehörige Moschee umgewandelt hat. In der fünfschiffigen, vorn offenen Halle sind durch halbhoch aufgeführte, weißgetünchte Zwischenwände vier freundliche Appartements hergestellt worden, welche je aus einem großen freundlichen Eß- und Wohnzimmer und dahinter liegendem, zweibettigem Schlafzimmer bestehen; alte Gebetnischen dienen jetzt zum Aufbewahren der Lampen und Toiletten-Utensilien; stolze Kuppeln wölben sich über der eigenartigen Wohnung. In der frei gebliebenen Mittelhalle haust ein alter würdiger Moslim mit langem weißem Bart als Hausvater und sorgt für ein gutes Mittagsessen: Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, gebratenes Huhn, Anchovis-Toast mit pochirten Eiern, ein in Indien sehr gebräuchlicher „second course“, Crême-Pudding und Früchte bietend. Man ist also in dieser halben Wildniß ganz gut aufgehoben.

Nachdem Bidschapur seine Glanzzeit in den Jahren 1489—1686 unter der Herrschaft der aus Constantinopel stammenden Adil-Familie erlebt hatte, wurde es im Jahre 1686 von dem Delhi-Großmogul Aurangzib erobert und verwüstet und verfiel allmählich, von dichtem Feigencactus-Gestrüpp überwuchert, fast vollkommener Vergessenheit, bis dies Dornröschen erst 1883 wieder aus seinem Schlummer aufgeweckt wurde, als die Engländer den Ort zum Verwaltungssitz des Kaladgi-Bezirkes machten. Tausend Sträflinge wurden dazu angestellt, die unter Gestrüpp beinahe ganz begrabene Stadt freizulegen, wenigstens einen Theil der Straßen zu reinigen und wiederherzustellen und das Resultat lohnte die aufgewandte Mühe reichlich; lag auch der größte Theil der Stadt in Trümmern, so waren doch erfreulicher Weise gerade eine Reihe der hervorragendsten Bauten verhältnißmäßig gut erhalten geblieben.

In Begleitung eines lebhaften französischen Touristen von der Insel Mauritius, meinem Genossen in Dak Bungalow, trat ich die Spazierfahrt durch die Stadt vom Osten aus an. Der Fremdenhaus-Moschee gegenüber erhebt sich zunächst der mächtige, würfelförmige Bau der Grabkirche Sultan Mahmud's († 1656), der Gol Gumbaz, der „runde“ oder „Rosen-Dom“, an den 4 Ecken flankirt von eingebauten siebenstöckigen Minarets mit offenen Galerien und von Kugeln gekrönt und im Hauptbau überwölbt von einer großartigen Kuppel, deren Durchmesser größer als derjenige der Peterskirche in Rom ist. Ernst und einfach in seinen Stuck-Ornamenten wie das Aeußere, ist auch das Innere, die

größte massiv überwölbte Halle der Erde, in deren Mitte sich der einfache Grabstein Mahmuds erhebt. Von der um das Innere der Kuppel herumführenden Galerie bietet sich ein schönes Echo, von dem Dache aus ein prächtiger, gut orientirender Rundblick über die ganze Stadt, deren lang gestreckte, breite, crenelirte und und mit vielen Bastionen versehene Mauern heutigen Tages weit mehr Schuttstellen und Baumebenen, als bewohnte Theile umschließen; aber noch ragen stolze Minarets und Kuppeln, neben verschiedenen großen, runden Thurmbauten, innerhalb der Stadt zu Befestigungszwecken angelegt, malerisch empor.

Von den beiden, die Stadt von Osten nach Westen durchziehenden, Hauptstraßen die südlichere wählend, deren Häuser festungsähnlich nach außen abgeschlossen, hin und wieder mit schön geschnitzten Holz-Erkern ausgestattet sind, gelangt man zunächst zu der Dschumma Mosdschid, der Hauptmoschee. Dieselbe öffnet sich auf einem von Säulengängen umgebenen Hof, in dessen Mitte das große viereckige Bassin für religiöse Waschungen liegt, besteht aus 9 Längs- und 5 Querschiffen und ist in der Mitte von einer hohen Kuppel überragt; auch hier bildet die Schönheit der Verhältnisse und Maaße den Hauptschmuck des ziemlich kahlen Baues.

Nach Westen zu weiterfahrend, an der schönen Mehtar Mahal, der Eingangshalle zur Methar-Moschee vorbei, gelangt man bald zu der nochmals von hohen Mauern und Wassergraben umgebenen Arkilla oder Citadelle, in der sich die weitläufigen Palastbauten befanden, heutigen Tages eine Reihe malerischer Ruinen, die noch in ihrem Verfall die ehemalige Pracht ahnen lassen; Schaaren von kleinen, grünen Papageien und zahlreiche graubraune Eichhörnchen beleben allein noch die weiten Schloßbauten.

Wenn wir uns nun der westlichen Stadtmauer nähern, so erreichen wir die „zwei Schwestern“, zwei reich ornamentirte, von schönen Kuppeln überwölbte Grabkapellen, wahre Schatzkästlein maurischer Architektur; das eine dieser beiden Gebäude ist als Wohnung des Oberingenieurs eingerichtet worden nnd ich kann hier vielleicht passend anschließen, daß sich selbst viele Engländer bitter darüber beklagen, wie wenig England bislang für Erhaltung unschätzbarer, alter Bauten in Indien gethan und daß das Wenige, von unberufenen Händen ausgeführt, oft noch in starken Verballhornisirungen bestanden hat.

Wir kommen auf dem Weiterwege an einer der zahlreichen in der alten Stadt zu Bade- und Trinkzwecken vorhanden gewesenen Wasseranlagen vorbei, dem Tadsch Baoli, oder Hauptbrunnen, einem von Arkaden umgebenen, in Stufen abgemauerten Teich, dessen Seiten 230 Fuß lang

sind, während die Wassertiefe 30 Fuß beträgt; das Mekka-Thor passirend, sehen wir dann dicht vor uns die schönste architektonische Anlage Bidschapur's: das Grabmal Ibrahims, † 1627. In der Mitte eines von hohen Mauern umgebenen Vierecks, welches früher mit Gartenanlagen geschmückt war, erhebt sich auf einer erhöhten Plattform der zierliche Hallenbau der Grabkirche, rings von einen Säulengang umgeben, das glatte Dach an den 4 Ecken von kugelgekrönten Minarets, in der Mitte von einer stolzen Kuppel überragt, welche ebenso, wie die Minaretkugeln, von dem Halbmond gekrönt ist. Reiche Stuckornamente, meist Koransprüche darstellend, überziehen die Innenwände, die verwittert und farblos geworden, nur noch an wenigen Stellen frühere reiche Bemalung und Inkrustation ahnen lassen; Farben, Vergoldung und edle Steine sind bis auf wenige Reste ganz verschwunden. Originell sind hier, wie anderwärts in Indien, dem maurischen Stil beigemengte Hindu-Motive in der Architektur, wie das umgekehrte Kelch-Kapitäl, die vorspringenden, das Dach tragenden Balkenstützen und die sogenannten Bananen-Kapitäle, der hängenden Blume der Bananenstaude nachgebildet. Durch ein Brunnenbecken von ihm getrennt, schließt sich auch hier an das Mausoleum westlich ein ähnlicher, aber einfacherer Moscheen-Bau an. Nach der Stadt zurückkehrend, kann man das Schahpur-Thor benutzen, unter den 7 Thoren der Stadt insofern das interessanteste, als die starken, hölzernen Thorflügel hier noch mit den eisernen Piken besetzt sind, die man in Indien häufig anwandte, um das Aufstemmen der Thore durch Elephanten zu verhindern. Auf der Löwenbastion, etwas südlich von diesem Thor, liegt eine der größten in Bidschapur noch befindlichen alten Bronze-Kanonen, deren Zündloch von den Hindus mit Farbe beschmiert, mit Blumen bestreut und mit Räucherstangen angequalmt ist, angeblich um dadurch die Dämonen zu vertreiben. In Java fand ich später denselben Kultus alter Kanonen von unfruchtbaren Frauen, welche Kinder wünschen, ausgeübt.

Die heutige Nacht verlief, da der Wind durch die offene Vorhalle der Moschee und über die Halbwände, welche die Zimmer trennen, frei hereinstreichen konnte, noch frischer, als die gestrige, aber wie stolz war ich gebettet, in dem Schiff einer Moschee, eine hohe maurische Kuppel in edler Wölbung über mir — ich wußte, daß ich nicht so bald wieder so eigenartig schön einquartirt sein würde.

Am nächsten Mittag fuhr ich nach Hotgi zurück, nahm dort wieder den Madras-Zug bis Wadi und von da aus Abends 10 Uhr die Bahn Seiner Hoheit des Naisam's nach Haiderabad, wo ich am nächsten Morgen um 8 Uhr eintraf.

Mein Coupé-Genosse, ein liebenswürdiger, englischer Civilbeamter, der in der Verwaltung des Naisam eine hohe Stelle einnahm, hatte mir unterwegs manche schätzenswerthe Information gegeben und mir besonders auch angerathen, sofort nach meiner Ankunft gleich vom Bahnhofe aus, unbekümmert um meine Reisetoilette, zu dem Privatsecretair des Premierministers, einem liebenswürdigen Parsi zu fahren, welcher mir die nöthige Erlaubniß zum Besuche des Naisam-Palastes und von Golkonda verschaffen würde, und da ich meine Zeit in Haiderabad auch möglichst ausnutzen wollte, so sollte ich eben sehen, den Herrn noch zu treffen, bevor er nach dem Palaste fahre, was gewöhnlich schon sehr zeitig geschähe.

Wir kamen in Haiderabad an, aber vor dem schönen, in Blumenanlagen eingebetteten Bahnhof hielt neben einem großen, offenen Hofwagen mit Kutscher und Diener auf dem hohen Bock und zwei Dienern auf dem Trittbrett hintenauf stehend, alle in reicher, rother Livree gekleidet, nur eine Reihe allereinfachster, kleiner Planwagen; mein David ließ in einen derselben das Gepäck einladen und setzte mir dann auseinander, was ich mir natürlich auch schon selbst gesagt hatte: daß ich in einer solchen Karre unmöglich einen officiellen Besuch machen könne. Während wir etwas rathlos dastanden, kam mein freundlicher, englischer Reisegenosse, welcher von seinem Bruder empfangen worden war — wir drei waren nebenbei bemerkt die einzigen Europäer in dem Menschengewühl — an mich heran, und als er hörte, um was es sich handelte, frug er mich in dem selbstverständlichsten Tone der Welt: „Aber mein Gott, weshalb benutzen Sie denn den Hofwagen nicht?"

„Weil ich nicht wüßte, mit welchem Recht," antwortete ich, aber Mister X. faßte mich gemüthlich unter den Arm und führte mich zu dem Landauer, dessen Trittbretter von den schleunigst abgesprungenen Dienern heruntergelassen wurden und befahl dem Kutscher ruhig im schönsten Hindostanisch, mich zunächst zum Privatsecretair und dann nach dem von ihm empfohlenen, drei englische Meilen außerhalb der Stadt gelegenem neuen Hôtel zu fahren. Wenn ich ein regierender Fürst gewesen wäre, man hätte mich kaum besser aufnehmen können und ich bekam nun meinen ersten praktischen Beweis dafür, daß man als Europäer in Indien wirklich eo ipso die Rolle eines „höheren Wesens" spielt.

Ich darf wohl jetzt schon verrathen, daß man sich schnell genug in diese angenehme Rolle einlebt; ich hatte mich schon in Constantinopel, als ich in offener Victoria an der Seite eines kaiserlichen Adjutanten

gelegentlich der Besichtigung der verschiedenen Paläste durch die langgestreckte Stadt fuhr, recht schnell daran gewöhnt, daß alle Wachen, an denen wir vorbeikamen, vor dem „Gast“ des Sultans ins Gewehr traten, aber das war doch nur eine einmalige Fahrt gewesen; hier in Indien aber, mit Ausnahme der drei großen Städte Kalkutta, Bombay und Madras, wo es der Europäer zu viele giebt, präsentiren die eingeborenen Truppen stets und überall vor jedem gut gekleidetem Weißen. Der Engländer wünscht in den von ihm verwalteten Ländern den ihm nach seiner Ansicht schuldigen Respect auch äußerlich zum Ausdruck gebracht zu sehen, und da die guten Natives natürlich nicht wissen können, wie sich ein Engländer im Aussehen von anderen Europäern unterscheidet, so werden eben alle Weißen derselben Ehrenerweisungen theilhaft.

Ich sandte also vom Haiderabader Bahnhof meinen David im Gepäckwagen nach dem Hôtel voraus und fuhr nach verbindlichem Dank an Mister X., in die bequemen Kissen des weiten Hof-Landauers zurückgelehnt, durch die freundlichen Alleen der Vorstädte; etwa eine halbe Stunde mochte ich auf der prachtvoll gehaltenen Chaussee gefahren sein, als uns ein von zwei edlen Vollblutpferden gezogener, hoher dogcart in schneller Fahrt entgegen kam, dessen ziemlich europäisch gekleideter Herrenkutscher nach der Beschreibung der Privatsecretair sein mußte, was „meine“ Diener auch sofort bestätigten; angesichts des herankommenden Hofwagens hielt der Parsi seine feurigen Thiere an, sprang elastisch von seinem hohen Sitz herunter, um mein Herankommen zu erwarten, und ehe ich mich nach dem Aussteigen meinerseits vorstellen konnte, hatte er das in fließendem Englisch bereits besorgt, sprach die Vermuthung aus, daß ich ihn zu besuchen und als Tourist wahrscheinlich die nöthigen Erlaubnißkarten zum Besuch des Palastes und von Golkonda zu bekommen wünsche und versprach, dieselben nach Erhalt meiner Karte gern und noch heute zu beschaffen. Ich bat, mir die Zeit zu bestimmen, zu welcher ich ihm meine Aufwartung machen und die freundlichst versprochenen Karten in Empfang nehmen dürfe, aber er lehnte alle officiellen Besuche mit Bezugnahme auf die großen Entfernungen und mit dem Bemerken ab, Touristen könnten ihre Zeit besser anwenden und versprach, mich wieder in den Hofwagen hinein complimentirend, die Karten nach dem Hôtel zu senden. Dahin fuhr ich nun in meinem Galawagen.

Mit den großen Entfernungen hatte Herr Faridundschi Dschamschedschi entschieden Recht. In der eigentlichen, ziemlich modernen Stadt Haiderabad, der Hauptstadt des gleichnamigen größten indischen

Vasallenstaates und Residenz des Naisam oder Fürsten, wohnen keine Europäer. Zwei englische Meilen nördlich davon liegt die Vorstadt Tschadar Ghat mit der hoch umwallten, englischen Ministerresidentur, verschiedenen Kirchen und Missionsanstalten; und erst weitere fünf Meilen nördlich finden wir Secunderabad, wo sich das englische Truppenlager, das größte Indiens, befindet und wo die meisten Europäer: Officiere, Soldaten und Beamte im Dienste des Naisam, wohnen; hier liegen auch das einfache Dak Bungalow und ein sehr bescheidenes Hôtel, für Touristen bis vor wenig Wochen die einzigen Unterkunftsplätze.

Aber da hatte sich kürzlich Gelegenheit zur Gründung eines neuen und sehr schönen Hôtels in dem bequemer gelegenen Tschadar Ghat geboten, mit einer ländlich-sittlichen Vorgeschichte: Moshin-Ul-Mulk, der letzte Finanzminister des Naisam, war nämlich bei den Engländern in den Verdacht politisch gefährlicher Umtriebe gekommen und hatte deshalb auf deren „Wunsch" — der Wunsch war ihm Befehl — das Land binnen 24 Stunden verlassen müssen; sein Palais, in italienischem Villenstil gebaut, von großem Garten umgeben und in der Nähe der englischen Ministerresidentur gelegen, hatte ein findiger Italiener, Herr Borri, gemiethet, welcher früher als Koch des Großfürsten Alexis nach Indien gekommen war, das vorzügliche Restaurant im Victoria-Terminus zu Bombay eingerichtet und in Verwaltung hatte und nun ein Geschäft daraus machte, an Orten, die noch kein Hôtel im europäischen Stil besitzen, ein solches einzurichten, in Schwung zu bringen und dann zu verkaufen. Tschadar Ghat war sein neuestes, eben erst gegründetes Unternehmen und da er mit den sehr wenigen Touristen, die überhaupt nach hier kommen, unmöglich das Etablissement halten konnte, so hatte er gleichzeitig Restaurant, Billardsaal, Bar, Wiener Feinbäckerei, Sodawasser- und Eisfabrikation und Wagenverleihung mit eingerichtet. Anständige Miethwagen sind in Haiderabad sehr selten und dem entsprechend weit theurer, als in Bombay; man zahlt hier 3 Rupien für eine einzelne, wenn auch ganz kurze Ausfahrt, 7 Rupien für einen Nachmittag.

Durch das Gartenportal und um das große Rondel mit schöner Brunnengruppe in der Mitte herum fahrend, hielt mein Wagen vor der breiten Freitreppe des Ex-Minister-Palais, jetzt „Cosmopolitan Hôtel" und ich wurde mit den einem Hofwagen entsprechenden Ehren empfangen. Nachdem der Wirth einen gewöhnlichen Touristen in mir gefunden, rieth auch er mir, vor allen Dingen Herrn Faridundschi Dschamschedschi zu besuchen, der sehr liebenswürdig und entgegen-

kommend, allerdings in der Erfüllung seiner Versprechungen orientalisch langsam sei; nun, dessen Versprechen hatte ich ja schon, den Rest mußte ich eben abwarten.

Inzwischen konnte ich ja eine Orientirungsfahrt in einem der bequemen Hôtelwagen antreten und zwar fuhr ich auf einer guten Alleestraße von Tschadar Ghat aus, wo in der Nähe des Hôtels, freundlich in Grün eingebettet, auch eine englische und eine römisch-katholische Kirche und die englische Postanstalt liegen, zuerst nach Norden, am schönen, großen Hassain Saugur-See vorbei, welcher durch Abdämmung eines Flusses durch einen langen, mächtigen Quaderdamm künstlich geschaffen wurde und an dessem Ufer zahlreiche, schöne Gartenwohnungen der Officiere des Naisam liegen. In Secunderabad finden wir einen immensen Exercierplatz, auf dem Eingeborenen-Truppen in gelben Drill-Uniformen und mit gelben Turbans unter englischen Officieren und Commando in englischer Sprache üben; außer einer englischen Brigade ist hier auch der Haupttheil des vom Naisam zu stellenden Native-Kontingents stationirt. Sehr malerisch und kleidsam sind besonders die Uniformen der Naisam'schen Cavallerie: grüner, roth eingefaßter Waffenrock von unserem Ulanenschnitt, an den Seiten links und rechts bis zum Gürtel geschlitzt, stählerne Kettenpanzer-Epauletten, braune Ledergürtel über breiter rother Leibschärpe, braungelbe Leder-Kniehosen, Gamaschen aus schwarzen Tuchstreifen bis zum Knie hinauf gewickelt, weiße Strümpfe und braune, schmale Schuhe mit nach oben gebogener Spitze, dazu rothe Spitzmütze mit dunkelblau und gelb carrirtem Turbantuch umwunden, dessen Enden hinten shawlförmig herabhängen und lange Säbel in Lederscheide an braunem Lederbandelier getragen. Auch die hier stehenden englischen Truppen werden vom Naisam unterhalten und zwar wird die entsprechende Summe vorab von den Erträgnissen des Staates Berar abgezogen, welchen die Engländer seit 1837 besetzt und für den Naisam verwaltet haben. Die gewöhnliche Einrichtung englischer Cantonnements in Indien finden wir auch hier: lange niedrige Kasernen, freundliche von Gärten umgebene Einzelhäuser für die Officiere, Clubgebäude, Lawntennis-Platz, Racket-Court für Ballwerfen, Rennplatz und englische Kirche. Die weite, fruchtbare Ebene ist von einem Bergzug eingefaßt, welcher mit den auffallendsten Blöcken und Steingebilden übersät ist: Säulen, Pfeiler, Vögel- und Thiergestalten und ähnliche natürliche Gebilde in Granit treten dem Auge in reicher Anzahl und buntem Gemisch bizarr entgegen.

Die Stadt Haiderabad selbst, mit ihren Vorstädten zusammen etwa 415000 Einwohner zählend, ist mit weißgetünchten, crenelirten

Mauern umzogen und wir nähern uns ihr vom Norden her auf der langen, steinernen Brücke, die über den Musi-Fluß führt; Elephanten, Büffel, Kühe und Menschen gehen hier in buntem Gemisch in die Schwemme und an den Ufern walten lange Reihen von Wäscherinnen ihres Amtes. Ein buntes, dichtes Gedränge von Volk und Fuhrwerken strebt mit uns durch das schöne, von schlanken Minarets überragte Afzal-Thor: hier zierliche Frachtkarren und zweirädrige Tongas mit Zebus bespannt, dort hoch beladene Kameele und langsam, würdig einher trabende Elephanten, welche hier zum ersten Male in Erscheinung treten; in Palkis, kofferförmigen, hölzernen Palankinen, im Inneren theilweise mit Bücherbrettern u. s. w. ausgestattet und an einem Balken hängend, den vorn und hinten je zwei Kulis auf den Schultern tragen, liegen Moslims bequem ausgestreckt; dort geht ein Jäger mit dem Jagdfalken auf dem Kopf, dazwischen drängen sich eingeborene Soldaten, Händler aller Art, Moslims und weiß gekleidetes Hinduvolk, kurz, es ist ein prächtig buntes, echt orientalisches Bild. Im Gegensatz zu den Lendentüchern der Hindus tragen die Moslims hier alle Beinkleider und die Turbans mit hinten lang herabhängenden Shawl-Enden; die mohammedanischen Frauen sind sämmtlich mit einem langen Maskenschleier bekleidet, der von der Stirn bis zum Untergewand herabhängt und mit Oeffnungen für die Augen versehen ist.

Die Häuser der Stadt sind meist einstöckig, haben flaches Dach und vielfach, selbst an kleinen verfallenden Buden, schöne Stuckornamente und Holzschnitzereien; hin und wieder sehen wir hier auch groteske Wandmalereien auf grell gelbem Grunde: Soldaten mit Bajonett-Gewehr, Tiger und Tänzerinnen darstellend und auch lebendige Bajaderen findet man außerordentlich zahlreich aus den oberen Stockwerken hinter Holz-Rouleaux auf die Straße herabschauend. Die nach Weihrauch und Spezereien duftende Bazar-Straße mit ihren kleinen, von Goldflitter blinkenden und bunt bemalten Läden ist besonders malerisch und in einer Stadt, in welcher ich während meiner Besuche nie einen zweiten Europäer außer mir antraf, macht es einen ganz eigenthümlichen Eindruck, inmitten all dieses echten Orients in den kleinen, offenen Holzbuden und Läden hier und da eine Nähmaschine arbeiten zu sehen. Neben einer großen Zahl kleiner Moscheen finden sich auch zahlreiche Begräbnißplätze innerhalb der Stadt selbst und zwar befinden sich die letzteren theilweise in Mausoleen, theils im Freien und zeigen die gewöhnliche türkische Sargform mit der stehenden Inschriftentafel am Kopfende. Den schönsten Punkt der Stadt bildet der Tschar Minar oder der „Palast der vier Thürme“, früher als Schule benutzt, welcher an der Kreuzung der

beiden Hauptstraßen im Mittelpunkt der Stadt steht und dessen gewaltiger, viereckiger Mittelbau sowohl, wie besonders die vier schlanken Eckminarets mit ihren Reihen eleganter Galerien, weithin sichtbar sind. Vier hohe schöne Triumphpforten stehen am Eingang, der von hier nach den vier Himmelsrichtungen auslaufenden Hauptstraßen. Dicht dabei nach Süden zu liegt die Haupt- oder Mekka-Moschee, so genannt, weil ihre Anlage der von Mekka nachgebildet ist; innerhalb eines großen, hoch ummauerten Vierecks erhebt sich auf erhöhter Plattform der ernste, schwere Bau, dessen 5 Längsschiffe sich in hohen maurischen Bögen auf den Vorhof öffnen, von vier Minarets überragt; das Innere ist den „Ungläubigen“ nicht zugänglich. Unweit der Moschee liegt auch der große Complex des Fürsten-Palastes.

Auf dem Rückweg von meiner ersten Orientirungsfahrt kam ich an einem einfachen Gebäude vorbei, welches als „His Highneß the Nizam's General Post Office“ bezeichnet war und meiner zahlreichen Briefmarken sammelnden Freunde und Freundinnen gedenkend, stieg ich aus, betrat einen schmutzigen engen Corridor, zu einem kleinen, eben so schmutzigen Hofe führend, auf dem hinter Holzgittern einige wenige Beamte hockten; der Herr Postdirector selbst führte mich auf wackeliger Holztreppe nach dem Oberstock, wo in einer schweren, mit Eisenbändern beschlagenen Holztruhe die Postwerthzeichen ruhten, welche, wie diejenigen aller Native-Staaten Indiens, übrigens nur zur Frankirung innerhalb Indiens selbst berechtigen, während zur Frankirung für das Ausland englisch-indische Marken verwandt werden müssen. Der Herr Postdirector zählte mir aus seinem kleinen Vorrath die von mir gewünschten Sachen zu und — bat dann, nachdem ich bezahlt hatte, um einen Bakschisch! Lachend und seine Bitte huldvoll gewährend, überließ ich ihm die Handvoll kleiner Kupfermünze, die er mir als Wechsel wiedergegeben hatte und unter tiefen Verbeugungen von dem Herrn Postdirector bis zur Hausthür zurückbegleitet, verließ ich diesen originellen Jünger Stephan's.

Haiderabad hat auch seine eigenen Münzen, wovon die silbernen $1/8$, $1/4$ und 1 Rupienstücke verhältnißmäßig dick und rund, mit arabischen Schriftzügen auf beiden Seiten geprägt sind, während die kupferne Scheidemünze in unregelmäßig gehackten, kleinen Würfeln besteht, von denen 6 Stück eine Anna werthen und zwar steht die Haiderabad-Rupie circa 20 % niedriger, als die englisch-indische. —

Am Nachmittag stand mir ein besonders interessanter Genuß bevor: Se. Hoheit der Naisam sollte nämlich heute die Preise im Adels-Colleg vertheilen, eine Feierlichkeit, die nur alle drei Jahre einmal stattfindet und an welcher theilzunehmen, mich Mr. Hodson, der „Principal“ der

Schule, ein Cambridge M. A., freundlichst eingeladen hatte. Pünktlich zur festgesetzten Stunde, Nachmittags 4 Uhr, begab ich mich nach des „Nizam's College und Madrasa-i-Aliya", dicht beim Cosmopolitan Hôtel hoch, gesund und schön innerhalb eines freundlichen, weiten Gartens gelegen; das Haus ist im italienischen Villenstil gebaut und enthält eine Reihe sehr elegant eingerichteter Wohn- und Schlafzimmer für die Internen und die vier Lehrer; außer Mr. Hodson sind noch drei in Oxford gebildete Herren thätig. Auf der an die Rückfaçade anschließenden, ausgedehnten Terrasse war ein großes Zelt errichtet, mit Teppichen belegt, buntfarbigen Wimpeln behangen und bequemen Diwans und Sesseln ausgestattet worden, während im Vordergrund auf erhöhter Estrade zwei Reihen mit gelbseidenem Damast überzogener Sessel für den Naisam und sein Gefolge aufgestellt waren; rechts von diesem Podium versammelten sich die Spitzen der englischen Gesellschaft, etwa 50 Damen und Herren in Nachmittagstoilette, links der Adel Haiderabads, Moslims, Hindus und Parsis in buntem Gemisch, etwa 200 Herren — natürlich keine Damen — meist in rein nationalen Trachten, nur wenige in goldgestickten, europäischen Hofuniformen; Gewänder aus buntgeblumten Seidenbrokaten und lange dunkle Kaftane bildeten die Mehrheit. Mit tiefen Verneigungen und dreimaligem Erheben der Hand zur Stirn begrüßten die neuankommenden, hohen Eingebornen sich unter einander und auch die Engländer; beim Gruß, wie beim Essen wird stets nur die rechte Hand gebraucht. Im Hintergrund wogten die Schüler, etwa 60 Interne und Externe durcheinander, im Alter zwischen 6 und 25 Jahren, alle in langen blauen Talaren, weißen Beinkleidern, goldenen Gürteln und gelben Turbans, die jeunesse doreé Haiderabad's repräsentirend. Ein lebhafter kleiner Native-Knirps von etwa 6 Jahren, mit reich in Gold gestickter, von langen Perlenschnüren geschmückter Kappe auf dem Kopfe, von einer englischen Bonne begleitet, war, von allen Seiten ehrfurchtsvoll begrüßt, der erste, welcher einen der erhöhten Sitze einnahm, aber sehr bald wieder herunter kletterte, um im Saale herumzubummeln; das war der Enkel und einzige Nachkomme des immens reichen und um Haiderabad's Verwaltung sehr verdienten Sir Salar Dschang. Thee wurde servirt, die Dunkelheit brach an, Kandelaber und Lampen wurden entzündet und der Naisam ließ noch immer auf sich warten. Endlich gegen halb sechs Uhr erklangen draußen vor der Auffahrt, wo einheimische Lanzenreiter Spalier gebildet hatten, die Töne des „God save the Queen", die Versammlung erhob sich von ihren Sitzen und vom britischen Minister-Residenten in schwarzem Gehrock und weißem Tropenhelm empfangen, erschien der Naisam durch

die Zeltportièren: eine elegante, schmächtige Figur von knapp Mittelgröße, etwa Mitte der dreißiger Jahre, das sympathische, gelbliche Gesicht von schönem, schwarzem, in der Mitte getheiltem Vollbart umrahmt, mit langem, schwarzem, leicht nach außen gewelltem Haupthaar und schönen, träumerischen, aber etwas gelangweilt aussehenden Augen. Er trug einen graucarrirten, halbeuropäischen Anzug mit hoch schließendem, langem Rock, einen gelben Turban mit Silberdraht-Aigrette und Spazierstock mit silbernem Knopf; keine Brillanten. Nachdem er langsam vorschreitend durch leichtes Kopfnicken die Gesellschaft und durch Händedruck die Gemahlin des britischen Ministerresidenten und den kleinen Prinzen, den Enkel Sir Salar Dschang's begrüßt hatte, nahm er auf seinem Lehnsessel in der Mitte der Estrade Platz, rechts von ihm Oberst Mackenzie, der Minister, und andere hohe britische Beamte, links der kleine fidele Prinzenknirps und daran anschließend und auf der zweiten Reihe der Estrade in glänzenden Uniformen die Minister und Hofstaaten Seiner Hoheit, welche theilweise recht dunkelfarbig, fast schwarzer Hautfarbe waren.

Nun konnte das Fest beginnen.

Zuerst fanden von der Kindergartenklasse kleine poetische Vorträge, dann solche von älteren Schülern in Englisch, Arabisch, und Persisch, der Hofsprache der mohammedanischen Fürsten, statt; sodann hielten der Oberlehrer Mr. Hodson und zwei der dunkelfarbigen Minister längere Ansprachen in Hindostani an den Naisam, welcher darauf in derselben Sprache, mit unsicherer Stimme, durch die Nase schnaufend, und dieselbe mit nicht allzu reinlichem Taschentuch putzend, eine Rede ablas, von der ich ebenso wenig verstand, wie von den vorhergehenden, die aber wohl besonders dem Lobe des sich öfters verneigenden Mr. Hodson zu gelten schien.

Dagegen sprach der sich nun erhebende englische Ministerresident in Englisch, sich damit bei dem Naisam entschuldigend, daß er Hindostani nicht genügend gut spreche, während Seine Hoheit die englische Sprache beherrsche — was nebenbei bemerkt nur in sehr mäßigem Grad der Fall sein soll. Der Ministerresident fuhr dann ungefähr folgendermaßen mit seiner Rede fort: Seine Hoheit sei nicht nur wegen seiner schlauen und geschickten (shrewd und clever) Regierung und als Muster eines Jagd- und Sportsmannes berühmt, sondern auch wegen des Interesses, welches er der Erziehung zuwende; die Madras-Statistik beweise, daß bei den Meldungen zu den Examina für den Civildienst in Indien die Betheiligung Haiderabad's zunehme und das sei in erster Linie der Einrichtung des Adelscollegs zu danken. Er sei überzeugt

davon, fuhr er fort, daß Seine Hoheit ohne Vorzug (without delay) die Verdienste von Mr. Hodson in geeigneter Weise zu belohnen suchen werde; er sei ferner überzeugt davon, daß das nothwendige wissenschaftliche Laboratorium für das Colleg ohne Verzug gebaut werden müsse und außerdem weitere Wohnräume für Interne; bei dem Religionsgemisch von Schülern und Lehrern und dem Einhalten der jeder Religion eigenthümlichen Festtage verblieben im Jahr überhaupt nur 108 Schultage und diese sollten wenigstens voll ausgenützt werden können, was aber nicht möglich sei, solange die meisten Schüler, zu Hause wohnend, nicht einmal zu dem Besuche dieser 108 Tage regelmäßig erschienen, sondern ohne zwingende Gründe oft fernblieben. Das Volk verehre den Naisam als seinen Vater, die eigenen Kinder des Hauses seien überall dessen beste Diener und deshalb solle er sie so erziehen lassen, daß sie den Erfordernissen der Zeit zu entsprechen vermöchten und daß die Intelligenz, die jetzt in allen Verwaltungszweigen noch vom Ausland bezogen werden müsse, später von den Eingeborenen selbst gestellt werden könne. Thöricht (foolish) seien der Adel und wer sonst noch (der Naisam?) den Werth der modernen Erziehung nicht begreifen wolle. Er habe in seiner vorhergehenden Stellung in Berar Gelegenheit gehabt zu sehen, wie die Erträgnisse dieses Landes, seitdem es von 1837 ab von den Engländern für den Naisam verwaltet wird, um das zwanzigfache gestiegen seien; Haiderabad, ein fruchtbares, gut bewässertes Land mit 10½ Millionen Einwohnern, unter den Native-Staaten weitaus der größte, könne bei tüchtiger und ehrlicher Verwaltung sich zu großer Blüthe entfalten. Er hoffe, daß der Naisam in der schweren Kunst, ein Land gut zu regieren, die besten Stützen in der gut erzogenen Jugend seines eigenen Landes und in guter Verwaltung die beste Stütze seines Thrones finden werde, für den England aufrichtige Sympathien hege.

Die ausgezeichnete Rede, dem Naisam gegenüber geschickt die Mitte zwischen Ueberlegenheit und Freundlichkeit haltend, wurde, ebenso wie die vorhergehenden, wiederholt durch Händeklatschen unterbrochen, und nun begann die Vertheilung der Preise, welche in Prachtausgaben englischer Bücher bestanden. Vom Oberlehrer aufgerufen, traten die ausgezeichneten Schüler, sich tief verbeugend und gleichzeitig drei mal in sehr schneller Folge die Hand gegen die Stirn erhebend, vor den Naisam, empfingen das Buch aus seiner Hand und zogen sich dann mit gleicher Verbeugung rückwärts gehend zurück.

Die vom Maharadscha Peschkar, einem Onkel des Naisams, „programmgemäß“ gestiftete goldene Ehrenmedaille war „noch“ nicht

eingetroffen, der bestimmte Empfänger derselben mußte sich also einstweilen mit dem Versprechen trösten, daß sie ihm nach Erhalt später nachgeliefert werden würde.

Die Ceremonie hatte ziemlich lange gedauert, ehe man sich in das anstoßende zweite Zelt zurückzog, wo Signore Borri für ein langes, mit reichem Prunkgeschirr aufgeputztes Buffet gesorgt hatte: Confecte, Eis, Früchte, Kaffee, Thee und Sodawasser wurden geboten und der Naisam schlürfte zwei Tassen Milchkaffee, die der schlaue Italiener, auch auf Palastlieferungen hoffend, in besonderer Güte selbst gebraut und servirt hatte. Innerhalb seiner vier Wände soll der Naisam nichts weniger als ein Verächter von Champagner und Spirituosen aller Art sein, aber im öffentlichen Auftreten accomodirt er sich natürlich den strengen Vorschriften seiner mohammedanischen Religion, welche bekanntlich geistige Getränke verbietet. Außer dem Fürsten bekennt sich auch der größere Theil des Adels von Haiderabad zum Islam, während die Mehrzahl des Volkes dem alten Hinduglauben treu geblieben ist.

Ich hatte die Ehre, dem Naisam vorgestellt zu werden, die meisten Anwesenden, die Engländer wie die Einheimischen, zeigten aber weit mehr Interesse für das Buffet, als für Seine Hoheit, die zuweilen minutenlang, gelangweilt aussehend, ihren Kaffee umrührend allein am Buffet stand, ohne daß sich Jemand sonderlich um den Fürsten kümmerte, und erst als er sich schließlich, mit leicht schleppendem Gang und auf seinen Stock gestützt, zurückzog, bildete sich wieder ein höfischer Kreis um ihn. Unter dem erneuten Klang des „God save the Queen“ — eine eigene Haiderabader Nationalhymne ist wahrscheinlich noch nicht erfunden — fuhr sein zweispänniger Gala-Landauer auf der Rampe vor und sodann durch den von brennenden Pechpfannen erleuchteten Garten hinab; die in Spalier stehenden Truppen in rothem Turban, rothen Jacken und Gamaschen präsentirten, die Lanzenreiter schlossen den Zug und unter Beobachtung genau gleichen Ceremoniells fuhr sofort darauf auch der britische Ministerresident ab, dem dann in buntem Gemisch die einheimische und die europäische Gesellschaft folgten. Das Buffetzelt war nach dem Weggange des Naisam und der Europäer einer Totalplünderung verfallen, der Teppich schlüpfrig von den zahlreichen, achtlos weggeworfenen Orangenschalen, alles Eß- und Trinkbare verzehrt, oder in die Taschen gesteckt und mitgenommen worden.

Ich gestehe, das Schauspiel dieses die Erziehung so begünstigenden Albions hatte mir imponirt, denn der Naisam gab zu diesem Colleg sichtlich nur deshalb seinen Namen, seinen Einfluß und sein Geld her, weil es England „wünscht“, verschiedene Wendungen in des Minister-

residenten Rede ließen darüber keinen Zweifel; hier erschien mir England wirklich als Träger einer höheren Kultur, ohne den verdächtigen Opium-Beigeschmack; aber nach meinen Erfahrungen der nächsten Tage präsentirte sich das Bild doch noch in etwas anderen Farben und ich glaubte herauszuhören, daß den Engländern weniger an der Erziehung des jungen Adels von Haiderabad gelegen ist, als daran, diesen von Jugend auf etwas an englische Denkungsweise zu gewöhnen, das politische Element dabei also stärker, als das erzieherische maßgebend ist.

Zeitig am nächsten Morgen fuhr ich mit Signore Borri nach dem Bahnhof, wo der Maharadscha (d. h. Großkönig) von Vizagapattam erwartet wurde, welcher auch im Cosmopolitan-Hôtel absteigen sollte. Ich hatte geglaubt, bei dieser Gelegenheit einen fürstlichen Pomp reinsten indischen Wassers entwickelt zu sehen, mich darin aber gründlich getäuscht; es dauerte nach Ankunft des Zuges überhaupt recht geraume Zeit, ehe man herausfand, wer von den Passagieren nun eigentlich der hohe Reisende war: ein langer, schmächtiger, etwa 20-jähriger Jüngling, in ordinärem, blauem Kammgarn-Anzug europäischen Schnitts, mit goldgeränderter runder Kappe und einem starken goldenen Reif am linken Handgelenk; er trug das glatte, schwarze, stark geölte Haar hinten in einem Zopfknäuel zusammengedreht und in zwei kurzen gerollten Locken nach vorn frisirt. Von seinem Erzieher und Reise-marschall, einem englischen Hauptmann in Civil, den ich später als einen ganz angenehmen und interessanten Gesellschafter kennen lernte, angeschrieen und auf dem Perron herumgeschickt, wie ein Diener, um sich nach dem Reisegepäck umzusehen, das in höchst primitiven Holzkisten verpackt, gar keinen fürstlichen Eindruck machte, sah auch der junge „Großkönig“ selbst sehr eingeschüchtert und gar nicht wie ein Herrscher aus. Endlich war man in Ordnung, d. h. man hatte festgestellt, daß der eine Wagen mit sämmtlichen Dienern und der Hälfte des Gepäcks bei einer Kreuzungsstation unterwegs zurückgeblieben war, damit auch alles Koch- und Eßgeschirr und das sollte sich bald als besonders verhängnißvoll herausstellen. Als man nämlich in dem schönen Hofwagen — dem meinigen vom gestrigen Tage — nach dem Hôtel gefahren war, der englische Erzieher den indischen „Großkönig“ links sitzen und unterwegs sein Mündel ruhig eine viertel Stunde im offenen Wagen auf heißer Landstraße warten lassend, bis er Geschäfte in der nahen englischen Post erledigt hatte, da stellte sich sofort heraus, daß der Hindu-Prinz in diesem Hause, wo „unrein“ gekocht und gegessen wurde, unmöglich bleiben konnte, und man suchte und fand denn ein ganz unbewohntes und unmöblirtes Privathaus, wo sich der Prinz

mit seinem Gefolge, einigen etwa gleichalterigen, jungen Leuten und mit seinem Gepäck einrichtete, und zwar wahrscheinlich primitiv genug; sein Koch- und Eßgeschirr traf erst zwei Tage später ein.

Dieses Prinzen-Reich zählt 600000 Einwohner, besteht meist aus Dschungeln und Wald, der, wenn später einmal rationell ausgenutzt, sehr werthvoll sein soll und hat gute Reispflanzungen. Der Ertrag des während der Minderjährigkeit des Prinzen von England verwalteten Landes, also das Einkommen des Fürsten, beträgt 5 Lakhs = eine halbe Million Rupien pro Jahr und ist in stetigem Steigen begriffen. Der Prinz sei nicht begabt (clever), sagte mir sein Erzieher, immerhin spreche er leidlich drei Sprachen, darunter Englisch, während noch sein Vater kaum seinen Namen habe schreiben können; übrigens fände er es geradezu unsinnig, diese einheimischen Prinzen englisch erziehen zu wollen und er begnüge sich denn auch bei seinem „Groß-könig“ damit, ihm etwas äußerliche Politur beizubringen, „to brush him up a little bit“. Das klang nun freilich ganz anders, als das schöne, gestern vom Ministerresidenten dem eingeborenen Fürsten und dem Adel gegenüber entwickelte Programm! Wo blieb da die Kultur-mission? — Aber diese beiden verschiedenen Aussprachen characterisiren treffend den in englisch-indischen Verwaltungskreisen selbst herrschenden scharfen Gegensatz in Bezug auf Anwendung europäischen Unterrichts-systems in Indien. „Wir haben nicht nur eine Eroberungspolitik zu treiben“, sagen die Einen, „sondern auch eine Culturmission zu erfüllen, das Volk zu bilden und zur Selbstverwaltung zu erziehen.“ Darauf antworten die Andern: „Wir haben Indien gebracht, was es vordem nie hatte, Frieden im Innern, Ordnung und Ruhe; nie haben sich die Völker der Halbinsel glücklicher gefühlt, als unter unserer Herrschaft, deren Stärke die beste Garantie für inneren Frieden bildet; es existirt keine „indische Nation“, sondern nur eine Reihe durch Abstammung, Religion, Kasten und Sitten scharf getrennter Völkerstämme, die unter einander vielfach verfeindet und zu einer gemeinsamen Selbstverwaltung unfähig sind. Weshalb sollen wir durch Einführung sogenannter liberaler Reformen selbst die Axt an die Wurzel unserer Herrschaft in Indien legen und dessen Verlust damit durch eigene Schuld riskiren?“

Die vom Privatsecretair mit dem langen Namen so freundlich versprochenen Erlaubnißkarten waren — „natürlich“, wie Mr. Borri tröstend bemerkte — noch nicht angekommen, und so fuhr ich denn nach dem Frühstück auf gut Glück nach der Stadt hinein, um zu sehen, was eben möglich war.

Zunächst nach dem Palast des 1883 verstorbenen, 30 Jahre lang allmächtig gewesenen Premiers, Sir Salar Dschang. Dieser bedeutende Staatsmann hatte, obgleich die Versuchung dazu nahe genug lag, 1857 gelegentlich des großen Militäraufstandes in Indien, dessen schließlichen Mißerfolg er voraussah, treu zu England gestanden und diese seine Haltung war für England von unschätzbarem Werthe gewesen. Hätte sich auch dieser größte aller Vasallenstaaten, das im Herzen des Dekans liegende Haiderabad, dem Aufstand angeschlossen, so würde das englische Heer vermuthlich auf die drei großen Hafenplätze Kalkutta, Bombay und Madras zurückgeworfen worden und die Zurückeroberung der Halbinsel sehr problematisch gewesen sein. Der Palast mit seinen großen Gärten, zahlreichen Barahdari (eigentlich „12 Thore" bedeutend, Pavillons bezeichnend), Elefanten- und Pferdeställen und weiten, schmutzigen, mit Militärwachen und Dienern angefüllten Höfen nimmt ein ganzes Stadtviertel ein und ist so recht typisch für Moslim-Architektur: nach außen festungsmäßig abgeschlossen und schmucklos, alle Pracht nach Innen zu, ursprünglich mit Geschmack und Luxus angelegt, aber nirgends in gutem Stand gehalten und deshalb schon nach kurzer Zeit überall Spuren starken Verfalls zeigend. Der Hauptpalast zieht sich um ein großes Wasserbecken herum und von dessen Terrassen-Umgang aus öffnet sich der Blick durch Säulengänge in Salons, deren Wände mit weißem und buntem Spiegelglas belegt sind, die von hohen Krystall-Kandelabern erleuchtet wurden und früher auch europäischen Gesellschaften mit Damen des Oefteren als glänzendes Tanzlokal aus 1001 Nacht gedient haben; jetzt dringen durch die offenen Säulengänge Staub und Feuchtigkeit und damit der Verfall ungehindert ein. Ein Saal ist von oben bis unten mit altem, chinesischem Porzellan behangen und in einer Flucht europäisch eingerichteter Zimmer werden als besondere Sehenswürdigkeiten aus Europa bezogene, mechanisch bewegliche Gruppen gezeigt, theilweise sehr kostbarer Art, wie aus edlem Metall gefertigte, mit Edelsteinen besetzte Vögel, die nach Aufziehen des Uhrwerks singen und Kopf und Flügel bewegen und anderes ähnliches Spielzeug mehr, welches die Orientalen überall besonders schätzen, von Indien bis nach China hinein.

Als ich die Ställe passirte, hörte und sah ich ein europäisches Mannweib mit hochgeschürzten Kleidern darin herumkommandiren und erkannte bald die englische Aya, halb Bonne, halb Erzieherin des kleinen Prinzenknirpses, welche ich mit diesem zusammen am vorhergehenden Abend im Colleg gesehen hatte; auch sie erinnerte sich meiner, kam cordial auf mich zu und erkundigte sich, ob ich schon Alles

gesehen und ob ich schon ihren kleinen Prinzen besucht habe, für dessen tägliche Ausfahrt sie soeben Wagen und Pferde aussuchte. Als ich verneinte, rief sie einen Diener heran, befahl ihm, mich durch die abgeschlossenen und gut gehaltenen inneren Gärten nach der Villa zu bringen, wo der kleine Herr und große Erbe wohnt und hier fand ich ihn denn mit zwei seiner Onkels Billard spielend, obgleich der Knirps kaum über die Billardtafel hinwegsehen konnte. Auch er erkannte mich sofort, die drei Herren empfingen mich sehr freundlich, sprachen in mich sehr ehrenden Ausdrücken über Deutschland, von dem sie wahrscheinlich herzlich wenig wußten und frugen, ob sie mir irgendwie dienlich sein könnten. Nun, das paßte mir ja ganz trefflich. Ich erklärte ihnen, daß ich heute eigentlich gern auch noch den Naisam-Palast angesehen, aber die versprochene Erlaubnißkarte noch nicht bekommen hätte. „Oh, nichts einfacher als das, wir geben Ihnen unseren Haushofmeister mit, Sie fahren mit ihm zum Palastherrn Soundso, welcher die Jour hat und der wird die Sache für Sie arrangiren.“ Man zeigte mir noch die Villa, schön und reich eingerichtete Säle enthaltend, daneben schmutzige Korridore, auf deren zerrissenen Fußdecken sich schmutzige Diener herumsielten — echt orientalisch. Dann schied ich dankend und fuhr mit dem Haushofmeister zum Palastherrn und von da, mit dem „Sesam, öffne Dich“ versehen, nach des Naisam's Palast.

Die Zufahrt erfolgt durch eine lange schmale, links und rechts von hohen Mauern abgeschlossene Gasse und sodann betritt man eine Reihe von drei hinter einander liegenden, sehr weiten Höfen, die in der Mitte große oblonge Wasserbecken enthalten, welche theils von Marmorquadern eingefaßt, theils von kunstvoll geschmiedeten, eisernen Gittern umgeben sind; eine verdeckte Prachtbarke schwimmt auf dem größten Bassin. Hunderte von Dienern lungern herum und in den anstoßenden Stallhöfen werden zahlreiche edle Pferde — auf allen Decken mit den gestickten Buchstaben H. H. N. als das Eigenthum von „His Highnes the Nizam“ bezeichnet — und besonders große und hohe Elephanten herumgeführt, deren halb abgeschnittene Fangzähne mit je drei silbernen Ringen verziert sind. Der Preis eines Elephanten variirt hier zwischen 5000 und 20 000 Rupien und da die Thiere in Indien nur zu repräsentativen, zu keinen praktischen Zwecken verwandt werden, so ist es begreiflich, daß sich diesen Luxus nur Fürsten, reiche Würdenträger und die Tempel leisten. Hier in Haiderabad sah ich mehr Elephanten, als in irgend einem anderen indischen Orte, an einem Vormittag zählte ich ihrer etwa fünfzig in den Straßen und in der Flußschwemme.

Der Hauptthof des Fürstenpalastes ist auf allen vier Seiten von Verandabauten in weißem Stuck umgeben, welche dem Stile nach ebensogut in Italien, wie in Haiderabad stehen könnten; die freundlichen Säulenhallen öffnen sich auf ein großes, von weißem Marmor eingefaßtes und mit prächtigen Topfgewächsen und schlanken Palmen umgebenes Wasserbecken, in dessen Mitte sich schöne Brunnenfiguren erheben; auf der Südseite befindet sich der europäische Empfangssaal des Naisam's, eine hohe, ganz in europäischem Geschmack dekorirte Halle, reich mit Teppichen, Portièren, Divans, Kristall-Leuchtern, Vasen und Arrangements für Blumen-Decoration ausgestattet und musterhaft reinlich gehalten; daneben befindet sich ein als Arbeitszimmer eingerichtetes Cabinet für den englischen Ministerresidenten, welches wahrscheinlich nie benutzt wird, aber recht schön symbolisch andeutet, daß die englische Vertretung dem Naisam wie sein Schatten folgt, oder vielleicht richtiger gesagt: daß der Naisam selbst nur ein Schatten ist, der „von Englands Gnaden“ regiert. Auf der anderen Seite des Empfangssaales befindet sich ein Cabinet für des Naisam's Secretair und hier bildet den Hauptschmuck ein riesiges, eine ganze Wand einnehmendes, deutsches Orchestrion. Ich öffnete zufällig eine Thür und sah in einen Corridor, der von Schutt und Schmutz starrte.

Auch der Empfangssaal für Eingeborene, eine große, nach dem Hofe zu offene, halbrunde Halle, an der Nordseite desselben Platzes, dem „europäischen“ Saale gegenüber gelegen, mit großen Oelgemälden des Naisam, der Königin Victoria und verblaßten hohen Spiegeln ausgestattet, machte einen sehr schmutzigen Eindruck.

Weitere Zimmer, außer diesen wenigen Repräsentationsräumen, werden keinem Fremden gezeigt; die „Wohnräume“ des Naisam befinden sich in seinem, von hohen, fensterlosen Mauern umschlossenem Harem, der Zenana, wo ihn 101 Eheweiber erfreuen, und wahrscheinlich zuweilen auch genug Aerger verursachen.

Nachdem die Hüter an jedem einzelnen Thor ihren Backschisch erbettelt und erhalten hatten, fuhr ich in dem Gefühle ab, daß ich kaum etwas Wesentliches versäumt haben würde, hätte ich den Palast, bezw. das, was davon gezeigt wird, überhaupt nicht gesehen.

Mein nächster Besuch galt dem englischen Ministerresidenten in Tschadar Ghat, wo er inmitten eines prächtigen, von hohen starken Mauern umgebenen Parkes wohnt; seit einem im Jahre 1857 erfolglos versuchten Ueberfall der Residentur sind die Mauern und Zugänge weiter befestigt worden und es liegt hier immer eine Besatzungsmannschaft. Unter alten, hohen Bäumen und an geschmackvollen

Gartenanlagen vorbei rollte mein Wagen am Fuße des außerordentlich stattlichen, weißgetünchten Palastes vor, der in klassischem Stil gebaut, aus einem mit dorischem Giebel und hoher Säulenvorhalle geschmückten Hauptbau und zwei Seitenflügeln besteht und Englands Machtstellung sehr würdig und eindrucksvoll repräsentirt. Die breite, mit großen Sphinxen geschmückte Freitreppe hinaufsteigend, gelangt man zunächst auf eine mit kostbaren Teppichen belegte Marmorterrasse und dahinter in die hohe, reich und geschmackvoll decorirte Empfangshalle. Leider war der Minister ausgefahren, ich wurde aber von seinem Secretair begrüßt. Hatte ich bisher nur Ursache gehabt, die Schönheit der Lage, die Großartigkeit des Baues und den Geschmack der Einrichtung der britischen Ministerresidentur zu bewundern, so hörte ich nun auch von einer bösen Schattenseite derselben berichten: die Lage des Hauses ist nämlich so ungesund, daß der letzte Minister Frau und drei Töchter am Malariafieber hier verloren hatte.

Betreffs des Besuches von Golkonda erzählte mir der Secretär, daß man denselben früher sehr leicht habe ausführen können, seit einiger Zeit aber sei die Regierung des Naisam sehr mißtrauisch gegen Besucher geworden, man wittere dort verborgene Schätze — natürlich, die Schätze von Golkonda, das wissen bei uns in Europa ja schon die Kinder — und der Besuch sei jetzt nur mit einer Specialerlaubniß des Kriegsministers möglich.

Nun, da mußte ich denn doch wohl auf die mir ja versprochene Karte warten.

Nach dem Tiffin fuhr ich in mit Jalousien gut geschlossenem Wagen, gegen die heiße Sonne so möglichst geschützt, nach dem im Süden der Stadt auf einem Bergrücken wundervoll gelegenen Falak-Nama, dem großen, neuen Palast des Premierminsters, der in italienischer Renaissance von einem eingeborenen Architekten gebaut und von außen in Imitations-Granit, Porphyr und Marmor allerdings nur bemalt ist, im Innern aber von einem Italiener ausgebaut und von Engländern eingerichtet und möblirt, eine echte Pracht entfaltet, gegen die Alles, was ich beim Naisam gesehen hatte, in Nichts verschwand. Weißer Marmor bekleidet die große, mit einer schönen Springbrunnengruppe aus gleichem Material in der Mitte geschmückte Eintrittshalle, aus weißem Marmor besteht die prächtige, breite Doppeltreppe, die zu den im ersten Stock gelegenen Gesellschaftsräumen empor führt; Marmor, Täfelung mit den kostbarsten Hölzern, auserlesene Teppiche, Portièren und Gobelins, französische, mit Seidenbrokat und gepreßtem Leder überzogene Möbel, schöne Deckenmalereien schmücken die lange Flucht

von Sälen und Zimmern, die mit Pracht und doch gleichzeitig mit echt englischem Comfort behaglich und wohnlich eingerichtet, ein modernes „1001 Nacht" repräsentiren. Ich erinnere als besonders schön einen großen Ballsaal, einen ganz in Holz geschnitzten Billardsaal, mehrere sehr große und dabei doch recht gemüthliche Drawing rooms und einen Speisesaal mit einer unendlich langen Tafel und 104 hochlehnigen Armsesseln darum.

Das ganze Palais ist wohl auf Anregung des Naisam hin entstanden, welcher in seinem Harem ja Niemanden bewirthen kann und deßhalb den größten Theil der Repräsentation seinem Premier überläßt. Speisen die Potentaten des Orients doch immer ohne Zeugen.

In weitem Halbkreis schließt sich hinter dem Palast der Haremsbau an und vor dem Palast zieht sich eine breite, hoch aufgemauerte und mit einer schönen Balustrade abgeschlossene Terrasse entlang, von der aus man einen entzückenden Rund- und Fernblick genießt: gerade aus liegt, von ihren weißen, gezinnten Mauern umschlossen, die in Grün eingebettete Stadt, von den Minarets des Tschar Minar und der Mekka-Moschee überragt; das Bild der anschließenden Ebene wird belebt durch die blauen Wasserspiegel von vier großen, künstlichen Seen; links in der Ferne, auf dem Kamme eines mit Felsblöcken übersäten Berges erhebt sich die Felsenfestung Golkonda über den an ihrem Fuß gelegenen Königsgräbern; rechts schließt ein ähnlicher Höhenzug das Bild ab.

S. Exc. der Herr Premierminister hielten gerade Mittagsruhe, aber sein Secretär, natürlich der unvermeidliche Engländer, empfing mich mit dem ebenso unvermeidlichen Wiskey und Soda und machte mir die Honneurs des Hauses.

Ich will bei der Gelegenheit bemerken, daß der Engländer in Indien, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb", mit Geschick und Fleiß die Landessprachen, oder wenigstens das Hindostani, erlernt und ausnutzt, während er sonst ja bekanntlich betreffs fremder Sprachen auf dem Standpunkt steht, daß er anders Sprechenden gegenüber zu gar nichts, jeder Nichtengländer aber dazu verpflichtet sei, die „Weltsprache", das Englische zu kennen.

Auch hier bestätigte man mir wieder feierlich, daß es jetzt ganz unmöglich sei, Golkonda ohne Erlaubniß des Kriegsministers zu besuchen; zum Ueberfluß hatte mir auch mein Hôtelwirth noch erzählt, daß erst vor wenigen Tagen zwei deutsche Officiere, Touristen wie ich, denen ich später in Nordindien noch verschiedenfach begegnete, den Versuch vergeblich gemacht hatten, ohne Karten nach Golkonda hineinzukommen. Trotzdem beorderte ich meinen Kutscher, nunmehr direct dahin zu fahren;

ich hatte in meinem Leben schon Manches erreicht, indem ich mich nicht auf Erzählung Dritter verließ, sondern selbst mein Heil versuchte und es sollte mir auch diesmal wieder glücken; das Recept war einfach: Festes Auftreten, nicht abweisen lassen, und Bakschisch; damit kommt man im Orient überall und auch anderwärts des Oefteren durch.

Die anderthalbstündige Fahrt führt zunächst um den südwestlichen Theil der Stadt herum, an mohammedanischen Begräbnißplätzen vorbei, welche sich mit ihren hohen, schmalen Steintafeln theils dicht außerhalb der Stadtmauer in größeren Anlagen, theils einzeln oder in kleinen Gruppen unter hoch liegenden, einzelnen Prachtbäumen oder Baumgruppen finden. Der Fluß war von zahlreichen Badenden besucht, verehren doch Moslims und Hindus gleichmäßig das Alles befruchtende und belebende Wasser; eine Fontäne oder ein Wasserbecken sind eines reichen Hauses erster Schmuck.

Allmählich rückte der Bergrücken von Golkonda näher, in weitem Kreise eingeschlossen von einer gezinnten, mit zahlreichen eckigen und halbrunden Bastionen verstärkten Mauer. Ungehindert fuhren wir durch das erste Thor in den ebenen Theil der alten Stadt ein, welche von 1512 bis 1687 die Residenz des Landes war und dann von Aurangzib gründlich zerstört wurde; nur wenige bewohnte Gebäude befinden sich jetzt noch hier, das Meiste liegt in Ruinen; Paläste, Moscheen und Privathäuser bilden ein weites Trümmerfeld. Die von einem mohammedanischen Abenteurer gegründete, folgende, noch heute regierende Dynastie verlegte die Residenz nach dem neugegründeten Haiderabad und Golkonda blieb vereinsamt. Die sprüchwörtlich gewordenen Diamanten von Golkonda wurden hier nur geschliffen und polirt, aber meist in Purtial, an der südlichen Grenze des Naisam-Reiches, gefunden.

Hinter dem starken, von vier Mann bewachtem Citadellenthor steigt das Terrain sofort ziemlich steil an, auf holperigem, mit Steinen unregelmäßig belegtem Wege, sodaß ich den Wagen hier verlassen mußte; ruhig und wie selbstverständlich ging ich an den Wachen vorbei, aber da fingen die guten Leute gar heftig zu schreien und zu gestikuliren an. Was sie wollten, mußte ich ja natürlich recht gut, auch ohne sie zu verstehen. Mein David setzte ihnen nun auseinander, der Paß für die Festung sei mir zugesagt, aber zufällig noch nicht in meinen Händen; das machte aber gar keinen Eindruck. Dagegen fielen ihre in der Luft herumfuchtelnden Arme sofort herunter und mein Weg war frei, als ich durch ein oder zwei Rupien zu ihnen sprach; das half. Ungehindert und allein wanderte ich nun nach oben, durch den dreifachen Gürtel von Befestigungsmauern, welche, theilweise cyklopisch aufgeschichtet, den

isolirten Felsen umziehen. Auf der etwa 400 Fuß über der Ebene liegenden Höhe befinden sich die Ruinen des alten Königspalastes und von seinem plattem Dache genießt man eine schöne Rundsicht, welche aber kaum der von Falak Nama gleichkommt. Die Wachen präsentirten, als ich das Fort verließ und in wenigen Minuten nach Passirung der Stadtmauer gelangte ich zu den alten Königsgräbern; es sind acht schöne, in der Ebene gelegene Kuppelbauten, denen in Bidschapur ähnlich, von Sir Salar Dschaug reparirt und theilweise auch wieder mit Wasserbecken und Gartenanlagen umgeben worden, in denen die Könige der 1687 von Aurangzib gestürzten Dynastie begraben liegen. Der letzte seines Stammes starb in Verbannung und an seinem angefangenen, aber nur bis zum ersten Drittel der Kuppel vollendeten Mausoleum, welches ohne den Stucküberzug der anderen geblieben ist, kann man die Herstellungsart der Bauten aus Bruchstein und Mörtel gut ersehen.

Wunderbar malerisch ist die Lage dieser Gräber: über den schön gepflegten Gärten und Wasserbecken der Mausoleen erhebt sich rechts das trotzige, von Mauern umgürtete Fort, von dem hie und da noch alte Kanonen herunterschauen; das blaue Wasser eines ausgedehnten Sees umspült den Fuß des Berges und die gezinnten Stadtmauern; einzelne zierliche, verfallende Moscheen, Palmengruppen und verstreute Granitblöcke beleben die Ebene im Vordergrund und in der Ferne erscheint in Grün eingebettet wie ein weißer Strich die Stadt Haiderabad, von dem im Abendlicht scharf hervortretenden Falak Nama-Palast überragt, das Ganze in weitem Kreise abgeschlossen von malerischen Bergzügen, deren zahlreiche, phantastische Granitblöcke der Sage nach die Ueberbleibsel des Materials sind, welche der liebe Herrgott nach der Erschaffung der Welt hier abgeworfen hat. Das Gesammtbild bei ruhiger Abendbeleuchtung und stiller Einsamkeit war ein ungemein fesselndes und allein schon den Besuch von Golkonda werth.

Auf der Rückfahrt besuchte ich noch den im Norden der Stadt gelegenen, sehr schön angelegten und weitausgedehnten öffentlichen Garten mit seinen zwei großen Wasserbecken und einer kleinen Menagerie mit schönen Exemplaren von Tigern und Panthern. Die Lieblingsgartenpflanzen bilden hier, wie sonst in der Stadt, allerlei Croton-Arten; mit Lilablüthen übersäte Bougainvilleas sind häufig zu Lauben verwandt. —

Was ich in Haiderabad sehen wollte, und mehr als das, hatte ich nunmehr gesehen, auch ohne die versprochenen Karten — die übrigens kurz nach meiner Abreise im Hôtel eintrafen, mir nach Bombay nachgesandt und meiner Kuriositäten-Sammlung einverleibt wurden — und ich konnte nun an die Weiterreise denken.

Mein David weckte mich am nächsten Morgen zeitig, wahrscheinlich kam er direct von dem abendlichen Urlaub zurück, den er sich gestern zum Besuch seines in Haiderabad lebenden „Schwagers" erbeten; er hatte mit ihm zusammen angeblich nur zwei Flaschen Toddy-Palmwein getrunken, aber seine Stimmung war so rückhaltslos liebenswürdig, daß ich beinahe an einen kleinen Spitz bei ihm glaubte.

Auf dem Bahnhof warteten schon viele Passagiere und darunter waren am Originellsten drei mohammedanische „Schöne" — wie ich galanterweise annehmen will, denn eigentlich gesehen habe ich sie nicht; bis auf den Bahnsteig in einem dicht verhängten Palankin getragen, entstiegen sie demselben vorsichtig verschleiert, um sofort alle drei unter einer großen weißen Baumwoll-Kappe zu verschwinden, die man ihnen über die Köpfe stülpte und welche bis zum Erdboden herabreichte; in diesem Gefängniß ohne alle Gucklöcher wurden die Damen nun während der Wartezeit von zwei Ayas auf dem Perron hin- und hergeschoben, ein ganz drolliger Anblick. Der schöne Bahnhof Haiderabad's ist von Bäumen und schönen Blumen-Anlagen umgeben, der Bahnsteig mit Topfpflanzen besetzt, unter denen buntblättrige Crotons, feurigrothe Akalyphen und schöne großblumige, blaue Winden besonders stark vertreten waren; diese freundlichen Pflanzendekorationen findet man in Indien fast an allen, oft selbst an den kleinsten Stationen.

Um acht Uhr morgens fuhren wir ab, dem nächsten Ziele: Goa entgegen, zunächst, diesmal schon bei voller Tageshelle, durch die wild-romantischen Granitblock-Ketten bis nach Lingampalli — sogenannt nach den vielen, Lingams ähnlichen Steinsäulen hier — die ich im ersten Morgengrauen gelegentlich meiner Herreise nur unklar gesehen und nun deutlich ganz aus der Nähe betrachten konnte; hohe Palmyra- und hin und wieder einige kümmerliche Cocos-Palmen geben dem Bild eine südliche Staffage.

Nachmittags von 2 bis 8 Uhr benutzte ich von der Zweigstation Wadi aus bis Guntakul wieder die Hauptlinie Bombay-Madras. Zwischen Haiderabad und Wadi war streckenweise etwas niedriger Wald, zumeist aber ging die Fahrt durch Felder oder Brachland, hin und wieder mit einzelnen Bäumen, wie Banyanen, Mangos oder dornigen Mesquiten bestanden; ein „tropisch" üppiges Vegetationsbild sieht man aber auch hier nirgends. Der Mais war theilweise noch frisch grün sprossend, theils ging er bereits seiner Reife entgegen und zeigte Kolben, die in Größe und Form mittelgroßen Ananas glichen; gelb blühende, junge Baumwollpflanzen, $1^1/_2$ Fuß hoch, bedeckten weite Flächen, während Tabak und Ricinus nur in kleinen Anpflanzungen, letzterer oft

zerstreut zwischen Baumwolle oder Mais wachsend, auftraten. Die Bahnlinie ist in Indien überall beidseitig von Zaundraht, auf Eisenpfosten befestigt, eingefaßt, zuweilen außerdem noch von Agavenhecken. Die Ortschaften sind fast ausnahmslos von Ringmauern umgeben und auch die einzelnen, aus der Ebene aufsteigenden Bergkuppen, welche man Nachmittags passirt und die ähnliche Formationen aufweisen, wie diejenigen in der Nähe Haiderabad's, sind vielfach befestigt, war doch das Land Schauplatz jahrhundertlanger Kämpfe. Einen besonders malerischen Eindruck macht die umwallte Stadt Raitschur.

In Guntakul mußte ich auf die schmalspurige Southern Mahratta Eisenbahn übergehen und die Fahrt-„Schnelligkeit“ reduzirte sich nun auf 20, später in Folge langen Aufenthalts selbst in den kleinen Stationen auf durchschnittlich nur 16 Kilometer „Langsamkeit“ per Stunde.

Am nächsten Tage Nachmittags $^1/_2$4 Uhr, nach 32 stündiger Fahrt, kam ich in Londa an, nachdem der letzte Theil der Reise durch immer dichter und üppiger werdenden Busch- und Hochwald geführt hatte; Mango-, Jack-, Teak- und Banyanenbäume, dazwischen Schirmbäume mit sich prächtig roth färbenden Blättern, das Ganze von schönem, hohem Bambus durchschossen und von zahlreichen Schlingpflanzen überwuchert, hin und wieder von einem jetzt brach daliegenden Reisfeld unterbrochen, bildet ein für Tiger, Affen und Alligatoren, die es beleben, sehr günstiges Terrain.

Hier in Londa, dem westlichen Terminus der Bahn, machte ich nun eine heitere Erfahrung: ich hatte in Folge einer erst vor Kurzem ins Leben getretenen Fahrplan-Aenderung nicht weniger als 23 Stunden auf den „Anschluß“ nach Goa zu warten; der portugiesische Zug, nur einmal per Tag fahrend, verläßt Londa eine Stunde vor Eintreffen des englischen. Ich bat, mich mit einem der Güterzüge befördern zu wollen — das war aber „strengstens verboten“. Ich bin mir nicht ganz klar darüber geworden, ob die bekannte portugiesische Verwaltungs-Unfähigkeit, oder das bei jeder Gelegenheit gezeigte Bestreben der Engländer, die Portugiesen aus Indien hinauszuekeln, bei der Einrichtung dieses wundervollen „Anschlußes“ die Hauptrolle gespielt haben, aber der englische Bahninspector bestätigte mir jedenfalls, daß es auf Seiten der Engländer an gutem Willen „auch“ gefehlt habe.

Da saß ich nun, nur fünf Stunden von Goa entfernt, in einem kleinen Ort von etwa sechzig ärmlichen Hütten und machte es mir, natürlich als einziger Passagier, unter freundlicher Beihülfe des Stationsvorstandes in dem übriges ganz behaglichen Wartezimmer mit dem unvermeidlichen, anstoßenden Baderaum bequem. Mein David kaufte in dem kleinen

Posthäuschen den ganzen disponiblen Vorrath von Postkarten auf, einige 30 Stück, und ich fing an, mir die Zeit mit Schreiben von Neujahrsgrüßen an meine Freunde zu vertreiben.

Am nächsten Morgen unternahm ich mit dem liebenswürdigen Bahnhofsvorstand einen Spaziergang durch die Dschungeln, ein Gewirr von Buschpalmen, schön geschwungenen, zart gefiederten Bambusen, Mimosen und Hochwald, an einigen Zuckerrohr- und Maisfeldern und Reisterrassen vorbei, hinauf nach einem hoch gelegenen, hölzernen Bungalow mit freundlichem Rundblick, das für Jagdgäste oder Beamte bestimmt ist, welche hier den unter Staatscontrolle stehenden Holzschlag beaufsichtigen. Die Southern Mahratta Bahn brennt auf ihren Lokomotiven nur Holz und hat ihr Hauptdepot dafür eben hier in Londa; billige Arbeitskräfte dafür kommen von Goa herauf, arme, nur mit einem knappen Schurze bekleidete Kulis = Tagelöhner.

Nachdem der gezwungene Aufenthalt in Londa schließlich schneller vorüber gegangen war, als ich befürchtet hatte, fuhr ich nachmittags weiter und erreichte nach einer Stunde in Castle Rock den scharfen Abfall des Hochplateau's und damit die Grenze des portugiesischen Indiens, von wo aus sich ein wundervoller Tiefblick auf einen üppig bewaldeten, breiten Thaldurchbruch und darüber hinaus auf das ferne Meer öffnet; parallel dem Abfall ziehen sich etwa noch ein Dutzend grüner Bergketten, einzelne schön bewaldete Bergkegel und wild zerklüftete Felsklippen steigen dazwischen isolirt aus der Thalebene auf und links und rechts bilden steile Abfälle die Seitenkoulissen zu dem formenreichen Bild. Das Ganze ist fast unbewohnt, nur tief unten in der Thalsohle erkennt man einige Reisfelder zwischen dem Urwald des Küstengebietes. In scharfer Senkung und durch zahlreiche Tunnel führt die Bahn an dem malerischen hohen Wasserfall von Dudh Saugar vorbei nach Collem, wo eine oberflächliche portugiesische Zollrevision stattfindet.

Wir näherten uns nun der Ebene und die Hitze nahm schnell zu; ich merkte schon seit einiger Zeit einen brenzlichen Geruch im Coupé, ohne mir denselben erklären zu können, bis ich plötzlich die Flammen, angefacht von der durch die offenen Fenster dringenden Zugluft, hell aus meiner Bettrolle hervorbrechen sah, veranlaßt wahrscheinlich durch eines der zahlreich herumfliegenden, glühenden Holzkohlenstückchen von der Lokomotivenheizung. Die Flammen schlugen sofort zum Fenster hinaus, aber mit Hülfe eines prompt herbeigeeilten Schaffners ertränkte ich dann den Brand, nicht ohne einige Brandwunden dabei abzubekommen, im Toilettenraum meines Wagens, wo zum Glück reichlich Wasser vorhanden war. Und da ein gebranntes Kind das Feuer scheut, so hielt ich nunmehr,

trotz der Hitze, Fenster und Thüren vorsichtig dicht geschlossen. Mein David, der von der Sache während der Fahrt nichts gemerkt hatte, war nicht schlecht erstaunt, als er sich in der nächsten Station, wie gewohnt, nach mir umsah und das Bettbündel als eine von Wasser triefende, angekohlte und brenzlich riechende Masse wiederfand.

In der Ebene folgten sich nun üppige Reisterrassen und Cocos-palmen-Anpflanzungen zwischen freundlichen, kleinen Ortschaften, überragt von im Jesuitenstil erbauten, kleinen Kirchlein, von denen aus schönes Geläute den Abend grüßte; die Vegetation war zwar indisch, der Gesammteindruck aber doch mehr europäisch.

Es war schon ganz dunkel, als wir am Endpunkt der Bahn, dem Mormugao-Hafen ankamen, einem ganz kleinen Ort am Fuße einer ins Meer hinauslaufenden Klippe, mit tiefem, gutem Ankergrund. Auf holperigem, unbeleuchtetem Wege stolperten wir nach dem mächtigen, aus Quadern aufgeführten Molo, von wo aus uns der Bombay-Steamer in einer Stunde, um das Cabo d'Agoada herum, nach der hölzernen Landungsbrücke von Panjim oder Neu-Goa führte.

Das mir empfohlene „Hôtel Gomes“ lag unweit der Landungs-stelle an einem freundlichen Gartenplatz, welchen der moderne Bau der Munizipalkammer ziert und der auf den drei anderen Seiten von gelb oder weiß, zuweilen auch blau getünchten, einstöckigen Wohnhäusern mit schrägen rothen Ziegeldächern umgeben ist. Die mit hunderten von Lämpchen zu Ehren des Namenstages des heiligen Francisco Xavier hell erleuchtete Façade der Kirche Nossa Senhora da Conceiçao über-strahlte den ganzen Ort und Feuerwerk und Raketen brachten Leben in das Bild.

Der erste Eindruck war also gar nicht übel, sogar festlich und auch das „Hôtel“ erschien mir von außen ganz verheißungsvoll; da drinnen aber war's fürchterlich! Das Hôtel bestand aus drei elend möblirten, schmutzigen Zimmern und einem Eßsaal, in dem es nichts zu essen gab; wie ein portugiesisches Halbblut, das einzige lebende Wesen, welches wir im Hause zu sehen bekamen, erklärte, müßte man hier Tags zuvor bestellen, wenn man Etwas zu essen vorfinden wolle. Wer kommt denn auch nach Goa?

Ein junger, eleganter Portugiese, irgend ein hoher Beamte dieser Duodez-Kolonie, der auch erst kürzlich in dies gelobte Land gekommen, der „andere“ Gast im Hôtel Gomes und sichtlich angenehm berührt war, hier einen gewiß selten genug erscheinenden Touristen zu treffen und sogar einen, der seine Sprache beherrschte, stand mir mit der Autorität eines Pensions-Gastes zur Seite, schüttete seinen ganzen Reichthum an

portugiesischen Grobheiten über das Halbblut aus — und Gott allein weiß, wie ausgiebig das Register ist — und so bekam ich denn schließlich nach 9 Uhr Abends ein verspätetes Mittagsmahl, welches aus den Restern des Diners vom Kolonialbeamten bestand, wozu mein David noch einige Eier über ausgetrockneten Schinken und gebackene Bananen arrangirt hatte.

In zu kurzem Bette verbrachte ich dann die heiße Nacht unangenehm genug bei offenen Fenstern, von denen jedes einzelne mit schräg abfallendem Wellblechdach überschattet war, das die im Laufe des Tages angesammelte Hitze nun in die Zimmer abgab und den Eintritt frischer Luft hinderte. Mit dem Feuerwerk war auch mein glänzender Eindruck von Goa in Nichts verschwunden. —

Der Bezirk Goa und die beiden, nördlich von Bombay gelegenen Küstenplätze Damao und Diu bilden den ganzen Rest der indischen Besitzungen Portugals, von deren 600000 Einwohnern 420000 auf die Provinz Goa kommen; Panjim oder Neu-Goa, seit 1753 an Stelle des ungesund gelegenen Alt-Goa Sitz der Regierung, liegt auf einer durch den Mondavi-Fluß vom Festland getrennten, sandigen und ziemlich flachen Insel, während sich auf der anderen Seite des gekrümmten Flußes über einem Gürtel von Cocospalmen freundliche Waldberge und im Hintergrunde darüber die steilen Abfälle der Ghats erheben. Die Stadt zählt etwa 12000 Einwohner, darunter mit Ausnahme der oberen Beamten fast keinen reinen Europäer, sondern nur Mischlinge und reine Hindus, welche aber, ebenso wie diejenigen im Innern dieser Provinz, zum allergrößten Theil Christen sind. Die Stadt mit ihren weiten, freundlichen Straßen macht einen angenehmen, aber sehr stillen Eindruck und unter der reinlichen Tünche sieht vielfach der Verfall und Schmutz hervor. Der Palast des Vicekönigs, das alte Fort, ist ein sehr einfacher Bau; ein die Stadt überragender Hügel wird von dem neuen, einfachen Palais des bischöflichen Patriarchen und einer meteorologischen Station gekrönt, von wo aus man einen herrlichen Rundblick bis nach Mormugao und über die Stadt Panjim hinaus auf die vor den Ghats gelegene, fruchtbare Ebene genießt.

Fahren wir nun nach Alt-Goa, dem historisch interessanten Theil.

Rechts Salzpfannen zur Gewinnung von Seesalz liegen lassend, überschreiten wir hinter Panjim auf langer, aus rothem Tuffstein aufgeführter Brücke den Meeresarm, passiren dann auf dem Festland Mangrove-Gebüsch und Cocospalmen, von denen jede einzelne die von der Steuerbehörde weiß aufgemalte Nummer trägt und ein ärmliches Dorf, dessen Erdgeschoßwohnungen meist aus rothem Tuffstein und

Ziegel, zuweilen aber auch nur aus zusammengesetzten Matten von geflochtenen Blattwedeln der Cocospalme bestehen. Die Bewohner gehen hier oft fast ganz nackt; die Kinder tragen vielfach nur eine baumwollene oder silberne Schnur um den Leib, an die sich mit zunehmendem Alter Schamlappen und Hüfttuch anschließen.

Nach etwa einstündiger Fahrt erreicht man das vom Seewind abgeschnittene und deshalb ziemlich ungesunde, wenn auch etwas erhöht gelegene Alt-Goa, welches im Jahre 1510 von Albuquerque erobert wurde. Als Sitz der portugiesischen Herrschaft in Indien und einer großartigen Missionsthätigkeit unter Leitung des eifrigen Francisco Xavier, sowie als Hauptplatz des europäischen Handels in Ostindien, entfaltete es sich bald zu außerordentlicher Blüthe und zählte zu seiner Glanzzeit, etwa um das Jahr 1570 herum, gegen 200000 Einwohner. Gelegentlich der Missionsthätigkeit verdient die interessante Entdeckung der Portugiesen Erwähnung, welche zu ihrem Erstaunen in Indien eine bereits aus dem zweiten Jahrhundert stammende christliche Secte, die sogenannten Thomas-Christen, vorfanden.

Nachdem die wachsenden Anmaßungen und Grausamkeiten der Geistlichkeit bittere Feindschaft verursacht hatten und das Ansehen und der Handel Portugals immer mehr sanken, verfiel auch die Stadt Goa bald, und von dem Wechsel der Zeiten schwer betroffen, liegt sie heute verödet da; nur eine Anzahl braunfarbiger Priester bewohnen jetzt die aus den rothen Tuffstein-Ruinen emporragenden, noch erhaltenen Kirchen und Klöster, sonst ist der Platz wie ausgestorben. Im Jahre 1835 wurden sämmtliche Mönche und Nonnen aus Goa vertrieben und die zahlreichen Klöster standen leer und zerfielen meist. Nur um die Zeit der Wallfahrten nach dem Grabe des heiligen Francisco Xavier, des Apostels von Goa, kommt einiges Leben in die verödete Stadt, ebenso wenn ein neuer Gouverneur die Regierung der Kolonie übernimmt. Derselbe begiebt sich dann nach dem silbernen Bilde dieses Heiligen und nimmt aus dessen Händen seinen Amtsstab, an dessen Stelle er einen neuen spendet. Es geschieht dies zur Erinnerung an den 24. November 1683, als ein Mahrattenheer Goa bedrohte und die Stadt rettungslos verloren schien. Da begab sich der damalige Vicekönig, der Graf von Alvar, nach dem Reliquienschrein des heiligen Francisco Xavier, legte sämmtliche Abzeichen seiner Würde ab und bat den Heiligen, die Stelle des Vicekönigs zu übernehmen und die Stadt zu beschützen. In der That rückte unter dem Sultan Aurangzib ein Heer heran, welches die Mahratten schlug und in die Flucht jagte. Seit dieser Zeit hat der Heilige den Titel „Vicekönig und General-

kapitän von Indien.“ Das einzige Ueberbleibsel der früheren portugiesischen Macht in Indien ist kirchlicher Art, da die portugiesische Krone das Patronatsrecht in den Diöcesen Bombay und Madras hat und überdies berechtigt ist, die katholischen Almoseniere im britisch-indischen Heere zu ernennen.

An einem weiten Platze in der Mitte Alt-Goas liegen etwa sechs noch gut erhaltene, anspruchslose, weißgetünchte Kirchenbauten, deren stumpfe Thürme mit Balustraden und Fialen gekrönt sind. Die berühmteste unter den Kirchen ist die neben dem Jesuitencolleg gelegene „Bom Jesus“, wo in einer prächtigen Seitenkapelle, auf schönem Marmorkatafalk, der silberne Sarg mit der Leiche des 1552 gestorbenen heiligen Francisco Xavier ruht. Ein schönes Oelgemälde, in dem Gange nach der Sakristei zu hängend, zeigt den großen Missionar von Brasilien, Paraguay, Indien, China und Japan im Alter von 44 Jahren als eine sympathische Erscheinung, außerdem befindet sich im Hauptschiff der Kirche noch eine massiv silberne Statue von ihm, während sein Freund Ignatius Loyola hinter dem Hochaltar durch eine entsetzliche Bildsäule mit wüthend verzerrtem Gesichtsausdruck eigenthümlich geehrt ist.

Auf der anderen Seite des weiten Platzes steht die große Kathedrale neben dem Bischofspalast; vom gestrigen Feste her zog sich ein, den „Bom Jesus“ und die Kathedrale verbindender, improvisirter, mit bunten Wimpeln behangener Laubgang quer über den großen Platz, auf dem auch noch zahlreiche Buden für den Verkauf von Heiligenbildern, Amuletten und Eß- und Trinkwaaren standen. Um den Hauptplatz herum liegen ferner die Ruinen des Inquisitionspalastes, die Kirche S. Francisco d'Assis, der mit seiner großen Kuppel und zwei Thürmen äußerlich sehr imposante Bau von S. Cajetan und daneben die höchst einfache Wohnung des Vicekönigs, die mit ihren weißgetünchten Sälen, nackten Kammern und Möbeln mit zerrissenen Ueberzügen vollständig dem ruinenhaften Character von ganz Alt-Goa überhaupt entspricht.

Wer portugiesische Sitten und Unsitten nicht kennt, dem werden die zahlreichen, in allen Kirchen herumstehenden Spucknapf-Vasen auffallen.

Etwa zwölf Stunden weiter flußaufwärts und nur mit Ruderboot zu erreichen, liegt der Weiber-Ort Sirodá, ausschließlich von Tänzerinnen und Huldinnen bewohnt, über deren Schönheit und Liebenswürdigkeit Wunderdinge erzählt werden. —

Nachmittags fuhr ich von Panjim aus durch theilweise sumpfige und gewiß recht ungesunde Ebene, deren Hauptkultur überall Cocospalmen bilden, nach dem ins Meer vorspringenden Cabo d'Agoada, wo neben einer alten Kirche die Wohnung des Generalgouverneurs, des Visconde de Villa

nova d'Ourem liegt, welcher erst seit einem Monat hier weilte und dem zu Ehren wahrscheinlich alle, übrigens mit rothem Tuffstein gut angelegten Straßen, fein säuberlich von allem Gras und Unkraut gereinigt waren. Der Blick von dem steil ins Meer fallenden Kap ist freundlich, aber der ganze Ausflug kaum die drei Stunden werth, welche er in Anspruch nimmt. Bei bereits eingebrochener Dunkelheit zurückfahrend, traf ich die Eingebornen meist vor ihren Hütten an, um den über brennenden Holzscheiten stehenden Kochtopf herum hockend.

Im Laufe des Tages hatte ich in Hôtel und Läden vergeblich nach dem in Europa doch so berühmten „Arac de Goa“ gefragt, den ich natürlich an der Quelle kosten wollte: Welche Enttäuschung, man kannte ihn hier nicht einmal dem Namen nach! Ich erklärte, es wäre ein aus Reis destillirter Branntwein; der würde hier überhaupt nicht zubereitet, es gäbe nur espirito de palmeira und de cajú, also aus Palmen und von der Cajúfrucht hergestellten Schnaps, die ich beide kostete, auch gar nicht schlecht, aber doch himmelweit verschieden schmeckend fand von dem, was wir in Europa phantasievoll „Arac de Goa“ nennen. —

In einem hier erscheinenden portugiesischen Blatt fand ich Klagen über Wahl-Unordnungen und Beamten-Korruption, Stadtklatsch und nicht einen vernünftigen Artikel, während es in Britisch-Indien eine ganze Reihe vorzüglicher englischer Zeitungen giebt, darunter auch eine Reihe solcher, welche indische und englische Interessen auseinander zu halten wissen und auch energisch und ehrlich für erstere gegen England eintreten; die beste der englisch-indischen Tageszeitungen ist der in Allahabad erscheinende, vorzüglich redigirte „Pioneer“.

Den Rückweg nach Bombay nahm ich zur See und schiffte mich Abends 11 Uhr in Panjim ein, die landschaftlich schöne, aber todte und für Touristen, die sich nicht speciell für Portugal interessiren, wenig lohnende Provinz Goa ohne großes Bedauern verlassend. Der Dampfer bietet seinen Passagieren weder Cabinen, noch Verpflegung, letztere nahm ich von Goa aus mit und als einziger Passagier erster Klasse hatte ich das ganze hintere Oberdeck allein für mich, wo ich auf einer schmalen Bank in reiner, frischer Luft prächtig schlief.

Am nächsten Morgen liefen wir Malvan an, eine niedrige Palmeninsel, von hoher Mauer mit zahlreichen, halbrunden Bastionen eingefaßt, welche mit den, von einzelnen schlanken Palmen gekrönten Felsriffen davor, dem nahen, üppig bewaldeten Uferland und den in der Morgenbeleuchtung dahinter roth aufsteigenden Ghats zusammen einen sehr malerischen Eindruck macht. Das Meer beleben zahlreiche Fischerböte mit Auslegebalken, bemannt mit je zwei Ruderern, deren Ruder

ovalrunde Schaufeln haben und in derem Bug, elastisch und fast nackt wie seine Gefährten, der Netzwerfer steht. Die Küste bleibt immer in Sicht, braunsteiniges, niedrig bergiges Vorland, theils kahl, theils mit Baumgruppen bestanden, während der Regenzeit wohl überall üppig grün, jetzt vielfach nur mit versengtem Gras bedeckt.

Die Häfen der sechs Zwischenstationen, von denen die größte das Nachmittags zwei Uhr erreichte Ratnagiri ist, sind meist ungeschützte Rheeden, die Orte selbst theilweise auf steil aufsteigendem Felsplateau, alle malerisch gelegen und mit Schutzmauern umgeben; daneben befinden sich zuweilen noch besondere alte Festungsanlagen, jetzt unbenutzt und meist verfallend, wild wuchernder Baumvegetation überlassen. Originell sind die zuweilen am Strand erscheinenden Hütten der Eingeborenen mit einem aus Palmfasern hergestellten Satteldach.

Die Dampfer zwischen Goa und Bombay fahren gewöhnlich täglich, während des Monsums nur zweimal wöchentlich und dann zum doppelten Preis und haben einen sehr regen Passagierverkehr, da die Dampfer-Passage ($1^1/_4$ Rupie für III. Klasse) sehr viel billiger als die Eisenbahnfahrt ist. Wir hatten etwa 500 Passagiere III. Klasse an Bord, Goanesen, die in Indien als Diener besonders geschätzt sind.

Nach dreißigstündiger Fahrt landeten wir gegen 5 Uhr bei Sonnenaufgang in Bombay's Princes Dock, ohne irgend welche Zoll-Untersuchung, doch wurde ein Schiffsangestellter polizeilich festgenommen, welcher durch einen Passagier zwei Flaschen Cajú-Schnaps zu schmuggeln versucht hatte, der, wie alle Spirituosen in Britisch-Indien, hohem Zoll unterliegt.

Ich benutzte den Tag in Bombay, Abschiedsbesuche zu machen, Photographien bei Taurines und allerlei Curiositäten bei S. J. Tellery & Co. einzukaufen, wo man bei civilen Preisen eine große Auswahl antrifft, eine größere allerdings noch in dem Delhi-Hause gleicher Firma. Was hier hauptsächlich in Frage kommt, sind: schön ciselirte, kupferne und versilberte Vasen, Krüge und Teller aus Kaschmir; roth und schwarz emaillirte Messing-Schalen, Teller und Nippes aller Art aus Moradabad; Messinggeräthe in getriebener Arbeit aus Puna und ciselirte aus Benares; Waffen und schöne messingene Theetisch-Platten aus Dscheypur; Stickereien auf Seide in Gold-, Silber- und Seidenfäden und reich geschnitzte, schwarze Holzmöbel. —

Ich trat nun meine Nordtour an und verließ Bombay von der Colaba-Station aus Abends $^1/_2$10 Uhr mit dem Expreßzug der Bombay-, Baroda- und Central India-Bahn. Schon nach wenigen Stunden Fahrt empfand ich angenehm eine im Vergleich zum feucht-

heißen Klima Bombays erfrischende Temperatur und Morgens 6 Uhr zeigte mein Taschenthermometer nur noch 16° C.

Die Bahn führt unfern der Meeresküste direct nach Norden und erreicht gegen 7 Uhr Morgens Baroda, die Hauptstadt eines wichtigen Mahrattenstaates, mit einem von der Bahn aus sichtbaren, modernen und phantastischen Palast des Fürsten oder Gaekwar. Wir durchfahren alsdann das fruchtbare Gudscherat, das reich an größeren und kleineren Wasserläufen und mit seinen von zahlreichen Bäumen bestandenen Feldern ein parkähnliches, etwas an England erinnerndes Bild gewährt, nur daß hier Alles üppiger und etwas verwilderter ist. Die Felder, in denen große Büffel den Pflug ziehen, sind von Hecken des mannshohen Kandelaber-Kaktus und des Milchbusches (Euphorbia tirucalli) eingefaßt, eines nur aus grünen Röhrenstäbchen ohne Blätter bestehenden Strauches; Mimosen, Mango-, Jack- und Ficus-Bäume sind hier viel üppiger und frischer, als in Bombay. Zahlreiche Vögel, darunter viele buntgefiederte Arten, beleben die Natur und bieten dem Jagdliebhaber reichen Sport: Waldtauben, Rebhühner, Schnepfen, Wachteln, Fasanen, Reiher, Störche und Pelikane werden abwechselnd sichtbar, die eigenthümlichen Webervögelnester hängen zahlreich von den Baumästen herunter und kleine, grüne Papageien durchschwirren die Luft in Schwärmen. In Trupps von ungefähr vier Stück zeigen sich häufig halbgroße, langgeschwänzte gelbe Affen, die als „heilige Thiere" geschont, sehr wenig scheu nahe den menschlichen Wohnungen leben und den Ernten zuweilen recht schädlich werden; man sieht sie auf den Dächern der kleinen Eisenbahnstationen spielen, an den Drahtzäunen der Bahneinfassung turnen, sich gegenseitig auf den Bäumen jagen oder auf den Wiesen zwischen dem weidenden Vieh allerlei Schabernack treiben und der vorbeibrausende Eisenbahnzug genirt sie dabei nicht im Geringsten; der Reisende kann die drolligen Thiere vom Wagenfenster aus bequem und in nächster Nähe beobachten. Auch Antilopen und indische Gazellen sind in dieser Gegend häufig und die Flüsse sind reich an Mahsir, einem lachsähnlichen, geschätzten Fisch.

Das um neun Uhr erreichte Ahmedabad war mein nächster Haltepunkt und in dem Bahnhof selbst findet man freundliche Räume zum Uebernachten und gute Verpflegung. Die Zimmer enthalten außer Tisch, Waschtisch und der Bettstelle, in welcher das mitgebrachte, eigene Bettzeug verwandt wird, auch fast überall einen der langen Faulenzerstühle aus polirtem Holz und Rohrgeflecht, mit schräger Rückenlehne und zwei horizontalen, schmalen Brettern als Armstützen, welche durch drehbare Theile noch um das doppelte zu verlängern sind und dann

zum Auflegen der Beine dienen, eine Stellung, die für Europäer in Indien characteristisch und sehr beliebt ist. Natürlich fehlt auch an diesen Bahnhofszimmern nie das anstoßende Bade-Cabinet.

Ahmedabad, die Stadt Ahmed's, 1411 vom Sultan Ahmed I. gegründet und nach ihm benannt, entwickelte sich bald zu großer Blüthe, ging mit dem Verfall der Gudscherat-Dynastie zurück, erlebte aber unter den Großmoguls zwischen 1572 und 1709 eine zweite Glanzperiode, während welcher es als „die schönste Stadt Hindostans, vielleicht der ganzen Welt“, bezeichnet wurde. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts allmählich zurückgegangen und verfallen, hat die Stadt unter englischer Verwaltung neuerdings einen erfreulichen Aufschwung genommen, zählt heute etwa 150000 Einwohner und verdient wegen ihrer prachtvollen, alten Bauten, einem characteristischen Gemisch von Hindu- und mohammedanischem Stil, den Besuch jedes Touristen; bislang ist Ahmedabad noch auffallend und unverdient wenig in Europa bekannt.

Ein Kranz von etwa 12 sehr hohen Fabrik-Schornsteinen rings um die Stadt zeigt hier den Sitz einer nennenswerthen Webindustrie an und auch die Handweberei liefert prachtvoll gefärbte Baumwollzeuge in wundervoll leuchtenden, vegetabilischen Farben zu Frauengewändern und Turbantücher mit eingewebter Goldkante; glatt roth, vom dunklen Purpurbraun bis zum hellsten Congoroth, bildet die Hauptfarbe, seltener sieht man glattfarbige Indigo-Stoffe, häufiger dagegen sehr schön gedruckte Kattune mit indigo auf purpur, weißen Streublumen auf Indigo-Grund, glatt indigo mit weißen Kanten, oder weißen Grund mit blauem oder rothem Druck.

Sighrams, zweirädrige, verdeckte Bankwagen mit engem viereckigem Kasten und zwei Querbänken, von denen man die hintere beim Einsteigen aufklappt, stehen in genügender Zahl vor dem Bahnhof, daneben sogar einige „Landauer“, die zwar einen recht klapprigen Eindruck machen, aber wenigstens gestatteten, daß ich meine langen Beine ausstrecken konnte und in einem dieser Vehikel trat ich bald meine Orientirungsfahrt an.

Dicht am Bahnhof finden wir die Ruine einer alten Moschee mit zwei noch stehenden Minarets, während sonst die meisten Minarets in der Stadt durch Erdbeben stark gelitten haben. Heerden großer, meist weißer Esel, den ägyptischen ähnlich, Ziegen und Rinder weiden außerhalb der hohen Mauern, welche gut erhalten, von zahlreichen halbrunden Bastionen verstärkt und mit zwölf Thoren versehen, die Stadt umziehen. Innerhalb derselben ziehen sich nun sehr weitläufig

angelegte Straßenviertel zwischen ausgedehnten, unbewohnten und mit Gestrüpp bedeckten Plätzen, aus denen zahlreiche verfallende Grabmoscheen und Ruinen anderer Bauten emporragen; auch die Hütten und die meist einstöckigen Häuser sehen vielfach recht verfallen aus, zeigen aber fast ausnahmslos Spuren reizender Ornamentik, besonders bemerkenswerthe Holzschnitzereien an den Balkenstützen und dem Längsbalken zwischen Erd- und Obergeschoß, klassisch schön, soweit Linien- und Pflanzenornamente in Frage kommen, grotesk in den seltener erscheinenden Thierfiguren, unter denen der Tiger die Hauptrolle spielt.

Eine auffallende Eigenthümlichkeit Ahmedabad's bilden die zahlreichen Futterplätze für Vögel. Es sind dies theils taubenschlagähnliche Bauten, zierliche offene oder bedeckte Pavillons auf hoher Säule, aus Stein oder Holz erbaut, oft reich geschnitzt und bunt bemalt und inmitten der Straßen oder Plätze stehend; theils sind es aus den Baumästen an Ketten herabhängende Futterbretter oder zum gleichen Zweck vor den Fenstern des ersten Stocks herausragende Balken. Alle diese Plätze werden von Tauben, Krähen, langschwänzigen, grünen Papageien und auch von Eichhörnchen viel besucht; letztere, braungelb und mit drei dunkelbraunen Längsstreifen auf dem Rücken, huschen überaus zahlreich an und auf allen Häusern und Bäumen herum, zuweilen eine Art Schrei-Concert aufführend. Zahlreiche Lastkameele durchziehen die Straßen der Stadt. Kinder und Erwachsene lassen kleine Drachen aus buntem Seidenpapier steigen und wenn die Kleinen ermüdet sind, werden sie von den kinderliebenden Vätern häufig auf der Achsel oder auf der Hüfte reitend spazieren- oder heimgetragen.

Die schönste, wenn auch keineswegs größte, der Prachtbauten Ahmedabad's ist das im Süden der Stadt gelegene, im Jahre 1431 vollendete Grabmal der Rani Sipri, ein Schmuckkästchen orientalischer Architektur in graurothem Granit. Ueber dem reichen Erdgeschoß der Grabkirche, welche nur 36 Fuß im Geviert mißt, erhebt sich ein eingerücktes, von halbrunder Kuppel gekröntes Obergeschoß, während darunter vier kleinere Kuppeln die Ecken des flachen Daches schmücken. Die zierliche Steinornamentik, welche den ganzen Bau auszeichnet, erreicht ihren Höhepunkt in den durchbrochenen großen Steinfenstern, die den ganzen Unterstock in der oberen Hälfte umziehen und in reicher Mannigfaltigkeit klassischer geometrischer Muster das spröde, etwa drei Zoll dicke Steinmaterial behandeln, als wenn es Gyps wäre; diese köstlichen, spitzenartigen à jour Skulpturen sind characteristisch bei fast allen Moschee- und Grabbauten Ahmedabad's. Auch die dem Grabmal

der Königin Sipri gegenüberliegende, zur Gesammtanlage gehörende kleine Moschee ist voll reizender Skulpturen und besonders schön ist auch der Balkon-Erker an der äußeren Seite der Eingangsmauer.

Ungefähr in der Mitte der Stadt befindet sich die große Moschee, die Dschumma Mosdschid, 1424 vom Sultan Ahmed I. erbaut und wenn auch nicht durch ihre Größe, so doch durch ihre Schönheit, eine der hervorragendsten des Ostens. Die erhöhte Plattform ist auf drei Seiten von einem Säulengang umgeben und im Westen, in der Richtung nach Mekka zu, steht die von 260 Säulen getragene und von 15 Kuppeln und von Säulengalerien gekrönte Moschee, während sich östlich davon die Grabkirchen des Gründers der Moschee und seiner Frauen befinden, ähnlich schöne Werke wie das Grabmal der Rani Sipri.

Westlich von hier führt die Hauptstraße, unter dem reich gearbeiteten steinernen Prunkthor Tin Darwazah, d. h. dreifachem Thorweg hindurch nach dem Bhadr, der ummauerten alten Citadelle, deren Palast jetzt als Gefängniß benutzt wird. Die Sträflinge werden hier zum Weben ordinärer Teppiche angehalten. Mit Ketten an den Beinen, kamen sie um die Mittagszeit gerade alle in den, von einem eisernen Gitter abgeschlossenen Binnenhof, um hier nach vorgenommener Waschung ihre Mahlzeit einzunehmen.

Die in der nordöstlichen Ecke der Citadellenmauer liegende Sidi Saïd-Moschee enthält zwei berühmte, halbrunde, à jour gearbeitete Fensterfüllungen, Palmen und Pflanzenornamente in reicher Fülle und doch äußerst klarer, graciöser Ausführung darstellend, Werke, die sicherlich zu dem Besten gehören, was jemals in dieser durchbrochenen Skulptur geleistet worden ist.

Etwas außerhalb der Stadt, nördlich vom Delhi-Thor, liegt der moderne, prächtige Dschain-Tempel von Hathi Sing, erst 1848 vollendet und ein glänzender Beweis dafür, daß die nationale Baukunst, trotz Jahrhunderte langer Unterdrückung, nicht erloschen ist. Die Religion der Dschainas, aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. stammend und nach dem Gründer Dschaina benannt, bildet eine Verschmelzung von Wischnukultus und Buddhismus, empfiehlt schuldloses und ascetisches Leben und verbietet die Tötung jedes, auch des kleinsten Thieres; ihre Anhänger, in ganz Indien, etwa $1\frac{1}{2}$—2 Millionen, verehren hauptsächlich die 24 ältesten Lehrer oder Apostel, deren Bildsäulen in den Tempeln aufgestellt werden. Der Hathi Sing-Tempel, aus weißem Sandstein mit prächtiger, reicher Ornamentik und grotesken Skulpturen von Göttern, Helden und Elephanten, besteht aus einem ummauerten und von 53 konischen Hindukuppeln überragten Viereck, um dessen Hof sich

eine Galerie mit 24 durch Messinggitter abgeschlossenen Nischen herumzieht. In jeder dieser Nischen befindet sich eine größere in der Mitte und links und rechts davon je eine kleinere sitzende Statue eines der Tirthankars, der 24 heiligen Männer, aus weißem, gelbem, braunem oder schwarzem Marmor mit eingesetzten Glasaugen und Glasschmuck auf der Brust; die Stellung der Figuren ist ganz die bekannte der Buddha-Statuen, nur daß die Dschain-Idole immer ganz unbekleidet, die buddhistischen und Hindu-Götterbilder dagegen bekleidet sind.

Freistehend inmitten des Hofes und von Säulenhallen rings umgeben, erhebt sich der reich geschmückte, eigentliche Tempel, mit Marmor getäfelt; in einem äußeren Raum werden auf drei messingnen Opfertafeln Reiskörner dargebracht und davor knieend Gebete gesungen; im Hintergrund schließen drei kunstvolle, durchbrochene Messingthüren das Allerheiligste ab, wo eine Reihe abwechselnd großer und kleiner Heiligenstatuen mit reichem Schmuck imitirter Juwelen auf langer Tafel thronen. Drei in dem Säulenumgang hängende Glocken werden im Vorbeigehen angeschlagen, um die Götter zu rufen.

Die 53 konischen Kuppeln auf der Umfassungsmauer der Tempel-Anlagen sind sämmtlich bewimpelt und tragen auf hoher Stange ein Futterbrett für die Vögel.

Ein Wasserbecken für religiöse Waschungen findet sich in diesem Tempel nicht, während sonst der Kultus des Wassers gerade in Ahmedabad hervorragend vertreten ist. So finden sich rings um die Stadt kostbare Brunnen und künstliche See-Anlagen, von welch' letzteren die schönste der im Süden der Stadt gelegene Kankarya-Teich ist, ein regelmäßiges Vieleck mit 34 je 190 Fuß langen Seiten, rings von Steintreppen eingefaßt und mit einer kleinen, von einem Pavillon überragten Garteninsel in der Mitte.

Nicht weit vom Hathi Sing-Tempel befindet sich eine prachtvolle Anlage von den, der Provinz Gudscherat eigenen Baolis oder Brunnen, der Dada Hari-Brunnen, angeblich wegen des etwas sandigen Weges nicht per Wagen zu erreichen; doch besann sich der Kutscher eines Besseren, nachdem mein David ihn wegen seiner grundlosen Halsstarrigkeit durchgeprügelt hatte.

Der Eingang zu dem Brunnen befindet sich auf einer, mit Säulenhalle und Kuppelbau geschmückten Plattform, von wo aus eine breite Treppe zu einer Flucht von sechs hintereinander liegenden, von Säulengängen umgebenen und nach oben offenen Wasserkammern hinunter führt; den Abschluß bildet ein achteckiger, innen von Pfeilergalerien eingefaßter und oben offener Brunnenschacht, mehrere Stockwerke tief,

die unter einander durch enge Wendeltreppen verbunden sind; das Ganze ist ebenso reich und malerisch, als praktisch in seiner Gesammtanlage.

Der lohnendste Ausflug von Ahmedabad aus ist der nach den 6 Meilen — ich spreche immer von englischen Meilen à 1609 Metern — südwestlich der Stadt gelegenen Sarkhedsch. Eine 1892 erbaute, große eiserne Brücke führt zunächst über den Sarbamati-Fluß, welcher eines der regsten und buntesten Bilder der Stadt bietet: Die Ufer sind belebt von Badenden und Waschenden aller Stände, Kameelkarawanen kreuzen den sehr breiten, aber gewöhnlich niedrigen Fluß; Färber sind hier mit dem Auswaschen ihrer gefärbten Stoffe beschäftigt, auf den kleinen Sandinseln im Fluß werden Melonen und Gemüse gebaut. Brückenzoll und Chausseegelder sind hier, wie fast überall in Indien, üblich, für einen Wagen bezahlt man gewöhnlich jedesmal 4 Annas = 30 Pfennige.

Auf der anderen Seite des Sabarmati führt eine gute Landstraße, von schattigen, theilweise sehr mächtigen Tamarinden eingefaßt, durch Bohnen-, Tabak- und Maisfelder; große Affen, den langen Schwanz nach oben gerollt, setzen truppenweise mit windhundartiger Schnelligkeit über Stoppelfelder, auf denen auch zahlreiche wilde Pfauen mit prächtigem Gefieder promeniren, ehe sie des Abends in die Bäume auffliegen und dort ihre Ruhestätte suchen. Die Kameele der Karawanen rupfen im Vorbeischreiten die aus den Enden des Kandelaber-Kaktus frisch sprossenden Blätter. Zahlreiches Volk zu Fuß und zu Wagen zieht die Straße entlang.

Auf halbem Wege etwa liegt das massive, würfelartige, von vier Eckthürmen flankirte Mausoleum der Brüder Azam und Mozam aus Khorassan, der Architekten von Sarkhedsch, welch letzteres man nach einstündiger Fahrt erreicht und dessen Ensemble von Palästen, Moscheen und Mausoleen, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammend, und um einen großen, viereckigen, künstlichen Teich herum angelegt, das malerischste Bild in der ganzen Umgebung bildet. Auch hier ziert offenes, sehr reiches Steinwerk, leider meist roh übertüncht, Moscheen und Grabtempel; fleißig arbeitende Bienen haben sich in den heiligen Räumen eingenistet und von den Insecten wimmelnde große Honigwaben hängen von den Decken der Innenräume herab. Vier Taucher springen von den Moscheendach in den von Steintreppen umgebenen Teich hinunter, um ihre Kunst zu zeigen und einen Bakschisch zu verdienen und bei der Abfahrt war mein Wagen wohl von allen, in dem heutigen Tages verödeten Sarkhedsch noch lebenden Männern und Knaben umringt, die ich durch Auswerfen von $1/4$ Annas-Kupferstücken erfreute und durch die sich darum entwickelnde Balgerei zurückhielt. Die Scene erinnerte mich lebhaft an griechische Kampfspiele, deren Reproduction ich mir einmal im

Amphitheater des alten Argos durch Auswerfen von kleiner Kupfermünze unter die Dorfbewohner höchst anschaulich geleistet hatte.

Bei Nachtanbruch kam ich zur Stadt zurück, wo reges Leben besonders in der Bazarstraße herrschte und die mit Petroleumlampen erleuchteten Verkaufsstände auf Tischen und Decken bis in die Straßenmitte hineinreichten.

Das Diner zu zwei Rupien im Bahnhofsrestaurant bestand aus Suppe, Fricadellen, Hammelscoteletten, Hammelbraten. Huhn, Curry, Pudding und Früchten, dem stehenden Menü, und wurde auf mit heißem Wasser gefüllten Doppeltellern servirt, welch eigenthümliche, kaum in kalten Ländern übliche Sitte sich dadurch erklärt, daß andernfalls die Speisen, welche meist so wie so erst einen langen Weg von der Küche durch offene Corridore und Veranden nach dem Eßzimmer zu nehmen haben, durch den starken Luftzug der Punka zu schnell kalt werden würden.

Ermüdet, aber hochbefriedigt von dem reichhaltigen Programm des Tages suchte ich zeitig mein Lager im Bahnhofszimmer auf, das sich direct auf den Bahnsteig öffnete und fand daselbst in Folge des geräuschvollen, lebhaften Zug- und Passagier-Verkehrs wenig Ruhe.

Das Frühstück am nächsten Morgen zu $1^1/_2$ Rupien war ebenso typisch, wie das Mittagsessen, reichlich, aber monoton: Hammelscoteletten, Hammelnieren, Hammelbraten, Curry, Eier, Frucht-Marmeladen und Gelées, Obst; zuweilen wird auch Fisch servirt, sonst habe ich aber mit obigen zwei Menüs die stehende Speisenkarte aller Bahnhöfe in Indien gegeben.

Frühzeitig war ich aufgestanden, um nochmals die große Moschee und das Grabmal der Rani Sipri zu besuchen und konnte dabei die Toilette von Frauen und Männern beobachten, die sich auf den Bordsteinen der Erdgeschoß-Vorhallen wuschen und Zähne und Zunge mit einem bürstenförmig geschlitzten Aestchen putzten, eine in Indien fast allgemeine und sehr zum Vortheil des Gebisses befolgte gute Sitte; man benutzt zu diesen Zahnbürsten entweder die säuerlich schmeckenden Zweige des eschenartigen Nim-Baumes, der milia aciducta, deren Blätter auch gegen Moskitostiche benutzt werden, seltener die des Babul-Baumes, der acacia arabica.

Um 10 Uhr morgens setzte ich, von jetzt ab auf 1 Meter statt 1,60 Bahnspurbreite, meine Reise nach Dscheypur fort, zunächst durch flaches, fruchtbares, reich bewässertes Gelände. Ueber die der Reise entgegen gehenden Maisfelder erheben sich vielfach storchnestartige Gestelle aus Aesten und Stroh gebildet, von denen aus Feldhüter

mit der Schleuder plündernde Vögel und Affen zu vertreiben suchen; letztere kennen dies Instrument sehr gut und nehmen schon bei seinem Anblick schleunigst Reißaus, während sie furchtlos und ruhig in den Bäumen dicht am vorbeisausenden Eisenbahnzug sitzen bleiben und sich denselben gemüthlich anschauen, ohne die geringste Unruhe dabei zu zeigen.

Die hier passirten massiven Bahnhofsbauten, Bahnwärterhäuschen und Bahnarbeiterwohnungen haben sämmtlich schöne, flachrunde Kuppeln über jedem einzelnem Raum gewölbt, wodurch hohe und frische Zimmer erzielt werden; man sieht Bahnstationen mit einer Front von sieben Kuppeln und Arbeiterwohnungen in Reihen neben einander, jede von halbrunden Tonnengewölben gedeckt, denen durch kleine Schirmaufsätze Ventilation zugeführt wird; eine sehr praktische Anlage.

Nachmittags gegen 3 Uhr erscheint links aus der bislang ganz flachen Gegend in kühnen Zacken aufsteigend der Abu-Berg, ein mächtiges, bis 5600 Fuß hohes Gebirgsmassiv mit zahlreichen Hörnern, Zinken und Kuppen, auf dessem Gipfel die berühmtesten Tempel der Dschain-Secte, die im 11. und 12. Jahrhundert von Kaufmannsfürsten errichteten Dilwarra-Prachtbauten liegen, deren Besuch zwei Tage in Anspruch nimmt. Auch rechts werden bald wild zerrissene Felsketten sichtbar, in deren Halbkreis der Zug hineinfährt; weiter geht es dann in wasserarmer Ebene, mit krüppelhaftem Baumwuchs und verbranntem Gras, zwischen malerischen Bergketten mit theilweise fast senkrecht abfallenden, hohen Felswänden, die im Abendlicht purpurviolettblau erglühen. Zum ersten Mal seit Bombay erscheinen hier auch wieder einige Cocospalmen.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr kam ich noch bei gänzlicher Dunkelheit und empfindlich frischer Luft in Dscheypur an, aber mein getreuer David stellte sich diesmal nicht, wie sonst, pünktlich ein, um nach seinem Herrn und dem Gepäck zu sehen; im Diener-Abtheil, wo ich ihn hatte Platz nehmen sehen, war er nicht, da hatte er irgendwo unterwegs Europäern Platz machen müssen und all mein Rufen der Wagenreihe entlang war vergebens; schließlich kam er kurz vor Abgang des Zuges verschlafen aus dem Postwagen herausgekrochen, wo er ein möglichst bequemes Unterkommen gesucht und gefunden hatte und wir fuhren nun zum nahen, auch außerhalb der Stadt und dicht neben der englischen Minister-Residentur gelegenen „Kaiser-i-Hind"-Hôtel, einem freundlichen Erdgeschoßbau mit Veranda und Säulenhof davor.

Ich pflegte zunächst noch einige Stunden der Ruhe und richtete dann auf bereitliegendem, gedrucktem Formular mit der Zeitangabe meines beabsichtigten Besuches die Bitte an den britischen Minister-Residenten, mir die Erlaubniß zur Besichtigung des Maharadschah-Palastes und der alten Residenz Amber gütigst verschaffen zu wollen, Gefälligkeiten, welche die einheimischen Fürsten durch Vermittelung der englischen Repräsentanten in Indien den Touristen überall mit anerkennenswerthester Bereitwilligkeit gewähren.

In allen Zimmern des Hôtels aushängende, gedruckte Plakate des Besitzers warnen ausdrücklich davor, den einheimischen Dienern zu trauen, da auch die besten nicht zuverlässig seien; das merkte ich bald beim Wagenhandel, denn der sogenannte Portier des Hauses verlangte mir 8 Rupien per Tag ab, während der Wirth selbst sofort nur 6 Rupien forderte. Mein David als Dolmetscher nahm neben dem Kutscher auf dem Bocke Platz, ein Saïs stand hinten auf dem Trittbrett, um mir die Fliegen wegzuwedeln oder auch um gelegentlich abzuspringen und dem Wagen vorlaufend, Platz zu machen, wo irgendwelche Verkehrsstockung war.

Dscheypur, die 1728 gegründete, 160 000 Einwohner zählende, neue Hauptstadt der Radschputanen oder „Königssöhne", des schönsten Stammes indischer Rasse, liegt in einer sandigen, aber baumreichen Ebene, die auf drei Seiten von befestigten Bergzügen umgeben ist; im Nordwesten und dicht hinter der Stadt liegt auf steilem Felsen das große Tiger-Fort, unter welchem in Riesenbuchstaben noch das Wort: Welcome — seiner Zeit dem Sohn des Prinzen von Wales, Victor Albert, entgegengerufen — prangt. Die Residenz ist Hauptstadt von 14 tributpflichtigen Staaten, welche zusammen Radschputana genannt werden, 12 000 000 Einwohner zählen und einen Flächenraum besitzen, der die Größe des Königreichs Preußen umfaßt.

An ärmlichen, aus Lehm und Binsenmatten hergestellten Hütten vorbei führt der Weg vom Hôtel zu der etwa zwei Kilometer weit entfernten, umwallten Stadt, vor derem Thor der wundervoll angelegte und gehaltene öffentliche Garten, einer der schönsten Indiens, liegt. Große, gut gepflegte Rasenplätze mit bunten Blumenbeeten sind von schattigen Alleen durchzogen und mit künstlichen Wasserbecken geschmückt; eine kleine Menagerie enthält Tiger, Panther, schwarze Bären vom Himalaya, indische Ottern, Strauße, Affen, Stachelschweine und einen im zoologischen Garten zu London geborenen Löwen; außerdem hält der Fürst gewöhnlich auch noch einige prächtige Exemplare von Bengaltigern in Käfigen in einem Hause nahe der Gasanstalt. In-

mitten des öffentlichen Gartens erhebt sich in Stein und Marmor der weiße Prachtbau der Alberthalle in indischem Pavillonstil mit Galerien in durchbrochener Steinarbeit, Kuppeln und Thürmen, ein Museum, vom Fürsten von Dscheypur gestiftet, zu welchem der Prinz von Wales 1876 den Grundstein legte und das in der Schönheit seines Baues, der praktischen Einrichtung und übersichtlichen Aufstellung und dem Reichthum seiner Sammlungen wohl von keinem zweiten Museum in Indien übertroffen wird. Man findet hier Erzeugnisse der indischen Metall-, Keramik- und Textil-Industrie, Elfenbeinschnitzereien, Trachten und Lebensbilder in schön ausgeführten, bunt bemalten Thon-Figuren; daneben mineralische und botanische europäische Sammlungen, Modelle antediluvianischer Thiere, Drehgestelle mit Ansichten aus allen Welttheilen und die Eingeborenen, jung und alt, Männlein und Weiblein, arm und reich, drängen sich zahlreich, neugierig und wißbegierig, durch die weiten, prächtigen Räume.

Die Stadt selbst ist ringsum von hoher, schöner Zinnenmauer aus Backsteinen, mit zahlreichen, halbrund vorspringenden Bastionen umgeben und wird durch drei sich kreuzende, sehr breite sandige Hauptstraßen, die in der Mitte cementirt sind, in sechs Quartiere und diese werden wieder durch gerade, sich rechtwinkelig schneidende Straßen in regelmäßige Blocks getheilt. Was zunächst und überall auffällt, ist die eigenartige Farbe aller Häuser, ein stumpfes Rosa, als wenn die ganze Stadt mit Himbeersauce übergossen worden wäre; weiß aufgemalte Ornamente bringen Leben in die Façaden, wofür übrigens auch die phantastische Architektur schon genügend sorgt. Die Erdgeschoßwohnungen, in denen sich die Kaufläden befinden, sind auf dem hier allgemein üblichen flachen Dach mit einer etwas zurückliegenden, schön durchbrochenen Steinmauer gekrönt, welche einen Oberstock imitirt; bei mehrstöckigen Häusern — es giebt deren bis zu vier Stock — treten die Obergeschosse über dem Erdgeschoß hervor, außerdem springen aus der Façade zahlreiche viereckige und stumpfe Erker und Eckpavillons vor, deren Fenster meist durch kunstvoll durchbrochene Steinarbeit gebildet werden; diese halb-offene Fensterarchitektur hält einen guten Theil Hitze und Sonne ab und erlaubt den Insassen zu sehen, ohne gesehen zu werden. Die Dachkrönung bildet vorn immer eine schöne Galerie von offener Steinarbeit, zuweilen ersetzt oder unterbrochen durch eigenartige, drei oder fünf Fenster breite Pavillons mit halbmondförmigem, geschweiftem Dach. Originell sind auch die oft von der Straße aus direct zum ersten Stock, den Wohnungen, emporführenden Freitreppen, neben denen sich im Unter-

stock Läden befinden. Auch die Hindutempel in der Stadt liegen meist im ersten Stock, zu dem von der Straße aus eine links und rechts von bunt bemalten Elephantenreliefs flankirte Freitreppe emporführt; man gelangt dann zunächst in einen Vorhof mit einer stehenden oder knieenden Stierstatue in Lebensgröße und daran schließt sich eine offene Säulenhalle mit mehreren, durch durchbrochene Messinggitter geschützten Nischen, in denen sich die Bilder Schiwa's, oder des vierarmigen, elephantenköpfigen Ganesch oder der in einen langen, rothen Radmantel gekleideten Parbati befinden.

Während die Gebäude an den Hauptstraßen durchgängig einen sehr gefälligen und malerischen Eindruck machen, sind diejenigen in den Hinter- und Nebenstraßen vielfach recht unscheinbar, verfallend und abgeblaßt.

Reges und rein indisches Leben herrscht in den Straßen und Bazars. Elephanten des Maharadscha, mit einer Glocke um den Hals, beladene Kameele und frei in den Straßen herumwandelnde Buckelochsen, deren Hörner oft roth, grün oder braun bemalt sind, bringen characteristische Thierstaffage in das Bild; auf den großen Plätzen der Stadt finden sich tausende von Tauben zutraulich ein und werden hier gefüttert, wie in Venedig auf dem Markusplatz, und in den Vorstädten sieht man häufig wilde Pfauen. Ein reizendes Genrebildchen gewährte es, ein kleines Mädchen einen Pfau derart necken zu sehen, daß es einen Kohlstrunk an einem Faden festgebunden, auf der Straße entlang zog und den Vogel damit anlockte, aber durch Anziehen des Fadens jedesmal enttäuschte, wenn er seiner Beute habhaft zu sein glaubte.

Die Radschputen, d. h. „Königssöhne", tragen ihren Namen mit Recht, ihre freie, stolze Haltung, der elastische Bau und die schönen regelmäßigen Gesichter kennzeichnen sie als eine der bevorzugtesten Rassen Indiens; ihre Hautfarbe ist ziemlich dunkelbraun.

Inmitten der Stadt, dicht beim Palast, erhebt sich der phantastische Bau des Maharadscha-Institutes, einer 1844 gegründeten Schule mit 1200 Schülern in 41 Klassen, von denen nur 17 u. A. auch die Erlernung der englischen Sprache betreiben, während 24 rein „orientalischen" Lehrplan haben, d. h., sich hauptsächlich dem Studium der arabischen und persischen Sprache widmen. Die Schülerzahl jeder Klasse schwankt zwischen 3 und 30, eine Specialklasse ist für die Söhne der Edelleute bestimmt. Von dem Director der Schule, einem Parsi, freundlich empfangen und durch den ganzen, großen Bau geleitet, erhoben sich Lehrer und Schüler bei unserem Eintritt in allen

Klassen von ihren Sitzen und grüßten durch Verneigung und Erheben der Hand zur Stirn. Die Schulzimmer und auch die Kleider der Schüler ließen an Reinlichkeit allerdings viel zu wünschen übrig, aber die Resultate der Schule sollen zu den besten in Indien zählen.

Dicht beim Maharadscha-Kolleg liegt auch die vom Fürsten gegründete Kunstschule, wo von tüchtigen Lehrkräften praktischer Unterricht ertheilt wird in: Kupfer- und Silber-Treiben und -Ciseliren, Emailliren, Skulptur in Marmor und Speckstein — besonders schöne heilige Stiere für Tempel — im Formen und Bemalen schöner Thongefäße, im Verfertigen eingelegter Waffen, von Granatschmuck, Stickereien und Webereien. Hat man sich die interessanten Herstellungsverfahren angesehen, so bietet sich in einem großen Ausstellungssaal hier auch Gelegenheit, in der Schule gearbeitete Gegenstände käuflich zu erwerben. Ebenso finden sich, hier wie überall in Indien, in den Hôtels besonders nach den Mahlzeiten eingeborene Händler ein, welche ebenso wie die Führer, jeden Touristen mindestens mit „My Lord“ und „His Honour“ anreden. Sie bieten die jeder Stadt eigenen Curiositäten an, hier in Dscheypur z. B. schöne und billige eingelegte Waffen, Schwerter, Dolche, Aexte, Schilder, Ankus (Elephantenpiken), kleine Spitzbeilchen zum Fischstechen, Granatschmuck, Teppiche, bestickte, weiße Filzdecken u. a. Dinge. Natürlich fordern diese Leute meist das Doppelte und mehr noch von dem richtigen Preis und deshalb, und auch wegen der bequemeren und zuverlässigeren Packung und Expedirung thut man im Allgemeinen besser, seine Einkäufe in einem der bekannten und reich assortirten Magazine in Bombay, Delhi oder Kalkutta zu bewerkstelligen.

Als ich Mittags nach dem Hôtel zurückkam, waren die am Morgen erbetenen Erlaubnißkarten von dem englischen Minister-Residenten bereits eingetroffen und ich konnte also sofort nach dem Tiffin zur Stadt zurückfahren, um mir den in ihrer Mitte liegenden und etwa ihren siebenten Theil einnehmenden Palast des Maharadscha anzusehen, einen immensen, von rother, hoher Mauer eingefaßten Complex von Höfen, Verwaltungsgebäuden und Palästen, confus in der Anlage und vielfach recht schlecht gehalten und verfallend. Den Mittelpunkt des großen Palastes bildet der an einem einigermaßen gut gehaltenen Garten gelegene, gelbgetünchte, siebenstöckige Tschandra Mahal mit luftigen Galerien, Erkern und Pavillons und daran anstoßend befinden sich die Privatgemächer des Maharadscha und die natürlich unzugängliche Zenana oder der Harem, welcher ungefähr 500 Frauen, darunter nicht weniger als 200 Ranis oder Königinnen

beherbergen soll, Gattinnen des jetzigen Fürsten und Ueberbleibsel seiner Vorfahren. Die Empfangsräume des Fürsten, zwei Billardzimmer und zwei größere Säle von höchst zweifelhafter Reinlichkeit und mit europäischer Einrichtung von zweifellos schlechtem Geschmack, waren momentan ganz mit Bettzeug und allerlei Gerümpel angefüllt, welches den Fürsten auf einen Jagdausflug begleiten sollte. Der Diwan-i-Am, d. h. die öffentliche Empfangs- und Gerichtshalle und der Diwan-i-Khas, d. h. die Privat-Audienzhalle, sind unscheinbare, rosagetünchte Säulenhallen mit schreiend gemalten Ornamenten, erstere als Rumpelkammer benutzt und mit alten Kommoden, Bettstellen und allerlei sonstigem Gerümpel voll gestellt, während die letztere mit einer Reihe von Sesseln ausgestattet ist und gleichzeitig als Schatzamt dient, in welchem Kupfer- und Silbermünzen auf gewöhnlichen Handwagen partienweise abgewogen werden.

In einer Reihe großer, meist von einstöckigen, rosafarbenen Hallengebäuden umgebener, recht unsauberer Höfe finden sich sodann die verschiedenen Verwaltungsämter, weiterhin die Wagenremisen mit einigen schönen, malerischen Staatslandauern, von Baldachinen bedeckt und mit reich vergoldetem und versilbertem Geschirr. In den Stallungen befanden sich etwa 200 Pferde, jedes mit seinem besonderen Stallburschen, zahlreiche Kameele und gegen 60 sehr hohe Elephanten, von denen jeder, am Fuße angekettet, allein in einer offenen Ummauerung steht; es befinden sich darunter 20 Reitthiere und 40 Lastthiere und der Preis der ersteren wurde mir hier mit ungefähr 4500 Rupien genannt. Ein noch ungezähmter Elephant rannte wild in einem abgesonderten Hofe herum. Auch 200 Hunde verschiedener edler Rassen werden zu Jagd- und anderen Zwecken, hier gepflegt und, in Decken eingehüllt, an Leinen spazieren geführt.

Originell, wenn auch recht verfallen, ist das in einem großen Hofe unter offenem Himmel befindliche Observatorium, von dem gelehrten Fürsten Dschey Sing, dem Gründer der Stadt, angelegt und eine große Reihe gemauerter, mit fein gradirten Marmorskalen versehener astronomischer Instrumente, wie Sonnenuhren, Quadranten, Gnomen u. s. w., enthaltend; der berühmte Sternkundige hat ähnliche Himmelswarten auch noch in Benares, Delhi, Muttra und Udschain angelegt, die größte aller aber ist die hiesige.

Das Originellste der ganzen Palastanlage ist wohl der, an der Außenseite, und zwar an der Hauptstraße, gerade dem Maharadscha-Kolleg gegenüber gelegene, Hawah Mahal oder Wind-Palast, ein fünfstöckiger Bau, dessen Façade von oben bis unten ganz mit den für Dscheypur so

characteristischen Erkern überzogen ist. Im Ganzen aber hinterläßt der Fürstenpalast, trotz Reparaturen, die mannigfach im Werke sind, einen wüsten, wirren und unreinlichen Eindruck, ist architektonisch wenig interessant und eines Maharadscha oder „Großkönigs“, der seinem Volke einen so prachtvollen, öffentlichen Garten mit der Alberthalle geschaffen hat, kaum würdig. —

Ich hatte meinen Geldbedarf in indischem Papiergeld mitgenommen, fand aber hier in Dscheypur die größte Schwierigkeit, ein Note von 100 Rupien gewechselt zn bekommen, da der Geldverkehr im Innern fast ausschließlich in baarem Silber erfolgt; eine Bank giebt es hier nicht und die Geldwechsler im Bazar verweigerten die Annahme einer „so großen“ Note, für die sie keine Verwendung hätten; das Postamt in der Stadt und die Bahnstationskasse hätten mir keine kleinen Noten, sondern auch nur Silber geben können, mit dem ich mich nicht allzusehr beschweren wollte; endlich half mir das Postamt am Bahnhof.

Ich will hier gleich erwähnen, daß für die Bezirke Bombay, Kalkutta, Madras und Rangun verschiedenes Papiergeld ausgegeben wird und die Noten des einen Bezirks in dem anderen oft ungern und nur mit einem kleinen Abzug angenommen werden. Die indischen Noten tragen die Nummern links und rechts auf der Vorderseite und um Diebstahl zu erschweren, schneidet man dieselben oft in der Mitte durch und schickt die eine Hälfte mit einer Post, die andere mit einer folgenden Post. Es erklärt sich so, daß man im Verkehr vielfach in der Mitte zusammengeklebte oder mit Nadeln zusammengesteckte, halbirt gewesene Noten trifft und es empfiehlt sich immerhin darauf zu achten, daß beide Hälften die gleichen Nummern tragen. Die Kassen lösen die Noten nur dann ein, wenn beide Hälften gleicher Nummer zur Stelle sind, eine halbe Note allein hat gar keinen Werth. Sehr unpraktisch und leicht zu Verwechselungen führend ist der Umstand, daß die Banknoten von 10, 20, 30, 50, 100 und 1000 Rupien in Größe, Farbe und Druckausstattung absolut gleich und nur die 5 Rupien-Noten etwas kleiner sind.

Des Abends ging unter starkem Gewitter heftiger und anhaltender Regen nieder und hielt mich im Hôtel zurück, obgleich mir einer der Angestellten die verlockende Offerte gemacht hatte, mich bei den „Privat-Tänzerinnen Seiner Hoheit des Maharadscha“ einzuführen.

Ein einziger Reisegenosse, ein Engländer, theilte das Hôtel mit mir, auch das Fremdenbuch der letzten Jahre, welches wir neugierig durchblätterten, constatirte eine auffallend geringe Anzahl von Touristen.

Die letzten deutschen Namen waren alles „unsere Afrikaner“, nämlich die Herren von Soden, Dr. Oscar Baumann, Wißmann und Bumüller.

Während des ganzen Tages hatte ich in oder außer der Stadt keinen einzigen Europäer gesehen.

Die Tafel für uns zwei Touristen war freundlich mit Blumen geschmückt, kleine Knopfloch-Bouquets lagen neben unseren Gedecken und mit einem oder einigen „pegs“, Whiskey und Sodawasser, wurde der Abend gemüthlich zu Hause beschlossen.

Es regnete die ganze Nacht hindurch und erst kurz vor meiner Abfahrt nach Amber am nächsten Morgen 1/2 8 Uhr schloß der Himmel seine Schleußen.

Die Fahrt nach der alten Residenz geht zunächst durch die ganze Stadt Dscheypur hindurch und dann nach Norden zu weiter, vorbei an verschiedenen, mehr oder weniger verfallenen Sommerpalästen und vernachlässigten Gärten mit reizenden Kuppel-Rundpavillons; rechts passirt man dann einen durch Dammbauten aufgestauten, künstlichen See, in dessem von zahlreichen Alligatoren wimmelnden Wasser sich der große, verfallende „Wasserpalast“ spiegelt. Auch hier an der Landstraße, wie in den Straßen der Stadt, findet man zahlreiche, kleine Kapellen, theils gemauerte weißgetünchte, nur vorn offene Schreine, in denen man den Lingam, den heiligen Stier, Bilder Schiwas u. a. Götter sieht, theils Säulenhallen mit dem Götterbild hinten in der Mitte; auch einfache rothbemalte, formlose Steine, Symbole des Lingams, auf weißgetünchtem, viereckigem Unterbau sind häufig am Wegrande zu sehen.

Nach einer Stunde Fahrt kam ich am Fuße eines Bergriegels an, wo der vom Maharadscha freundlichst gesandte Elephant und zwei Wärter des Touristen harrten. Stirn und Rüssel des großen Thieres waren in grün, orange, blau und roth mit dem Wappen des Fürsten bemalt, die Fangzähne mit je zwei breiten Messingringen geziert und über dem Rücken hing über untergelegter Sattelmatratze eine rothe Decke mit grünen Kanten auf beiden Seiten lang herunter; darauf war dann die Haudah, das Traggestell, befestigt, hier ein mit rother Polsterdecke belegter Sitzkasten mit Lehnen hinten und vorn und mit seitlich herabhängenden Stützbrettern für die Füße. Der rittlings auf dem Halse des Thieres sitzende Mahaut oder Elephantentreiber schlug mit seinem Ankus oder Stachelhammer, einer kurzen Pike, dem Elephanten einige Male hinter die Ohren und der Koloß ließ sich darauf hin in der Form nieder, daß er erst mit den Hinterbeinen kniete und dann die Vorderbeine glatt ausstreckte; auf angesetzter Leiter, welche dem

Thier wieder seitlich angehängt wurde, kletterten ich und mein David auf unsere Sitze hinauf und durch Zuruf und Ankusschlagen angetrieben, erhob sich der Elephant zuerst auf den vorderen, dann auf den hinteren Beinen, wobei der Reiter Balance halten muß und der Ritt begann. Die Bewegung ist etwas stoßend und das Vorankommen, besonders bergan, so langsam, daß man mit Leichtigkeit ebenso schnell zu Fuß gehen könnte, immerhin hat aber ein Elephantenritt, besonders wenn es, wie bei mir, der erste ist, seinen Reiz.

Nachdem man die Höhe des Hügelriegels erreicht hat, von dem aus nach links und rechts gezinnte Mauern die Berge hinauf laufen, öffnet sich ein entzückender Blick auf ein schmales, gewundenes Thal, das von einem freundlichen See ausgefüllt ist, während von dem Kamm der Berge links die rothen Sandstein-Mauern, Bastionen und Thürme der gewaltigen Festung emporsteigen, welche das 400 Fuß tiefer gelegene, von hohen, weißen Mauern umgebene Schloß Amber beschützt; rechts zieht sich ein grüner Bergzug, der gleichfalls durch langgedehnte, crenelirte Mauern, Bastionen und Kuppelthürme befestigt ist und das Bild findet einen malerischen Abschluß durch coulissenartig links und rechts vortretende, von Burgen und Zinnen gekrönte Bergausläufer, in derem Einschnitt die Minarets, Kuppeln und Palastruinen der alten Stadt, in dichtem Grün eingebettet, sichtbar werden; darüber hinaus erscheint am Ende des Defilees die gelbe Sandebene Radschputana's, im Hintergrund von horizontal abschneidender, hoher Berglinie begrenzt. Nah- und Fernblicke von diesem freundlich bewaldeten Bergkessel aus sind gleichmäßig entzückend.

Nach etwa einstündigem Ritt, zum Schluß ziemlich steil den Schloßberg hinan, erreicht man das Hauptthor, welches in den großen Hof führt. Die Palastbauten hier sind im Jahre 1600 begonnen worden und zwar zieht zunächst links die weiße Marmorsäulenhalle des Diwan-i-Am, die öffentliche Audienzhalle, die Aufmerksamkeit auf sich, unterhalb welcher sich rechts ein kleiner, der Göttin Kali geweihter Tempel befindet, in welchem an jedem Morgen eine Ziege geopfert wird, als Erinnerung an die, in alten Zeiten hier täglich dargebrachten, Menschenopfer.

Auf einer höher gelegenen Plattform finden wir dann den Diwan-i-Khas, die Privat-Audienzhalle und daran anstoßend die Prachträume des Palastes: hohe, schön gewölbte Säle, Veranden und Galerien, deren Wände unten zunächst mit einer Täfelung von Marmor- und Alabaster-Reliefplatten, in Marmormosaik-Kanten eingefaßt, geschmückt sind, worüber sich dann bis einschließlich der Decke eine reiche Ornamentik

aus weißem Stuck befindet, der theilweise durch Goldlinien und tausende von kleinen Spiegelstückchen höchst originell belebt wird; diese Spiegeleinlagen sehen, nahe betrachtet, etwas grotesk aus, wirken als Ganzes in ihrer wunderbaren, ornamentalen Fassung aber vorzüglich. Zahlreiche bogenförmige Nischen unterbrechen die glatten Wandflächen, deren Malereien hauptsächlich in bunten Vasen der mannigfachsten Form bestehen. Kunstvoll durchbrochene, weiße Marmorarbeiten bilden die Fenster und ganze Galerien; die Sandelholzthüren sind mit prächtigen Elfenbein- und Perlmutter-Einlagen verziert. Lauschige kleine Gärten mit Brunnenanlagen, Badezimmer in kostbarer Marmorarbeit und mit fließendem Wasser, das von unten buntfarbig beleuchtet werden kann, auch der Prachtrundblick, den man vom hohen Söller aus genießt, erinnern in verschiedener Beziehung an die Alhambra von Granada, einen der herrlichsten Punkte auf Gottes schöner Erde.

Jedenfalls gehört Amber landschaftlich und mit seiner Gesammtstaffage zu den malerischsten Punkten von ganz Indien und sehr befriedigt trat ich den Rückweg an, entließ die Elephantentreiber mit dem fürstlichen Trinkgeld von je einer halben Rupie, wovon sie hochbeglückt waren und machte dann noch einen einstündigen Abstecher zu Fuß und auf etwas beschwerlichem Wege, der für Wagen nicht geeignet ist, nach den Tschattris oder Grabmälern der Sing-Familie.

Diese Grabmäler liegen nicht weit außerhalb der Nordostmauer Dscheypur's, unterhalb des steil abfallenden Felsens, welcher den weißgetünchten, von rothen, gezackten Mauern flankirten Sonnentempel von Gutta trägt und bestehen in drei herrlichen, offenen Säulenpavillons aus weißem Marmor, von Kuppeln gekrönt und mit reichen Reliefs aus der Hindu-Mythologie geziert. Hier ruht die Asche der nach ihrem Tode verbrannten Hindu-Fürsten Dschey Sing, Madhu Sing und Pratap Sing inmitten schön angelegter Gärten, in deren Bäumen sich zahlreiche grauhaarige Affen, grünschillernde Papageien und schöne, wilde Pfauen wiegen. —

Nachmittags zwischen drei und sechs Uhr unternahm ich eine höchst lohnende Ausfahrt nach dem sieben Meilen südlich der Stadt gelegenen Sanganir. Sehr interessant ist dabei zu sehen, wie man hier systematisch gegen das weitere Vordringen der Sandwüste operirt; reihenweise werden dagegen große Baumpflanzungen angelegt, die jungen Bäume mit meterhohen, oben mit gelbblühenden Feigen-Kaktus bepflanzten Erdwällen umgeben, welche gleichzeitig Schutz gegen Angriffe des Viehes und gegen den Sand bieten und außerdem die Ansammlung von Wasser erleichtern sollen. Auch die Felder sind zum Schutz vor Sandwehen von einem

doppelten Erdwall, einem niederen äußeren und einem hohen inneren umgeben und der letztere ist mit einer zwei Mann hohen Schilfart dicht bepflanzt.

Ein sehr reger Wagenverkehr belebt die gute, mit Bäumen eingefaßte Landstraße und da die Eingeborenen bei einer Winter=Temperatur von nur 18° C Wärme bereits gehörig frieren, so ziehen sie ihre dünnen Gewänder bis zur Nasenspitze empor oder hüllen sich in bunte, leicht wattirte Decken ein, soweit ihre Mittel ihnen diesen Luxus erlauben. Die Wagen sind meist zweirädrige, kleine und niedrige Lastkarren, von zwei Zebus gezogen.

Auf halbem Wege ungefähr tritt links auf einer in die Ebene vorspringenden, niedrigen Felsnase das malerische und hoch gelegene Lustschloß Moti Dongari in Sicht, wo der Fürst ihn besuchende indische Prinzen einzuquartiren pflegt. Sanganir selbst ist eine umwallte alte Stadt, an einem Teich gelegen, an dem zahlreiche, schillernde Eisvögel sitzen und dessen Hauptsehenswürdigkeit ein in weißem Marmor kunstvoll gearbeiteter Dschain=Tempel mit theilweise bunt bemalten Kapitälfiguren ist. Auch in diesem kleinen, verfallenden Ort fand ich wieder zahlreiche wilde Pfauen, die sich in der Nähe menschlicher Wohnungen ihr Futter suchen, ebenso wie die gleichfalls zahlreichen wilden Tauben und Eichhörnchen, ohne doch eigentliche Hausthiere zu sein.

Herrlich war die Rückfahrt mit allen Beleuchtungseffecten der untergehenden Sonne auf der gelben Sandebene, aus der sich, weit zerstreut, einzelne schöne Cocospalmen klar von dem Hintergrund der Berge abhoben, die im Osten noch gelb bestrahlt vom Licht erglänzten, während die Westberge bereits in purpurviolettem Schatten ruhten und nur noch wenige leicht geballte, letzte Regenwolken den tief blauen Himmel bedeckten. Die Spitzen von Schloß Moti Dongari waren vom Abendlicht vergoldet und zum Abschluß erschienen dann noch die gelben Gebäude hoch oben auf dem Tigerfort im Zwielicht untergehender Sonne und des aufsteigenden Vollmondes in einem geradezu theaterhaft magischen Bild.

In der Nähe der englischen Ministerresidentur, eines ziemlich stillosen Hauses inmitten eines schönen, hoch umwallten Gartens, traf ich auf flachem, weitem Felde noch eine Gesellschaft von etwa zwölf Hindu=Edelleuten aus der Kaste des Maharadscha an, welche das Poloball=spiel trieben und dabei in dem Tummeln ihrer Pferde und der Hand=habung der langen Schlaghämmer eine bewunderungswerthe Sicherheit und Gewandtheit bekundeten.

Am nächsten Tage fuhr ich zu der ungemüthlich frühen Stunde von fünf Uhr Morgens unter den Segens- und Bakschisch-Wünschen der sieben Hôtelangestellten von Dscheypur ab. Links und rechts von der Bahn ziehen bald näher, bald entfernter, Bergketten von zuweilen sehr malerischen, scharf geschnittenen Formen; die Ebene dazwischen ist theils reine Sandwüste, deren überbrückte Flußläufe momentan ganz ausgetrocknet waren, größtentheils aber Weideland mit verdorrtem Gras und einzelnen Bäumen bestanden; einzelne Rinder- und Ziegenheerden suchten hier ihr mageres Futter. Mais-, Flachs- und Gemüsefelder waren seltener. In der Nähe einiger größerer Ortschaften erschienen parkartige Gruppen frischer und prächtig großer Banyanen und Mango-Bäume und einige Bahnhofsstationen zeichneten sich besonders vortheilhaft durch ihren reichen Blumenschmuck aus: rosaviolett blühende, üppige Bougainvilleas, die windenähnliche lilae Ipomea carnea, glühend rothe Hahnenkämme und gelbe Chrysanthemums entzückten durch ihre Farbenpracht.

Bei Radschgarh erscheinen auf drei an einander stoßenden Bergkuppen malerisch gelegen drei Schlösser, an die drei Gleichen erinnernd, freilich ist hier die Staffage gründlich anders, als daheim, denn wir passirten gerade eine Leichenverbrennung, welche auf offenem Felde in der Nähe eines von Bäumen umgebenen, kleinen Tempels stattfand, dicht bei einem gemauerten, hohen Steinaltar und unter Assistenz von etwa dreißig davor kauernden Hindus.

Auch weiterhin trifft man zahlreiche, durch Forts gekrönte Bergspitzen, darunter die auf steilem Felsen burgähnlich liegende Residenz Alwar.

Eine Stunde vor der Ankunft in Delhi hören die Berge auf und einzelne niedrige, noch folgende Hügelzüge zeichnen die Lage der alten Weltstadt nicht gerade malerisch aus.

Nachmittags 2 Uhr rollte der Zug in den großen Bahnhof von Delhi ein und in dem nahen, neuen Lauries-Hôtel fand ich freundliche Unterkunft; auch im Bahnhof selbst giebt es übrigens unter deutscher Leitung nicht nur ein gutes Restaurant, sondern auch Fremdenzimmer, und zehn weitere Hôtels, unter denen das Metropolitan-Hôtel vielleicht noch dem Lauries vorzuziehen ist, bieten dem Touristen genügende Auswahl. Ein großer, stattlicher Rohziegelbau nahe dem Bahnhof, das Mor Sarai oder Königin-Haus, von der Municipalität gebaut, gewährt zahlreichen einheimischen Reisenden Unterkommen und die Möglichkeit, ihren religiösen Gebräuchen gemäß leben zu können.

Hier und weiter im Norden tragen auch die Hindus an Stelle der sonst üblichen, schön gewundenen Lendentücher, deren Falten das

dünne Untergestell gnädig verhüllen, enganliegende, weißbaumwollene Beinkleider, welche die ganze Kümmerlichkeit der dürren Beine unschön markiren; darüber halblange, bunte Kaftane, meist aus Kattun, deren Brustlatz bei den Hindus rechts, bei den Moslims links offen ist und darunter das bunte Hemd erblicken läßt. Die kühlere Temperatur zeitigt auch Havelocks und andere Mäntel, welche bemitteltere Eingeborene auf der Reise und zuweilen auch auf der Straße tragen.

Die alte kaiserliche Residenz der Großmoguls, das „Rom Asiens", heutigen Tages eine Stadt von 200 000 Einwohnern, macht einen recht kläglichen und verfallenden Eindruck, trotz einer anläßlich des kürzlichen Besuches des neuen Vicekönigs, Lord Elgin, erfolgten Generalreinigung; und nach dem jüngsten Regen erschienen die schlammigen Straßen alle in doppelt unerfreulichem Zustand. Die Häuser sind meist anspruchslose, weißgetünchte Erdgeschoß- oder einstöckige Bauten mit flachem Dach, gewöhnlich glatt und schmucklos, nur selten mit zierlichen Holzschnitzereien am Balkenwerk.

Die umwallte Stadt wird in der Mitte von West nach Ost, vom Lahore-Thor bis zum Fort, von dem Tschandni Tschauk oder Silbermarkt, der breiten Hauptbazarstraße, durchzogen, die sehr belebt, aber in der Architektur auch ziemlich unansehnlich ist. In ihrer Mitte etwa erhebt sich der schöne, moderne Uhrthurm in englischem Stil, dahinter ein Museum mit recht minderwerthigen Sammlungen und einer großen Durbar-Halle für öffentliche Empfänge; die Sammlung, von Engländern angelegt, besteht in schlecht ausgestopften und von Motten angefressenen Thieren und einer schmutzigen Kollektion der hiesigen Kunstindustrie und ist keinen Besuch werth. Welcher Unterschied gegen das Museum in Dscheypur!

Der moderne Museumsbau liegt in den weiten, wundervoll angelegten und gehaltenen Königin-Gärten, und diese bilden allerdings eine wahre Oase inmitten all des umgebenden Verfalls und Schmutzes.

Am Ende des Silbermarktes, an der Ostmauer der Stadt, erhebt sich dicht neben dem breiten, jetzt wasserarmen Dschumna-Fluß, von hohen, crenelirten rothen Sandsteinmauern umgeben, das Fort, welches einen mächtig imponirenden Eindruck macht. Den Eingang bildet das Lahore-Thor; massive und doch malerische, von Kuppelpavillons gekrönte Thürme beschützen es und die eingeborenen Truppen präsentiren hier stets vor jedem, auch dem nicht officiellen, Europäer. Wir fahren durch eine gewölbte Galerie, an deren Seiten sich Verkaufsstände befinden, in einen weit ausgedehnten Platz ein, welcher heute meist von modernen Militärbauten besetzt ist, während sich an der Flußseite die Reste des

Palastes vom Schah Dschihan (1628—1658) erheben. Gegenüber der Nakar-Khana, dem Musikthor mit seiner schönen Säulenloggia, liegt zunächst der Diwan-i-Am, die öffentliche Audienzhalle, ein großer, nach drei Seiten offener Pfeilerbau aus rothem Sandstein, der in Pfeilerstellung, Bogenspannung und seinen malerischen Durchblicken an die berühmte maurische Moschee von Cordova in Spanien erinnert, und an dessem Rückwand sich auf erhöhter Plattform der weiße Marmorthron des Großmoguls erhebt, welcher hier zu Gericht saß. Die weiße Marmorwand hinter dem Thron ist mit bunten Mosaiken von Vögeln, Thieren, Blumen und Früchten Hindostans nach Florentiner Art in edlen Steinen eingelegt; diese Mosaiken stammen von Austin von Bordeaux, welcher, nachdem er verschiedene europäische Fürsten durch geschickt nachgemachte Edelsteine betrogen hatte, fliehen mußte und am Hofe Schah Dschihan's beste Aufnahme fand.

Hinter dem Diwan-i-Am, der in seiner Ruhe und Einfachheit noch wirkungsvoller ist, als der nun folgende Prachtbau, befindet sich direct über dem Fluß gelegen und durch die Bäume und Sträucher ungeschickter, moderner Gartenanlagen davor unnöthig verdeckt, der Diwan-i-Khas, die kaiserliche Privat-Audienzhalle, eine nach allen Seiten offene Pfeilerhalle ganz aus weißem Marmor, deren Wände und Pfeiler mit Goldornamenten und Mosaiken geschmückt sind, während die Decke in Blau und Gold schwer bemalt ist. Die 1891 restaurirten Dekorationen sind wohl etwas zu grellfarbig und überladen ausgefallen, zu sehr einem modernen Salon ähnlich, aber die Formen und Verhältnisse des Baues sind prachtvoll, so daß die stolze poetische Inschrift, die in freier Uebersetzung etwa lautet:

„Suchst Du ein Paradies auf Erden Dir,
So ist es hier, so ist es hier, so ist es hier“

nicht unberechtigt erscheint. Von dem berümten Pfauenthron, auch einem Werke Austin's von Bordeaux, welches in dieser Halle stand, ist nur noch der erhöhte, weißmarmorne Sockel vorhanden, während der massiv goldene Thronsessel und die dahinter stehenden beiden Pfauen, die reich mit den köstlichsten Edelsteinen aller Art eingelegt waren, 1739 mit vielen anderen Schätzen zusammen vom Schah Nadir nach Persien weggeführt wurden, wo sie sich noch heute im königlichen Palast zu Teheran befinden.

Links von dieser Halle steht die kleine, nur drei Bogen breite und zwei Bogen tiefe, aber reizende Moti Mosdschid oder Perlmoschee, außen in rothem Sandstein aufgeführt, innen ganz mit perlfarbenem Marmor belegt, der vielfach in schönen Reliefs bearbeitet ist.

Auf beiden Seiten des Diwan-i-Khas stoßen die Prachträume des alten kaiserlichen Palastes an, leider nur noch wenige, da weite Theile abgerissen und die Räume zu modernen, militärischen Zwecken verwandt sind.

Rechts finden wir zunächst den über die hohe Flußmauer vorspringenden, sechseckigen Marmor-Pavillon des Saman Burdsch oder Jasminthurmes und die daran anstoßenden, weißmarmornen Frauengemächer mit reicher Vergoldung und Mosaik-Arbeit; wundervoll ist hier besonders eine ganze Marmorwand in schönster, durchbrochener Arbeit, von dem Relief der „Wage der Gerechtigkeit“ gekrönt, welche die Audienzhalle von den Frauengemächern abschließt.

Links von dem Diwan-i-Khas liegen die Badezimmer, drei große, von der Decke aus durch kleine, bunte Glasaugen erleuchtete, weiße Marmorräume, schön gewölbt, mit reicher Mosaik-Einlage und Fontäne in der Mitte jeden Zimmers versehen; das Wasser fließt von hier unter der Audienzhalle weg und dann in offenen, flachen Marmorkanälen mitten durch die Prunkgemächer rechts, im Sommer dadurch angenehme Kühlung gewährend.

Hoch befriedigt und doch mit dem Gefühl, daß hier einer der Plätze ist, wo die Engländer Erhaltenswerthes nicht mit der wünschenswerthen Pietät geschont und die Renovirungen nicht glücklich ausgeführt haben, verließ ich das Fort, um die an einem nahen, weiten Platze gelegene zweite Sehenswürdigkeit der Stadt zu besuchen, die Dschumma Mosdschid oder große Moschee, aus dem Jahre 1658 stammend und angeblich die größte der Welt überhaupt. Hindus haben keinen Zutritt zu derselben und auch mein David, obgleich er bei dieser Gelegenheit stark auf sein Christenthum pochte, mußte außerhalb des Thores bleiben.

Der Bau aus rothem Sandstein erhebt sich malerisch und imposant auf einer erhöhten Plattform, zu der eine breite Freitreppe mit etwa 30 Stufen nach dem hohen, von Galerien und 15 kleinen Marmorkuppeln gekrönten Prachtbau des Hauptportales emporführt. Dasselbe öffnet sich auf einen 325 Fuß im Quadrat messenden Hof, der auf drei Seiten von offenen Säulengängen umgeben und in der Mitte von einem großen, marmornem Wasserbecken für religiöse Waschungen geziert wird. Gerade aus erhebt sich zwischen zwei, je 130 Fuß hohen Minarets die eigentliche Moschee, 200 Fuß lang und 120 Fuß tief, von drei geschweiften, mit weißem Marmor belegten Kuppeln gekrönt; die Façade besteht aus rothem Sandstein und ist mit Ornamenten aus weißem Marmor eingelegt, eine Verzierungsart, die man hier und

in Agra häufig findet. Das Innere der Moschee zeigt nur weißen Marmor, ist im Uebrigen, wie das der meisten Moscheen Indiens, ganz schmucklos und enthält nur die nach Mekka gerichtete, einfache Gebetnische, die Kibla.

An besonderen Reliquien werden hier gezeigt: ein Barthaar Mohammed's, rothbraun von Farbe und sehr respectlos mit Wachs am Glasdeckel eines ordinären Blechkastens angeklebt, sowie ein Schuh des Propheten und ein Fußabdruck desselben in schwarzem Stein; ferner schön geschriebene und gut erhaltene Korans aus dem 7. Jahrhundert.

Etwas südlich von der großen Moschee liegt die aus dem Jahre 1386 stammende schwarze oder Kalan-Moschee, gleichfalls hoch über dem Niveau der Straße, von zwei sich pylonenartig nach oben verjüngenden Rundthürmen flankirt und auch sonst in ihrem massiven Bau an Egypten erinnernd.

Um die Tempel hier gleich zu erledigen, erwähne ich auch noch den am nächsten Tage besuchten, nahe der großen Moschee gelegenen Dschain-Tempel, reich in weißem Marmor ausgeführt und als besonders schön daselbst das offen gearbeitete, weiße Marmorgitter rings um die in der Mitte des Tempels sitzende Heiligenstatue.

Es wurden hier gerade große Vorbereitungen getroffen mit der Herrichtung von vergoldeten Wagen, Bannern mit buntseidenen Wimpeln und Arrangements künstlicher Blumen auf Stangen, zu Ehren eines in den nächsten Tagen stattfindenden Festes, gelegentlich dessen und zwar einmal im Jahr, der Gott dieses Tempels seinen Collegen auf dem Wege nach Alt-Delhi, zwei Meilen außerhalb der Stadt, in feierlicher Procession besucht.

Der Abend mit nur 15° C. war empfindlich kühl, sodaß das Holzfeuer im offenen Kamin ganz angebracht war und wohlthuend wirkte; die Schlafzimmer im Lauries-Hôtel, welche zu ebener Erde liegen und ihr Licht nur durch die Thüre und ein kleines Fenster unter der Decke empfangen, mögen sich im Sommer durch Kühle angenehm auszeichnen, jetzt im Winter aber waren sie dumpf, ungemüthlich und wohl kaum gesund. Daß in den Zimmern durch Anschlag punkawallahs, d. h. Punka-Zieher zu 3 Annas = 20 Pfennigen per Tag oder Nacht angeboten wurden, erschien bei diesem Wetter wie reiner Hohn, es war hier wirklich kein Bedürfniß nach Fächelung vorhanden.

Ein brustkranker, junger Irländer, ein junger Engländer, der sehr erstaunt darüber war, daß ich ihm durch meine Frage, was er zu Hause treibe, zumuthete oder zutraute, daß er überhaupt etwas thue,

und ein liebenswürdiger, älterer Amerikaner bildeten angenehme Gesellschaft zu gemüthlicher Unterhaltung am Kaminfeuer des Hôtelsalons. Der Amerikaner, mit welchem ich später zu meiner Freude noch wiederholt zusammentraf und mit dem ich dann auch Java gemeinsam besuchte, hatte bereits einen guten Theil der Welt bereist, nachdem er sein Vermögen in Chicago im Holzgeschäft verdient. Er sammelte für seine Tochter Musikinstrumente aller Art, mit Vorliebe exotische, und nach den Photographien, die er bei sich führte, war die originelle Kollektion bereits zu einem sehr stattlichen Umfang angewachsen; hier in Delhi hatte er schöne Lauten in Pfauenform und andere interessante Musikinstrumente gefunden.

Am nächsten Morgen nahm ich probeweise ein im Hôtel sich anbietendes Original, Babu Budallbaß, „den“ Führer von Delhi, wie er sich selbst mit stolzer Einfachheit bezeichnete; dieser schon ältere Mann war früher sieben Jahre lang Führer durch Indien für die Reisefirma Thomas Cook & Son gewesen, hatte dann auf eigene Rechnung alle möglichen und unmöglichen Prinzen Europas geführt, sich damit angeblich einmal 80 000 Rupien verdient gehabt, davon aber 40 000 für Mitgift und theuere Hochzeiten seiner Kinder ausgegeben, 20 000 im Höhenort Naini Tal mit Pferdesport, seinen Diners und Tänzerinnen durchgebracht und besaß seiner Angabe nach nur noch 20 000 Rupien, welche der gerissene Knabe durch geschickte Behandlung der Touristen nach Möglichkeit wieder zu vermehren trachtete. Um nicht mit den „gewöhnlichen“ Führern verwechselt zu werden, betonte er vor Allem und wiederholt seine „hohe Kaste“ und zeigte stolz seine sechsfädige, baumwollene brahmanische Schnur vor, die er seit dem fünften Lebensjahre um den Leib trägt. Da er die Gegend und die Geschichte des Landes ausgezeichnet kannte und höchst drollig zu erzählen wußte, so war der Mann brauchbar und amüsant — solange man seiner nicht abreißenden Unterhaltung nicht müde wurde.

Zunächst ging die Fahrt durch die kleine, europäische Ansiedelung nach dem Nordthor der Stadt, dem Kaschmir-Thor, und hier beginnen nun die, besonders für die Engländer sehr interessanten, Erinnerungen an den großen Seapoy-Militäraufstand von 1857, während dessen die eingeborenen Truppen vom Mai bis September die Herren der ganzen Stadt, einschließlich der Forts und Wälle waren, wogegen die Engländer ihre Operationsbasis gegen die Aufständischen auf dem Ridge, einem Höhenzug nördlich der Stadt hatten und Delhi schließlich, mit großen Verlusten auf beiden Seiten, erfolgreich stürmten.

Dicht hinter dem Kaschmir-Thor, welches damals eine Hauptrolle spielte und noch heute deutliche Spuren davon zeigt, liegt neben einem schönen, öffentlichen Garten der Kirchhof, in dem sich unter anderen auch das Grab des bei der Erstürmung heldenhaft gefallenen Generals Nicholson befindet.

Der Hügelzug dahinter, der trotz seiner geringen Höhe doch die ganze mit Bäumen übersäte Ebene beherrscht, ist mit einem Erinnerungsthurm in gothischem Stil geziert und speciell von hier aus hat man einen gut orientirenden Rundblick über Stadt und Umgebung und das Operationsfeld der Truppen während des Aufstandes.

In dem westlich von hier liegenden, früheren englischen Kantonnement fand am 1. Januar 1877, unter Assistenz von 161 Radschas mit 266 Elephanten und einer Armee von 56 Regimentern mit rund 50000 Mann die feierliche Proklamirung der Königin von England als „Kaiserin von Indien" statt, ein staatsmännisch geschickter und höfisch geschmeidig berechneter Schachzug des alten schlauen Disraeli; sonderbarer Weise ist jetzt dieser ganze Platz mit Bäumen überwachsen, von dem glänzenden Feste ist nicht das geringste äußere Merkmal übrig geblieben und nicht der kleinste Gedenkstein erinnert hier an diesen großen, historischen Akt.

Nachdem Babu Budalldaß seine Lunge, seine Kenntnisse und vielleicht auch seine Phantasie genügend angestrengt hatte, um uns ein möglichst klares Bild von Delhis Vergangenheit und Gegenwart zu geben, konnte man es ihm nicht verdenken, daß er außer der directen Steuer seines bescheidenen Führerlohnes von zwei Rupien per Tag auch noch eine größere indirecte Steuer aus uns herauszuholen suchte, indem er uns zu allerlei Einkäufen und anderen Ausgaben zu verführen trachtete, von denen er dann seine Retourcommission oder „Dasturi", d. h. „die Sitte", wie man hier sagt, in Gestalt von Prozenten bekam.

Da wurden wir denn zunächst zum „ersten" Juwelenhändler, zum „ersten" Stickereigeschäft und zum „ersten" Waffenschmied ganz Indiens gefahren. Die Schmuckgegenstände waren meist plump und schwer in Form und Fassung und schreiend in der Farbenzusammenstellung, dagegen giebt es hier in Gold-, Silber- und Seidenstickereien auf Seiden- und Plüschstoff ganz wundervolle Sachen betr. Muster und Farbenzusammenstellungen, u. A. Damenkleider mit gestickten Devants von etwa 35 Rupien an, Tischdecken von 30 bis 400 Rupien, Portièren von 100 bis 400 Rupien und recht nette Miniaturmalereien, Ansichten und Porträts, auf Elfenbein.

Ich besorgte meine Delhi-Einkäufe zu meiner Zufriedenheit wieder bei Tellery, bei dem ich schon in Bombay gekauft hatte und war damit

jedenfalls in solideren Händen, als bei Babu Budalldaß, der nun auf andere Art versuchte, bei uns zu reißen.

Eine Specialität Delhis bilden nämlich zwei türkische Bäder, welche auffallender Weise sonst in Indien ganz fehlen und zwar haben dieselben die Eigenthümlichkeit weiblicher Bedienung zum Massiren. Babu erzählte uns nun, wie ein französischer Tourist aus Toulouse, als er beim Besuch des Palastes im Delhi-Fort hörte, daß der Kaiser Schah Dschihan sich gewöhnlich gleichzeitig von 16 Frauen schampuniren ließ, ihn beauftragt habe, dieselbe Geschichte für ihn im „Imperial Bath", dem besseren der beiden türkischen Bäder, zu arrangiren, damit er sich einmal ganz wie ein Großmogul fühlen könne. Die Sache wurde nach Wunsch ausgeführt, d. h., wie weit die 16 Damen ihren mittelalterlichen Vorgängerinnen glichen, weiß ich natürlich nicht, aber das weiß ich, daß der ganz nette, aber einfache Baderaum im „Imperial" von dem glänzenden oben im Fort-Palast so himmelweit verschieden ist, daß es mir schwer gefallen wäre, darin auf „großmogelige" Gedanken zu kommen. Kostenpunkt des Spaßes: 16 Mädchen à 5 Rupien = 80 Rupien, plus 20 Rupien für Benutzung des Bades und Babu's Commission (wie bescheiden!) = 100 Rupien.

Diese sinnige Anregung für Babu's Geldbeutel reizte uns nicht, immerhin sahen wir uns aber das Bad an und gegen die Vergütung von je einer Anna = sieben Pfennigen trat das gesammte weibliche Massir-Personal von zehn Damen an, um sich in seiner ganzen Schönheit vorzustellen.

Im Oberstock des Badehauses befindet sich ein freundlicher Salon, in welchem Vorstellungen der Natsch-Mädchen oder Tänzerinnen stattfinden können und da Delhi in diesem Punkte besonders berühmt ist, so beorderten wir Babu, uns für den Nachmittag eine solche Aufführung zu arrangiren.

Dieselbe verlief denn auch zu unserer — d. h. des jungen, netten Irländers und meiner — vollsten Zufriedenheit.

Im Hintergrund des mit Teppichen belegten, sonst, außer zwei Sesseln für uns, leeren Saales standen, bez. hockten sieben Musikanten, wovon zwei messingne Becken, zwei eigenartige Baumtrommeln schlugen und ihrer drei längliche, viereckige, flache Saiteninstrumente strichen. Der Tänzerinnen waren zwei, höchst decent in farbenprächtige, reiche Gewänder gekleidet: faltige, weite hellseidene Beinkleider reichten bis zum Knöchel, darüber trug die eine ein rosaseidenes, vom Hals bis zu den Füßen reichendes, mit Goldborten besetztes Kleid, in der Taille enggefaßt und darüber einen durchsichtigen, goldgestickten blaßgrünen Shawlschleier;

die andere einen regenbogenfarbigen, langgestreiften Seidenrock, dazu eng anliegende, rothseidene Jacke und rothen Schleier, alles reich mit Gold gestickt; die eine Tänzerin war barfuß und zeigte Ringe an jeder Zehe, die andere trug eine Art Lederstrümpfe. Die Fußänkel beider waren mit Schellenbändern und Goldreifen geschmückt, ebenso zierten eine Reihe von Goldreifen Handgelenke, Arme und Hals; Ringe in den Ohren und durch die Nase vervollständigten den Schmuck.

Das Programm war ziemlich ausgedehnt und setzte sich aus Gesängen und Tänzen zusammen; letztere, in jeder Weise decent, bestehen meist nur aus graziösen, ruhigen Arm-, Hand- und Fußbewegungen im Tact der klingenden Schellenbegleitung und im langsamen Runddrehen zum Entfalten der sehr weiten Röcke; das Drehen der faltenreichen, regenbogenfarbenen Gewänder und der „Pfauentanz", wobei die Röcke seitlich hoch aufgehoben werden, erinnern deutlich an den Serpentinentanz der Loie Fuller, „Alles schon dagewesen". Sehr drollig ist auch die Nachahmung der „Schlangenbeschwörer", wobei ein zusammengerolltes Taschentuch die Schlange und der zusammengefaltene Kleidersaum die Zauberflöte darstellt. In einem einzigen Tanz mit leichten, seitlichen Halsverschiebungen, Hüftenbewegungen und Zuckungen fand ich einen gewissen Anklang an den egyptischen Bauchtanz, nur daß er hier durch die bauschigen, decenten Gewänder weit weniger abstoßend wirkt, als am „heiligen" Nil. In der That kann jede Dame den Vorstellungen der Natsch-Mädchen, die, nebenbei bemerkt, keineswegs immer ein lockeres Leben führen, beiwohnen, während ich mich über die Gegenwart von Damen bei den Vorführungen der egyptischen Gawazis oft gewundert habe.

Die zwischen den einzelnen Tänzen unter Begleitung der Instrumente vorgetragenen Gesänge, ausschließlich Liebeslieder, waren theils Recitative mit Mienen- und Gestenspiel, theils heitere, frische Lieder in Durtonart, weit weniger monoton als in Egypten und theilweise so gefällig, daß ich um Wiederholung bat. Die ganze Vorstellung, welche etwa 1½ Stunde dauerte, hatte uns ebenso befriedigt, wie interessirt.

Babu hatte für das Arrangement zuerst 40 Rupien verlangt, wir waren aber in unserer Gegenofferte, die wahrscheinlich auch noch viel zu hoch war, nicht über 20 Rupien hinausgegangen und Babu nahm deren Vertheilung angeblich so vor, daß 12 Rupien auf die beiden Tänzerinnen, 4 Rupien auf die Musikanten und 4 Rupien auf Saalmiethe kamen; an sich selbst dachte die edle Seele unseres Führers dabei natürlich gar nicht.

Für den nächsten Morgen frühzeitig hatten wir vier Hôtelgäste uns zusammen einen Wagen, 9 Rupien per Tag kostend, zu dem Ausflug

nach Alt=Delhi bestellt, aber da der Regen, welcher die ganze Nacht hindurch gefallen war, auch am Morgen noch anhielt, so begleitete mich schließlich nur der junge Irländer und außerdem natürlich noch der unvermeidliche Babu, dessen Schleußen der Beredsamkeit während des ganzen Tages ebenso ergiebig geöffnet waren, wie die Himmelsschleußen über uns, sodaß ich ihn wiederholt ernstlich bitten mußte, unseren armen Trommelfellen wenigstens von Zeit zu Zeit einige Minuten Ruhe und Erholung zu gönnen. Trotz des starken Regens war der Fahrweg nach Alt=Delhi verhältnißmäßig gut, weil er erst kürzlich gelegentlich des Besuchs des Vicekönigs ausgebessert worden war, d. h. man hatte einen schmalen Mittelstreifen der Landstraße neu chaussirt und dieser Theil mußte den Weißen, dem „höheren Wesen“ freigehalten werden, während die entgegenkommenden Wagen der Eingeborenen uns ehrerbietig auszuweichen und links und rechts in bodenlosen Schlamm hineinzufahren hatten; auch uns passirte übrigens diese Freude aus Versehen verschiedene Male, wobei der Wagen dem Umwerfen immer sehr nahe war und wir denselben um unser Gewicht erleichtern mußten, damit er nur überhaupt aus dem dicken Schlamm herauskam; daß die Pferde unter diesen Umständen bei jeder Straßenkreuzung heimwärts zu drehen suchten, „Heimweh hatten“, wie es Babu nannte, war nur zu erklärlich, aber wir führten unser Programm trotz alledem durch.

Die heutige Stadt Delhi durch das südliche Thor verlassend, gelangt man in eine weite, mit Ruinen von Festungen, Tempeln, Gräbern und Palästen übersäte Ebene, den etwa 45 englische Quadratmeilen bedeckenden Resten von sieben alten Städten, welche Könige von Delhi seit dem 11. Jahrhundert nach einander hier aufführten, ein Anblick, welcher die Bezeichnung Delhis als das „Rom Asiens“ begreiflich macht; ja, hier weht wirklich Campagna=Luft.

Ist doch die heutige Stadt erst vom Schah Dschihan um 1631 herum gegründet worden, während die Tradition des alten Delhi bis zum 14. Jahrhundert vor Chr. zurückreicht.

Die ersten alten Bauten, welche sich links dem Blicke zeigen, sind die Festungsruinen des 1354 gegründeten Ferozabad, bemerkenswerth durch die, sich auf einem dreistöckigen, verjüngenden Unterbau, der Kotila, erhebende Asoka=Säule, einen 42 Fuß hohen Monolith von polirtem, rosaem Sandstein, aus der Regierungszeit Königs Asoka im dritten Jahrhundert vor Chr. stammend, und mit Gesetzen dieses Herrschers und wichtigen, historischen Daten auch aus späteren Jahrhunderten versehen; eine zweite, ähnliche Asoka=Säule steht übrigens auf dem Ridge.

Den nächsten Punkt von Interesse bietet die alte, hoch umwallte Stadt von Indrapat oder die Purana Killa, d. i. das „alte Fort", deren Mauern und Bastionen noch leidlich gut erhalten sind, während das Innere sehr verfallen ist. Aber groß und stolz erhebt sich hier aus den Ruinen eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Delhi's, die aus dem Jahre 1541 stammende Moschee Killa Kona, unter den vielen bemerkenswerthen Tempeln aus dieser Zeit einer der hervorragendsten betreffs seiner edlen Verhältnisse und des reichen und doch maßvollen Schmuckes. In rothem Sandstein ausgeführt und durch prächtige Ornamenteinlagen von weißem Marmor und dunklem Schiefer geziert, fällt bei dem Bau besonders die originelle Imitation der Holzarchitektur in Rothsandstein auf, wie sie sich in den Tragstützen der schönen vorspringenden Erker, den beiden achteckigen Pavillon-Minarets an der Rückseite und an anderen Stellen zeigt; der nationale indische Stil war und ist eben der Holzschnitzstil, welcher auch den Steinbau immer und immer wieder beeinflußt. Die Koransprüche im weißen Marmor der Gebetnische sind Wunder der Kalligraphie. —

Wir kommen sodann zum Grabmal des 1555 gestorbenen Kaisers Humayum, einem besonders von der Ferne aus imposant wirkenden, auf hoher Plattform gelegenem Rothsandsteinbau, dessen achteckiger Mitteltheil von einer hohen, weißen Marmorkuppel gekrönt und von vier achteckigen Anbauten flankirt ist; auch hier bestehen die ruhigen Ornamente in eingelegtem weißem Marmor. Humayums Grab, von einem glatten einfachen, weißen Marmorstein bezeichnet, befindet sich in einer achteckigen Halle gerade unter der Kuppel und das ganze Innere des Mausoleums läßt ziemlich kalt. Von der Terrasse der Plattform aus genießt man einen freundlichen Blick über die baumreiche Ebene nach den Mauern von Purana Killa und der großen Moschee und dem Fort von Delhi im Hintergrund. Beim Verlassen von Humayum's Grab versäume man nicht, die leider schon vielfach abfallenden schönen Fayencen an Friesen und Portalrosetten und die blauen Fayence-Kuppeln nahegelegener Grabkapellen zu beachten.

Eine Perle der Architektur ist das nun folgende Grab des heiligen Naizamudin † 1652, von exquisiten, offen gearbeiteten Marmorwänden umgeben und mit köstlichen Hautrelief-Arbeiten an den Thüren aus weißem Marmor; innerhalb dieser Einfriedigung liegen noch verschiedene andere schöne Gräber von Dichtern und Mitgliedern der königlichen Familie, und ein hier befindlicher Teich ist von dem Heiligen gesegnet, sodaß angeblich Niemand darin ertrinken kann; gegen den üblichen Bakschisch zeigen Männer und Knaben ihre Taucherkünste, indem

sie 50 Fuß hoch von den Dächern der anstoßenden Gebäude aus ins Wasser springen.

Das nun folgende Grabmal Safdar Dschang's († 1753), mit einem großen Wasserbecken davor, ist ähnlich dem Humayum's, aber weniger bedeutend, und weitere fünf Meilen direct südlich von hier aus gelangen wir zu dem berühmten Kutb Minar, einer stolzen Siegessäule von 240 Fuß Höhe, unten 49, an der Spitze 9 Fuß im Durchmesser, aus rothem Sandstein mit Verzierungen aus weißem Marmor, mit bündelförmig geriefter und von einem fünffachen Kranz von Balkonen versehener Außenseite, während eine bequeme steinerne Wendeltreppe mit 379 Stufen im Innern zu den Galerien und bis zur Spitze empor führt.

Ueber den Ursprung dieses eigenartigen, mächtigen Monuments ist Genaues noch nicht ermittelt, die Hindus behaupten, ihr König Rai Pithora habe es am Ende des 12. Jahrhunderts errichtet, damit seine Tochter von oben aus jeden Morgen das Wasser des heiligen Dschumna-Stromes sehen könne, die Mohammedaner nehmen die Ehre des Baues für sich in Anspruch und wahrscheinlich mit Recht. Sofort nach Eroberung von Delhi im Jahre 1191 begannen sie hier mit der Errichtung einer immensen Moschee, welche heutigen Tages fast ganz in Trümmern liegt, aber in den noch stehenden Bogen und Pfeilern, in halb Hindu- und halb mohammedanischem Stil, und den reichen, ornamentalen Steinmetzarbeiten, wie Koransprüchen und feinen Arabesken, deutlich erkennen läßt, welch prächtiges Werk es einst gewesen sein muß, werth, daß ein Kutb Minar das Minaret dazu bildete, als Wahrzeichen der neugegründeten Herrschaft.

Inmitten der Moschee-Ruine erhebt sich eine der sonderbarsten Antiquitäten Indiens, eine schmiedeeiserne, massive Säule von 23 Fuß Höhe und 16 Zoll Durchmesser, vermuthlich aus dem vierten Jahrhundert nach Chr. stammend und mit Sanskrit-Inschriften versehen. Unser Babu erzählte uns, daß die Hindus, wenn sie ihr 20. Jahr erreicht hätten, sich hier gegen die Säule lehnen und diese mit den Armen so nach hinten umspannen müßten, daß die Finger der beiden Hände sich berührten; gelänge das nicht, so habe Betreffender „mehr als einen Vater“; was das heißen soll, läßt sich wohl ahnen, wenn auch kaum physiologisch erklären. Unserem Babu gelang das Experiment natürlich, sonst hätte er uns die Geschichte wohl nicht erzählt.

In kurzer Entfernung von der Moschee befindet sich ein runder, tiefer Brunnen, in welchen wieder eingeborene Taucher aus einer Höhe von 60 Fuß hinunterspringen, natürlich gegen den nöthigen Bakschisch,

wie es denn hier überhaupt von Bettlern mehr als bisher irgendwo wimmelte. Der Zuruf Dscháo! = „Geh weg“ oder Mofi, d. h. „geh und arbeite“ war meist wirkungsvoll, nicht, daß dem letzteren wörtlich entsprochen worden wäre, aber man ließ uns dann in Ruhe.

Da es gerade Freitag, also mohammedanischer Festtag war, so trafen wir zahlreiche Gruppen von Moslims mit Frauen und Kindern an, die trotz des Regens und des etwa zehn Meilen weiten, abscheulichen Weges nach hier zu Fuß herausgekommen waren und nun in den halbverfallenen Arkaden herumkauernd, psalmodirten, rauchten und speisten.

Auch wir nahmen, während wieder einmal ein Gewitter niederging, in dem freundlichen Regierungs-Rasthaus oder Dak Bungalow neben dem Kutb Minar unseren mitgebrachten Lunch ein und unser Babu zeigte auch hier wieder einmal, daß er kein „gewöhnlicher“ Führer, sondern ein Mann von Welt sei, indem er, trotz seiner hohen Brahmanenkaste, unserem Hammel-, Hühner- und Ziegenfleisch und auch unserem Whiskey brav zusprach, ohne zu fürchten, sich dadurch zu verunreinigen, wie es seine Religion doch sonst eigentlich streng lehrt; nur Rindfleisch verweigerte er zu essen, und wenn der Bungalow-Wärter ins Zimmer trat, that er so, als wenn er sich doch eigentlich etwas genire; ein filou „hoher Kaste“!

Auf der Rückfahrt überholten wir die Procession, zu der ich am vorhergehenden Tage die Vorbereitungen im Dschain-Tempel gesehen, welche trotz des Regens gegen zehn Uhr Morgens die Stadt verlassen hatte und nun auf dem Rückwege begriffen war. Sie wurde eröffnet von einem großen Elephanten, der zu dem Feste extra von Mirut verschrieben war, da es in Delhi selbst keine mehr giebt; dann folgten ein Musikkorps, zwei Kameele mit Standartenhaltern darauf, Bannerträger, die Militär-Blechmusik eines Eingeborenen-Regiments, ein Palankin mit vergoldetem, buddhaähnlichem Heiligenbild unter goldenem Schirm, hierauf wieder Musik und sodann das pièce de resistance: ein von zwei weißen, mit rothen Decken behangenen Stieren gezogener, vergoldeter Holzwagen mit vergoldetem Kuppeldach, unter dem ein junger, schöner Priester saß, weißgekleidet, mit weißem Turban und Perlenhalsband, eine goldene Heiligenstatue à la Buddha in den Händen tragend; daran schloß sich dann eine große, trotz Schlamm und Regen unentwegte Volksmenge mit und ohne Schirm und vielfach bis auf die Haut durchnäßt. Mit Flinten bewaffnete Polizei eröffnete, begleitete und schloß den Zug, um Moslim-Angriffe oder Verhöhnungen zu verhindern, denn der Friede zwischen den verschiedenen Confessionen ist auch hier nur ein recht oberflächlicher.

Wir passirten vor dem Delhi-Thor noch eine der eigenthümlichen Sternwarten von Dschey Sing, ähnlich derjenigen in Dscheypur und waren kurz vor Sonnenuntergang wieder im Hôtel zurück.

Meinen David hatte ich während der heutigen Fahrt zu Hause gelassen, da wir an Babu betreffs Führer und Dolmetsch ja mehr als genug hatten und angesichts des abscheulichen Wetters hatte ich angenommen, daß mein Diener viel lieber zurückgeblieben war, als uns zu begleiten. Dem war aber nicht ganz so, sondern er fühlte sich jedesmal fast gekränkt, wenn er mich irgendwohin nicht begleiten durfte, und wahrscheinlich um sich über diese „Kränkung" wegzuhelfen, hatte er während meiner Abwesenheit einen seiner sogenannten „Brüder" in der Stadt besucht und war nun ebenso sanft angesäuselt, wie s. Zt. in Haiderabad, wo er mit seinem „Schwager" zusammen einen Abschiedstrank von zwei Flaschen Palmschnaps auf fröhliches Wiedersehen geleert hatte. Ein kleiner Spitz äußerte sich bei ihm übrigens in nicht gerade unangenehmer Form, er wurde nämlich dann doppelt aufmerksam, beinahe zärtlich um mein Wohl bedacht und flehte mich in seinem curiosen Englisch dann jedesmal an: „Me very much fond of master, master my father and my mother, no leave me behind; take me Japan". Gegenbetrachtungen, wie die, daß er Weib und Kind in Indien habe und daß ich in Japan einen Diener brauche, der japanisch verstehe, verschlugen natürlich in solchen Momenten bei ihm gar nicht, er war eben „very much fond of master".

Am nächsten Morgen — bei Prachtwetter nach vier Regentagen — besuchte ich einkaufender Weise die großen und interessanten Magazine und Werkstätten der europäischen Firma S. J. Tellery & Co.; Metall-, Thon- und Holzarbeiter, Sticker an großen Stickrahmen und Teppichweber sind hier bei der Arbeit zu sehen; mit der Hand geknüpfte Teppiche werden in Delhi bis zu 40 Fuß breit im Preise von 12 bis 20 Rupien für den Quadrat-Yard in prächtigen alten Mustern hergestellt und auch die billigste Qualität ist schon recht schön. Die von Tellery bezahlten Tageslöhne sind: 4 Annas für den gewöhnlichen Kuli, also 28 Pfennige, 8 Annas bis eine Rupie, 56 bis 112 Pfennige für den Kunsthandwerker und nur zwei von ihm beschäftigte Leute, wirkliche Künstler in frei ersonnenen und prächtig ausgeführten Thonmodellen von indischen Typen, wie Schlangenbeschwörern und Fakiren, aber auch in Portraitbüsten, verdienen zwei Rupien per Tag.

Auch hier in Delhi wimmelt es auf der Hôtel-Veranda von Händlern, welche meist minderwerthiges Zeug aller Art anbieten und es für die Hälfte oder für noch weniger des ursprünglich Geforderten

abgeben; man genire sich also ja nicht, erst nur 1/4 oder 1/8 des verlangten Preises zu bieten. Eine Originalität, die mir sonst in der Welt noch nirgends vorgekommen war, bestand bei diesen Händlern oft in dem Vorschlag, man möge um den Angebot- oder Nachfrage-Preis eines Gegenstandes, um den man gerade feilschte, mit ihnen „tossen", d. h. „Kopf oder Wappen" eines zu werfenden Geldstückes sollte entscheiden, welcher der beiden Preise regulire. Wie wäre es, wenn wir das System bei uns in Europa einführten? —

Ich wollte von Delhi nicht die gewöhnliche Touristenstraße direct nach Osten weiterziehen, sondern erst noch etwas von dem Pendschab und den berühmten Kaiber-Paß an der afghanischen Grenze sehen und dazu kann man zwei Bahnen benutzen, entweder die East-Indian, deren Fahrt eine Stunde kürzer ist, aber zu unbequemer Nachtstunde Umsteigen in Umballa erfordert, oder die North-Western Bahn direct bis Peschauer; ich hatte nicht gewußt, daß es zwei Linien giebt, fuhr mit der letzteren und erst der Conducteur in meinem Zuge machte mich darauf aufmerksam, daß mir Cook, bei dem ich in Bombay der Bequemlichkeit halber meine Billete gekauft, die kürzere Linie gegeben hatte; das that aber hier zu Lande gar nichts, unbehelligt ließ man das „höhere Wesen" auch mit einem uncorrecten Billet durch und die verschiedenen Bahnen rechneten dann wahrscheinlich später unter einander betreffs meiner Billetcoupons ab.

Ich fuhr um 14.25, d. h. also Nachmittags 1/2 3 Uhr von Delhi ab, durch flache fruchtbare Gegend, Yuccas, Agaven und Opuntien-Kaktus bildeten die Hecken der Felder. Antilopen, von den Engländern black bucks genannt, mit gewundenen Hörnern und von der Größe der Ziegen, sind hier sehr häufig, oft in Herden von hundert und mehr Köpfen vorkommend.

Noch bei Tageslicht passirten wir das ausgedehnte Militärlager von Mirut, wo im Jahre 1857 zuerst der fürchterliche Militäraufstand der Seapoys ausbrach und am nächsten Morgen 5 Uhr lief der Zug in dem großen, festungsartig gebauten Bahnhof von Lahore ein. Wie eigenartig doch zuweilen die Ideenverbindungen sind: ich unterbrach meine Reise hier eigentlich nur deßhalb, um den Schauplatz meiner Massenet'schen Lieblingsoper: „Le roi de Lahore" zu sehen, aber freilich, wenn man seine geographischen Begriffe auf den Dekorationskünsten der Pariser Oper aufbaut, so ist es nicht zu verwundern, wenn die prosaische Wirklichkeit Einem Enttäuschungen bereitet und so ging es mir nun hier in Lahore. Wo blieben die malerischen Schneeberge, welche Lahore nach der Pariser Darstellung ein so unvergleichliches Relief boten? Ringsum eine weite, fruchtbare und mit Bäumen reichbepflanzte

Ebene, große Anpflanzungen von Cocos-Palmen, Orangen und besonders Bananen, aber von Bergen keine Spur; bei ganz klarem Wetter sollen allerdings am westlichen Horizont ferne Höhenzüge erkennbar sein, ich sah aber gar nichts davon.

Mein Thermometer zeigte nur 9° C. und ich konnte meinen halbdicken, langen Reisemantel also recht gut gebrauchen, als ich, die eine Meile westlich vom Bahnhof liegende Stadt vorläufig links liegen lassend, zunächst nach Schah Dara fuhr, auf belebter Landstraße, unter deren Fuhrwerken besonders eine Art Leiterwagen zahlreich vertreten waren, deren seitliche Binsenmatten die hoch aufgestapelte, lose Rohbaumwolle festhielten. Ich passirte gegen Zahlung von einer Rupie die Schiffsbrücke über den breiten, braunrothen, dickflüssigen Ravi-Strom und erreichte nach einstündiger Fahrt das durch seine vier hohen Minarets weithin sichtbare Grabmal des Kaisers Dschihangir († 1627), welches innerhalb großer, schöner Gärten des weitummauerten, alten Serails liegt, und obgleich seines Skulpturen-Schmucks stellenweise beraubt, doch eines der schönsten Indiens ist.

Nun zurück nach dem alten Lahore, der Hauptstadt des Pendschab oder Fünfstromgebietes, heutigen Tages 180000 Einwohner zählend und noch von einer 15 Fuß hohen Ziegelmauer umgeben, während die früher davor befindlichen Wallgräben zugeschüttet und in Gartenanlagen umgewandelt sind, welche fast die ganze Stadt umziehen.

Betreten wir dieselbe durch das Lahore-Thor, so treffen wir zunächst auf die große Moschee, einen Prachtbau in rothem Sandstein und weißem Marmor, mit drei imposanten Marmorkuppeln und vier schornsteinähnlichen, oben abgebrochenen Eck-Minarets. Vom Hofe der Moschee aus bietet sich ein malerischer Blick auf die nahe, zierliche Kuppelkirche Randschit Sing's Samadh, wo die Asche dieses Fürsten und elf seiner Frauen ruht, welche sattis wurden, d. h. sich gleichzeitig mit der Leiche ihres Gatten lebendig verbrennen ließen.

Dicht dabei ist der reizend angelegte und gehaltene kleine Garten Hazuri Bagh, dessen Mitte ein wundervoller Pavillon in weißem Marmor ziert; die einzelnen Theile desselben sind den Grabmälern vom Kaiser Dschihangir und von der Kaiserin Nur Dschihan zu Schadara entnommen.

An den Garten stößt die weite Citadelle, heutigen Tages fast ganz von modernen Militärbauten eingenommen, aber auch die Reste des vom Kaiser Akbar gebauten Palastes enthaltend. Mosaiken aus eigenartig glasirten Ziegeln schmücken seine Außenseite und im Innern ist besonders die Schisch Mahal oder „Spiegelhalle" bemerkenswerth,

deren Wände ganz mit Stucco und Spiegelstückchen belegt sind, nur daß hier der Stuck nicht ganz weiß, wie im Schloß Amber, sondern bunt bemalt ist und auch die Spiegelgläser außer weiß noch roth, blau und gelb sind, wodurch ein sehr lebhafter Eindruck erzielt wird. Im Hofe der Rüstkammer ist ein zierlicher Pavillon aus weißem, durchbrochen bearbeitetem Marmor bemerkenswerth.

Von den erhöhten Punkten der Citadelle aus genießt man sehr schöne Blicke auf die eigenartige Stadt, leider konnte mir mein Führer, ein nacktknieiger, schottischer Hochländer-Soldat, nicht die geringste Auskunft geben, da er ebenso dumm, wie malerisch war.

Außer englischen Truppen stehen hier und in Peschauer besonders auch Gurkha-Infanterieregimenter, aus dem Königreich Nepal stammend, kleine und gedrungene, aber sehr kräftige Soldaten, welche in Bezug auf Treue und Zuverlässigkeit an der Spitze aller einheimischen Truppen stehen und „wie die Teufel" fechten; sie tragen dunkelgrüne Uniform von englischem Schnitt und Käppis. Von allen einheimischen Truppen sind sie die einzigen, mit denen die englischen Soldaten wirkliche Kameradschaft halten, die deren gute „chums" sind; man sieht sie Arm in Arm mit ihren englischen Kollegen promeniren, mit ihnen Fußball spielen u. s. w. Die nächstbesten einheimischen Truppen sind die Sikhs und die Gazis, während die Madrassi zwar gut im Drill und im Schießen, aber feig, und die Bengalen ganz unzuverlässig sind. Die einheimischen Regimenter werden vorsichtshalber, um Verschwörungen zu erschweren, theils compagnienweise, theils sogar innerhalb der Compagnien selbst, aus Bekennern verschiedener Religionen zusammengesetzt und die Hindus, Moslims und Sikhs speisen in separaten Messen. Feld-, Belagerungs- und reitende Artillerie sind ganz rein englischen Regimentern reservirt, seit der Erfahrung von 1857 vertraut man den Einheimischen kein schweres Geschütz mehr an, nur in der Bergartillerie sind Natives theilweise mit beschäftigt. Die Uniform der englischen Truppen in Indien besteht aus rothem Waffenrock, schwarzem Beinkleid und weißem Tropenhelm, bei Feldübungen und Reisen dagegen wird gewöhnlich die gelbbraune Drill oder Karki-Uniform getragen und auch dazu der Sonnenhelm.

Lahores Glanzperiode war zur Zeit der ersten Großmogule, welche zeitweilig hier residirten; nach allmählichem Verfall nahm die Stadt unter dem mächtigen Sikh-Fürsten Randschit Sing Anfang dieses Jahrhunderts einen neuen Aufschwung, der seit der Besetzung durch die Engländer im Jahre 1849 Lahore zu einer neuen Blüthe gelangen ließ.

Die Fahrt durch die engen, winkeligen Straßen der sehr belebten Stadt ist außerordentlich interessant, thurm- oder festungsmäßig steigen die

einzelnen schmalen Häuser nebeneinander hoch empor, aus rothen Ziegeln gebaut, oft nicht einmal getüncht, vielfach mit vorspringenden Balkonen und Erkern jeder Form geziert, welche mit wundervollen Holzschnitzereien und Stuckornamenten geschmückt sind, und von Kuppeldächern oder Holzgalerien gekrönt. In der Mitte der schmalen Haupt- und Bazarstraße, die von Menschen und Fliegen wimmelt, erhebt sich malerisch die zierliche weiße Sonali oder goldene Moschee, so genannt, weil ihre drei Kuppeln und die Minaretspitzen vergoldet sind. Am Ende der Straße, kurz vor dem Delhi-Thor, treffen wir die vierthürmige Vezir Khan-Moschee, deren Innen- und Außenwände, ebenso wie die Minarets, ganz mit leuchtenden Mosaiken aus glasirten Ziegeln überzogen sind, meist Bäume, Vasen und Koransprüche in den Hauptfarben weiß, grün, gelb und blau, darstellend; in der Nähe betrachtet, macht diese Arbeit den Eindruck roher florentiner Mosaik, der Gesammteffect ist aber außerordentlich schön und farbenfrisch.

Außerhalb des Delhi-Thores treffen wir wieder auf den Bahnhof und großartige Eisenbahnwerkstätten, welche 2000 Arbeiter beschäftigen; freundliche Wohnhäuser, eine eigene Kirche, ein Schwimmbad, ein großer Spielplatz und ein Theater sind speciell für diese Arbeiterkolonie geschaffen.

Rechts vom Delhi-Thor befindet sich der malerische Arkilla-Bazar und daran schließt sich die ziemlich ausgedehnte, europäische Ansiedelung mit freundlichen Bungalows und Gärten, schattigen Alleen, freundlichen öffentlichen Anlagen, der Kathedrale, mehreren Hôtels und den Regierungs- und Verwaltungsgebäuden, welche in einem, nicht immer geschickt combinirten, englisch-indischen Stil erbaut sind. Einen Besuch verdient das schöne Gebäude des Museums, in dem besonders zahlreiche, altindische Statuentrümmer interessant sind, welche deutlich griechischen Einfluß zeigen.

Der große, öffentliche, nach Sir Lawrence genannte Garten, mit einer kleinen Menagerie und zwei großen Versammlungs- und Club-Hallen ist sehr schön angelegt und die ganze europäische Ansiedelung macht einen recht freundlichen Eindruck.

Ueberall, wohin die Engländer kommen, bilden Baumanpflanzungen und Beschaffung guten und genügenden Wassers eine ihrer ersten Sorgen und hier in Indien kommen sie damit ja auch der nationalen Vorliebe dafür entgegen, nur daß die guten Einheimischen die Sache weniger praktisch und oft recht primitiv durchführen.

Bei Gelegenheit der europäischen Ansiedelungen will ich erwähnen, daß die englischen Officiere und Beamten, trotz ihrer meist bescheidenen Gehalte, doch fast alle sehr jung heirathen und mit der einfachsten Einrichtung zufrieden sind, was ihnen ja auch allerdings den häufigen

Domizilwechsel, dem sie unterworfen sind, sehr erleichtert. Dazu kommt, daß die Engländerin sich leichter acclimatisirt und wohl auch anspruchsloser ist, als es im Allgemeinen eine deutsche Frau in gleichen Kreisen sein würde. —

Hatte ich auch keine Schneeberge in Lahore gesehen, so fuhr ich doch sonst sehr befriedigt von meinem Aufenthalt hier Nachmittags 5 Uhr weiter, den von Kalkutta kommenden „Postzug“ benutzend, welcher an allen 40 Stationen zwischen hier und Peschauer und zuweilen recht auffallend lange hält, sodaß eine Fahrtgeschwindigkeit von nur 25 Kilometer per Stunde erzielt wird.

Der nächste Morgen brachte bei großartigem Sonnenaufgang ganz veränderte Scenerie: die feuerrothe Sonnenkugel erhob sich über Streifen goldbeleuchteter Lämmerwölkchen und hinter kahler, meist nur von niedrigem Gestrüpp, Binsen und wenigen Bäumen bestandener Ebene, welche von zahlreichen, ausgetrockneten Flußbetten und niedrigen Schieferbergzügen durchschnitten wird, stiegen im Norden aus graublauer Morgendämmerung braungelbe Gebirge empor, hinter denen die lange Schneekette des Hindukusch herüberschaute. Mein Thermometer war auf 7° C. gefallen und die englischen Soldaten trugen hier wattirte, rothe Steppjacken, um sich vor der Kälte zu schützen.

Gegen $^1/_2$ 9 Uhr Vormittags erreichten wir bei dem malerisch umwallten und von einem Fort überragten Orte Attock die graugrünen Wasser des altberühmten Indus-Stromes, der hier, von nahe zusammentretenden Bergen auf kurze Strecke eingeschnürt, sehr reißend und zu Fluthzeiten schon bis zu 90 Fuß über sein gewöhnliches Niveau gestiegen ist. Vom Westen kommend, vereinigt sich bei Attock der Kabulfluß mit dem Indus und seit der Zeit Alexander des Großen haben alle in Indien von Nordwesten her eingedrungenen Eroberer den Indus an dieser Stelle passirt. Werden als nächste die Russen kommen?

Der Strom, hier etwa so breit wie die Elbe bei Dresden, wird bei Attock durch eine schöne, eiserne Brücke überspannt, welche auf beiden Seiten durch starke Brückenköpfe befestigt und so unterminirt ist, daß sie durch Abbrennen von zwei Streichhölzern in die Luft gesprengt werden kann; drei starke, steinerne, konische Pfeiler sind in dem reißenden Wasser der eisernen Brücke als Strombrecher vorgebaut; die Brücke selbst ist zweistöckig angelegt und dient in ihrem Obertheil der Bahn, während sich darunter der gewöhnliche Verkehr bewegt; eine gerade darüber ziehende, lange Kameel-Karawane gab dem Bilde einen echt orientalischen Anstrich.

Nachdem man den Bergdurchbruch des Stromes passirt, geht die Fahrt weiter durch die Ebene, in der sich rechts der Indus windet,

dessen sandiges Bett, hier wohl zehnmal so breit als bei Attock, momentan bis auf ein Viertel ausgetrocknet ist; die Bahn dagegen folgt mehr oder weniger nahe dem Kabulflusse, dabei eine Reihe ausgetrockneter, rölliger Flußbetten auf Brücken überschreitend. Mais- und Zuckerrohr-Felder und reichlichere Baumanpflanzungen, Pinien mit buschigen Kronen, Weiden, einige Eukalyptus und die niedrige Mimosenart des Babulbaumes, der Acacia arabica, mit ihren süß duftenden, gelben Blüthenbummeln, umgeben die Ansiedelungen, während das Bananenlaub hier durch die Kälte jetzt abgestorben und eingetrocknet erscheint.

Um elf Uhr Vormittags erreichte ich Peschauer und fand in dem nahe der Station gelegenen, von blühenden Bougainvilleas umrahmten Dak Bungalow freundliches Unterkommen; für acht Annas war bald ein Maund = 37 Kilo Brennholz zur Stelle, um den Kamin meines kalten Zimmers zu heizen und nach schnellem, gutem Frühstück machte ich vor Allem meinen officiellen Besuch bei dem „politischen Officier" des wichtigen Kaiberpaß-Districtes, dem Obersten Warburton, welcher mich auf das Liebenswürdigste empfing und mir bereitwillig alle wünschenswerthen Informationen ertheilte.

Der Paß ist für Karawanenverkehr und Besucher nur Dienstag und Freitag offen, an welchen Tagen seine Höhen von den Kaiber-Schützen bewacht werden, um räuberische Ueberfälle, die sonst hier nicht selten sind, zu verhindern, und da am nächsten Tage gerade Dienstag war, so paßte die Sache ja sehr schön. Der Oberst arrangirte mir dann auch noch einen Wagen für morgen, dessen Preis er mit 7½ Rupie festsetzte, während der Kutscher gerade das Doppelte, 15 Rupien, verlangt hatte und kurze Zeit darauf fand ich im Rasthaus mit des Obersten „compliments" schon den prompt eingetroffenen Erlaubnißschein zum Besuch des Passes vor. Auch hier hatte ich wieder Veranlassung, das liebenswürdige Entgegenkommen englischer Behörden dankbar anzuerkennen.

Das Cantonnement mit starker Garnison liegt, wie überall in Indien, von der eigentlichen Stadt getrennt, hier zwei Meilen westlich von Peschauer und die europäischen Häuser der Officiere und Beamten, von schönen Gärten umgeben, eine kleine aber schöne „Mall" Anlage und ein öffentlicher Garten, in dem noch verschiedene Palmsorten fortkommen, machen einen freundlichen Eindruck; letzterer zeigte sich momentan allerdings nicht in seiner Glanzepoche, da eine Reihe von Bäumen laublos dastand und die Blumen sämmtlich aus den Beeten herausgenommen waren.

Auf sehr staubiger, sonst guter Landstraße fuhr ich sodann nach der nahen, von Lehmmauern umzogenen, aber nicht befestigten Stadt; die Häuser derselben bestehen aus Balkenwerk, das mit an der Sonne getrockneten Ziegeln ausgesetzt ist und bieten nichts Interessantes; dagegen ist das Leben, Treiben und Völkergemisch in dieser Grenzstadt, über welche der gesammte Verkehr mit Afghanistan und Centralasien geht, bunt und mannigfaltig genug, besonders in den Bazaren. Von dem Dachplateau des Ghor Katri aus, einem Gebäude, welches nacheinander Buddhistenkloster und Hindutempel war und jetzt eine Karawanserai bildet, sowie von dem 92 Fuß hohen Thurm in dem Ziegelfort dicht außerhalb Peschauer's, hat man schöne Rundblicke auf die, einem gelben Ameisenhaufen gleichende Stadt und die Bergketten ringsum.

Am Abend trank ich ein in Muri bei Rawalpindi nach englischer Art gebrautes Bier vom Faß, was ja in Indien an und für sich eine Seltenheit ist, mich speciell aber noch deshalb interessirte, weil die gut bewährte Einrichtung der Brauerei aus der Maschinenfabrik „Germania" meiner Vaterstadt Chemnitz stammt. —

Es herrschte noch nur durch Mondlicht erhellte Dunkelheit, als ich am nächsten Morgen ½6 Uhr mit einem „Tan-dem", einem zweispännigen, hohen dog cart, den Bergen entgegen fuhr, zunächst durch die Alleen des Cantonnements, an weitläufigen, freundlichen Kasernen vorbei, mit Veranden umgebenen Erdgeschoßbauten, und dann hinaus in die mit Steinen besäte, von einzelnen kleinen Wasserläufen durchzogene Ebene; anfangs sieht man noch einige, durch sorgfältige Entfernung der Steine und durch Bewässerung ermöglichte, terrassirte Felder, bald aber nur noch mageres Gebüsch und Gestrüpp. Trupps von 10 bis 20 mit Brennholz hoch beladener Esel begegneten uns auf ihrem Wege zur Stadt. Wir passirten zwei weit ummauerte, militärische Stützpunkte und erreichten nach einer Stunde Fahrt das 10 Meilen westlich von Peschauer gelegene Fort Dschamrud am Eingang des Passes selbst.

Die Sonne stieg gerade hinter uns über den Horizont empor, die Berge vor uns im schnellem Fortschreiten von der Spitze bis zur Basis rothviolett färbend, während sich im Norden sechs wild zerrissene, graublaue Bergketten malerisch hintereinander erhoben, überragt von den rosig angehauchten Schneerücken der Hochgebirge.

In Dschamrud wurden unsere Wagenpferde gegen frische, des Nachts voraus geschickte Thiere gewechselt und ich hatte Zeit, mich umzusehen. Rechts liegt auf etwas erhöhtem Terrain das Fort, ein in drei Stockwerken über einander aufsteigender Bau aus Lehmziegeln, der nicht im

Geringsten imponirt; darin kein einziger englischer Soldat und keine einzige Kanone, sondern nur einige wenige, rothjackige einheimische Soldaten, welche vor mir feierlichst salutiren und mich überall ungestört herumwandeln lassen; ich gestehe, ich hatte mir diese „Grenzfestung" etwas anders vorgestellt. Gegenüber auf der anderen Seite der Straße liegt die ummauerte Karawanserai, ein weiter, mit Schuppen umgebener Hof, der Lagerplatz der Kameelkarawanen, welche hier auch den Wegzoll zu entrichten haben. In zwei weiteren Umwallungen befinden sich die Baracken für die einheimischen Kaiber-Schützen, denen die Bewachung des Passes übertragen ist; dieselben haben gelbbraune Drill-Uniform, aus Gamaschen, Pumphosen, langer Bluse und Spitzmütze bestehend, letztere mit buntem Turbantuch umwickelt; an den Füßen tragen sie mit Riemen befestigte Ledersandalen und als Waffen ein Seitengewehr am braunen Ledergürtel und eine Flinte.

Auch in der Kaserne war kein einziger englischer oder auch nur englisch sprechender Soldat; man prüfte hier meinen Erlaubnißschein und verglich ihn mit dem, gestern Abend gesandten Avis des Obersten, dann wurde mir eine Tafel mit einer in Englisch abgefaßten Verfügung vorgehalten, nach welcher für Begleitung bei Passirung des Passes keinerlei Trinkgelder zu zahlen sind und die Besucher gebeten werden, nach ihrer Rückkehr über das Verhalten der Begleitmannschaften in einem eigens dazu bestimmten Buche zu berichten.

Den Anweisungen meines Geleitscheines gemäß, stand zu meiner Bedeckung ein Kaiberschütze bereit, der mit geladenem Gewehr auf dem Rücksitz meines Wagens Platz nahm, und mit zwei frischen Ponies ging die Fahrt nun weiter.

Die Straße ist bis zu der in der Mitte des Passes gelegenen Ali-Moschee für leichtes Fuhrwerk gut fahrbar und überall mindestens so breit, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen können; sie führt zunächst in rölliger, schieferſteiniger Thalsohle langsam aufwärts, steigt weiterhin, theilweise aus den Felsabhängen herausgehauen, steiler an und zieht dann über einen weiten, von zahlreichen Schluchten durchfurchten Felskessel ab- und aufwärts. Die ziemlich steil abfallenden Berge am Wege sind zwischen 600 bis 1000 Fuß hoch, dahinter erheben sich höhere Bergketten, aus Kalkstein und Schiefer bestehend, höhlenreich und vielfach zerklüftet; während der Regenzeit ist hier vielleicht Alles mit Gras und Kräutern bewachsen, momentan aber sah man nur einzelne niedrige Büsche, von zahlreichen Wachteln belebt. Einige wenige, nomadische Bergbewohner pflegen mit ihren Schaf- und Ziegenherden hier den Winter zuzubringen und benutzen dann die Höhlen

als Wohnungen, während sie im Sommer höher in die Berge hinaufziehen; diese Leute legen besonders hohen Werth auf gute Flinten und man sagte mir, daß sie solche im Werthe von 400 bis 600 Rupien besitzen.

Mit Ausnahme der seltenen Unterbrechungen durch diese Bergbewohner herrscht hehre Ruhe und Einsamkeit.

An vorspringenden, hohen Punkten des gewundenen Defilees stehen in kurzen Abständen Doppelposten zur Bewachung des Passes, das Gewehr präsentirend, sobald mein Wagen ihnen auf etwa 30 Schritt nahe kam. Einige runde Wachtthürme und kleine Forts beherrschen die Thalsperre. Gegen 9 Uhr kam ich in Ali Mosdschid an; es ist dies eine kleine, etwa in der Mitte des Passes gelegene, weißgetünchte Kapelle, neben welcher sich an einem klaren Bächlein auch eine unbedeutende Karawanserai befindet. Das ist der Punkt, wo die Touristen gewöhnlich umkehren, von der scharfen Biegung ab, welche das Thal hier macht, verengt sich der Paß, die Felswände treten höher und steiler heran, und dieser schluchtförmige Theil führt bis zu dem 1700 Fuß über dem Meere gelegenen Fort Lundi Kotal am Ende des Passes. Die Gesammtentfernung von Peschauer bis Kabul beträgt nur 190 englische Meilen und man hofft, nördlich vom Kaiberpaß, dem Kabulfluß entlang, eine noch günstigere Tracirung für eine Eisenbahn nach Afghanistan hinein zu finden.

Oberhalb Ali Mosdschid erhebt sich an der Straßenbiegung, hoch auf steilem Felsen gelegen, ein mit nur 13 Schützen besetztes Fort, von gezinnten Mauern umgeben, von denen aus crenelirte Brustwehren links und rechts thalwärts laufen, und auf Bergkuppen nahebei sieht man noch vier theils runde, theils eckige Wachtthürme; imponirend ist aber auch an all diesen Anlagen nichts.

Wenn ich mir den vielbesprochenen Kaiberpaß, dessen natürliche Stärke und angebliche Uneinnehmbarkeit die Engländer als ihr bestes Bollwerk gegen russische Einfallspläne betrachten, als einen schwierigen und schwer passirbaren Weg vorgestellt hatte, so wurde diese Idee gründlich zerstört, die Straße ist die reine Promenade; wenn der Paß mit seinen nicht zu steilen und an natürlichen Deckungsvortheilen reichen Bergen aber rechtzeitig und zahlreich genug besetzt ist, so bildet er allerdings wohl ein fast uneinnehmbares Defilee.

Ich verzehrte, am Bache sitzend, mein mitgebrachtes Frühstück, sah mich etwas in der Gegend um, wobei mein Bedeckungssoldat mit geladenem Gewehr, ordregemäß, immer drei Schritt hinter mir folgte, und gegen 10 Uhr traten wir die Rückfahrt an. Waren wir herauf

zu schon in einem Tempo gefahren, welches mir für Gebirgswege befremdend schien, so ging es nun bergein nicht nur im Trab, sondern sogar öfters im vollem Galopp über Stock und Stein, solange, bis das Handpferd in der Deichsel fiel, die Stränge zerriß und sich überschlug, wobei der Kutscher kopfüber vorn herunter, mein Soldat mit seinem geladenen Gewehr seitwärts abgeschleudert wurde, während ich trotz meines langen Reisemantels, in den ich mich dicht eingewickelt hatte, noch rechtzeitig glücklich von meinem hohen Sitz abgesprungen war. Im Laufschritt kamen die Doppelposten von den beiden Wachtstationen des nächsten Bergvorsprungs heruntergeeilt, um uns zu helfen, glücklicherweise aber war Mensch und Thier „no harm" geschehen und so konnte die Fahrt denn bald, von nun ab in vernünftigerem Tempo, weitergehen. Die am frühen Morgen so still gewesene Straße war jetzt recht belebt, neben selteneren Lastesel-Zügen und noch weniger Ochsen und Büffeln sieht man den Verkehr hauptsächlich durch Kameele vermittelt, welche in ihrem Winterpelz jetzt recht zottig, mit Ballen, Kisten, Eisenstangen und Gestein hoch bepackt, in Karawanen von bis zu 60 Thieren einherziehen, geleitet von kühn und verwegen aussehenden Kabulleuten in Schafspelzen, deren rauhe Seiten nach innen, während die gestickte gelbe Lederseite nach außen gewendet ist; auf dem Kopf tragen sie enganliegende, runde Käppchen, zuweilen außerdem noch den Turban darüber. Die verhältnißmäßig zahlreichen, feuerrothen Vollbärte, welche man hier antrifft, sind nicht naturfarben, sondern so gefärbte graue Bärte und repräsentiren eine in Nordindien vielfach geübte Toilettenkunst. Soweit ich sehen konnte, waren diese Kameeltreiber nicht bewaffnet, ich traf nur zwei oder drei „Bergbewohner" mit Flinten an; dagegen wird jeder einzelne, größere Trupp von Kameelen von einem Piquet von 4 bis 6 Kaiber-Schützen begleitet.

Bei prachtvoll blauem Himmel und klarster Luft bot sich auf der Rückfahrt ein köstliches Bild auf die braunvioletten Höhen im Süden, die blauen Bergketten im Norden, hinter denen lang gestreckte Schneerücken aufstiegen und über die sich nach Osten hin frei erstreckende Ebene.

Kurz nach 12 Uhr war ich wohlbehalten und von der lohnenden und instruktiven Tour hoch befriedigt, wieder im Rasthaus zurück und gegen 3 Uhr Nachmittags konnte ich, nach einem Abschiedsbesuch beim Obersten, meine Rückreise antreten.

Wundervoll beleuchtet war die Schneekette im Norden, über deren klar hervortretenden Kämmen man zuweilen in gewisser Höhe noch Eisspitzen, gleichsam unvermittelt, aus dem blauen Aether hervortreten sah.

Nach recht staubiger Fahrt erreichten wir gegen Sonnenuntergang wieder das felszinnige Attock, hinter dessem Flußdurchbruch auch stromabwärts nach Süden zu in geringer Entfernung wieder die Ebene sichtbar wird und am nächsten Morgen um 9 Uhr waren wir in Lahore.

Der kurze Aufenthalt wurde von mir zum Frühstück, von englischen Soldaten, der Macht der Gewohnheit folgend, dazu benutzt, sich auf den Bahnsteig stehend von einem einheimischen Barbier rasiren zu lassen. Es befanden sich in unserem Zug eine Menge englischer Soldaten, welche nach beendigtem, achtjährigem Dienst auf dem Heimweg waren; ich ließ mir von ihnen erzählen, daß sie außer freier Station, Kleidung und Nahrung einen monatlichen Sold von 24 Rupien bekommen, von dem sie meist keine Ersparnisse erübrigen können und daß sie keinerlei Pension beziehen; für Tropendienst scheinen mir diese Löhnungsverhältnisse nicht gerade verführerisch hohe zu sein, wenn es ja auch wahr ist, daß Officiere und Truppen in Indien im Allgemeinen ein sehr bequemes Leben führen. Ich will hier einschalten, daß, wahrscheinlich wegen dieser ungenügenden Bezahlung, in der indischen Militär-Verwaltung Bestechlichkeit öfter vorkommen soll, als in der Civil-Verwaltung, welche im Allgemeinen als ehrlich anerkannt wird.

Zwei Stunden weiterer Bahnfahrt brachten mich von Lahore nach Amritsar, wo ich auf der Rückreise meine Fahrt unterbrechen wollte und in welchem Ort ich eine der interessantesten Städte Indiens kennen lernte: malerisch, eigenartig, gewerbreich, ähnlich, aber viel reicher wie Lahore, viel pittoresker, als z. B. Delhi.

Amritsar ist, wenn auch nicht mehr die politische, so doch noch die religiöse Hauptstadt der etwa 2 Millionen Anhänger zählenden Sekte der Sikhs oder „Schüler“, deren aus dem 16. Jahrhundert stammende Religion, eine Mischung von veredeltem Mohammedanismus mit Hinduanklängen, allmählich in eine militärische Verfassung mit theokratischer Grundlage überging. Das höchst kriegerisch veranlagte Volk eroberte unter seinen Führern oder Gurus fast das ganze Pendschab und erlebte seine Glanzzeit Anfang dieses Jahrhunderts unter dem König Randschit Sing, welcher eine lange Zeit hindurch die hervorragendste Persönlichkeit von ganz Indien überhaupt war. Zwei nach seinem Tode 1839 unbedachtsam begonnene Kriege mit den Engländern endeten zunächst 1846 mit der Theilung und nach dem zweiten Kriege 1849 mit der vollständigen Einverleibung des Pendschab in das britisch-ostindische Reich.

Die Stadt Amritsar zählt heute 140 000 Einwohner und ist Sitz einer bedeutenden Industrie, bei der auch etwa 4000 Arbeiter aus

Kaschmir in der Shawl- und Teppichweberei beschäftigt sind; aber auch Afghanen, Beludschen, Nepalesen, Tibetaner, Perser, Turkomanen, Leute von Yarkand und Bokhara tragen zu dem bunten Völkergemisch der Stadt neben den hochgewachsenen Sikhs bei, welche in stolzer Haltung, einen besonders hohen, gelben Shawlturban auf dem Haupte und den unbeschnittenen, langen Vollbart hinter die Ohren gekämmt tragend, die meisten anderen indischen Stämme an Körpergröße überragen.

Suchen wir nun einen Wagen, um die Stadt zu besehen. Miethwagen giebt es hier im Norden gewöhnlich zwei oder drei Klassen: nämlich einige wenige, zweispännige offene Landauer, zweispännige geschlossene Holzdroschken mit Jalousie-Wänden, und einspännige Tandems, deren Fahrpreis bezw. 16, 12 und 8 Annas für die erste Stunde, die Hälfte dieser Taxe für jede folgende Stunde beträgt. Natürlich wird ein Tourist immer die Landauer vorziehen, soweit sie überhaupt zu haben sind, um bequem zu sitzen und freien Umblick zu haben.

Vom Bahnhof aus nach Norden fahrend, passirt man vor dem Hall-Thore der Stadt eine große, moderne Karawanserai, in welcher Jedermann freies Unterkommen finden kann; um ein weites, schön ausgemauertes Wasserbecken herum ziehen sich auf drei Seiten die Wohnräume, während sich rechts ein Hindutempel erhebt. Kurz hinter dem südlichen Stadtthor befindet sich eine zweite, etwas schmucklosere aber noch bevölkertere Karawanserai, daneben eine zierliche Moschee, mit blauen Fayence-Platten belegt und mit taubenschlagähnlichen, graciösen Minaretkrönungen. Die gerade Hauptstraße führt von hier aus unter einem Thorweg inmitten der modernen Municipalkammer hinweg nach dem Garten des Kaiser-Bagh, geschmückt (?) mit einer Marmorstatue der „Kaiserin" Viktoria, einem Bildwerk, dessen Häßlichkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Durch ein Gewirr enger, malerischer Straßen gelangt man von hier aus bald zu dem wichtigsten Punkt der Stadt, nach dem Bezirk des „Darbar" oder goldenen Tempels, einer in ihrer Gesammtanlage außerordentlich malerischen Gruppe, in welche freilich der vorgebaute, moderne Uhrthurm in englisch-gothischem Stil, aus rothen Ziegeln errichtet, wie die Faust aufs Auge paßt; an und für sich ein schöner Bau, wirkt er, in diese Umgebung gerückt, geradezu wie ein Ausrufezeichen englischer Geschmacklosigkeit.

Nachdem ich am Eingang des Tempelbezirks mein Schuhzeug gegen Tuchschuhe gewechselt und einen Polizisten als Begleitung bekommen hatte, passirte ich das eiserne Gitter, welches den heiligen Teich abschließt und schritt auf Marmorstufen zu dem 24 Fuß breiten, mit verschiedenfarbigem Marmor ausgelegten Plattenweg hinab, der das viereckige,

an jeder Seite 470 Fuß lange Bassin umzieht. Rings um dasselbe erheben sich die mehr oder weniger reich verzierten Bunghas, Privatwohnhäuser für die zeitweilig nach hier kommenden Häuptlinge der Sikh-Sekte und links ragen die beiden hohen Ram Garhya Minarets hinter den Tempelbauten empor. Durch einen am Ufer stehenden, reichen Thorbau mit silbernen Thüren und über einen 204 Fuß langen Damm aus weißem Marmor, der mit vergoldeten Laternen eingefaßt ist, gelangt man zu dem in der Mitte des Teiches gelegenen „goldenen Tempel", sogenannt, weil Dach, Kuppel und der obere Theil der Außenwände ganz mit vergoldeten Kupferplatten überzogen sind; der Untertheil der Außenwände ist manneshoch mit weißem Marmor und bunten Mosaikeinlagen bekleidet.

Der Bau selbst ist pavillonförmig, nach den vier Seiten zu offen, sodaß zahlreiche Tauben ungehinderten Eingang finden und innen reich vergoldet und mit Blumen bunt bemalt, während in der Höhe des ersten Stocks ringsum eine Galerie läuft, welche mit buntem und vergoldetem Stuck mit Spiegelstückchen-Einlage geschmückt ist. Auf dem Dach erhebt sich noch ein kleiner Schisch-Mahal oder Spiegelpavillon, ähnlich mit buntem Stuck und Spiegeleinlagen geschmückt und 1893 restaurirt; hier nahm früher der Guru oder oberste Führer Platz.

Unten in der Tempelhalle sitzt der mit einem Turban bedeckte Oberpriester vor einem, mit einem Teppich belegten, großen Kissen, auf dem das heilige Buch, die Granth, liegt, während zwei rechts von ihm kauernde Männer Saiteninstrumente streichen und dazu Gebete singen. Auf dem großen, davor in der Mitte des Raumes ausgebreitetem Tuche, opfern die zahlreich erscheinenden Gläubigen und Pilger Kauri-Muscheln, Blumen und Getreidekörner und werfen dann ein Geldstück in den Schlitz der vor dem Oberpriester stehenden, großen Sammelbüchse. Götterbilder irgend welcher Art sind nirgends sichtbar, man könnte sich ebenso gut in einem Privatpalast glauben.

Bakschisch-Bettelei in und außerhalb des Tempels wird in der zudringlichsten Form geübt; man giebt ja gern seine Rupie für die mit Rosen und gelben Zinerarien gefüllte kleine Schale aus weißem Kandiszucker, welche der Fremde sofort von einem Tempelhüter angeboten bekommt, aber wenn beim Oeffnen jeder Thür, beim Heben jeden Vorhangs zwei bis drei Leute „thätig" sind, um dann ihre offenen Hände auszustrecken, und das Blumenangebot Einen auf Schritt und Tritt verfolgt, so sagt man sich schließlich: „Landgraf, werde hart!" Die Herren Bettler schienen das übrigens auch selbst begreiflich zu finden.

Ueber den Damm und durch den Pfortenbau, in dessem Oberstock sich die Schatzkammer befindet, zurückgehend, schreitet man gerade auf den, auch von vergoldeter Kuppel gekrönten Akal Bungah zu, an dessem Eingang sich eine mehr als manneshohe, eiförmige Riesenpauke befindet, während im Innern dieses Tempels in einem verhangenen, vergoldeten Käfig die heiligen Schwerter aufbewahrt werden; das Schwert scheint bei dem Kultus der Sikhs überhaupt eine große Rolle zu spielen, wie man auch Schwertmänner, gemalt oder in Stuck geformt, verschiedenfach am Eingang der Privathäuser trifft.

Zahlreich sind die Gläubigen, welche sich in dem heiligen Teich baden und dann auf dem umlaufenden Fries sitzend, die langen Haare kämmen und kleine Thierchen daraus entfernen, mit oder ohne Hülfe von Holzkämmen, die von den dicht dabei sitzenden Kammsägern hier gleich hergestellt und verkauft werden.

Im Süden des Tempelbezirks befinden sich noch die Darbar-Gärten mit Granat-, Orangen- und anderen Fruchtbäumen, vernachlässigten Pavillons am Ufer eines auch hier befindlichen Teiches und überragt von dem malerischen, siebenstöckigen, von vergoldeter Kuppel gekrönten Atal-Thurm, den schöne Erker und Balkone zieren.

Beim Ausgang des Tempels traf ich auf einen Priester mit hoher Turbantiara aus graublauem Stoff, aus welchem ein gelber Tuchkegel hervorragte und den eine Ringkrone aus Speerspitzen umgab. —

Von dem hochinteressanten und malerischen Tempelbezirk aus fuhr ich nach dem Ram Bagh Thor, dem ältesten noch vorhandenen, und weiter zu dem schönen öffentlichen Garten; zahlreiche alte Bäume, hohe schlanke Cypressen, Fächerpalmen, Blumenbeete und der Stolz eines jeden englischen Gartens in Indien: eine Farrenabtheilung, finden sich hier in geschickter und gut gehaltener Anlage.

Nach Besichtigung der Hauptsehenswürdigkeiten fuhr ich nun lange flanirend und ohne besonderes Ziel durch die meist engen und krummen, aber höchst malerischen Straßen der Stadt, deren Häuser flachdachig, oft thurmartig und zuweilen in mehreren Terrassen hinter einander aufsteigen und vielfach, selbst in gewöhnlichen, unverputzten Ziegelbauten, Spuren des Kunstsinnes zeigen, wie eingemauerte, aus Ziegeln gewölbte Halbsäulen, Hufeisenbögen, schön geschnitzte Holzgitter und Thürbalken. Bei den reicheren Häusern sind die Façaden meist bunt bemalt, theils mit Blumen nnd Arabesken, theils mit grotesken Gestalten wie Schwertmännern, Tänzerinnen und teufelähnlichen, gehörnten Figuren; der First wird oft von einer ganzen Reihe buntbemalter Pfauen getragen. Die meist schmalen Façaden werden theilweise von prachtvoll geschnitzten

Holzbalkons geschmückt, oder dreifenstrige Erker in schönster Schnitzarbeit, aus Blumenkapitälen aufsteigend, springen aus ihnen hervor.

Dem Tempel gehörige, große Zebus promeniren friedlich durch die engen, gewerbreichen Straßen, in deren kleinen, nach vorn zu ganz offenen Werkstätten bildhübsche Knaben mit entzückenden dunklen Augen schon von zartem Alter an die Sticknadel führen. Gelegentlich passirt man eine dicht an der Straße gelegene, primitive Zuckerpresse: zwei vom Ochsengöpel getriebene, niedrige, senkrechte Holzwalzen pressen langsam den Rohrsaft aus, der in eine schmale Rinne fließt, von da in kleinen Blechgefäßen von nur $1/2$ Liter Inhalt aufgefangen und dann eingesotten wird. Andere Göpelwerke dienen zu dem ebenso primitiv betriebenen Ausstampfen von Oelnüssen in Mörsern.

Sehr interessant ist ein Besuch der in der Nähe des Hall-Thores gelegenen, unter Leitung eines Engländers stehenden Teppich-Fabrik von Dawi Sahai Tschumba Mull; in einem langen, niedrigen Shed-Bau finden wir hier 120 Handstühle, deren Anzahl demnächst verdoppelt werden soll, nebeneinander, und vor jeder Kette kauern vier oder fünf Kaschmirknaben, welche die Wollfäden einknüpfen und dann mit einem messerförmigen Eisen herunterschlagen. Der Preis der Teppiche hängt ab von der Qualität des Materials und der Zahl der Knüpfungen auf den Quadratzoll — man fabricirt deren bis zu 500 auf einen englischen Quadratzoll —, variirt bei den couranten Arten zwischen 12 und 55 Rupien und erreicht bei Seidenkette den Werth von 110 Rupien per Quadratyard. Das Material ist Wolle, bei den feineren Sorten Puschmina oder Kaschmirziegenhaar und auf Bestellung wird jede Größe in Farben und Dessins ganz nach Wunsch hergestellt; die Fabrik besitzt eine reiche Auswahl an türkischen und besonders klassischen, persischen Mustern. Die verwandten Farben sind sämmtlich vegetabilischen Ursprungs und echt, Anilinfarben werden hier nicht benutzt. Auch sehr schöne, glatte, weiße Kaschmir-Shawls, sogenannte Chudders, längliche und quadratische Umschlagtücher für Damen, werden aus feinster Ziegenwolle hier hergestellt, so leicht, geschmeidig und dünn, daß man einen Shawl der besten Qualität, der sogenannten „vicekönigIichen", bequem durch einen Fingerring ziehen kann. Die vielfarbig bunten Kaschmir-Shawls mit Palmenmustern, welche früher so beliebt waren, sind jetzt von der Mode fast ganz vernachlässigt, dagegen sind schön gestickte Kleidungsstücke aus Kaschmirziegenhaarfilz, besonders Tschogas, Negligeeröcke für Herren, mit Recht sehr beliebt, da sie auffallend leicht und dabei warm sind. Auch Elfenbeinschnitzereien aus Amritsar und Silbergegenstände aus Kaschmir, wie Vasen,

Teller u. s. w. sind in den Magazinen der Fabrik zu haben, welche außer 800 Knüpfern 1200 Spinner und Weber, also die stattliche Anzahl von 2000 Personen beschäftigt.

Sehr befriedigt von meinem Tag in Amritsar, fuhr ich Abends 9 Uhr weiter, nachdem mein David vom Bahnhof aus, wo ich Quartier genommen hatte, noch einmal zur Stadt zurückgegangen war, um sich auf meine Einkäufe von Shawls u. s. w. bei Tschumba Mull eine Retourcommission, die „Dasturi" für sich zu holen, welche er auch in der Höhe von 10 % bekam und die ich ihm lieber gönnte, als etwa einem mir ganz fernstehenden Führer. Wenn kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, so war es mir natürlich lieber, meinen Diener an mich zu fesseln, den ich monatelang brauchte, als einen Führer, welchen ich nach wenigen Stunden für immer verließ.

Ich reiste von Amritsar nach Delhi diesmal mit einem netten, englischen Hauptmann zusammen, der nach Nagpur versetzt war. Wir hatten Billete für die etwas kürzere East-India-Bahn und es gab dafür nur einen erstklassigen, durchgehenden Wagen im Zug, während unsere Diener in dem Wagen der Northwestern Platz zu nehmen und in der Kreuzungsstation Umballa morgens um 3 Uhr umzusteigen hatten. Unsere Burschen waren genau darüber instruirt worden und wir baten auch den Billetcontrolleur, welcher in Umballa unseren Schlummer störte, dafür zu sorgen, daß unsere Diener in den richtigen Zug kämen. Dann schliefen wir ruhig weiter und wurden erst um 6 Uhr wieder geweckt durch ein in unser Coupé gebrachtes Telegramm an Mr. Smith; Mr. Smith, das war nämlich ich im Munde Davids, bis ans Ende unserer gemeinsam verlebten Tage konnte er den Namen Schanz nicht aussprechen, sondern wenn er mich überhaupt anders als mit „Sahib" oder „master" anredete, so war ich eben Mr. Smith. Das Telegramm lautete kurz und bündig: „David and capitain Scott's servant left behind Umballa, please arrange". Wir telegraphirten an den Stationsvorstand in Umballa, die beiden dort sitzen gebliebenen Diener mit erstem Zuge weiter zu senden, die Billete seien in unserem Besitz und Capitän Scott, der in Delhi keinen Aufenthalt nahm, sondern direct weiter reiste, drahtete seinem Diener außerdem noch, daß er sich betreffs seines Eisenbahnbillets an mich zu wenden habe. Wir erreichten Delhi gegen 9 Uhr Vormittags und acht Stunden später traten auch die beiden Diener, welche sich schnell angefreundet hatten, wie begossene Pudel bei mir im Hôtel an.

Ich benutzte den Tag in Delhi, um in Gesellschaft eines jungen Brüsselers, der soeben „anders herum" von einer Weltreise zurückkam

und mir manche nützliche Winke geben konnte, nochmals das Fort, die große Moschee und einen Theil Alt-Delhis zu besuchen; heute, bei schönem Wetter, präsentirte sich die Umgebung der Stadt mit ihrer baumreichen Ebene zwar freundlicher, als gelegentlich unserer letzten Expedition im Regen, aber der Gesammteindruck der Lage ist doch kein großer.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr fuhr ich nach Agra weiter, zunächst auf stattlicher, eiserner Brücke über die braunen Wasser der heiligen Dschumna, deren Ufer mit zahlreichen Badehütten besetzt sind und dann in lachende, fruchtbare Ebene hinein. Smaragdgrün sprossende Weizen- und Gerstensaaten, Gemüse- und Ricinusanpflanzungen sind durch zahlreiche größere und kleinere Baumgruppen angenehm unterbrochen und die Landschaft gemahnt an England; aber der den Bahnkörper absperrende Stacheldraht ist mit Yucca-Hecken eingefaßt, aus den Baumgruppen schaut hin und wieder die Pagode eines Hindutempels hervor, eng aneinander geschlossene Lehmhäuser erinnern eher an Egypten und auch die menschliche Staffage ist nichts weniger, als englisch: nackte Männer und Knaben, nur mit Hüftschurz bekleidet, hacken und jäten in hockender Stellung in den Feldern, welche aus Teichen oder Brunnen berieselt werden. Die Brunnen sind rund gewölbte, ausgemauerte Schächte, aus denen das Wasser in großen Lederbeuteln derart gehoben wird, daß zwei Ochsen durch Auf- und Abgehen auf einem leicht zum erhöhten Brunnenrand aufsteigenden Erddamm das über ein schmales Rad laufende Seil des Schöpfgefäßes anziehen oder nachlassen.

Kurz vor der Ankunft in Agra steigen links die weißen Minarets und Kuppeln des Tadsch märchenhaft aus der Ebene auf und nachmittags vier Uhr lief der Zug im Bahnhof von Agra ein.

Am rothen Fort und der großen Moschee vorbei, durch ziemlich verfallene, ländlich aussehende Straßen, fuhr ich nach Lauries Hôtel, welches in der Nähe der langen Allee der „Mall“ liegt, rings umgeben von sehr weitläufigen, von weißgetünchten Ziegelbalustraden eingefaßten Gärten und Wiesen des europäischen Quartiers. Grund und Boden scheint hier sehr billig zu sein.

Das ziemlich ungemüthlich eingerichtete Hôtel besteht aus einem größeren Hauptbau und einem langen, schräg anstoßenden Seitenflügel mit vorliegendem Säulengang; die erhöhte Halle des Speisesaales, ringsum von Schlafzimmern eingefaßt, liegt im Haupthaus und empfängt durch die unter der Decke befindlichen offenen Fenster sowohl Luft und Licht, als auch zahlreiche Sperlinge, welche freien Zutritt zu Butterdosen, Fruchtkörben und zu was sonst auf der langen Tafel ihre Begehrlichkeit noch etwa reizen kann, haben. Zum ersten Mal im Innern Indiens

traf ich hier eine größere Schaar von Touristen an, nämlich etwa vierzig, hauptsächlich Engländer und Amerikaner, darunter auch meine Bekannten aus Delhi und vier nette Deutsche, einen activen Lieutenant eines Garde-Cavallerie-Regiments und einen preußischen Regierungsassessor, beide, wie ich, auf der Reise um die Erde begriffen, und zwei nur Indien besuchende Brüder, die sich auf ihren Karten nur als „Lieutnants der Reserve“ einführten, im bürgerlichen Leben sonst Mineralwasserfabrikant und Kunstmaler waren. Mir will scheinen, daß man schon in Deutschland den Reservelieutenants-Titel zuweilen mehr als nöthig in den Vordergrund stellt, im Ausland sollte man das doch aber erst recht unterlassen.

Meine erste Ausfahrt galt der Perle Agra's, dem Tadsch, dem berühmtesten und schönsten Grabmal auf Erden, welches in seinen Hauptformen in der ganzen Welt bekannt sein dürfte, da man, wo immer in Decorationen indische Prachtbauten vorgeführt werden sollen, bewußt oder unbewußt fast stets die Formen des Tadsch anwendet. Etwa eine Viertelstunde östlich nach dem Dschumna-Fluß zu fahrend, erreicht man den weiten, länglichen Vorhof, an dem die großen, ernst und würdig gebauten Karawanseraien liegen und dessen Hauptschmuck das mächtige Eingangsthor zum Garten bildet, ein hoher Prachtbau aus rothem Sandstein mit eingelegten Ornamenten aus weißem Marmor, von achteckigen Kuppelthürmen flankirt und von 26 weißen Marmorkuppeln überragt. Treten wir in diese Prunkpforte, so bietet sich dem Blick ein Bild so märchenhaft schön, wie es auf dieser prosaischen Erde wohl nicht ein zweites Mal zu finden ist und das uns mitten in die Erzählungen von 1001 Nacht hineinversetzt: Gerade aus erhebt sich am Ende des großen Gartens auf einer 18 Fuß hohen und 313 Fuß im Geviert messenden Plattform, deren Ecken vier starke, 133 Fuß hohe Minarets zieren, der imponirende Bau des Grabmals, ein Viereck mit abgestumpften Ecken, 186 Fuß im Durchmesser und von einer wundervoll geschweiften Mittelkuppel gekrönt, welche 58 Fuß im Durchmesser und 80 Fuß in der Höhe mißt und die Gesammthöhe des Baus auf 186 Fuß bringt; das flache Dach trägt, außer der mittleren Hauptkuppel, noch vier kleinere Eckkuppeln und zierliche Minaretaufbauten. Bis zur Dachhöhe reichende, hufeisenförmige Prachtthore zieren die vier Seiten des Baues, dazwischen befinden sich zwei Reihen entsprechender Nischen übereinander. Der ganze Bau, wunderbar gehalten, besteht bei Plattform, Minarets und Grabmal innen und außen ganz aus weißem, perlfarbenem Marmor und in gleichem Material gefaßt, führt ein breiter, flacher Wassergraben, der sich in der Mitte des Gartens zu einem großen, viereckigen Becken

erweitert, nach dem Eingangsthor, in welchem wir stehen und das Ganze entzückt bewundern, ohne an die ins Gesammtbild gar nicht passenden, trocknen vorstehenden Zahlen zu denken. Lotos, Papyros und Wasserlilien spiegeln sich in dem klaren Wasser, aus dem sich 23 Fontänen erheben und das links und rechts zunächst von prächtigen Blumen-Anlagen, dann von süßduftenden Orangenhecken und feierlichen Cypressenreihen eingefaßt wird, hinter denen die Kronen mächtiger, alter Bäume den stimmungsvollen, seitlichen Abschluß bilden. Der Kontrast des klaren Wassers, der grünen Vegetation und des blendend weißen, traumhaft schönen Prachtbau's, der sich im Hintergrund scharf von dem tiefblauen Himmel abhebt, wirkt überaus glücklich und das Gesammtbild belebend.

Zauberhaft lag in schönster Abendbeleuchtung das Licht der Sonne voll auf der Façade, aus derem weißen Marmor sich nur leichte Mosaik-Arabesken in schwarzem Marmor und edlen Steinen in den Ecken der Portal- und Nischen-Bögen und an den Kanten und Friesen abheben. Koransprüche umziehen die vier großen Thore und Marmorplatten mit köstlichen Hautreliefs, stengelförmige Tulpen, Lilien und Hibiscus vorstellend, laufen rings um den Fuß des Bau's.

Treten wir durch die kleine Oeffnung in der durchbrochenen Marmorarbeit, welche das Eingangsthor wie ein Tüllgewebe verhängt, in das Innere, so finden wir, nachdem sich das Auge an das feierliche Halbdunkel etwas gewöhnt hat, in der Mitte, gerade unter der Kuppel, den achteckigen, etwa zwei Meter hohen, durchbrochenen Wandschirm aus weißem Marmor, welcher die beiden Grabmäler des Schah Dschihan † 1665 und seiner Lieblingsgattin Mumtaz Mahal, „Stolz des Palastes" † 1629, umschließt, der zu Ehren dieser stolze Bau, ein Gedicht in Marmor, als Symbol der Gattenliebe errichtet wurde. Die beiden Prunksarkophage aus weißem Marmor sind mit zierlichen Arabesken in kostbaren Steinen eingelegt, enthalten aber, wie dies in Indien überall Usus ist, die Leichen selbst nicht, sondern diese sind in einem schmucklosen Marmorgewölbe im Untergeschoß, genau unter den Plätzen der im Oberstock befindlichen Parade-Sarkophage, beigesetzt. Wirkt die obere Halle majestätisch, so macht die untere mit ihren einfachen, platten Grabsteinen einen stimmungsvoll ruhigen, ernsten Eindruck, welcher die Vergänglichkeit alles Irdischen predigt.

Die Rückseite des Gartens stößt an den breiten Dschumnastrom und man sieht von hier zum Fort hinüber, von dessen Palastterrassen aus Schah Dschihan das Grabmal seiner Lieblingsgattin immer vor Augen haben konnte.

Wer der Hauptbaumeister des Tadsch war, ist unbekannt, wahrscheinlich hat Austin von Bordeaux, der zu jener Zeit in den Diensten Schah Dschihan's stand, zum Mindesten bei den Mosaiken nach florentiner Art mitgewirkt. Die Kosten des 1630 begonnen Baues, welcher 17 Jahre in Anspruch nahm, werden verschieden, mit 18 bis 32 Millionen Rupien, angegeben und es ist sicher, daß ein guter Theil des Arbeitslohnes und gelieferten Materials nie bezahlt wurde. Betreffs der Herkunft der verschiedenen bei diesem Bau verwandten Steine wird berichtet, daß folgende Gegenden dazu beitrugen; es lieferten: Fatihpur-Sikri den rothen Sandstein, Dscheypur den weißen Marmor, die Flußufer des Nerbudda gelben Marmor und Feldspat, Tscharkoh den schwarzen Marmor, China Bergkrystall, Tibet die Türkisen, Persien Onyx und Amethysten, Bagdad Karneole, Ceylon Saphir und Lapis lazuli, Arabien Korallen, die Provinz Bundelkund Diamanten und Granaten.

Nur schwer trennte ich mich von diesem Märchengarten, nachdem ich noch, vom Söller des Thorbaues aus, eine schöne Uebersicht über das Ganze genossen hatte, aber ich besuchte in den nächsten Tagen den Tadsch noch wiederholt und bei den verschiedensten Beleuchtungen, leider hatte ich keine Gelegenheit, ihn bei Vollmond zu sehen, und versäumte damit einen Effect, der begreiflicherweise als besonders magisch geschildert wird.

Am nächsten Tage galt mein erster Besuch dem Fort, in welchem sich eine Reihe der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt befinden.

Agra, heute 170 000 Einwohner zählend, erscheint in der Geschichte zuerst zur Zeit der mohammedanischen Invasion und als gelegentliche Residenz der Großmogule, von denen die Kaiser Akbar (1556—1605), Dschihangir (1605—1628) und Schah Dschihan (1628—1658) fast ständig hier verweilten, während unter dem nächsten Großmogul Aurangzib (1658—1707) Delhi definitiv zur Hauptstadt erhoben wurde. Den drei erstgenannten Kaisern verdankt Agra seine monumentale Bedeutung, welche es noch heute, in Bezug auf Schönheit und Zahl klassischer Bauten, an die Spitze sämmtlicher indischen Städte stellt. Kaiser Akbar, der 1568 seine Residenz von Fatihpur-Sikri nach hier verlegte, begann 1566 den Bau des mächtigen Forts, dessen 30 Fuß breite Gräben und 70 Fuß hohe, imposante rothe Sandsteinmauern in weit ausgedehntem Raum eine Reihe von Palästen und anderen Bauten umschließen, welche zu dem Ausspruch berechtigen, daß die Großmogule als Baumeister „wie Titanen componirten und wie Juweliere ausführten“. Rother Sandstein und weißer Marmor bilden hier, wie in Delhi, das Hauptbaumaterial.

Durch das mit prächtigen Sandsteinskulpturen geschmückte, mächtige Delhi-Thor fahren wir in das weite Innere des Forts ein, welches heutigen Tages zu einem großen Theil von englischen Militärbauten aller Art eingenommen wird, während die Palastbauten auch hier, wie in Delhi, hoch über dem Dschmumna-Flusse, an der Ostseite liegen. Wir erreichen zuerst die Perlmoschee, innen und außen ganz mit weißem Marmor belegt und mit ihren sieben Längs- und drei Querschiffen einen weit großartigeren Eindruck machend, als die gleichnamige Moschee in Delhi. Von hier aus gelangt man nach dem Waffenplatz, dem „place du carrousel“ Agra's, mit der öffentlichen Audienzhalle, einer 200 Fuß langen und auf drei Seiten offenen Pfeilerhalle in den edelsten Verhältnissen, deren Eindruck aber stark dadurch beeinträchtigt worden ist, daß der rothe Sandstein gelegentlich des Besuches des Prinzen von Wales weiß übertüncht wurde; auch eine der nicht seltenen, englischen Verballhornisirungen. An der Rückseite der Halle befindet sich ein offener, mit reicher Pietra dura Arbeit geschmückter Alkoven, von wo aus die Kaiser dem öffentlichen Gerichtsverfahren beizuwohnen pflegten. Hinter diesem Diwan-i-Am gelangen wir zum Palast des Schah Dschihan, am Machchi Bhawan oder Fischplatz, einem früheren Wasserbecken gelegen, das auf drei Seiten von Säulengängen umgeben und nach der Flußseite hin von einer breiten, erhöhten Marmorterrasse abgeschlossen ist, von wo aus man einen wundervollen Blick östlich auf den Strom und den an seiner Biegung gelegenen, aus grünen Laubmassen hervorragenden, weißen Tadsch genießt. Eine als Thronsitz dienende, große Platte aus schwarzem Marmor steht am Rande der von einer zierlichen Balustrade abgeschlossenen Terrasse, an welche rechts die kleine, aber reizende Privat-Audienzhalle, der Diwan-i-Khas, und eine Reihe kunstvoll decorirter Pavillons, Frauengemächer und Privatsäle anschließt, welche mit weißem Marmor, reichen Skulptur-Ornamenten und kostbaren Mosaiken prächtig geschmückt und unter denen der Jasminthurm, die Wohnung der Favorit-Sultanin, der goldene Pavillon und die Spiegel- und Kaiserhalle die hervorragendsten sind. Letztere beiden liegen an dem, mit Gartenanlagen geschmückten Anguri Bagh oder Rebengarten, an welchen sich südlich der große, verfallende Palast Dschihangirs aus rothem Sandstein mit seinen hohen Hallen und schönem äußerem Fayenceplattenbelag, und weiterhin die geringen Reste des Palastes Akbar's anschließen.

Das Fort in Agra gewährte während des 1857er Aufstandes 6000 Menschen eine sichere Zuflucht unter britischem Schutz, im Uebrigen blieben Stadt und Umgebung während der Revolution verhältnißmäßig

unbelästigt. Immerhin ließen damals die englischen Militärbehörden den hohen Thorbau zu der dem Fort gegenüber liegenden, großen Moschee niederreißen, um ihn nicht als strategisch wichtigen Stützpunkt in die Hände der Aufständischen fallen zu lassen. Die Moschee selbst, aus rothem Sandstein mit drei Kuppeln, welche Zickzacklinien in weißem Marmor schmücken, stammt, wie die meisten Prachtbauten Agra's, auch aus der Zeit Schah Dschihan's und eine weitere Perle der Architectur ist das nun folgende Grabmal Itimadu daulah's, seines aus Persien stammenden Schwiegervaters und Schatzmeisters, des Vaters der in dem Tadsch ruhenden Mumtaz Mahal.

Auf einer Pontonbrücke die Dschumna passirend, gelangt man bald zu dem Garten, in welchem das weißmarmorne Grabmal liegt, in Form und Ausführung ein wahres Schmuckkästlein orientalischer Architectur; weit davon entfernt, zu überwältigen wie der Tadsch, wirkt es in seiner wunderbar durchbrochenen Steinarbeit und den köstlichen Mosaiken vielleicht noch harmonischer und feiner, als jener Prachtbau. Es ist in zierlichem Pavillonstil aufgeführt, von quadratischer Grundfläche und von vier achteckigen Minarets flankirt und auf seinem flachen Dach von einem kleinen Pavillon gekrönt, in welchem die Prunksarkophage über den im Unterstock befindlichen, eigentlichen Grabsteinen stehen. Es dürfte schwer sein, irgendwo einen zierlicheren Bau zu finden.

Nicht weit davon, am Flusse selbst, steht die in Ruinen fallende Grabkirche Tschini ka Roza, nach den sie zierenden, schönen Fayence-Mosaiken benannt.

Nachmittags fuhr ich auf guter Landstraße, welche vielfach die Reste alter Grabbauten an ihrer Seite zeigt, nach dem sechs Meilen nordwestlich der Stadt liegenden Sikandarah, wo sich das Grabmal des Kaisers Akbar, † 1605, befindet. Durch ein Prunkthor mit reichster, weißer Marmormosaik in dem rothen Sandstein, betreten wir den weiten Garten, in dessem Hintergrund sich imposant und von allen bisher von mir gesehenen Grabbauten ganz verschieden, das Mausoleum Kaiser Akbar's erhebt. Auf einer ausgedehnten, hohen Plattform baut sich ein sich allmählich verjüngender Pfeilerbau auf, dessen drei untere Terrassen aus rothem Sandstein, die beiden oberen ganz aus weißem Marmor bestehen; ein Säulengang aus weißem Marmor, dessen Fenster mit herrlich gearbeiteten, offenen Steingittern geschmückt sind, umzieht das oberste Stockwerk, auf dessem Plattform sich der Prunksarkophag Kaiser Akbar's ernst und feierlich erhebt; „Gott ist der Größte", „Möge sein Ruhm leuchten", sind die beiden, an den Seiten des Steines befindlichen Inschriften. An der Kopf-

seite des Sarges steht eine schöne, weiße Marmorsäule, welche früher vergoldet und mit dem berühmten Diamanten Koh-i-Nur geziert war, den der persische Eroberer Nadir Schah von hier wegnahm. Der Kohinur oder „Berg des Lichtes“ fiel 1813 in die Hände Randschit Sing's, des Sikhfürsten, und ging 1849 in den englischen Kronschatz über. Das eigentliche Grab Akbar's liegt in einer dunklen Halle des Erdgeschosses.

Den Rückweg nahm ich durch die schmalen, aber lebhaften Bazarstraßen der Stadt, welche besonders Bemerkenswerthes nicht bieten.

Am nächsten Tage fuhr ich unter schattiger Allee durch fruchtbare, freundliche Gegend in drei Stunden nach dem 22 Meilen westlich von Agra liegenden Fatihpur-Sikri, der vom Kaiser Akbar, zur Erinnerung an seine Eroberung von Gudscherat angelegten und deshalb „Siegesstadt“ benannten Residenz, welche als solche allerdings nur kurze Zeit fungirte und heute ganz unbewohnt ist, aber in ihrer vorzüglichen Erhaltung, der Einheitlichkeit des Planes und Materials — alles rother Sandstein — und in Folge des glücklichen Mangels aller modernen englischen An- und Einbauten, wie Kasernen, Uhrthürmen und anderen nützlichen, aber hier oft deplacirten Schönheiten, einen so geschlossenen und übersichtlichen Eindruck macht, wie ihn die Kaiserbauten in Delhi und Agra nicht mehr gewähren.

Auf einem niedrigen Sandsteinhügelrücken gelegen und von rothen, gezinnten Mauern umzogen, die heutigen Tages auch viel brach liegendes Land mit umschließen, erhebt sich die alte Residenz aus fruchtbarer Ebene. Wir besuchen zunächst die wundervoll erhaltene, großartige Moschee, in der Anlage der von Mekka nachgeahmt, in derem Hof sich das Grabmal des Heiligen Scheik Selim Tschisti erhebt, die Wände offen, wie Spitzen aus weißem Marmor gearbeitet, der einzige Bau hier, welcher ganz aus diesem edlen Materiale besteht, während sonst nur rother Sandstein verwandt ist, aus dem sich gelegentlich Friese und Kanten in gelbem Sandstein und reizende Marmormosaiken, wie Perlmuttereinlagen wirkend, abheben. An der Südseite des Moscheenhofes erhebt sich das 130 Fuß hohe „Siegesthor“, in Bau und Mosaikverzierung vielleicht das schönste all der schönen Portale Nordindiens, welches durch eine breite, vorgelegte Freitreppe von außen noch mächtiger wirkt, als von innen gesehen.

In den anstoßenden, zahlreichen Palasthöfen scheint ein fünfstöckiger Pfeilerhallen-Terrassenbau mit wundervollen Skulpturen das Vorbild zu Akbar's Grabmal abgegeben zu haben; dicht dabei finden wir einen großen Hof, schachbrettförmig belegt und von einem in der

Mitte befindlichem Thronsitz, einer rothen Sandsteintafel aus, pflegte der Großmogul das mit lebenden Figuren besetzte Schachspiel zu leiten.

Auch hier helfen sich im munteren Bund fleißige Hände, um bei dem seltenen Besuche eines Touristen alle offenstehenden Thüren schleunigst zu schließen oder mindestens anzulehnen und damit ein sogenanntes „Recht“ auf Bakschisch-Bettelei zu erwerben.

Es würde zu weit führen, die einzelnem Palastbauten hier ausführlich zu beschreiben, wie die große öffentliche Audienzhalle, das Schatzhaus, die Münze, den durch herrliche Skulpturen ausgezeichneten Palast der „türkischen“ Königin, den mit Fresken geschmückten der Miriam oder „christlichen“ Königin, einer von Portugiesen abstammenden Frau Kaiser Akbar's, das „Haus der Träume“ oder den Schlafpalast Akbar's und seiner Hindufrauen, mit wundervollen Erkern und zwei mit blauen Fayencen belegten Pavillons auf dem Dach, oder den zierlichen Birbal-Palast, von dem man sagen kann, daß er das größte aller Schmuckkästchen wäre, wenn es nicht der kleinste der Paläste sei. Aber erwähnen will ich als höchst eigenartig doch den Diwan-i-Khas, die Privataudienzhalle, einen quadratischen, anscheinend zweistöckigen Bau, welcher im Innern nur eine, von einem mächtigen, reich skulptirten Mittelpfeiler getragene Halle bildet und in der Höhe des ersten Stocks von einer Galerie umzogen ist, in deren vier Ecken die Minister saßen, während der Kaiser selbst in dem pavillonförmig ausladenden Kapitäl des Mittelpfeilers Platz nahm.

Lange Reihen von Ställen für Kameele und Pferde sind verhältnißmäßig gut erhalten und wenn man durch das, mit zwei lebensgroßen Elephantenstatuen geschmückte Hathi Pol oder Elephantenthor hinuntersteigt, trifft man auf den eigenthümlichen, runden und etwa 70 Fuß hohen Hiran Minar oder Hirschthurm, dessen Seiten über und über mit herausragenden, steinernen Imitationen abgesägter Elephantenstoßzähne wie gespickt sind. Ueber dem Grabe der Lieblingselephanten erbaut, wurde dieser Thurm vom Kaiser Akbar derart benutzt, daß er, von dem ihn krönenden Pavillon aus, herangetriebene Antilopen und anderes Wild abschoß.

Von allen erhöhten Punkten hat man schöne Rundblicke auf die fruchtbare, von einigen niedrigen Höhenzügen, den Lieferanten des rothen Sandsteines, durchstreifte Ebene.

Auch hier ist zu erwähnen, daß die Mogulkaiser bei der Ausführung ihrer reichen Bauten oft über ihre Mittel gingen und außer den verbauten Unsummen, welche sie ausgaben, viel schuldig blieben und die Arbeiter schlecht und oft gar nicht bezahlten.

Das alte Archiv von Fatihpur Sikri, auch ein Rothsandsteingebäude mit schön gewölbter Decke, ist jetzt als Rasthaus für Touristen eingerichtet, und nachdem ich hier mein mitgebrachtes Tiffin eingenommen hatte, wurde die Rückfahrt angetreten; große Geier spazierten gemüthlich auf Feldern und Hofmauern umher und es dunkelte, als ich hochbefriedigt wieder in Agra ankam. Der Ausflug nimmt einen ganzen Tag in Anspruch und das Hôtel berechnet für eine einspännige Victoria 18 Rupien, wobei zwei Pferde, zum Wechseln unterwegs, vorausgeschickt werden. Kein Reisender, dessen Zeit es einigermaßen erlaubt, sollte die höchst lohnende Fahrt nach Fatihpur Sikri unterlassen.

Einen Besuch verdient sodann Agra's Centralgefängniß, wohl das größte Indiens. Eine Meile nordwestlich vom Fort, außerhalb der Stadt liegend, besteht dieses musterhaft angelegte und peinlich sauber gehaltene „Temperenz-Hôtel Ihrer Majestät der Kaiserin von Indien" aus einer Anzahl hoch umwallter, von einander durch militärisch besetzte Thore getrennter Höfe, in denen die Verbrecher theils in menagerieähnlichen, vergitterten Zellen eingekerkert sind, theils in großen Shedbauten mit Teppichweberei beschäftigt werden; von den etwa 2000 hier lebenden „Gästen" der Kaiserin sind circa 600 in dieser Industrie thätig, und zwar hat die englische Regierung durch Beschaffung klassischen, besonders persischen Mustermaterials und durch Wiederabschaffung der eine Zeit lang, an Stelle der echten, vegetabilischen benutzten Anilin-Farben das Fabrikat auf eine anerkennenswerthe Höhe gebracht. Solange der Orient seine Kraft behält, selbständig coloristisch zu gestalten, wird er immer wieder das Verjüngungsbad für das farbenmüde Abendland werden. Wenn ihm eine ernstliche Gefahr droht, so besteht sie in der Abstumpfung seiner Kraft durch europäischen Einfluß. Daß in dieser Beziehung die jetzige Teppichfabrikation ernsten Gefahren entgegen geht, ist nicht zu verkennen, aber zur Zeit ist die Richtung augenscheinlich eine gesundere. Se. Majestät unser deutscher Kaiser und andere hohe Herrschaften figuriren unter den Käufern der Anstalts-Teppiche, deren Preis zwischen 8 und 25 Rupien per Quadratyard schwankt; die Hauptqualität zu 13 Rupien ist schon recht empfehlenswerth.

In Indien werden die Muster nicht vorgezeichnet, sondern vorgelesen. Neben den knüpfenden Arbeitern sitzt ein Mann mit der Mustervorschrift und ruft bei jedem neuen Knoten aus, von welcher Farbe er sein soll und wieviel Knoten von dieser Farbe nebeneinander zu liegen kommen, so wie man bei uns etwa ein Häkelmuster beschreiben kann mit: „zwei Maschen links, eine Luftmasche &c." Wenn sich auf

der Breite des Teppichs das Muster mehrfach wiederholt, so ist dieses Kommando weit leichter; es arbeiten dann zugleich so viele Arbeiter, als wie oft das Muster wiederkehrt. Die Vorleser näseln ihr Kommando in leisem, singendem Ton und die Arbeiter singen es zur Kontrolle zurück; alles in gleichem Tempo, nur mit leichtem Heben und Senken der Stimme, seltsam schwermüthig und düster. Weiber werden in Indien nicht bei den Teppichen beschäftigt, wie ja auch die Shawls und Stickereien von Männern gefertigt werden. Sechs Mann an einem Stuhl pflegen in zehnstündiger Arbeit an einem 12 Fuß breiten Teppich etwa fünf Zoll Länge per Tag fertigzustellen.

Seit einigen Jahren hat übrigens auch die hiesige deutsche Firma Weylandt & Wense erfolgreich die Teppichfabrikation aufgenommen, anfangs mit aus dem Gefängniß entlassenen Arbeitern, deren unpünktliches Erscheinen im Allgemeinen und deren Wiederzurückberufung ins „Temperenzhôtel“ durch Rückfälle im Speciellen, einen regelmäßigen Betrieb aber unmöglich machten; jetzt ist die Arbeit dadurch gesichert und vereinfacht, daß ein einheimischer Unternehmer der Fabrik die gewünschte Anzahl von Knaben besorgt, anlernt und für deren regelmäßiges Erscheinen aufkommt.

Dicht beim Gefängniß erhebt sich, eine weithin sichtbare Höhenmarke der Stadt, der 150 Fuß hohe, aber unschöne, weißgetünchte Kuppelthurm der römisch-katholischen Kathedrale, an welche ein Kloster und Priestergebäude anstoßen; die Mission stammt aus der Zeit Akbar's und ist Sitz eines Bischofs. —

Weihnachtsabend, der inzwischen herangekommen war, verlebte ich sehr vergnügt in deutschem Hause bei den Familien der Herren Weylandt und v. d. Wense, in einem großen Bungalow inmitten eines ausgedehnten, schönen Gartens, wofür die Miethe nur 70 Rupien per Monat beträgt; mein erster Eindruck in Agra, daß Grund und Boden hier sehr billig sein müsse, war also richtig gewesen.

Das liebste Weihnachtsgeschenk aber, welches mir hier werden konnte, war mein Zusammensein mit dem Weltreisenden Otto E. Ehlers, der als einziger Gast in dem kleinen „Empreß-Hôtel“ in Agra hauste, mit der Niederschrift eines Werkes über China beschäftigt, welches das Licht des Büchermarktes meines Wissens leider nicht mehr erblickt hat und mit dem ich eine Reihe sonniger Tage, vom frühen Morgen an bis tief in die Nacht hinein verlebte, in seinem traulichen Arbeitszimmer, mit dem ambulanten, zierlichen Schreibtisch, den Wißmann's Derbheit in Ostafrika verschiedenfach in Gefahr gebracht hatte, auf gemeinsamen Ausflügen und last not least bei manchem gutem Tropfen,

der dem beiderseitig gesund entwickelten, deutschen Durste entsprach. Ich glaube, wir haben am ersten Weihnachtsfeiertag, zu Ehren des Festes und in Erinnerung der Heimath, die Weinkarte bei mir im Hôtel so ziemlich durchgetrunken und konnten uns auch dann nur schwer trennen.

Deutlich steht Ehlers' Bild vor mir: Eine mittelgroße, schlanke und elegante Erscheinung, gewählt und modern gekleidet, ein schmales, bartloses, von zahlreichen Schmissen aus der Studentenzeit her durchzogenes Gesicht mit blitzenden, geistreichen Augen, der Mund von einem halb liebenswürdigen, halb moquanten Lächeln umspielt, das blonde, gescheitelte Haar an den Schläfen bereits leicht ergrauend. Er war damals 40 Jahre alt, und genoß, nachdem er im letzten Winter einer der Salonhelden der Berliner Gesellschaft gewesen war, in vollen Zügen seine Freiheit, mit naher, ihn beglückender Aussicht auf wieder beginnendes Karawanenleben, Wohnen in Zelten und vollste Unabhängigkeit.

„Nach einem Trüffelwinter in Berlin,
Nach all den Magen-, Kopf- und Herzbeschwerden,
Ist's eine Wonne, in die Welt zu zieh'n,
Um unter Wilden wieder Mensch zu werden"

sang er damals.

Bei allem Bedürfniß, anerkannt zu werden und von sich reden zu machen, war ihm ein nur gesellschaftliches Leben in den ersten Kreisen auf die Dauer der Zeit doch nicht genügend; da hatte es ihn s. Z. noch mehr amüsirt, als er den Gutsbesitzer in Pommern spielte, und wenn er sich nicht gerade in Berlin oder seinem geliebten Monaco aufhielt, wo er seiner Hauptleidenschaft, dem Spiel, dreimal große Summen geopfert hatte, durch seinen Agenten in Berlin momentan stellen- und mittellose Schauspieler und Künstler aller Art nach seinem Gute kommen zu lassen, wo sie freies Quartier, gute Verpflegung, Wagen, Pferde und Jagd vorfanden und den Gutsherrn durch anregende Geselligkeit über „die schlechten Zeiten der Landwirthschaft" hinwegtrösten halfen. Auf seine speciellen Landsleute, die Hamburger, war er nicht gerade gut zu sprechen, „von denen könne man nicht einmal eine Hypothek bekommen, wenn das Grundstück nicht gerade an einer Straße liege, wo sie sich im täglichen Vorbeigehen davon überzeugen können, daß es die Erde noch nicht verschlungen habe."

Zu einem Gutsbesitzer bei den heutigen, ernsten Zeiten für die Landwirthschaft, nein, dazu tauchte Freund Ehlers überhaupt nicht, so verkaufte er denn sein Gut und zog in die weite Welt, als unabhängiger Privatmann und angehender Forschungsreisender, hervorragend

mit körperlicher Elasticität, Geistesfrische und unverwüstlicher Frohnatur ausgerüstet.

Seine Pläne für die Nächstzeit waren damals in Agra noch nicht festgelegt, wie er überhaupt liebte, impulsiv zu handeln und den Trieben des Moments zu folgen. Zunächst erwartete er den jungen Herzog Heinrich zu Mecklenburg, welchen er an einige indische Fürstenhöfe zu begleiten gedachte. Seine Absicht, dann Tibet, und von da aus China zu besuchen, hatte er aufgegeben, da ihm die englisch-indische Regierung nicht nur jede Unterstützung dabei abgeschlagen, sondern ihm auch ganz direct und dringend von dieser gewagten Expedition abgerathen hatte, wie mir denn Ehlers überhaupt darüber klagte, daß das Entgegenkommen, welches er bei seinen ersten Besuchen seitens der britischen Behörden gefunden, im Laufe der Zeit wesentlich abgenommen habe.

Sein Lieblingsproject betraf die, seit Hannibal's Zeit nicht mehr versuchte, Zähmung des afrikanischen Elephanten und dessen Benutzung zu Straßen- und Eisenbahn-Bau und zu Transportzwecken in unseren afrikanischen Kolonien. Fünfundzwanzig ihm von zwei Radschahs geschenkte, inzwischen in Kalkutta untergebrachte, indische Elephanten sollten das Kapital bilden, welches Ehlers seinerseits einem zu bildenden Konsortium mit 3—400000 Mark Baarmitteln einzuschießen gedachte; mit indischen Elephantenfängern zusammen, wollte er dann nach Deutsch-Ostafrika reisen und dort am Kilimandscharo Elephanten fangen und mit Hülfe seiner indischen Thiere zähmen. Zu den nöthigen Betriebsmitteln waren bislang aber erst 180000 Mark durch Freunde und hohe Gönner gezeichnet worden. Auch Se. Majestät unser Kaiser, dem Ehlers während seiner Studienzeit in Bonn näher getreten war, interessirte sich für Ehlers' Unternehmen, „soweit seine sieben nach Brot schreienden Kinder es zuließen," wie er Ehlers liebenswürdig bemerkte, und als bei einem Hofball im Winter 1893/94 sich Ihre Majestät die Kaiserin darüber wunderte, daß Ehlers nicht tanze, bemerkte der Kaiser lachend: „Aber weißt Du denn nicht, daß Ehlers an der Elephantiasis leidet?"

Ehlers hatte in Agra die beiden, aus seinen Werken bekannten Diener bei sich, den Birmesen Tschit Hla, genannt „Fritz", welcher seinen „im Sattel durch Indo-China" reisenden Herrn s. Z. zu Fuß begleitet hatte und nun die demnächst in Aussicht genommene Brahmaputra-Expedition mitmachen sollte, und seine „kleine Bronce", seinen Liebling Supú, auch Schokra, nach dem bengalischen Wort für Piccolo, gerufen. Letzterer war ein aus der Insel Mauritius stammender Mischling von einer Kreolin und einem Hindu, den Ehlers als den anständigst

denkenden Menschen bezeichnete, welchen er je kennen gelernt und den er nach Kräften verzog. Der kleine Braune, für seine 16 Jahre ganz außerordentlich intelligent, der sich in seiner blauen Phantasie-Matrosenuniform und einer runden Matrosenmütze, die ihm irgendwo an Bord eines deutschen Kriegsschiffs geschenkt worden war, ganz malerisch ausnahm, hatte z. B. auch in Berlin unserem Kaiser viel Spaß gemacht; als dieser sich nämlich gelegentlich eines Vortrages, den Ehlers bei Hofe hielt, gnädig bei dem Jungen erkundigte, wie ihm Deutschland gefalle, war die prompte Antwort Supú's: Majesté, je trouve, que les Allemands ne sont ni polis, ni propres, ils lavent bien les maisons et les mains, mais pas les pieds", und als der Kaiser lachend eine nähere Erklärung darüber erbat, auf welche Erfahrungen er sein abfälliges Urtheil über Höflichkeit und Reinlichkeit der Deutschen gründe, erzählte Supú: er habe, als er mit seinem Herrn nach Berlin und zum erstenmale Unter die Linden gekommen sei, eine große Menschenmenge erwartungsvoll stehen sehen, und sich gedacht, daß da wohl der Kaiser kommen werde; so sei es auch gewesen, aber sein großes Verlangen, Majestät zu sehen, wäre bei dieser Gelegenheit nicht erfüllt worden, denn vor dem wichtigen Moment hätte ihn ein grober Schutzmann rücksichtslos zurückgestoßen.

„Hm", meinte der Kaiser freundlich, „aber nun die mangelnde Reinlichkeit, hast Du diese etwa bei Deinem Herrn bemerkt?"

„Bei meinem Herrn?! Oh, nein! Aber wir wohnen hier im Kaiserhof und da giebt es auf jeder großen Etage nur zwei Badezimmer; zu welcher Tages- oder Nachtstunde nun auch immer mein Herr sein Bad nehmen will, die beiden Badezimmer sind stets unbesetzt!"

Dazu war nichts weiter zu sagen.

Der kleine Bursche, ein eifriger Briefmarkensammler, blieb als solcher auch mit unsern jungen, kaiserlichen Prinzen in Correspondenz, worauf er nicht wenig stolz war.

Einen netten Zug von ihm erzählte mir Ehlers noch aus Japan. Als sie daselbst ankamen, erhielt Schokra die Nachricht, daß seine Mutter in Mauritius schwer erkrankt sei und wollte daraufhin sofort telegraphischen Bescheid über ihr Befinden einholen; Ehlers stellte ihm vor, daß die Depesche circa 200 Mark koste, also mehr als Supús ganze Ersparnisse verschlingen würde, und rieth ihm, die nächste Post von unserem Konsul abzuwarten, bei dem bereits brieflich angefragt sei. Schokra aber antwortete: „Würden Sie nicht Alles hergeben, was Sie besitzen, Herr Ehlers, um über Ihrer Mutter Zustand Gewißheit zu haben?"

Schokra war übrigens insofern auch ein gewisser litterarischer Mitarbeiter seines Herrn, als er, mit brillantem Gedächtniß ausgerüstet, noch nach langer Zeit über Kleidung und allerlei äußerliche Eigenarten der von ihnen besuchten Völker, Stoff zu Detailmalereien liefern konnte.

Ich hatte mit Ehlers abgesprochen, daß, wenn er von dem „fernen Osten“ einmal genug haben und sein Elephantenproject sich nicht realisiren sollte, wir zusammen eine Expedition nach dem Innern Südamerikas unternehmen wollten. Der Abschied rückte nur zu schnell heran: das deutsche Konsulat von Bombay meldete telegraphisch, daß der Herzog Heinrich von Mecklenburg mit seinem Gefolge, massig (lies mäßig) englisch sprechend, nach Dscheypur aufgebrochen sei und dort Ehlers erwarte. Lachend erklärte mir dieser, daß er sich in Dscheypur vor Allem einmal nach Zahl und Art der Garderobe der hohen Herrschaften umsehen müsse, denn er hege zu der Ausrüstung deutscher Touristen ein sehr geringes Zutrauen; so gut man dem jungen Herzog auf eine derartige Reise keinen perfect englisch sprechenden Kavalier mitgegeben, könne es auch sein, daß man den „smoking“ vergessen habe und das wäre für Ehlers allerdings ein undenkbarer Zustand gewesen.

Ich begleitete ihn zur Bahn und Schokra servirte uns im Wagen den Abschiedstrunk aus der großen, silbernen Reiseflasche, etwas trübselig, denn sein Herr hatte ihn wegen Bestaubung seiner Uniform leicht ausgescholten — dann selbst abgebürstet — und Ehlers erklärte mir, daß Schokra's Ehrgefühl, dadurch daß er den Verweis in meiner Gegenwart bekam, allerdings mehr, als er beabsichtigte, verletzt worden sei. Auch wir Beide waren abschiedsernst, obgleich Ehlers unter sein, mir hier zum Schluß dedicirtes, neuestes Bild sein altes Motto: „Das Leben ist doch schön“ geschrieben hatte; war es eine Ahnung, daß dem sonnigen Zusammensein keins mehr folgen sollte?

Ehlers, mit anderen Reiseplänen beschäftigt, übernahm die Mission beim jungen Herzog aus Gefälligkeit, aber ohne besondere Freude, von seinem besonderen Gönner, dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, habe ich auch später gehört, daß das Zusammensein seines jüngsten Bruders mit Ehlers nicht so nett verlaufen sei, wie er gehofft hatte. Dann ging Ehlers wieder nach Hinterindien und der malayischen Halbinsel, hatte mehr als sonst mit Widerwärtigkeiten aller Art, auch Krankheit, zu kämpfen und reiste noch krank nach Neu-Guinea, wo ihn auf einer nicht genügend ausgerüsteten Durchquerungsreise, nach entsetzlichen Strapazen durch Hunger und Insecten, beim Passiren eines Flusses am 3. Oktober 1895 ein vorzeitiger Tod durch Ertrinken

hinwegraffte, nachdem sein getreuer Liebling Schokra schon einige Tage vorher an Erschöpfung gestorben war.

Dieses Ende, inmitten der Gefahren einer kühnen Reise, paßte, soweit ich Ehlers kennen gelernt habe, ganz zu seinen Wünschen und Idealen, die Ueberlebenden sind es auch hier wieder einmal, welche zu trauern und zu bedauern haben. Unter einem geschniegelten und zuweilen etwas affectirt englischen Aeußern verbarg sich bei Ehlers ein deutsch-national glühend empfindendes Herz, ein warmes Gemüth und ein sonniger Humor, der ihm auch in ernsten Situationen treu blieb; als Mensch und als Reisender hat er dem deutschen Namen überall Ehre gemacht und er war geschätzt „an indischen Fürstenhöfen", wie im Schloß des deutschen Kaisers. —

Ich bitte um Verzeihung, daß mich ein sympathischer Mann von dem Thema meines Buches etwas weit abschweifen ließ und kehre zu Agra zurück.

Ich war leider zu spät hier angekommen, um die vor Kurzem stattgefundene Investitur des jungen Herrschers von dem nahen Gwalior mit ansehen zu können, aber ich wollte wenigstens von den Ueberbleibseln des Festes das Mögliche genießen und frug deshalb telegraphisch bei dem englischen Ministerresidenten daselbst, Oberst Robertson an, ob mein Besuch in Gwalior für den übernächsten Tag genehm sei; umgehende Drahtantwort: „Bitte zu kommen, Paß, Wagen und Elephant zu Ihrer Verfügung." Man kann nicht liebenswürdiger sein und es war dies ein neuer Beweis dafür, daß ungefähr jeder anständige Europäer in Indien als ein „distinguished traveller" behandelt wird.

Um den Ausflug in einem Tage zu erledigen, fuhr ich schon Morgens vier Uhr von Agra per Bahn ab, über Dholpur, wo ein so heftiger Hagelschauer niederging, daß wir hier eine Stunde liegen blieben; auch sonst war die Expedirung des Zuges eine überaus langsame. Die Bahn muß große Bogen beschreiben, da die Ebene hier von einem Labyrinth von Schluchten und Erdspalten durchzogen ist, grotesken Auswaschungen vom Regen und von Ueberschwemmungen des mächtigen Tschambal-Stromes, der auf prächtiger Rothsandsteinbrücke überschritten wird und schon bis zu einer Fluthhöhe von 97 Fuß über sein gewöhnliches Niveau gestiegen ist.

Erst kurz vor 11 Uhr kam ich in Gwalior an, wo mich am Bahnhof der mit Schärpe und Wappenschild auf der Brust geschmückte Kawasse der britischen Ministerresidentur mit meinem Telegramm, den Erlaubnißschein zum Besuch des Forts und den „compliments" des

Obersten empfing; eine mit zwei schönen Isabellen bespannte, bequeme Victoria des Maharadschah Sindia stand zu meiner Verfügung bereit und im raschen Trab fort ging es, zunächst nach dem Fortfelsen, der, $1^3/_4$ Meilen lang und etwa 300 Fuß hoch über die Ebene aufragend und nach allen Seiten mehr oder weniger steil und zerklüftet abfallend, die ganze Umgebung characterisirt und beherrscht.

Dicht beim Bahnhof liegen eine freundlich und geschmackvoll gebaute Karawanserai für die Eingebornen und ein eleganter Prachtbau für europäische Gäste des Maharadschah; das fürstliche Hôtel hatte aber für die jüngsten Feste nicht ausgereicht, sodaß noch gegen 100 geräumige, weiße Salonzelte ringsum aufgestellt werden mußten; man war jetzt mit dem „großen Reinemachen“ beschäftigt, trug das Zeltlager ab und ganze Stöße von Badewannen und Möbeln wieder weg; auch Prunkkandelaber und über die Straßen gezogene Stoffstreifen mit der Inschrift: „Long live our maharajah!“ erinnerten noch an das Fest.

Dann ging es durch Alt-Gwalior, vorbei an dem schönen Kuppelgrab von Mohammed Ghaus, einem Heiligen aus Kaiser Akbar's Zeit, und dem Grabe des Musikanten Tansen; die Blätter des bei letzterem stehenden Tamarindenbaumes sollen der Stimme eine wundervolle Weichheit geben und werden deshalb von Natsch-Mädchen fleißig gekaut.

Der mit bunter Wappenmalerei geschmückte fürstliche Elephant wartete am Fuße des Schloßberges auf mich und grüßte auf den Zuruf „salaam kurro“, d. h. mache Salaam, durch Hochheben seines Rüssels; ich und David voltigirten auf seinen Rücken hinauf und nun ging es auf prachtvoll gehaltener, ziemlich steiler Straße, welche theilweise aus dem Gestein herausgearbeitet worden ist, den Berg hinan, wobei uns entgegenkommende Reiter zu Pferde meistens wieder umkehren mußten, da ihre Thiere vor dem Elephanten scheuten und nicht vorbeizubringen waren. Zwei Führer hatten sich mir hier angeschlossen, die ich vergebens los zu werden suchte, da mir ihre Erklärungen: das ist ein Hügel, das ist ein Baum und in diesem Stil weiter, sehr bald zu albern wurden, aber ihre Gegenwart war nicht abzuschütteln, denn sie gehörte zu des Maharadschah's Aufmerksamkeiten dem Gaste gegenüber.

Die Geschichte Gwalior's geht bis zu Anfang unserer Zeitrechnung zurück, der strategisch wichtige Punkt hat immer seine Anziehungskraft ausgeübt und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn wir hier Ueberbleibsel der verschiedensten Herrschaften, und Hindu-, Dschain- und Moslim-Tempel vorfinden. Am aufsteigenden Zugangsweg schon zeigen sich verschiedene Wasserbecken, Cisternen und Brunnen, zahlreiche aus dem Felsen herausgehauene Hindu-Götterfiguren, Lingams und ein

Tempel aus dem 9. Jahrhundert. Die Figuren sind leider überall von den Moslims durch Abschlagen der Köpfe verstümmelt worden, da ihre Religion die Nachbildung lebender Gestalten verbietet; das ist auch der Grund, weßhalb sich bei all ihren schönen Palast- und Tempelbauten Skulptur und Mosaik immer nur auf Arabesken, Blumen und geometrische Muster beschränken.

Durch das Elephantenthor betreten wir die weite Plattform des Hügelzuges, welche von mächtigen, 30 Fuß hohen Mauern an den steilen Felsabfällen rings umgürtet ist und erfreuen uns auch hier des Eindrucks größter Reinlichkeit und Ordnung nach allen Seiten; überall sind Planirungs- und Restaurations-Arbeiten im Gange. Den Glanzpunkt des Ganzen erreicht man sofort in dem, etwa aus dem Jahre 1500 stammenden Man Sing-Palast, dessen fensterlose Rückwand, von 5 eingebauten Rundthürmen unterbrochen, 100 Fuß hoch über der steilen Ostklippe aufsteigt und mit den wundervollsten Mosaiken in grünen, blauen und goldfarbigen Glanzkacheln geschmückt ist; dieselben stellen Elephanten, Pfauen, Kandelaber u. s. w. dar und sind von einer Farbenpracht, deren Geheimniß noch nicht wieder entdeckt ist.

Ebenso zeichnen sich unter den hier befindlichen elf Hindutempeln die aus dem Ende des 11. Jahrhunderts stammenden zwei Sas-bahu-Tempel und der Teli-Ka-Mandir durch reichen Figurenschmuck aus; die thurmartige Bauart, besonders des letzteren, ist von der nordindischen gänzlich verschieden und erinnert an die Gopuras oder Portalbauten der großen Tempel in Südindien; eine große Menge Skulpturenfunde ist rings herum aufgestellt und bildet ein friedhofähnliches Museum in freier Luft.

Ganz eigenartig für Nordindien sind ferner die berühmten hiesigen Felsenfiguren, alle in Nischen, nackt und bis zu 30 Fuß hoch, in halber Höhe des steilen Berges aus dem Stein herausgearbeitet, Dschain-Lehrer vorstellend und leider auch mannigfach verstümmelt. Die 21 Figuren sind in fünf Gruppen an verschiedenen Seiten des Felsens angebracht und die wichtigste und gleichzeitig auch am bequemsten zu besichtigende liegt am westlichen Aufgang der Urwahi-Schlucht.

Ein prachtvoller Rundblick bietet sich vom Fort aus nach allen Seiten über die fruchtbare, von zahlreichen Sandsteinrücken durchzogene Ebene, aus der sich Tempel und Wachtthürme malerisch abheben, während sich im Süden die Masse niedriger, gelber Häuser der Altstadt und im Westen die freundlichen Bauten der Neustadt oder Laschkar's „des Lagers“ anschließen, letztere überragt durch die phantastischen,

weißen Bauten des modernen Maharadschah-Palastes, dessen zahlreiche Kuppeln, Thürme, flache Dächer und Kolonnaden aus weit ausgedehnten prächtigen Garten- und Wasseranlagen und über das Grün dichter, hoher Baumgruppen emporragen; links von dem Schlosse erscheinen die hohen Zenana- oder Haremspaläste und das Ganze gewährt ein malerisches Bild orientalischer Pracht.

Nachdem ich den Elephanten und die beiden interessanten Führer am Fuße des Fortberges entlassen hatte, bestieg ich wieder die Victoria nnd umfuhr nun in weitem Bogen den ganzen Felsen, zunächst im Osten und Norden vorbei an vielen kleinen, theils gut, theils schlecht gehaltenen Pavillons, Grabmalen, Hindu- und Moslim-Tempeln und einem großen, viereckig gemauerten und mit Pavillons eingefaßten Teich, in dessem Nähe gerade großer Viehmarkt abgehalten wurde. Pferde, Ochsen, Büffel, Kameele und Elephanten wurden in dem zu diesem Zweck provisorisch errichteten Zeltlager zum Verkauf gestellt und der ganze übliche Jahrmarktsplunder mit Eß-, Trink- und Schaubuden hatte sich, genau wie bei uns in Europa, ringsherum angesiedelt. Ein riesiges Volksleben strömte durch die Allee der Hauptstraße aus der Neustadt nach hier: buntbemalte, dichtbesetzte Ekkas, d. h. zweirädrige Wagen mit einem pavillonartigen Aufbau aus Rohr; Prachtlandauer der Nawabs mit Saïs-Vorläufern und von je zwei berittenen Soldaten gefolgt; einfache, niedrige, nur aus einer Art Gabelgestell bestehende Fuhrwerke, auf deren Deichseln zahlreiche Passagiere ritten und seitlich quer aufsaßen; geschlossene Holzdroschken, dazwischen zahlreiche, stolze Reiter auf feurigen Rossen, neben Familienkleppern, Vater und Sohn tragend, und zahlreiche Fußgänger in reinlichen, buntlebhaften Trachten und tellerförmigen, mit kreuzweisen Bändern befestigten Turbans — kurz: der reine Exodus im indischen Kleide und ich der einzige Europäer darunter weit und breit.

Die Neustadt selbst, erst Anfangs dieses Jahrhunderts aus dem Lager — daher der Name Laschkar — des Eroberers Daulat Rao Sindia hervorgegangen, heute etwa 105 000 Einwohner zählend, macht mit ihren weißgetünchten Häusern, welche vielfach mit Stuck- und Marmorfriesen und durchbrochenen Steinarbeiten geziert sind, einen sehr freundlichen Eindruck und besonders die breite Sarafa, das Kaufmannsviertel, ist eine der schönsten, indischen Straßen. Hier liegt der alte Palast mit seiner bunt bemalten Façade, der Gerichtshof in klassisch-dorischem Stil und eine Reihe von Nawab-Palästen. Mit Nawab (unserem Nabob), einem Wort, das ursprünglich „Deputierte“ bedeutet, bezeichnet man in Indien hohe Würdenträger.

Außerhalb der Stadt, auf dem Wege zum Bahnhof, passirt man noch eine ganze Reihe, inmitten freundlicher Gärten gelegener, geschmackvoller Landhäuser, und sehr befriedigt verließ ich kurz nach vier Uhr das von englischem Einfluß in seinem Aeußeren noch nicht veränderte und deshalb doppelt interessante Gwalior. Abends $^1/_2$10 Uhr kam ich wieder in Agra an, wo wallnußgroßer Hagel alle Fenster auf der Wetterseite des Hôtels eingeschlagen und den ganzen Tag anhaltender Regen alle Ausflüge unmöglich gemacht, während ich in Gwalior günstiges Wetter angetroffen hatte. —

Nun kam auch für mich der Abschied von Agra heran, ich besuchte nochmals Tadsch, Fort und Etimadu Daula's Schmuckkästlein, kaufte einige der hier viel hergestellten Arbeiten in durchbrochenem, weißem Marmor und bunte Mosaiken nach florentiner Art: Blumen, Thiere und Arabesken in weißem Marmor eingelegt, sowie eine der auch hier verfertigten und sehr praktischen, großen silbernen Reiseflaschen mit mehreren eng anschließenden Bechern darunter, das Ganze in einem Leder-Etuis und an einem Lederriemen bequem umzuhängen und eine ganze Flasche des indischen Vademecum's Whiskey fassend. Originell ist auch der aus der Nähe stammende röthliche, poröse Sandstein, welcher in Platten geschnitten, elastisch und biegbar ist.

Was mir die Trennung von Agra erleichterte, war die Aussicht, daß am nächsten Tage von Lucknau aus eine Cook'sche Reise-Gesellschaft mit 24 Amerikanern erwartet wurde, welche, außer den bereits vorhandenen, zahlreichen Gästen, in den 30 Zimmern von Lauries Hôtel untergebracht werden sollten; das war mir nicht gerade sehr sympathisch, denn ein gebranntes Kind scheut das Feuer, und ich hatte mich einmal gründlich bei einer amerikanischen Reisegesellschaft verbrannt.

Das war vor wenigen Jahren gewesen; ich hatte den Winter im herrlichen Egypten verlebt und besuchte auf der Rückreise im Frühjahr Palästina und Syrien. Theils um Gesellschaft zu haben, theils angesichts der umständlichen Vorbereitungen, welche ein dreiwöchentlicher Ritt durch unwirthliche Gegend mit sich bringt, schloß ich mich einer Cook'schen Gesellschaftsreise an, das erste Mal — und wie ich mir damals feierlich schwur — das einzige und letzte Mal in meinem Leben. Unter den 20 Theilnehmern der Tour waren nämlich etwa 15 Amerikaner vertreten; nun habe ich außerhalb wie innerhalb Nordamerikas an der Quelle selbst die Beobachtung gemacht, daß der nette Amerikaner gewöhnlich ganz besonders nett, der ungebildete aber meist ganz besonders unangenehm ist und die letzteren leider die erdrückende Mehrheit bilden. In unserer Gesellschaft war nur der

amerikanische Gleichheitsrüpel vertreten, oder, wie Ehlers sagt: sie stammten Alle aus dem „Lande der Knoten und Freien.“ Diese Herrschaften hatten an Cook eine gewisse Summe bezahlt, um in wenigen Monaten „die ganze Erde zu sehen“ — von „Deutschland“ sahen sie bei diesem Arrangement Basel, was für amerikanische Begriffe Deutschland repräsentirte — und nun war ihr Sinnen und Trachten hauptsächlich darauf gerichtet, daß Cook bei diesem Fluge um die Welt ja nichts geschenkt wurde, und sei es ein Theebisquit gewesen. Ich will nun nicht weiter erzählen, wie diesen Leuten erst unser mohammedanischer Dragoman in der Geburtskirche zu Bethlehem sagen mußte, daß man in diesen heiligen Räumen seinen Hut abzunehmen pflege; oder wie sie unserem Führer Chalil in derselben Kirche allen Ernstes Vorwürfe machten, daß er ihnen falsche Lokalitäten zeige, denn es sei ja ganz klar, daß die Ochsen und Esel, welche laut der heiligen Schrift um die Geburtsstätte des Heilandes herumgestanden hätten, unmöglich ihren Weg durch die Kirche und die schmale Treppe hinab zur Krypta gefunden haben würden!! Oder wie sich eine Dame, auch ein Mitglied dieser sich par excellence für „praktisch“ haltenden Nation, für diese dreiwöchentliche Reittour, während der es acht Tage ohne Unterbrechung regnete, mit nur einem Paar leichter Stiefeletten versehen hatte, dasselbe am Abend, trotz Regens, vor das Zelt auf den hübsch feuchten Rasen hinaussetzte und sich wunderte, daß sie die Schuhe am nächsten Morgen bis oben voll Wasser gelaufen wiederfand; die Dinger wurden zwar über dem Feuer des Küchenzeltes schleunigst getrocknet, aber zu gründlich, als daß sie in ihrer zusammengeschrumpften Form jemals wieder die, wie ich galanter Weise annehmen will, niedlichen Füße ihrer Besitzerin hätten zieren können; ein Paar Herrenreitstiefel mußten für den Rest der Tour aushalten. Genug, ich will nur noch sagen, daß mein Zeltgenosse, ein liebenswürdiger Belgier, und ich, heilsfroh waren, als wir in Damaskus ankamen und den Rest der Cook'schen Reiseverpflichtungen uns gegenüber, aber damit auch seine amerikanische Gesellschaft gern fahren ließen und wieder „freie“ Herren nach unseren europäischen Begriffen wurden. Notabene, ich will den Asiaten nicht Unrecht thun: auch unsere wirklich sehr geduldigen mohammedanischen Führer und Diener hatten die Takt- und Rücksichtslosigkeiten der Amerikaner so satt, daß der Hauptdragoman Chalil, als er seine ohne uns weitergehende Karawane unten in Beirut glücklich vor dem Hôtel d'Orient abgeliefert hatte, zuerst aus dem Sattel sprang, die hohe Freitreppe hinauflief und angesichts der erstaunten Gesellschaft die Schwelle des Hauses küßte; die Erklärung ließ er auf

Befragen sofort offen folgen: „Ich dankte Gott, daß ich Euch Alle miteinander los bin; mit solchen Leuten bin ich noch nicht gereist!“

Nicht schmeichelhaft, aber begreiflich. —

Ich bitte auch wegen dieser Abschweifung um Verzeihung, aber vielleicht giebt sie einem meiner geneigten Leser einen praktischen Wink betreffs der, amerikanischen Reisegesellschaften gegenüber, angebrachten Zurückhaltung. —

Auf der Weiterreise nach Lucknau verließ ich Agra zu der ungemüthlichen Zeit von ein Uhr Morgens, stieg nach einer Stunde in Tundla um, wobei verschiedene stark angetrunkene englische Rothjacken sich unangenehm bemerkbar machten — ein nebenbei bemerkt auf Bahnhöfen, wie Straßen in Indien leider nicht allzu seltener Anblick, den das englische Militär bietet — und erreichte morgens gegen sieben Uhr Khanpur, eine rege Industriestadt, für den nichtenglischen Touristen ohne besonderes Interesse, während die Engländer hier gewöhnlich eine Unterbrechung eintreten lassen, weil die Stadt der Schauplatz der gräßlichsten Scenen aus dem 1857er Militäraufstand ist. Hier war es, wo der berüchtigte Nana Sahib in grausamer und wortbrüchiger Weise etwa 1000 Männer, Frauen und Kinder hinmorden ließ.

Kurz nach Khanpur überschreitet die Bahn die braunen Wasser des breiten, heiligen Ganges-Stromes, der im Uebrigen einen nichts weniger als erhabenen Eindruck macht, und durch die fruchtbare, mit schönen Baumgruppen übersäte Ebene geht die Fahrt weiter nach Lucknau (oder Lakhnau), wo ich gegen $^1/_2$10 Uhr eintraf und in dem Imperial-Hôtel abstieg, dessen Verpflegung sehr schlecht war; das Royal Hôtel wird momentan mehr empfohlen.

Lucknau, mit 273000 Einwohnern die viertgrößte Stadt des britisch-indischen Reiches, war bis 1856 die Hauptstadt des Königreichs Audth und 1857 der Hauptstützpunkt der Militär-Insurrection, deren Spuren sich in den Ruinen der innerhalb weiter Gartenanlagen befindlichen früheren britischen Minister-Residentur noch deutlich traurig zeigen; 2000 hier befindlicher Gräber bezeichnen die Verluste, welche die Briten während ihrer vom Juni bis November andauernden Belagerung zu erleiden hatten.

Die hervorragenden Gebäude Lucknau's sind alle verhältnißmäßig modern und in einem eigenthümlichen Gemisch von französischem und italienischem Renaissancestil aufgeführt, zuweilen mit maurischen Kuppeln und geschweiften Zackenbogen, vielfach mit den heraldischen Thieren Audh's, zwei Fischen, verziert; die flachen Dächer tragen hier und da vergoldete Kuppeln und Säulenpavillons.

Kein edles Material ist hier verwandt, habe ich dem geneigten Leser in Delhi und Agra vielleicht zum Ueberdruß immer und immer wieder von „rothem Sandstein und weißem Marmor“ berichten müssen, so ist hier alles Tünche; gewöhnliche Ziegelmauern, weiß oder gelb übertüncht und mit Stuckverzierungen zweifelhaften Geschmacks be- und überladen, bilden eine Art indischen Barockstils; die edlen Formen der Architektur von Nordwest-Indien, oder den reichen originellen Skulpturenschmuck Südindiens sucht man hier vergebens.

Dagegen sind die großartigen, gut angelegten und musterhaft gehaltenen Rasen-, Garten- und Park-Anlagen, welche von blendend rothen Kieswegen durchschnitten, sich um die ganze Stadt herumziehen, so wunderschön, daß Lucknau, auch seines gesunden Klimas wegen, als die angenehmste Garnison Indiens gilt.

Um den Kaiser-Bagh, einen viereckigen Gartenplatz herum, ziehen sich auf drei Seiten die erst 1850 aufgeführten Palastbauten, welche in ihrer Stuck-Architektur nie imponirend waren und heute bereits ziemlich verfallen sind, während sich im Hintergrund die beiden Kuppelbauten der Gräber der Könige und der Königinnen schön abheben. Außer dem Fischrelief trifft man über Thürbögen oder als Kronenträger auch häufig doppelt geschwänzte Nixen und Löwen als Verzierungen des Königsschlosses angewandt. Dicht dabei finden wir den „Regenschirm-Palast“, nach einem als Pavillonkrönung dienenden, vergoldeten Schirm auf dem Dach des Hauses so genannt, und jetzt zu Club-Räumlichkeiten eingerichtet. Die Engländer haben es überall verstanden, die besten verfügbaren Räume der Ex-Residenzen ihren geselligen Zwecken nutzbar zu machen, und ein prachtvoller, mit zahlreichen Krystall-Kandelabern geschmückter Ballsaal mit anstoßender Bühne, Eß-, Lese- und Spielsälen zeigen auch hier noch Reste verflossenen, königlichen Prunkes; die Club-Bedingungen sind 100 Rupien Eintrittsgeld und 5 Rupien monatlichen Beitrags. Auch eine große und gute Bibliothek ist in diesem Palaste untergebracht und allen Mitgliedern der Station frei zugänglich.

An der malerisch, etwas erhöht über dem Gumtifluß gelegenen Ministerresidentur mit ihren Ruinen innerhalb prächtiger Garten- und Parkanlagen vorbeifahrend, gelangen wir zu der großen Imanbarah Asaf-u-Daulah, einem einfachen, aber immensen Hallenbau aus dem Jahre 1784, in dessen Mitte, schräg zu der Längsrichtung, eine einfache, von zahlreichen Glaskandelabern umgebene Steinplatte das Grab Asaf-u-Daulah's bezeichnet; vom Dache der Imanbarah aus, an welche in stumpfem Winkel auch noch eine große Moschee anstößt, genießt man eine herrliche Rundsicht.

Durch das verschnörkelte, breithürige „Thor von Konstantinopel“ weiterfahrend, gelangt man auf einen weiten, grünen, mit Baumgruppen besetzten Rasenplatz, mit einem kreuzförmig gemauerten, großen Wasserbecken, an welchem sich ein moderner Uhrthurm und ein ebensolcher Hallenbau erheben. In letzterem befinden sich die Gemälde der Herrscher von Audh, deren letzter außerordentlich fett, mit fast weiblicher Brust und langen Weiberlocken über die Schultern nach vorn hängend, abgebildet ist, der Typus einer verweichlichten Rasse, und ohne den kleinen Schnurrbart würde man ihn entschieden für eine Frau halten.

Weiter gelangen wir zu einer anderen Gedächtniskirche, dem aus dem Jahre 1837 stammenden Husainabad oder „Palast des Lichts“, zwei Höfe umfassend, mit Wasserbecken in der Mitte und umgeben von barocken Häusern, die mit vergoldeten Kuppeln, Kronen und Pyramiden gekrönt sind. Am Ende der Flucht befindet sich die Grabkirche Mohamed Ali Schah's, mit zahlreichen Glaskandelabern und Spiegeln im Innern, sowie dem silbernen Thron des Königs und dem silbernen Diwan der Königin. Weiß getünchte Sphynxe zieren den Außenhof, den Innenhof vergoldete Figuren in griechischen Gewändern, welche die von der Höhe des Thorbaus herabhängenden Ketten tragen.

Dicht bei diesem geschmacklosen „Lichtpalast“ befindet sich noch die Hauptmoschee, der edelste Bau der Stadt, aber leider mit aus Kuppeln und Wänden hervorsprossendem Gestrüpp überzogen und ganz verfallen.

Was Murray, dessen Beschreibung von Lucknau überhaupt sehr konfus ist, sonst noch empfiehlt, wie die Moti Mahal, den Schah Manzil, das Observatorium u. s. w., ist kaum eines Besuches werth, dagegen versäume man nicht, im Provinzial-Museum vorzusprechen, welches seit 1885 unter Leitung eines tüchtigen und liebenswürdigen Landsmannes, des Herrn Dr. phil. A. Führer aus Limburg a. d. Lahn steht, der gleichzeitig die archäologischen Forschungen leitet und deren Publikationen besorgt. Die Provinz bezahlt zwar nur 9000 Rupien per Jahr, wovon sämmtliche Saläre, Unterhalt und Vermehrung der Sammlung u. s. w. bestritten werden müssen, aber mit echt deutscher Gelehrten-Uneigennützigkeit und Bescheidenheit wird von Dr. Führer ganz Außerordentliches damit geleistet; ein Engländer würde den Posten zu solchen Bedingungen einfach nicht angenommen haben.

Besonders interessant in dem Museum, dessen Sammlungen in Gegenständen archäologischer, ethnographischer und naturhistorischer Art bestehen, sind die bei Muttra gefundenen Skulpturen aus der griechischen Mythologie: Silenus-Gruppen, Herkules, den nemäischen Löwen tödtend u. s. w., das Eindringen altgriechischer Kunst in Indien beweisend.

Zahlreiche Mißgeburten von Mensch und Thier, welche in Indien häufig zu sein scheinen, sind jetzt verhängt und unter Verschluß, um sie den Blicken von einheimischen Frauen in guter Hoffnung, die sie mit Vorliebe musterten, zu entziehen. Einer der letzten Könige von Audh ist durch eine Marmorbüste von Thorwaldsen im Museum verewigt.

Am Museum, wie am Hauptthor des „Lichtpalastes" und an anderen Orten zeigen Striche an den Mauern die Höhe der häufigen Ueberschwemmungsfluthen des Gumti-Flusses an, von denen die jüngste erst im letzten September eingetreten war.

Als ich nach dem Bazar-Viertel fuhr, begegnete mir ein Hochzeitszug, eröffnet von Pauken- und Becken-Schlägern, diesen folgten Männer und Knaben, bunte Fähnchen tragend, ein Kameel mit einem Bannerträger, dann der Wagen mit dem Bräutigam, dessen Gesicht durch Blumenfransen und Schleier ziemlich verhüllt war, und schließlich, auf einem Elephanten, die Brüder des Bräutigams.

Eine eigenthümliche Fortsetzung bildete ein kurz dahinter folgender Leichenzug: auf schmaler, kurzer Bambusstangen-Bahre und in gelben Baumwollstoff eingewickelt, wurde der Leichnam von fröhlich singenden und lärmenden sechs Männern getragen und das „leidtragende" Gefolge war ähnlich heiterer Stimmung.

Die weitläufigen, fliegenreichen Bazare sind ohne sonderliches Interesse, zahlreiche Moscheen und Minarets sind auch hier fast ausnahmslos schlecht erhalten, Hindutempel weniger vertreten. Die Specialität Lucknau's bilden lebenswahr modellirte und bunt bemalte Thonfiguren, welche in ihren Darstellungen das gesammte indische Leben und Treiben umfassen, und rothe, buntbemalte und glasirte Thongefäße aller Art. Sodann fertigt man hier Geräthe in schwarzem Mischmetall mit eingelegter Silberarbeit; die vorgezeichneten Figuren und Ornamente in Vasen, Schalen, Tellern u. s. w. werden mit einem Nagelmeisel leicht ausgestochen und mit Silber-Blättchen und -Draht gefüllt, die mit dem Meisel ein- bezw. breitgeschlagen und dann abgefeilt und polirt werden; die heutige Arbeit darin ist meist viel roher, als die alte. Auch getriebene Silberarbeiten, wie Kannen und Schalen, und Stickereien werden in Lucknau hergestellt.

Häufig trifft man hier Palankine in den Straßen, und zwar theils die schweren, kofferförmigen Holzkästen von 4 Mann getragen, die Dulis, theils einfache, von einer Holzstange an 4 Stricken herabhängende Rohrgeflechtsitze, auf denen die Frauen hocken, während das Gestell mit Tüchern verhangen ist. Lucknau ist besonders reich an „Eurasians", Mischlingen mit europäischem, meist englischem oder portugiesischem Vater

und Hindu-Mutter, einer unglücklichen Rasse, welche nur die schlechten Eigenschaften von Europäern, wie Indern, geerbt zu haben scheint.

Nachmittags fuhr ich nach den drei herrlichen Gärten der Gartenbau-Gesellschaft, der Dilkuscha oder „herzerquickenden" Villa und des Wingfield-Parkes. Besonders der letztere, mit seinen immensen, prachtvoll gehaltenen Rasenplätzen, Blumen-, Busch- und Baumgruppen dürfte der schönste ganz Indiens sein; zahlreiche Hecken braunrother Akalypha, die feurigen Poinsettias, üppig blühende Hibiscus und Bougainvilleas bringen Farbe in das grüne Bild, dem Palmyra-, Cocos- und Phönix-Palmen einerseits, Kiefern, Araukarien und Thujas anderseits ein reizvolles Gemisch von nördlicher und südlicher Vegetation verleihen. Die originellen, eng mit Blättern besetzten und scharf nach oben geknickten Aeste des Calabassen-Baumes (Crescentia cujete), Eukalyptus, Flamboyants, Mangobäume und Bambuse formen dichte Gruppen. Ein prachtvoller Schattenbaum, dem Teakbaum ähnlich, mit zahlreichen, etwa einen Meter langen, grünen Schoten, welche spiralförmig gewunden, schlauchartig von den Aesten herabhängen, fällt besonders auf und bildet ganze Alleen; seinen botanischen Namen konnte ich leider weder von Dr. Führer, noch von seinem „Pandit" oder indischen Gelehrten, welcher im Museum das botanische Fach unter sich hat, erfahren. Marschall Niel-Rosen bilden ganze Hecken und Lauben, in der Farrenabtheilung finden wir auch zahlreiche, schöne Blattpflanzen und Orchideen; Astern und alle möglichen anderen Blumen füllen schön angelegte Gruppenbeete. Zierliche Pavillons und verschiedene Marmorstatuen, darunter eine im Bade knieende Venus, Original von Canova und ein Actäon — von Murray als „Mann vom Wolf verfolgt" bezeichnet — bilden angenehme Ruhepunkte für das Auge.

Etwa eine Meile vom Wingfield-Park entfernt, befindet sich die Martinière, die man aber ja auf gut englisch „Mertiniir" aussprechen muß, sonst versteht der Kutscher nicht, wohin man will. Diese in einem barocken Palastbau untergebrachte Knaben-Erziehungsanstalt ist von dem aus Lyon stammenden Claude Martin gegründet, welcher als gewöhnlicher Soldat nach Indien kam und im Jahre 1800 nach glücklichen militärischen und kommerziellen Unternehmungen als Generalmajor starb; er liegt hier in der Krypta, die momentan ganz unter Wasser stand, begraben und etwa 300 Knaben genießen in der Anstalt freien Unterricht. Der schwere Mittelthurm, welcher den ganzen Bau überragt, schließt in einer steinernen Bügelkrone ab und vor der Hauptfaçade dehnt sich ein von schönen Baumgruppen eingefaßter Teich aus, in dessem Mitte sich eine hohe Säule mit dem Standbild Martin's erhebt.

Den ganzen Tag über war es in Lucknau in der Sonne zwar angenehm, im Schatten oder bei Wind aber so kühl, daß mein warmer Reisemantel sehr wohlthuend wirkte, und als ich am nächsten Morgen vor Allem nochmals nach dem Wingfield-Park hinaus fuhr, erschienen die Rasenplätze weiß in blinkendem Morgenthau und die grünen Hecken und Baumgruppen so frisch, daß man glauben konnte, im kühlen England und nicht im heißen Indien zu sein.

Lucknau soll gute Theater enthalten und einer der Sitze hindostanischer Musik und Dichtkunst sein, auch war mir gesagt worden, daß es hier originelle Bilderbögen mit Darstellungen aus dem indischen Leben gäbe, welche ich im Bazar allerdings nicht fand, und deßhalb hatte ich dort den Auftrag zurückgelassen, mir eventuell anzubietende Bilder im Hôtel vorzulegen. Das stellte sich nun aber als ein nicht so leichtes Unternehmen heraus, da das „Imperial-Hôtel“ das Monopol, daselbst verkaufen zu dürfen, gegen eine jährliche Pacht von je 500 Rupien an zwei Händler vergeben hat, die nun ihren Schund konkurrenzlos an den Mann zu bringen suchen. Der Händler aus dem Bazar, welcher mir Bilder brachte, wurde zunächst von dem Hôtelvolk ganz abgewiesen und als man ihn mir schließlich wenigstens meldete, muthete man mir naiver Weise zu, zum Gartenthor zu gehen und mir dort seine Sachen anzusehen, da man „fremde“ Händler im Hôtel nicht dulde; ein kräftiges Wort machte den Leuten aber meinen etwas verschiedenen Standpunkt klar und mißtrauisch begleitet von einem Hôtel-Diener und einem der Monopollieferanten, durfte der Händler aus dem Bazar mir nun nahen.

Dagegen traten, als ich Nachmittags um 4 Uhr von Lucknau abfuhr, von seinen Bauten sehr ernüchtert und von seinen Parks hoch entzückt, nicht weniger als 10 Hôtelangestellte unter die Gewehre, um in Liedern ohne Worte mir glückliche Reise und sich Bakschisch zu wünschen. Da ich die meisten der Leute bei dieser Gelegenheit überhaupt zum ersten Male sah, nahm ich mit Hülfe von meinem David spaßeshalber wenigstens die Personalfeststellung derselben vor, und siehe da, es fanden sich: der khansama oder Oberkellner, zwei bearers oder Zimmerkellner, zwei Tischaufwärter, zwei Kulis oder Lastträger, der Bhisty oder Wasserträger, der sweeper oder Zimmerfeger und der Gharri wallah oder Kutscher. Dabei hatten von den 10 Leuten nur der Zimmerfeger und der Wasserträger etwas für mich resp. mein Zimmer gethan, den Rest hatte mein eigener Diener besorgt, der mich, wie immer, nicht nur in meinem Zimmer, sondern auch bei Tisch bediente und die von mir gewünschten Speisen, nach Landessitte, selbst aus der Küche holte.

Die Entfernung zwischen Lucknau und Benares, meinem nächsten Reiseziel, beträgt 200 Meilen und wird in 18, 16, 11 oder 8 Stunden zurückgelegt, je nachdem man einen Lokal-, gemischten-, Passagier- oder Postzug bekommt; nur der gemischte Zug paßte mir in seiner Abfahrtszeit und so kam ich erst am nächsten Morgen 8 Uhr in Benares an und stieg in Clark's Hôtel ab, das inmitten der zwei Meilen nördlich der Stadt gelegenen europäischen Ansiedelung, dem Kantonnement liegt. Hier bieten sich zahlreiche Führer, darunter nicht nur „Babus“, Schreiberseelen, sondern auch „Pandits“, gelehrte Brahmanen an, welche gern zwei Rupien per Tag verdienen; leben sie doch oft mit ihrer Familie das ganze Jahr über von dem Erlös des Führerlohns, den sie in der kurzen Touristenzeit erwerben können, und man thut gut daran, sich ihrer zu bedienen.

Die Geschichte der heiligen Stadt der Hindus, welche heute 220 000 Einwohner zählt, geht bis ins graue Alterthum zurück, sicher war sie schon im 6. Jahrhundert vor Chr. ein Platz von anerkannter Wichtigkeit, da ihn Buddha wählte, um seine neue Lehre hier weiteren Kreisen zu verkünden. Seit d. J. 1194 kam Benares unter die Herrschaft der Moslims, welche tausend Hindutempel zerstörten, andere verstümmelten und dafür Moscheen bauten. Noch heute aber gilt es für das Ideal eines jeden Hindus, mindestens einmal in seinem Leben aus dem Wasser des Ganges („des“ Stromes, denn Ganga heißt einfach Strom), am liebsten in der heiligen Stadt Benares, zu trinken, sich in ihm zu baden, eine Pilgerfahrt um die Stadt anzutreten und womöglich auch hier zu sterben und dann am Ufer des Flusses verbrannt und in seinen Fluthen begraben zu werden. Die meisten Hindufürsten haben denn auch ein Palais in Benares, um hier, wenn sie alt oder gebrechlich werden, den Tod zu erwarten; so befindet sich dicht bei dem Hôtel eine größere Besitzung, welche von der alten Königin von Nepal bewohnt wird.

In halbstündiger Fahrt gelangt man zunächst nach der Vorstadt Sigra, wo die Native-Christen wohnen, meist armes Volk, das mit seinem Uebertritt pekuniäre Unterstützung vom Missionar erwartet oder die Taufe wegen Heirathszwecken über sich ergehen ließ, welche das strenge indische Kastengesetz verhindert haben würde; also keine sehr edlen Motive der Bekehrung. Dann geht es durch breite, uninteressante Straßen nach dem braunen Ganges-Strom hinunter, der je nach Wasserstand 540 bis 780 Meter breit ist und an dessem Nordufer sich die langausgedehnte Stadt hinzieht.

Schmälere oder breitere Steintreppenfluchten, die sogenannten Ghats, führen von den etwas erhöhten Ufern in den Fluß hinab und bilden den Hauptplatz der Badescenen; daneben treten stattliche Ufermauern, Thurmausbauten, Fundamente zu Tempeln und Palästen dicht an den Strom heran, welcher dieselben theilweise so unterspült hat, daß die Gebäude sich an vielen Orten stark geneigt haben. Dazwischen wieder steigen mannigfach die nackten, ziemlich steilen Lehmufer aus dem Flusse empor, mit einzelnen Banyanenbäumen bestanden. Im Osten wird das Bild durch die mächtige Eisenbahnbrücke über den Ganges abgeschnitten und links davon erheben sich die beiden hohen, schlanken Minarets der Aurangzib Moschee, die ganze Stadt überragend.

Den besten Ueberblick über das malerische Uferbild mit seinen zahllosen Tempeln, Kapellen und Palästen gewinnt man natürlich vom Strome selbst aus und so schifften wir uns denn am Mandir Ghat, der Palast-Treppe, auf einem der großen Ruderböte ein, welche auf dem flachen Kabinendach bequeme Rohrsessel bieten und ließen uns langsam stromaufwärts rudern.

Wenn ich anführe, daß Benares etwa 1450 Hindutempel und gegen 300 Moscheen besitzt, die sich meist direct am Strome oder doch in seiner Nähe befinden, so kann man sich eine ungefähre Idee von dem bunten Bilde machen, welches sich hier entfaltet. Der Hauptdienst gilt in dieser Stadt dem Gotte Schiwa, dem Erzeuger, dessen Symbol, der Lingam, als abgerundeter Säulenstumpf oder formloser Stein überall aufgestellt ist.

Die Treppenterrassen reichen bis weit unter das Wasser und Männer, Frauen und Kinder baden hier in buntem Gemisch, reiche Frauen allenfalls durch aufgestellte einfache Bastmatten etwas von den Blicken abgeschlossen; eine Königin hat ein schlichtes, mit einem Zelt überzogenes Badeboot, mit einer Oeffnung in der Mitte, nahe dem Ufer liegen. Auf den untersten Treppenabsätzen erwarten Priester, unter großen, runden Bastsonnenschirmen sitzend, milde Geldspenden seitens der Badenden. Anerkennungswerth ist das Geschick, mit dem sich die letzteren vor aller Augen auskleiden, abtrocknen und wieder ankleiden, ohne die Decenz im Geringsten zu verletzen, was die einfache Gewandung, ganz aus umgeschlungenen Tüchern bestehend, allerdings sehr erleichtert; das umständliche Durchstecken von Kopf, Armen und Beinen, wie bei den europäischen Kleidungsstücken, fällt hier ja ganz weg. Männer und Knaben baden im Lendenschurz, Frauen in Tücher eingehüllt. Der Gebrauch von Seife ist bei den Hindus wegen des darin enthaltenen Rindertalges ausgeschlossen, sie benutzen deshalb, speciell zum Waschen der Haare,

eine schäumende, weißgelbe Thonerde, deren beste und weißeste aus Multan stammt. Nach dem Baden werden auf Stirn, Brust und Armen in rother, weißer und gelber Farbe wieder die aus Strichen und Punkten bestehenden religiösen Abzeichen aufgetragen. Die Hauptbadezeit ist der frühe Morgen; von zwölf bis zwei Uhr Mittags, während ihrer Arbeitspause, baden die ärmeren Leute. Blinkende, schön geformte Messing- und Kupfergefäße zum Waschen und Trinken, wie überall in Indien der einzige schöne Hausrath der Meisten, begleiten die Badenden, neben welchen wir an anderen Stellen Männer und Frauen treffen, die im Flusse Wäsche waschen, und an zwei Orten fanden auch gerade Leichenverbrennungen dicht am Ufer statt.

Der Leichnam wird zuerst in den Fluß getaucht und sodann auf den Holz-Scheiterhaufen gelegt, welchen der nächste Erbe und Leidtragende rückwärts schreitend entzündet; nachdem nach vollzogener Verbrennung die Asche in den Strom gestreut worden ist und der Erbe, wiederum rückwärts gehend, sein Wassergefäß über die Verbrennungsstelle ausgegossen hat, nimmt die ganze Trauerversammlung zunächst an einer anderen Stelle des Flusses ein Bad und begiebt sich sodann zur Erfüllung weiterer Gebräuche nach dem Sterbehause, mit Ausnahme des nächsten Anverwandten, welcher den Brand entzündete; dieser darf 10 Tage mit Niemandem verkehren und hat dann vom 10. bis zum 13. Tag noch gewisse Reinigungsceremonien durchzumachen.

An Aussatz oder Pocken Gestorbene werden nicht verbrannt, weil der das Feuer entzündende Verwandte Ansteckung befürchten würde; diese Leichen werden in den Fluß geworfen, bei armen Leuten einfach mit Steinen beschwert, bei Reichen in durchlöcherter, steinerner Kiste; das „unreine“ Fleisch wird so von den Fischen verzehrt, die Reste werden durch das Wasser des heiligen Ganges „gereinigt“ und so gilt auch die Seele als von allem Unreinen befreit. Soweit die Kinder noch nicht die Ohrringlöcher bei den Knaben und die Nasenringlöcher bei den Mädchen eingestochen bekommen haben, was ungefähr im fünften Lebensjahre geschieht, werden auch ihre Leichen nicht verbrannt, sondern einfach in den Strom geworfen, wo ich deren verschiedene zwischen Gemüseabfällen treiben sah.

Unsere vier Ruderer brauchten etwa eine Stunde, um uns gegen die starke Strömung nach dem flachen Südufer zu bringen, wo das Wasser so seicht ist, daß zwei unserer Leute eine große Strecke durch dasselbe nach dem Lande zu wateten und dann von da aus das Boot an dünnen Stricken zogen. Der Strom mit seinen flachen Ufern ist überhaupt nichts weniger als malerisch und wer hier, frei nach Heine,

Lotos zu finden erwartet, wird schwer enttäuscht sein. Gavials, die Ganges-Krokodile mit Buckelnasen, sind bei Benares sehr selten und werden, wenn sie einmal erscheinen, bald getödtet und von den niederen Kasten gern gegessen; dagegen sind unter zahlreichen anderen Fischen auch Delphine hier häufig.

Am Südufer des Ganges zu sterben, verleiht keine Heiligkeit und deshalb ist es fast ganz unbewohnt; nur in Ramnagar, dem hier liegenden Palaste des Maharadschah von Benares, residirt ein Extra-Gott, welcher gegen Bezahlung die Heiligkeit auch verleiht.

Der Maharadschah, welcher Fremde sehr freundlich zu empfangen pflegt, war gerade auf die Jagd gegangen, aber der von ihm mit zwei Haupt- und zahlreichen Nebenfrauen bewohnte Palast, von Wohnungen für die zahlreiche Dienerschaft umgeben, war zugänglich und bot in seiner halb europäischen, nicht allzu sauber gehaltenen Einrichtung nichts Besonderes; den Eingeborenen imponiren speciell zwei Spieluhren mit beweglichen Figuren und Kolibris, und zwei der bekannten jalousieförmigen Vexirbilder, die je nach dem Standpunkt des Beschauers einen Ochsen, ein Kameel oder einen Tiger zeigten; man sieht, daß man hier nicht anspruchsvoll in Bezug auf Palast-Dekorationen ist. Von der schönen, mit Pavillons besetzten Terrasse aus, welche nach dem Fluß zu führt, sieht man neben zwei verfallenden Radbooten, deren Räder von Menschen getreten werden, zwei große Prunkbarken vor Anker liegen, deren Außenwände auf weißem Grund mit Lotosblättern und weißblauen Blüthen bemalt sind, während zwei geschnitzte Rosse den Bug und ein schöner Pavillonbau die Mitte des Schiffes zieren.

Die Rückfahrt mit dem Strom ging schnell genug vor sich und wir landeten diesmal an der Westseite der Stadt, um den nahen Durga- oder Affen-Tempel zu besuchen; es ist dies ein kleiner, rother Sandsteinbau, von offenen Galerien umgeben, und an einem ummauerten Teiche gelegen, vor dessem Eingang der Göttin Durga jeden Morgen eine Ziege geopfert wird. Tausende von mittelgroßen, gelbbraunen „heiligen" Affen mit rosa Hintertheil pflegten in, auf und um den Tempel herum hier ihr Wesen zu treiben, welches allerdings immer mehr in Unwesen ausartete, sodaß man sich schließlich entschloß, die Mehrzahl der „heiligen" Thiere nach dem anderen Ufer hinüber zu schaffen, und heute deren nur noch etwa 200 hier übrig sind, die vom Tempel aus ihre Promenaden durch die ganze Stadt ausdehnen. Etwa 20 Affen und einige Ziegen kamen dem Besucher entgegen, um das am Eingang käufliche Futter, Zucker und eine Erbsenart, gierig in Empfang zu nehmen; Hauptfütterungstag ist Dienstag.

Am heiligen Teiche vorbei gelangt man bald zu einer schönen Gartenwohnung, welche von ihrem Besitzer, einem Radschah, dem „Heiligen von Benares“, Swami Sarawasti, zur Verfügung gestellt ist. Dieser prächtige, edle, jetzt 61 jährige Mann gilt für einen der tiefsten Kenner der Hindureligion und es bedarf nur weniger Minuten des Zusammenseins mit ihm, ja nur eines Blickes aus seinen hellen, innigen Augen, um zu erkennen, daß der tiefste Grund, auf den ihn seine langjährigen Forschungen und Betrachtungen geleitet haben, unendliche Liebe, Milde und Nachsicht gegen alle seine Mitmenschen ist.

Aus einer angesehenen Brahmanenfamilie bei Khanpur stammend, war er schon frühzeitig so tief in die alten Sanskrit-Lehren eingedrungen, daß man als Erklärung dafür annahm, er müsse schon in seinem vorhergegangenen Leben ein reich entwickelter Mensch gewesen sein, der in seiner jetzigen Erscheinungsform leicht wieder an früher bereits erworbene geistige Güter anknüpfe. Nachdem er verheirathet und mit 18 Jahren Vater eines Sohnes geworden war, glaubte er, ebenso wie s. Z. Gautama-Buddha, seine Pflichten gegen die Welt erfüllt zu haben und sich berechtigt, seine eigenen Wege zu gehen, voll überzeugt von der Nichtigkeit aller Dinge hienieden und der sogenannten Freuden dieser Welt, welche der Erreichung wahren Heiles nur im Wege stehen. Er verließ Heimath und Familie und zog als Asket, nur mit einem Lendentuch bekleidet und seine geringen Nahrungsbedürfnisse durch Früchte und sonstige ihm gern gewährte Almosen an Naturalien stillend, durch ganz Indien, alle heiligen Orte besuchend, um seine Studien zu vertiefen. Sorge oder Glück, Hitze oder Kälte, Ehrung oder Schande trug er mit gleicher Nichtachtung, überzeugt, daß das Wohl seiner Seele dadurch nicht beeinflußt werde und er suchte aus seinem Innern all' die Gefühle auszurotten, welche die Folge von Stolz, Unwissenheit und Thorheit sind. Allmählich ging er in seinen Betrachtungen Gottes derart auf, daß er seine eigene Existenz mit der des höheren Wesens als untrennbar eins empfand. Jedermann, der mit ihm zusammenkam und selbst der größte Sünder, empfand tief den Eindruck seiner hoch überlegenen und doch so einfachen, edlen Natur und ging voll der milden Worte und Lehren, die er empfangen, ein besserer Mensch weg, als er gekommen war. In seinem 40. Jahre zog Swami nach Benares und nahm seine Wohnung in dem schönen Anand-Garten, wo ihm der Fußboden als Bett und ein schattiger Baum als Empfangsplatz dient; auch seine letzte Hülle, das Lendentuch, ließ er hier fallen und als Nahrung nahm er nur das an,

was ihm der Erstgekommene an jedem Morgen bot, einige Bananen, während Geld ihm unbekannt blieb.

Den Gelehrten und Forschern eine Autorität im Auslegen schwieriger Schriftstellen und in allen Lehrfragen, jedem zu ihm Kommenden ein milder Tröster, führt er hier ein gesegnetes Einsiedlerdasein, und daß sich unter diesen Umständen der Volks-Glaube entwickelte: er könne, wenn er nur wolle, Wunder verrichten, ist nicht befremdlich.

Er empfing mich inmitten des Gartens, in welchem sich links vom Eingang eine kleine Nischenkapelle mit seinem wohlgetroffenen Marmorbild in sitzender Stellung erhebt, buddhaähnlich, wie er mit diesem großen Reformator ja viele Aehnlichkeiten hat. Unter schattigen Orangenbäumen saß Swami Sawasti mit gekreuzten Beinen an einem Wasserbecken, seinen mageren, aber nicht unschönen nackten Körper mit einem Lendenschurz bekleidend, als er sich erhob, um mich zu begrüßen; sein Kopf ist ganz haarlos und glatt und aus dem freundlichen Gesicht leuchteten mir zwei so wunderbar gütige, herzlich offene Augen entgegen, wie ich sie ähnlich in meinem Leben nur noch einmal, bei einem alten Hausfreund unserer Familie, dem verehrten Oberpfarrer meiner Vaterstadt, gesehen habe und welche alle guten Regungen, deren ich fähig bin, wie durch einen galvanischen Strom in mir weckten. Nachdem er mir herzlich die Hand gedrückt, entspann sich unter Vermittlung des Führers ein freundliches Gespräch, er spendete mir von seinen Bananen, die er am Morgen empfangen hatte und beschenkte mich mit zwei, von einem seiner zahlreichen Verehrer herausgegebenen Büchern, von denen das eine in englischer Sprache seine Lebensgeschichte, das andere, weit umfangreichere, in Sanskrit seine Lehren enthält. Mit herzlichem Segen und dem Ausdruck des Bedauerns, daß er nicht Englisch verstehe, entließ er den ergriffenen und entzückten Besucher, der seiner Entrüstung lebhaften Ausdruck gab, als ihm der Führer später erzählte, die Kommission der 1893er Weltausstellung von Chicago habe sich — unnöthig zu sagen, daß vergeblich — s. Z. bemüht, den Heiligen als Ausstellungsobject nach Chicago zu ziehen!! Was ist diesen Yankees heilig?! —

Unweit des Durga-Tempels befinden sich auch die Filterwerke und Reservoire der Wasserkunst, welche das Fluß-Wasser dicht bei dem Westende der Stadt aus dem Ganges entnimmt; einen dort befindlichen Hindutempel wollte man 1891 einfach niederreißen, um an seine Stelle das Pumpwerk zu setzen, aber nach einem fünftägigen ernsten Aufstand der darüber empörten Hindus entschloß man sich dazu — was man von allem Anfang an hätte thun können und sollen, um religiöse Bedenken zu schonen und zu achten — die Röhren unter dem Tempel hinweg

zu legen. Mein Hinduführer sagte mir bei der Gelegenheit, daß derartige Nichtachtung der Landesbräuche und Sitten, allerdings theilweise verschuldet durch Engländern gegenüber liebesdienerische Hindus selbst, leider häufig vorkomme; ferner klagte auch er über die von England erhobenen Steuern und Accisesporteln.

Mir erzählte später ein englischer liquor selling inspector, welcher den Verkauf von Spirituosen zu überwachen hat, in welch' origineller Form man sich zuweilen bei ihm über die hohe Accise und Schankgebühr beklage; der Hindu sagt: Früher habe er sich mit seiner ganzen Familie für 6 Pice = 10 Pfennige in Reisbier, einem unappetitlich zubereiteten Bräu, für 3 Tage betrinken können; jetzt reichten dazu 6 Annas = 42 Pfennige kaum für den Hausvater allein aus und was sollte nun aus seiner Familie werden? Besonders gelegentlich des großen Novemberfestes soll dreitägige Trunkenheit bei den Hindus vielfach als obligatorisch betrachtet werden. —

In einem Schuppen dicht bei dem Palast des Maharadschah von Vidschayanagram, in dessen Nähe sich auch einige, an ihren Stangen mit Futterbrettern für die Vögel kenntliche Dschain-Tempel erheben, befinden sich zwei Wagen von Dschaggarnauth, unter welchem Namen man eine Inkarnation Wischnu's versteht, die besonders in Puri, in der bengalischen Provinz Orissa, verehrt wird; das Bild der Gottheit wird auf einem mehrere Etagen hohen, prächtig geschnitzten und buntbemalten Holzwagen in Procession durch die Straßen gezogen und verzückte Verehrer werfen sich dabei zuweilen unter die schweren Räder. —

Um zwei Uhr war ich zum Tiffin wieder im Hôtel zurück, wo ein Schlangengaukler nach Tisch den Kampf zwischen Marder und Schlangen vorführte; letztere ringelten sich zwar sehr flink und gewandt um das schlanke, halb gezähmte Thier, aber dieses biß sehr bald dem Reptil den Kopf durch.

Nachmittags fuhr ich mit dem jungen Irländer, der inzwischen von Delhi angekommen war, in etwa $^3/_4$ Stunde nach Sarnath, dem Ruinenplatz des alten Benares, wo Buddha mit seinen fünf Schülern im Gazellenhain seine Lehrthätigkeit begann; diese Stelle wird durch eine Tope oder einen Thurm, dem interessantesten Bengalens, bezeichnet; er ist eine sogenannte Stupa, wie man sie ursprünglich wohl für die Königsgräber baute und die man später an Orten errichtete, welche durch Buddhas Anwesenheit geheiligt waren. Die hiesige ist rund, 110 Fuß hoch und mißt 93 Fuß im Durchmesser; wahrscheinlich ist sie nie ganz vollendet worden und wir finden sie nur in ihrer unteren Hälfte mit ornamental bearbeiteten Steinplatten belegt und mit acht

Nischen für Buddhastatuen ausgestattet, während die obere Hälfte das rohe Ziegelwerk unverkleidet von Steinschmuck zeigt. Früher hohl, ist das Innere des Thurmes wegen drohenden Einsturzes jetzt ausgefüllt worden.

Ringsum befinden sich zahlreiche, bis auf den Erdboden abgebrochene Ruinen, überragt von einem achteckigen Thurm und einem Dschain-Tempel.

Als wir nach dem Kantonnement zurückkamen, war im freundlichen, öffentlichen Garten eine einheimische Militärkapelle bemüht, durch ihre mäßig vorgetragenen Weisen zu erfreuen, und auf dem anstoßenden Lawntennis-Platz spielten etwa zwölf englische Herren und Damen, von zwölf fixen einheimischen Jungen bedient, die sich in rothen Beinkleidern, Kappen und weißem Blusenhemd ganz malerisch ausnahmen. Für Unterhaltung sorgten ferner auch hier, wie fast in allen englischen Militärkantonnements, zwei Racket Courts oder Ball alleys, welche bei uns in Deutschland ganz unbekannt sind; dieselben bestehen aus zwei schräg aufsteigenden, hohen Parallelmauern, welche an der höheren Schmalseite durch eine Quermauer verbunden sind, während der dadurch gebildete offene Hof auf der anderen Schmalseite durch eine Tribüne für die Zuschauer abgeschlossen ist; die Innenwände sind schwarz bemalt und durch rothe Striche in Felder getheilt, gegen welche mit weißen, kleinen Bällen Schlagball gespielt wird; der eine dieser Ballhöfe war für die „Gesellschaft“, der andere für die Soldaten bestimmt.

Am nächsten Morgen fuhr ich sehr zeitig zur Stadt und diesmal von der Palasttreppe aus flußabwärts; die Zahl der Badenden war zu dieser Stunde weit größer, als ich sie gestern angetroffen hatte und am Stromrande knieten zahlreiche Beter mit zusammengelegten Händen, Blumen opfernd, meist Gendas, eine Art gelber Zinerarien, Rosen und Jasmin.

Ganze Reihen reich skulptirter, konischer Thürme der Vimanahs und kleiner, meist ganz offener Steinkapellen erheben sich dem Ufer entlang, theils mit dem Lingam, theils mit der Figur des heiligen Stieres oder mit Reliefs von Götterbildern geschmückt; an einzelnen Uferstellen sieht man immense, aus Schlamm angefertigte, liegende und sitzende Götterbilder, darunter den elephantenköpfigen Ganesch, während der Ganges-Gott in einem Schrein, auf dem Krokodil sitzend, dargestellt ist.

Besonders da, wo der Strom ein Knie bildet, sind die Ufer stark unterspült und sinkend liegen jetzt ganze Treppenfluchten schräg, aber doch noch zusammenhängend, ebenso wie die überaus mächtigen

Pfeilerbündel massiver Palastfundamente, welche gleichfalls unterspült und geneigt sind, sodaß man kaum begreift, wie der Bau überhaupt noch steht. Die großen, hier befindlichen Tempelpaläste dienen theils indischen Fürsten als Wohnung, theils sind es wohlthätige Stiftungen, meist für bedürftige Brahmanen bestimmt, welche Mittags hier zu Hunderten gespeist werden.

Kleine Säulen auf Steintafeln bezeichnen die Stellen der Sattis, der jetzt verbotenen Wittwenverbrennungen. Für die Fürsten existirt eine besondere Verbrennungsstelle mit einer etwas erhöhten Marmorplatte, auf welcher man den riesigen Fußabdruck Wischnu's zeigt.

Fakire, Büßer mit wirrem, langem Haar und nur mit einem schmalen Lendentuch über den mit weißer Asche eingeriebenen, mageren Körper, traf ich auch hier nur wenige an, wenn auch mehr, als bislang anderswo, aber auch darunter keine sich kasteienden; Säulenheilige und auf dem Pflockbrett liegende Büßer wählen meist nur hohe Festtage zu diesen Schaustellungen.

Dagegen ziehen zu jeder Zeit lange Reihen von Pilgern, jung und alt, in einfachen, weißen Gewändern, mit ihren Trinkgefäßen in der Hand, in langsamem Schritt den Strom entlang, auf der gewöhnlich fünf Tage in Anspruch nehmenden Pilgerfahrt um Benares herum begriffen, wobei sie speciell an fünf besonders heiligen Stellen baden und beten müssen, um die volle Heilswirkung ihrer frommen Uebung zu genießen.

Malerisch und grundverschieden von den Hindutempeln ist der Nepal-Tempel, ein viereckiger, dreistöckiger Thurmbau mit vorspringenden, geschweiften Dächern von chinesischem Typus, unter denen zahlreiche, im Winde klingende Glöckchen hängen; originelle und theilweise sehr schöne Skulpturen in Stein und Holz schmücken Wände und Balkenwerk, während die im Fries angebrachten obscönen Gruppen den Blitz ablenken sollen.

Auf sehr steiler Treppenflucht geht es dann zur Aurangzib-Moschee empor, welche mit ihren beiden, schlanken Minarets das Stadtbild beherrscht, aber sonst nichts von besonderem Interesse bietet; vom Kaiser Aurangzib an einem der den Hindus heiligsten Orte gebaut, um diese zu insultiren, bildet sie heutigen Tages noch häufig eine Quelle der Erbitterung zwischen Hindus und Moslims. Klimmt man auf schmaler Treppe zum Dach der Moschee empor, so genießt man von oben eine gut orientirende Rundsicht auf den Fluß und die grünen Felder im Süden, das weiße Dächermeer der Stadt im Norden und den Baumwald dahinter; besonders viele Mango-Anpflanzungen

befinden sich in der Umgebung von Benares, darunter auch die der berühmten kleinbaumigen, süßen Sorte. Zahlreiche grüne Papageien, weiß-schwarze Geier und Sperber und einzelne auf den Dächern spazierende „heilige" Affen beleben das Bild.

Von der großen Moschee aus traten wir nun einen Orientirungsgang nach der inneren Stadt an; von meinem englischen Reisebekannten von Delhi, den ich im Hôtel hier auch wieder getroffen hatte, waren mir gruselige Dinge von dem Geruch der heiligen Orte erzählt worden und er hatte mich vorsorglich mit einem handgroßen Stück Kampfer ausgerüstet; auch sonst hatte ich über die Düfte, welche Benares' Allerheiligstes characterisiren sollen, genug gehört und gelesen; wie es aber oft geht, wenn man etwas Besonderes erwartet hat, so war ich hier auch enttäuscht, diesmal allerdings angenehm, denn der Geruch war gar nicht so aufdringlich; im Sommer mag es ja allerdings schlimmer sein.

Ganze Straßen im Centrum der Stadt, meist ziemlich eng, bestehen überhaupt nur aus Tempeln; heilige Stiere wandeln zahlreich in den Gassen umher, sind aber weit weniger zudringlich, als alle möglichen Ober- und gewöhnlichen Priester, welche sich Bakschisch heischend an uns drängen, oft in der liebenswürdigen Form, daß sie dem Touristen Blumenketten und Guirlanden über den Hut werfen oder um den Hals schlingen.

Den heiligsten Punkt bildet der aus rothbemaltem Sandstein aufgeführte und mit vergoldeten Kuppeln gedeckte „goldene Tempel", dem Gotte Schiwa gewidmet, ziemlich unansehnlich und versteckt inmitten enger Gäßchen gelegen und Touristen nicht zugänglich; doch kann man von dem Dache des gegenüber liegenden Hauses eines Blumenhändlers aus einen ungefähren Ueberblick über die nicht große Anlage gewinnen.

Nahe dabei liegt der weiße Tempel der Göttin der Fülle, Annapurna, oder der Kuhtempel, in welchen der Reisende einen Blick hineinwerfen darf, um die heiligen weißen Kühe zu sehen, von denen etwa zwölf in den als Ställen benutzten, leidlich rein und geruchlos gehaltenen Tempel-Kolonnaden gefüttert wurden, während andere frei in der Stadt herum promenirten. Auch der berühmte Gyan Kup oder „Brunnen der Weisheit" liegt nahebei, eine Cisterne, welche zu einem großen Theil mit einem Tuch überdeckt ist, um die hier zahlreich zusammenströmenden Blumen und andere Opfer nicht alle in den Brunnen hinabfallen und da verfaulen zu lassen; das Wasser desselben, welches von den Gläubigen mit Entzücken getrunken wird, mag so

wie so schon ungesund genug sein. Alle diese heiligen Orte sind von Scharen von Andächtigen umdrängt.

Die Hauptindustrie von Benares besteht in Herstellung der bekannten ciselirten Messinggefäße, Vasen, Krüge, Teller u. s. w., deren Ausführung allerdings meist nicht mehr auf der früheren Höhe steht; immerhin sind darunter noch sehr schöne und auffallend billige Sachen. Ich hätte ein Paar prächtige, zwei Fuß hohe Vasen zu 25 Rupien kaufen können, aber der Hersteller war weder darauf eingerichtet, sie zu verpacken, noch zu versenden, und so mußte ich darauf verzichten. Auch nette, lackirte Spielwaaren werden hier viel hergestellt.

Ich fuhr mit meinem Irländer noch einmal zu dem „Heiligen" hinaus, um ihm nochmals in sein edles, mildes Auge zu schauen und ihm wiederholt die Hand zu drücken, er, von Allem was ich in Benares gesehen, hat weitaus den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Er erlaubte dem Irländer, ihn mit mir zusammen in seinem Kodak aufzunehmen — die Platte verdarb leider später bei der Entwicklung — und mit Umarmung und seinem Segen entließ er mich.

Nachmittags 1/2 2 Uhr reiste ich von Benares ab; unser Zug passirte dicht nach der großen Gangesbrücke ein weites, jahrmarktsähnliches Zeltlager, in welchem eine Hindusecte einen „Socialen Kongreß" abhielt und dann ging es durch die fruchtbare, mit Weizen- und Gerstenfeldern besetzte, von Baumgruppen und Alleen wie gewohnt belebte Ebene Bengalens, welche flach wie ein Teller ist.

Am Morgen des Sylvestertages kam ich um 6 Uhr in der Haurah-Station von Kalkutta an, die am Westufer des Hugly, des westlichen Mündungs-Armes des Ganges liegt; zahlreiche Schiffsmasten und Fabrikschornsteine verkünden die Nähe der großen Handels- und Fabrikstadt.

Auf der 1530 Fuß langen, eisernen Pontonbrücke den Hugly kreuzend, fuhr ich nach dem Great Eastern Hotel und bekam daselbst diesmal glücklicher Weise und zufällig sofort ein Zimmer, obgleich zu dieser Saison, angesichts der Empfänge des Vicekönigs, großer Wettrennen und reichen gesellschaftlichen Lebens Kalkutta übervoll zu sein pflegt, und zur Zeit überdies von den 500 Mitgliedern eines soeben beendeten Aerzte-Kongresses die meisten auch noch in der Stadt weilten. Als ich dagegen zwei Wochen später, von Dardschiling zurückkommend, Vormittags wieder in Kalkutta eintraf, konnte ich trotz rechtzeitiger telegraphischer Wiederanmeldung doch zunächst nur ein kasernenmäßig mit 10 eisernen Feldbetten und 2 Waschtischen ausgestattetes Massenquartier im Great Eastern angewiesen bekommen, bis des Abends ein Zimmer für mich frei wurde. Es giebt übrigens in Kalkutta auch eine

Reihe guter und empfehlenswerther Pensionen. Das Great Eastern Hôtel ist heller und reinlicher, als das Great Western in Bombay, Leitung und Verpflegung lassen aber sehr viel zu wünschen übrig.

Mein Zimmer lag auf dem Dache des nur zweistöckigen Hauses und öfters sah ich schöne Adler in glänzend schwarzem Gefieder ruhig auf den Flaggenstangen dicht vor meinem Fenster sitzen; ich hauste also mit den Aaren zusammen.

Sehr scharf ist die im Hôtel geübte Kontrolle der Diener, was bei den diebischen Neigungen der lieben Eingeborenen hier wohl auch ganz praktisch ist; kein Bengali-Diener darf das Hotel verlassen, bevor er am Körper visitirt ist; schicke ich durch meinen Diener den Frack zum Aufbügeln nach dem Schneider, so muß er einen ausdrücklichen „Paß“ dazu von mir vorweisen können, um den Thorhüter zu passiren. Jeder Privatdiener bekommt für seinen Herrn einen Theelöffel, der herauf oder hinunter wandelt, je nachdem er des Morgens im Zimmer und später im Eßsaal gebraucht und welcher vor der Abreise feierlich wieder dem „Löffelbewahrer“ abgeliefert wird. Selbst wenn man in den Parterreräumlichkeiten, die von der Hôtelgesellschaft zu Frisir-, Schneider-, Conditorei- u. a. Läden eingerichtet sind, etwas kauft, bekommt man außer der Nota noch einen „Paß“, um bei dem Cerberus an der Thür ungehindert vorbeigehen zu können.

Im Jahre 1698 als kleines Dorf Kalighat seitens der britisch-ostindischen Kompagnie gekauft, zählt Kalkutta, mit dem gegenüber liegenden Haurah zusammen, heute eine Million Einwohner, ist seit 1773 Sitz der britisch-indischen Regierung und eines bedeutenden Import- und Exporthandels, dessen Hauptposten einerseits Baumwollgewebe, andrerseits Jute, Opium, Thee, Getreide, Indigo, Reis, Baumwolle und Häute sind.

Neunzig englische Meilen vom Meere entfernt und ziemlich ungesund gelegen, ist die Stadt durch ausgedehnte Drainirungsanlagen heutigen Tages soweit sanirt, daß sie für eine der gesündesten des Ostens gilt. Das Trinkwasser liefert theilweise der Strom, größtentheils aber das in über 1000 Tanks aufgefangene Regenwasser, während Bohrversuche zur Anlage artesischer Brunnen in der Tiefe von 500 Fuß als erfolglos aufgegeben wurden.

Die kühlere und angenehme Zeit dauert hier vom November bis März, dann tritt schon wieder starke Hitze und nach kurzen Vorschauern, pünktlich zwischen dem 15. und 20. Juni beginnend, die viermonatliche Regenzeit ein; Cyklone sind in Kalkutta sehr häufig und besonders in den Monaten Mai und October zu erwarten.

Sehen wir uns nun in der Stadt etwas um.

Gerade dem Hôtel gegenüber erhebt sich inmitten großer und schöner Gartenanlagen das aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammende vicekönigliche Palais, ein weißer zweistöckiger Kuppelbau, von vier Eckflügeln flankirt, mit dorischen Säulenstellungen und Portalen, ein Gebäude, welches Englands Machtstellung in Indien würdig repräsentirt. Ich schrieb mich in den ausliegenden Büchern für Lord und Lady Elgin ein, notirte in einem dritten, dazu bestimmten Buche meine Adresse und die vermuthliche Dauer meines Aufenthalts und gab meine Karten für Sr. Excellenz Stab ab, nöthige Vorbereitungen, um eine Einladung zum nächsten Balle beim Vicekönig zu erhalten.

An den Palast schließt sich im Süden der 1½ Meilen lange großartige Maidan (d. i. die Wiese) oder die Esplanade, ein unabsehbar weiter, von zahlreichen schattigen Alleen durchzogener und von zehn Teichen belebter Rasenplatz, welcher mit der 165 Fuß hohen Ochterlony-Säule und zahlreichen Statuen mehr oder weniger verdienter Generalgouverneure und Vicekönige geschmückt ist; es ist Mode geworden, letzteren ohne Unterschied ein Denkmal zu setzen und wenn diese schrankenlose Dankbarkeit anhält, an Platz ihr Ausdruck zu verleihen, wird es auf dem Maidan auch nach Jahrhunderten noch nicht fehlen. Im Nordtheil der Esplanade liegt der wundervoll angelegte und gehaltene Eden-Garten mit prächtigen Baum- und Wasserpartien und einer aus Prome hierher gebrachten, aus Holz geschnitzten, birmesischen Pagode, die für Solche, welche nicht nach Birma selbst zu gehen beabsichtigen, besonders interessant sein wird. Jeden Abend finden hier Militär-Concerte im Freien statt, wobei nicht geraucht werden darf und welche das Rendez-vous der gesammten Halb- und Ganzwelt Kalkuttas bilden, deren schöne Gespanne aller Art und edle Reitpferde zu Hunderten an den Gittern des Edengartens halten, nachdem zuvor bei Sonnenuntergang der übliche, tägliche Corso an dem von Schiffen aller Nationen belebten Strom entlang zwischen dem Eden-Garten und Fort William erledigt worden ist. Auch ein großer, runder Holzbau auf dem Maidan wird zwischen 5 und 7 Uhr Nachmittags von der eleganten Welt zum Rollschuhlaufen viel benutzt. Das Fort, ein immenses, von Gräben und Rasenwällen umgebenes Sternachteck, liegt direct am Hugly-Strom, ungefähr in der Mitte der Esplanade, enthält ungeheure Anhäufung von Kriegsmaterial in seinen Arsenalen, große Kasernen für 25,000 Mann und ist der stärkste Waffenplatz Indiens, wenn auch die, sich nur wenig über die Ebene erhebenden Festungswerke dem Laien nicht besonders imponiren.

Oestlich schließt sich an die Esplanade die eleganteste Vorstadt, die Tschauringhie an, mit zahlreichen schönen Villen der Europäer, welche oft in griechischem Stil und mit Verandavorbauten aufgeführt und inmitten freundlicher Gärten gelegen sind. Im Südosten des Maidan erhebt sich die St. Paul's-Kathedrale, in einem hindu-gothischen Stil erbaut, ferner folgen weiter westlich, nachdem wir einen Rennplatz passirt haben, der freundliche, zoologische Garten und dicht dabei der schöne Belvedere-Palast, die officielle Wohnung des Gouverneur-Lieutenants von Bengalen.

Als Fortsetzung der Esplanade im Süden folgt am Hugly die Vorstadt Garden reach, mit den Regierungsdocks, den Anlegeplätzen der europäischen Dampferlinien und freundlichen Villen und Gärten, darunter die große Besitzung des früheren Königs von Audh, welche gegenüber dem berühmten botanischen Garten liegt. Südlich von Garden reach endlich gelangen wir zu dem alten Kalighat mit einem hoch verehrten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Tempel der Kali, der Gattin Schiwas, welcher hier täglich blutige Ziegenopfer gebracht werden; das Dorf bildete den Anfang der hiesigen englischen Ansiedelung, ist angesichts der großen Entfernung von dem heutigen Kalkutta aber kaum einen Besuch werth.

Wenn wir nach Norden zurückkehren, so finden wir dicht oberhalb des viceköniglichen Palastes, um den von einem großen oblongen Wasserbecken geschmückten Dalhousie Square herum, eine Reihe stattlicher Gebäude, darunter das große Sekretariat, das Post- und das Telegraphenamt, dicht dabei sodann das schöne Stadthaus in dorischem Stil, den langen Renaissancebau des Departements für öffentliche Arbeiten, das Obergericht in englisch-gothischem Stil und die Bank von Bengalen. Nördlich und östlich von hier schließen sich nun zunächst das europäische Geschäftsviertel und sodann die Petta oder das Eingeborenen-Quartier mit seinem regen Leben und interessanten Bazaren an. Zahlreiche schwarze, von vier Trägern an einer Stange getragene Holzpalankine, Palkis, trifft man besonders in den vielen engen Gassen, wo der Wagenverkehr schwierig sein würde und zum ersten Male, wenn auch noch in geringer Menge, treten hier auch als Zimmerleute, Tischler und Schuster thätige Chinesen im Straßenbilde auf. Miethwagen und besonders deren Pferde, sind in Kalkutta viel schlechter als in Bombay und dabei theurer.

Damit glaube ich zuerst einmal ein Uebersichtsbild der Stadt skizzirt zu haben.

Ich fand in Kalkutta eine große Post für mich, erfreulicherweise mit lauter guten Nachrichten vor, theils im Konsulat, theils im General-

konsulat, gab dann auch meine Einführungsbriefe bei den deutschen Firmen ab, an die ich empfohlen war, wurde überall auf das Freundlichste aufgenommen und auch sofort im deutschen Klub eingeführt, in dessen einfachen, aber gemüthlichen Räumen, unter denen sich auch eine Kegelbahn befindet, ich manche unbeschäftigte Tagesstunde mit Lektüre der Zeituugen zubrachte und an dem ich nur das Eine auszusetzen habe: daß von dem als Besucher eingeschriebenen Gast für genommene Erfrischungen — und bei der Hitze kann doch auch der bescheidenste Mensch nicht trocken im Club sitzen bleiben — auch wenn man ohne Begleitung eines Mitgliedes allein hierher kommt, keine Zahlung angenommen wird; eine für europäische — und auch amerikanische — Begriffe gewiß weitgehende Gastfreundschaft. Der Club zählt etwa 45 Mitglieder.

Den Sylvesterabend verlebte ich bis Morgens drei Uhr in kleinem deutschem Kreise bei unserem Generalkonsul, dessen geräumige Wohnung mit dem Büreau zusammen an der eleganten Tschauringhie liegt, und da Borchardt in Berlin, der Generallieferant der meisten deutschen Diplomaten im Osten, den Haupttheil der Verpflegung geliefert hatte, so war der Eintritt ins neue Jahr auch unter günstigen materiellen Bedingungen garantirt.

Am Neujahrsmorgen fand um acht Uhr auf der Esplanade die übliche große Truppenrevue vor dem Vicekönig statt und das ist natürlich eine große „Tamascha", wie man hier zu Lande sagt, oder ein großes Spektakelstück. Neben englischen, schottischen und indischen Regimentern waren auch die Freiwilligen Truppen, die einheimischen aber in überwiegender Zahl vertreten und diese letzteren machten nicht nur den malerischsten Eindruck — was ja begreiflich ist — sondern führten auch — was auffallender ist — einen weit correcteren Vorbeimarsch aus, als die rein englischen Regimenter, über deren mäßige Haltung und schlechte Schließung einige deutsche Officiere, welche sich unter den Zuschauern befanden, mit Recht erstaunt waren. Zwei der englischen Adjutanten trennten sich von ihren Pferden, der Vicekönig Lord Elgin, welcher nicht reiten kann — ein besonders für einen Engländer kaum glaublicher Zustand — nahm die Revue im Landauer sitzend ab, und bevor die Truppen das „feu de joie" (sprich „fiu de dschoi" im Englischen), einen schnell die Front hinablaufenden Salutschuß aus den Gewehren abgaben, wurden die vier Pferde des viceköniglichen Wagens ausgespannt, um durch deren eventuelles Scheuwerden die Knochen des edlen Lords nicht in Gefahr zu bringen. Daß die satyrische, einheimische Presse am nächsten Morgen ihrer hellen Freude über den muthigen Vicekönig Ausdruck gab, welcher 280 Millionen Menschen beherrscht,

war unter diesen Umständen ebenso begreiflich, als berechtigt; es wäre dann für ihn und das Ansehen Englands wirklich besser gewesen, die Revue unter einem leicht zu findenden Vorwand nicht persönlich abzunehmen, anstatt als billiges Reizmittel für die Lachmuskeln der Eingeborenen zu dienen.

Erst vor Kurzem von dem liberalen Kabinet herausgesandt, welches die größten Schwierigkeiten gehabt hatte, überhaupt Jemanden zur Uebernahme des Postens aus seinen Händen bereit zu finden, erfreute sich übrigens Lord Elgin auch unter seinen eigenen Landsleuten in Indien großer Unbeliebtheit, wofür, ganz abgesehen davon, daß die Engländer in Indien fast ausnahmslos Tories, Konservative sind, sein steifes, unverbindliches und ungeschicktes Wesen genügende Erklärung bot.

Der Revue folgte für mich ein fideles Neujahrs-Frühstück in einem Bremer Hause, in welchem ich überhaupt so manche gemüthliche Stunde in heiterem Kreise verbrachte; die in der Firma angestellten deutschen Herren essen und wohnen fast ausnahmslos auch gleich in dem großen Geschäftshaus, wo sie ihre „Chambries“ haben. An angenehmer Geselligkeit auch in deutschen Kreisen fehlt es in Kalkutta überhaupt nicht und ich war jeden Tag sowohl zum Tiffin, wie zum Diner eingeladen.

Nachmittags fuhren wir mit dem Wagen in einer Stunde nach Kalighat zum Pferderennen. Diesem Sport wird in Kalkutta stark gehuldigt und zwar nicht „zur Hebung der Pferdezucht“, sondern ohne alles Mäntelchen nur wegen der Wetten; geht doch die Spielsucht bei den Einheimischen in Kalkutta sogar soweit, daß man auf Regen wettet und ein gewisses Spielhaus soll bis zu 50 000 Rupien per Tag in solchen Regenwetten oder der „Barsa ka satta“ eingenommen haben. Das Spiel besteht darin, daß man bei Regenwetter wettet, ob viel oder wenig Regen fallen wird, und daß man die Wassermenge zu bestimmen sucht. Auf den Terassen oder Altanen vieler Häuser befindet sich ein mit einem Rohr versehener Wasserbehälter; durch das Rohr findet der Wasserabfluß statt, wenn das Naß eine bestimmte Höhe erreicht hat. Die Pointe besteht nun darin, daß man, wenn ein Unwetter im Anzuge ist, zu errathen sucht, in welcher Zeit das Regenwasser jene Höhe erreichen wird. Die Eingeborenen widmen sich diesem Wettspiele mit solcher Leidenschaft, daß häufig wilde Streitigkeiten entstehen und deshalb sah sich die englische Regierung jüngst veranlaßt, das „Barsa ka satta“-Spiel zu verbieten. Eine Unmasse von Wagen, mit Europäern und Eingeborenen besetzt, war zu dem steeple chase herausgekommen und auf den Tribünen und dem Sattelplatz herrschte reges, buntes Leben, bei dem die Bengalen in der Mehrzahl waren. Dieselben haben dunkle, bronce-

farbene Haut, runde, vielfach schöne Köpfe, üppiges, glänzend schwarzes leichtgelocktes Haar, schöne Augen und starke Lippen. Die Eingeborenen hier sind übrigens bei Weitem nicht so höflich und respectvoll dem Europäer gegenüber, als — gezwungener oder freiwilliger Weise — im Innern des Landes; es fällt hier z. B. keinem Einheimischen ein, dem Wagen eines Europäers „selbstverständlich" auszuweichen; das „höhere Wesen" ist als solches hier unbekannt.

Es war schon Abend, als wir wieder in der Stadt ankamen und dichter Nebel, um diese Jahreszeit sehr häufig, hüllte die weite Esplanade ein, als ich mich um acht Uhr zum Mittagsessen bei unserem Konsul begab.

Am nächsten Tag fuhr ich zunächst nach dem, an der Tschauringhie unweit des deutschen Generalkonsulats liegenden, imposanten Bau des Indischen Museums, welches von zahllosen Eingeborenen, aber keinem einzigen Europäer besucht war und dessen interessanteste Schätze altindische Skulpturen und die Sammlungen von den Nikobaren und Andamanen bilden. Dann ging es weiter nach dem botanischen Garten. Ueber die Ponton-Brücke, in derem Nähe sich ein reges Badeleben im heiligen Strom entwickelt, fuhr ich nach Haurah mit seinen zahlreichen Fabriken hinüber und dann stromabwärts bis zu dem im Jahre 1786 gegründeten Garten, dem größten und — nach Peradeniya bei Kandy auf Ceylon — schönsten der Welt; in Bezug auf gärtnerische malerische Gesammtanlage schlägt der botanische Garten Kalkutta's sogar noch den von Peradeniya, wenn er auch nicht so instructiv wie dieser ist und ihm eine Reihe von Prachtsorten der Pflanzenwelt, welche erst weiter südlich vorkommen, fehlen. Bedauerlich ist hier die spärliche Bezeichnung der Pflanzen mit ihren botanischen Namen.

Herrliche Alleen von Palmyra- und Königs-Palmen, Mahagoni-Bäumen, prächtigen Terminalien, mit Kletterpalmen (Calamis rotang, dem „spanischen Rohr") umzogenen Kasuarinen, Teakbäumen und Ficus führen zu weiten Rasenplätzen, mit Victoria regia besetzten Teichen, Blumenbeeten und weiten Laubenanlagen, in derem Schatten prächtige Farren, Blattpflanzen und Orchideen gedeihen; „Warmhäuser" braucht man hier natürlich nicht, dafür aber „Schattenlauben".

Inmitten des Gartens steht der berühmte alte Banyanenbaum (Ficus indica), welcher sich durch seine aus den Aesten herabgesenkten Luftwurzeln, die im Boden eingedrungen sind und sich zu hunderten von neuen Stämmen entwickelt haben, zu einer Art großen Laube und zu einem Kronenumfang von 1000 Fuß ausgebildet hat. Im nahen

Strom sah ich hier auch das erste Ganges-Krokodil, das sich auf einer Schlammbank in der Sonne wärmte.

An praktischen Leistungen des Gartens ist besonders zu erwähnen, daß die heute so schön entwickelte Thee-Kultur in Assam und im Himalaya ihr Dasein zum größten Theil ihm verdankt nnd an nützlichen und ornamentalen Pflanzen hat er für die öffentlichen und privaten Gärten der ganzen Welt vielleicht mehr beigetragen, als irgend ein anderer. Es ist sehr bedauerlich, daß der Garten so unbequem und von der Stadt so weit entfernt liegt, man würde ihm sonst gern täglich einen Besuch abstatten. —

Der zoologische Garten an der Südseite der Esplanade ist in der Anlage auch recht schön, aber mager an Zahl und Körperfülle seiner Thiere; die wenigen Löwen und Tiger waren alle derart abgemagert, daß sie speciell zum Studium des Knochenbaus gehalten zu werden schienen.

Interessanter war es, die Auffahrt zu einem five o'clock tea bei dem Gouverneur Bengalens in dem nahe gelegenen Belvedere-Palast zu beobachten, zu welchem auch eine Reihe bunt gekleideter, indischer Fürsten und Nabobs (hohe Würdenträger) in offenen, großen Landauern erschienen; ein Diener mit versilbertem Knaufstock saß gewöhnlich neben dem Kutscher, zwei standen hinten auf dem Trittbrett und fächelten ihren Gebietern Luft zu, während zwei berittene einheimische Soldaten den Wagen eskortirten. Dem Landauer des Vicekönigs reiten bei all' seinen Ausfahrten vier Lanzenreiter voraus.

Abends sieben Uhr wurden wir durch eine heftige Kanonade, welche aus der Gegend zwischen Fort und Edengarten herkam, auf ein Nachtmanöver der gesammten Garnison aufmerksam gemacht, dessen Programm die versuchte Umzingelung des vicekoniglichen Palastes bildete; bei der bereits vollständig eingetretenen Dunkelheit war nicht viel zu sehen, aber den Herrn Vicekönig hatten sie jedenfalls nicht erwischt, denn bei dem fand am nächsten Abend, am 3. Januar, der große „Staatsball" statt. Während noch zahlreichere, kleine Donnerstagsbälle im Laufe der Saison im Palast veranstaltet werden, ist dieser Staatsball der einzige im Jahre.

Ich fuhr $^1/_2$10 Uhr nach dem Palast hinüber, in dessen weiter, das ganze Untergeschoß durchziehender Pfeilerhalle die Ueberzieher auf dem Steinfließ abgelegt wurden; praktischer Weise kamen die Herren im Civil alle nur mit Reisekappen auf dem Kopf, welche dann bequem in der Ueberziehertasche unterzubringen waren, und da Niemand im chapeau claque erschien, so ließ auch ich mein Klappmöbel in der Garderobe zurück.

In der Beletage befinden sich u. A. der Thron-, der Raths- und der Speisesaal, im Stockwerk darüber der Ballsaal und die dazu gehörigen Festräume, wo Se. Exc. der Right Honourable Victor Alexander Bruce, Earl of Elgin and Kinkardine, P. C., L. L. D., G. M. S. J., G. M. J. E., Vicekönig und Generalgouverneur von Indien, in weißseidenen Kniestrümpfen und reichgestickter Hofuniform vor einem kleinen, gelbseidenen Divan am schmalen Oberende des Ballsaales stehend, als Vertreter der Königin und Kaiserin die Huldigung der Anwesenden in der Form entgegennahm, daß die Tanzenden vor ihm still standen und ihn durch tiefe Verbeugungen bezw. durch Hofknixe begrüßten, worauf er steif und kühl mit den Augenwimpern dankte, den Damen zuweilen, scheu lächelnd, die Hand reichte. Seine Gemahlin neben ihm, eine hohe, schmale, nicht schöne, aber sympathische Erscheinung, trug schräg über ihre weiße, tief ausgeschnittene Atlasrobe eine breite blaue Ordensschärpe, ein reiches Diamanten-Diadem und Diamanten-Collier über vierfacher Perlenschnur, glänzenden Brillantschmuck an Schulter- und Brustspangen und um die Arme. Fräulein Viceprinzessin, die Tochter des Paares, in einem einfachen fußfreien, weißen Tüllkleid, welches mit schwarzen Blumen bestickt war, gab sich von Anfang an den Freuden des Tanzes hin, denen sich später, nach erledigter Begrüßungscour, bei einigen Quarrétänzen auch der Vicekönig und seine Gattin mit hochstehenden vis-à-vis anschlossen.

Die Tanzkarte wies nicht weniger als 18 Tänze auf und ich konnte den Engländern im Allgemeinen nicht nachsagen, daß sie zum Klange der guten Militärmusik, welche meist deutsche Weisen spielte, graciös oder auch nur gefällig getanzt hätten.

Der hohe und prächtige, weiße Pfeilersaal war gedrängt voll, die ganze europäische Gesellschaft der Hauptstadt, zur Hälfte in englischer Uniform, zur Hälfte in Civil, vertreten; die Damen erschienen meist weder besonders reich, noch geschmackvoll gekleidet und für englische Hofbegriffe sehr wenig decolletirt. Einheimische Fürsten, welche früher den Festen durch ihre malerischen Trachten und glänzenden Brillanten einen besonderen Reiz verliehen, werden jetzt im Allgemeinen nicht mehr dazu eingeladen, weil die Engländer wohl nicht ganz mit Unrecht annehmen, daß die Hindus und Moslims falsche Schlüsse ziehen könnten, wenn man ihnen bei derartigen Bällen decolletirte, europäische Damen zeigt, während ein Europäer, bei ihnen zu Gast, überhaupt nie eine der Frauen zu sehen bekommt. Nur der Radschah von Kutsch-Behar, ein ganz wie ein englischer Gentleman lebender, reicher Fürst und dessen bildschöne Frau, die bei ihrem Besuch in England sogar der Ehre eines

königlichen Kusses gewürdigt wurde, waren Gäste des Vicekönigs, und die Rani (Fürstin) in ihrer ganz europäischen Toilette, rosa Atlas-Schleppkleid mit reichem Spitzenbesatz und prächtigem Diamant-Diadem und Collier, war entschieden die glänzendste Erscheinung des Abends.

Zum Stabe des Vicekönigs gehören auch einige einheimische Adjutanten, schöne Gestalten in malerischer Tracht, aber außer diesen waren nur noch wenige Inder zugegen und zwar nur solche, die in Kleidung und Ansichten europäisch auftreten; dagegen waren verhältnißmäßig viele Parsis in langem, schwarzem Rock und schwarzlackirter Mitra erschienen.

Die deutsche Kolonie hatte gleichfalls verschiedene Vertreter gestellt.

Gegen $^1/_2$12 Uhr bildete sich unter Vorantritt von vier Paar Adjutanten der vicekönigliche Zug, dem sich zunächst der ganze Stab und dann die Gesellschaft anschloß, um in dem in der Beletage gelegenen Speisesaal das Souper einzunehmen. Obgleich dieser mit weißem Marmor getäfelte prächtige Saal außerordentlich groß ist und heute noch ein anstoßender Raum mit hinzugezogen worden war, so mußte doch in drei Abtheilungen nach einander gespeist werden. Ich war an der Seite einer liebenswürdigen, heiteren Landsmännin bei der ersten Abtheilung. Das kalte Souper wurde an zahlreichen, kleinen Tischen nach einem reichhaltigen Menü servirt, der Champagner floß in Strömen und wohl 100 Diener, in roth und goldener, indischer Livrée mit Monogramm und Krone des Vicekönigs in Goldstickerei auf der Brust und mit tellerförmigem Turban, sorgten geschäftig für das leibliche Wohl der Gäste. Auch der anstoßende Thronsaal, mit Thronsessel und Thronhimmel in Gold und rothem Plüsch, wo der Vicekönig seine Empfänge und Levées abzuhalten pflegt, war heute materiellen Zwecken gewidmet und zu einem großen Büffet-Raum eingerichtet, wo während des Restes der Nacht Wein, Liqueure, Thee, Kaffee, Gefrorenes, Gebäck und Sandwiches zu haben waren.

Bei dem Verlassen der Tafel seitens des vicekönigliche Paares erhob sich die gesammte Gesellschaft von ihren Sitzen und den Vicekönig sah ich nach dem Souper überhaupt nicht mehr, während Lady Elgin Cercle hielt in dem an den Ballsaal stoßenden Salon, an den sich nach Süden zu dann noch der reizende, halbrunde große Raum des Pavillon-Ausbau's anschließt, welcher mit seinen prächtigen Teppichen und zahlreichen, verstreuten Fauteuils, Chaiseslongues und kleinen Tischchen einen echt englisch-comfortablen Eindruck macht.

War vor Tisch der Ballsaal durch schräg gezogene, rothe Plüsch-Schnüre zwischen den Säulen in vier Abtheilungen getrennt und schon

dadurch ruhiges, würdiges Tanzen garantirt gewesen, so schwand nach dem Souper mit dem Vicekönig und den Schnüren auch die bisher gewohnte, höfische Zurückhaltung, die Gesammtstimmung wurde ungebundener und heiterer und als ich zu früher Morgenstunde den Palast verließ, war das Fest noch im vollen Gange. —

Während der nächsten Tage sah ich mir etwas vom Geschäftsleben an. Um diese Jahreszeit ist für den Export die lebhafteste Periode, da, mit Ausnahme von Saaten, alle anderen Hauptartikel, wie Indigo, Baumwolle, Reis und Häute, jetzt zur Verschiffung gelangen. Kalkutta ist der größte Indigomarkt und zwar wird der Farbstoff der strauchartigen Pflanze, welche speciell zwischen Lucknau und Delhi viel kultivirt wird, aus den Blättern und Stengeln extrahirt, kommt in handgroßen Stücken als erdige Masse kistenweise zu Markte und wird in den Räumen der Makler öffentlich versteigert; der hiesige Indigo werthet zwischen 100 und 300 Rupien per Maund von 74 englischen Pfunden.

Sehr interessant war mir in Begleitung unseres Konsuls der Besuch einer der großen Jutefabriken in Haurah, wo sich etwa dreißig umfangreiche derartige Etablissements mit 55,000 Arbeitern befinden. Der Kalkuttahanf oder die Jute gedeiht besonders üppig und ohne besondere Pflege in den Ebenen zwischen Ganges und Brahmaputra und die nutzlosen Theile der Pflanze lösen sich im Wasser sehr leicht ab. In der Fabrik werden zunächst die zu Papierfabrikation verwandten Wurzelenden abgeschnitten, dann wird die Faser in Rollen mit Wasser und etwas Oel geschmeidig gemacht, bevor sie, wie Baumwolle, gesponnen und gewebt wird. Die 3500 Arbeiter beschäftigende Haurah Jute Co. treibt 11,000 Spindeln und 550 Webstühle, hauptsächlich für Sacktuch, und verarbeitet pro Tag 1500 Maunds Rohstoff. Der Tageslohn, ein für Indier sehr guter, beträgt 8 Annas = 56 Pfennige.

Die Fabrik bezahlt 25 % Dividende, steht unter deutscher Leitung und zählt auch unter ihren Actionären vielfach Deutsche.

Ich habe sonst in Kalkutta leider nicht gefunden, daß die Deutschen eine hervorragende Stelle im Großhandel einnehmen; an dem Gesammthandel Indiens participirt England mit 55 %, Deutschland nur mit 1 %. Man klagte sehr über schlechte Zeiten und besonders über das große Uebergewicht der griechischen Firma Ralli Brothers, einem in London etablirten Waaren- und Produktenhause mit Filialen in allen größeren Plätzen Indiens und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, welches viele Artikel ganz monopolisirt habe, und gegen dessen unangenehme und kapitalkräftige Konkurrenz nur besondere Intelligenz hin und wieder auch anderen Leuten Geschäfte ermögliche.

Eine deutsche Bank existirt bislang leider noch nicht in Indien, doch dürfte diesem Mangel vielleicht bald abgeholfen werden, da das Konsortium der vorläufig nur in China thätigen Deutsch-asiatischen Bank sich letzthin auch für Indien interessirt. —

Neben der Konkurrenz geschickter chinesischer Handwerker am Platze selbst machte sich übrigens auch die Konkurrenz der Japaner hier schon bemerkbar; die sogenannten „schwedischen“ Zündhölzchen, welche man in Kalkutta kauft, stammen bereits ausnahmslos aus Japan.

Post nach Europa geht nur einmal per Woche über Bombay und Brindisi mit der Peninsular und Oriental (P. und O.) Linie, über deren langsamen und theuren Dienst und schlechte Verpflegung auch hier allgemein geklagt wurde.

Gelegentlich der Post, die im Uebrigen in Indien gut funktionirt, will ich bemerken, daß die Briefabsender hier zu Lande die Marken auf den Postsendungen selbst mit Federstrichen durchkreuzen, um den meist einheimischen Postangestellten das Interesse am Ablösen zum Wiederverkauf der Werthzeichen zu benehmen; die Post entwerthet dann die Marken außerdem noch durch ihre Abstempelung.

Die Telegramme innerhalb Britisch-Indiens werden entweder „aufgeschoben“, „gewöhnlich“ oder „eilig“ befördert und kosten per Wort bezw. 1, 2 und 4 Annas bei freier Adresse und einem Minimalsatz von $1/2$, 1 und 2 Rupien. Die „eiligen“ Telegramme haben vor allen anderen den Vorrang, dann werden die „gewöhnlichen“ und schließlich die „aufgeschobenen“ expedirt; die billigste Beförderungsweise genügt für die meisten Zwecke. —

Einen originellen Anblick hatte ich in der Harrison Road im Eingeborenen-Viertel Kalkuttas, wo sich unter offenem Himmel auf einem etwas erhöhten Theile der Straße zwei Lager von Fakiren etablirt hatten, etwa 100 Personen, jung und alt, darunter schon Knaben von etwa 10 Jahren an. Von oben bis unten wie Clowns mit weißer Asche eingerieben, das lange Haar in wirren Zöpfen herabhängend und als Bekleidung nur einen knappen, an Kette oder Band befestigten Schamlappen tragend, waren diese Büßer aus allen Theilen Indiens zu einem Kongreß herbeigekommen; nur der Ober-Fakir, der auf einem Kissenaltar vor sich heilige Schriften liegen hatte, war durch ein ausgespanntes Segel vor der Sonne geschützt, die übrigen kampirten bei Tag und Nacht ganz unter freiem Himmel. Einen unerquicklichen Anblick bereitete der rechte Arm eines Fakirs, welcher durch jahrelanges, ununterbrochenes Emporhalten mumienförmig eingetrocknet war, während

die Nägel der geballten Hand durch das Fleisch gewachsen waren und auf der anderen Seite etwa zehn Centimeter lang hervorragten. —

Auffallend sind in Kalkutta auch die vielen fortune tellers oder Wahrsager, welche auf großen Straßenschildern in englischer und Bengali-Sprache, besonders im Eingeborenen-Viertel, ihre Künste anpreisen. —

Mein nächster Ausflug galt dem berühmten Höhenort Dardschiling in den Vorbergen des Himalaya, der von Kalkutta aus in 24 Stunden bequem per Bahn zu erreichen ist und in den heißen Monaten April bis November seine „große" Saison für die in Indien lebenden Europäer hat. Freilich herrscht gerade dann viel und vom Juni bis September fast beständiger Nebel in den Bergen, deren entzückende Fernsichten auf die „Schneewohnung", d. i. Himalaya, oft wochenlang ununterbrochen verschleiert bleiben, während die im Winter erscheinenden Touristen, welche die „kleine" Saison von Dardschiling bilden, mehr Chancen haben, die höchsten Bergspitzen unseres Planeten in ihrer ganzen Majestät und bei klarster Luft bewundern zu können. Auch ich hoffte darauf und wurde nicht enttäuscht.

Man verläßt Kalkutta von der im Osten der Stadt gelegenen Sealdah-Station aus mit der Eastern-Bengal-Staatseisenbahn Nachmittags vier Uhr und fährt durch die fruchtbare, gut bewässerte und an Cocospalmen reiche Ebene bis nach Damukdia am rechten Ufer des hier seeartig breiten Ganges. Derselbe ändert in seinem Unterlauf sein Flußbett so stark und so häufig, daß an feste Bahnstationen an seinen beiden, flachen Ufern, oder gar an eine Brücke über ihn hinweg bislang nicht gedacht werden konnte; während der trockenen Zeit werden provisorische Schienen-Geleise auf dem Sand möglichst nahe dem jeweiligen Ufer zugeführt und auf einer Dampffähre kreuzt man den Strom in etwa einer halben Stunde, während welcher ein nett servirtes Diner eingenommen wird. Ufer und Sandbänke des Flusses sind hier von zahlreichen Gavial-Krokodillen belebt.

Von Sara Ghat am linken Ufer aus führt nun die schmalspurige Northern-Bengal-Bahn direct nach Norden, und bevor man am nächsten Morgen sechs Uhr in derem Endstation Siliguri ankommt, sind bei Sonnenaufgang die rosig beleuchteten Schneeketten des Himalaya sichtbar geworden, deren steiler Südabfall von Siliguri selbst aus schon wieder durch die Vorberge verdeckt ist.

Hier wird nun die Himalaya-Bahn bestiegen, welche mit einer Spurweite von nur zwei Fuß, ihren kleinen, aber sehr kräftigen Lokomotiven und den trambahnähnlichen Wagen den Eindruck eines Riesenspielzeuges macht. Nur je ein geschlossener Wagen erster und

zweiter Klasse sind vorhanden; die Mehrzahl derselben und diejenigen dritter Klasse sämmtlich, sind seitlich ganz offen, und um die prachtvolle Rundsicht zu genießen (rechts sitzen!) natürlich auch vorzuziehen, nur muß man sich mit Schleier oder Schutzbrille gegen die lästige Asche der Maschine und mit Plaids und warmer Kleidung versehen, um gegen die plötzliche, merkliche Abkühlung gewappnet zu sein. Die nach einem ganz eigenartigen System in Manchester construirten Lokomotiven wiegen zehn Tonnen und führen vorn einen Sandstreukasten zum Bremsen, wozu außerdem eine schwere, eiserne Barre dient, welche von der Maschine aus auf die Stahlschienen herabgepreßt wird.

Die Entfernung von Siliguri bis Dardschiling beträgt 50 engl. Meilen, und da die Fahrgeschwindigkeit hier 7 Meilen per Stunde nicht überschreiten darf, so gebraucht man zu dem Aufstieg acht Stunden.

Die ersten sieben Meilen führen noch durch fruchtbare Ebene; dann beginnt das Ansteigen zwischen üppig bewaldeten Bergen, welche besonders bis zu etwa 2000 Fuß Höhe mit der schönsten Urwald-Vegetation besetzt sind, die ich bislang noch irgendwo in Indien gesehen hatte: mächtige Laubbäume, von Lianen und Schmarotzern umschlungen, bilden mit wilden Bananen, Bambusen und anderem Untergehölz zusammen eine schier undurchdringliche, prächtige Pflanzenwildniß; hochstämmige Palmen sind hier nur selten, bis zur Höhe von 6500 Fuß dagegen Kletterpalmen häufig anzutreffen. Die Bahn steigt mit Vermeidung von Tunneln in scharfen Kurven und großen Schleifen, drei Mal eine Kreisspirale von nur geringem Durchmesser beschreibend. Bei etwa 3500 Fuß Höhe befinden sich vier „reversing stations“, Umschiebestellen, bei denen die Lokomotive an das andere Ende des Zuges umgeschoben und die Zickzackfahrt nach oben dann in entgegengesetzter Richtung fortgesetzt wird. Kleine Wasserfälle sind häufig und wo sie das Bahnbett kreuzen, außerdem auch sonst bei steilen Stellen, ist der Abhang durch Mauerwerk gesichert. Große Strecken weit zieht die Bahn einfach der Landstraße entlang, deren Anlage an und für sich auch schon ein Wunderwerk war.

Je höher man steigt, umso weiter und entzückender wird die Rundsicht über die Reihe riegelförmig vorgelegter, dicht bewaldeter Bergketten mit ihren scharfen Kämmen, deren trennende Steilthäler und die weite Ebene im Süden.

Die Bahn hält unterwegs in neun kleinen Ortschaften, deren Hauptstraße sie überall durchzieht, sodaß man bequem von den neben dem Zug herlaufenden Kindern angebettelt werden und beobachten kann, wie in den Häusern die eingeborenen Damen ihre Frisur mit

einer Art groben Sammetbürste bearbeiten und kleine Thierchen aus ihr entfernen. Die aus getünchten Holzbrettern hergestellten, mit Wellblech oder mit Palmenblättern und Matten gedeckten Wohnhäuser gehören meist den Bhútias, bereits einem Mongolenstamm an, welche den Haupttheil der hiesigen Bewohner bilden; gedrungene und kräftige Gestalten, mit besonders dicken Oberschenkeln, meist abschreckend häßlich, aber immer freundlich und heiter bis zur Ausgelassenheit, auch wenn sie ihre schweren Lasten auf dem Rücken tragen, stechen sie gegen die weit schöneren, aber mageren, ernsten und unfreundlichen Hindus ganz wesentlich ab. Die Lage ihrer langgezogenen Dörfer auf den Bergkämmen und der silberne, mit ordinären Türkisen und Korallen besetzte Hals- und Ohrschmuck erinnerte mich lebhaft an Land und Leute in der großen Kabylie Algiers, in der prächtigen Dschurdschura, und die Scenerie-Aehnlichkeit wuchs mit der Höhensteigerung.

Bei 3000 Fuß trafen wir blühende Mandelbäume, bei 5000 Fuß schöne, hohe Farrenbäume, Alsophila gigantea, und würzig duftende Wermuthsträucher an, hin und wieder ein schönes Pflanzerhaus inmitten freundlicher Gärten, nahe den Thee-Plantagen, deren bouquetförmig geschnittene, nur etwa zwei bis drei Fuß hohe Sträucher mit zwei Meter Abstand von einander gepflanzt sind.

In dem 5000 Fuß hoch liegenden Kurseong, wo wir den Lunch einnahmen, war es bereits empfindlich kühl geworden, Fuß-Wärmflaschen wurden hier in die Wagen geschoben und leider ging die Weiterfahrt, welche in den engen Sesseln allmählich etwas ermüdend wirkte, von hier aus fast ununterbrochen durch Nebel und Wolken, bis es sich erst kurz vor Dardschiling, wo wir Nachmittags $^1/_2$4 Uhr ankamen, wieder etwas aufklärte und über den großen Thaleinriß hinüber Schneeberge sichtbar wurden.

Die Kulis am Dardschiling-Bahnhof sind alles Tibet-Weiber, kleine, gedrungene Gestalten, die ehe wir wußten, um was es sich eigentlich handelte, wie die Raubthiere über unser Gepäck herfielen, es mit Stricken und Riemen befestigten, auf den Rücken nahmen und dann mit unglaublichen Lasten den steilen Zickzackweg hinter dem Bahnhof nach Woodland's Hôtel hinauf kraxelten, wo man ganz behagliches Unterkommen findet.

Der malerische, ganz in Grün eingebettete Ort, mit seinen zerstreut liegenden, freundlichen Holz-Villen und Gärten und dem Eingeborenen-Viertel darunter, zieht sich an steil abfallender Berglehne dicht unter derem scharfen Kamm lang hin. Nur wenige Wege sind horizontal angelegt, meist geht es nicht ohne Steigen und zwar zuweilen sehr

starkes Steigen ab, und es wird deshalb auch fast gar nicht gefahren, sondern meist geritten, wozu prächtige, kräftige Ponnys aus Tibet zur Verfügung stehen. Außerdem giebt es zahlreiche Tragstühle, Dandies genannt, welche zuweilen auch mit einem zurückschlagbaren Verdeck aus schwarzem Wachstuch versehen sind, und einige wenige Rickschas, leichte, von Männern gezogene, zweirädrige Stuhlwagen, wie man solche zuerst in Japan benutzt hat.

Die Berglehne fällt steil zu dem 6000 Fuß tiefer fließenden Randschit-Fluß ab und hinter dessem anderen Ufer erhebt sich die lange, bis zu 28156 Fuß hohe, isolirte Kette des Kintschindschinga, dessen Gipfel in der Luftlinie etwa 45 Meilen von Darbschiling entfernt sind und dessen Gesammtanblick zu genießen ich spannungsvoll dem nächsten Morgen entgegensah.

Mein David hatte mir fürsorglich eine mit Filz umzogene, lederne Wärmflasche ins Bett gelegt, nachdem er die Bettwäsche des etwas dumpfen Zimmers vor dem hell brennenden Kaminfeuer gewärmt hatte, denn die Temperatur draußen war nur wenig über dem Gefrierpunkt und der indische Diener des mit mir zusammen heraufgekommenen Garde-Lieutenants von Delhi, den ich in Kalkutta wieder getroffen hatte, klapperte, zur Belustigung meines David's, der sich wacker hielt, vor Frost wie ein Schneider, und wäre seinem Herrn am liebsten durchgebrannt.

Sehr zeitig war ich am nächsten Morgen auf und spähte hinter den Glasscheiben der Veranda nach Aussicht: nichts, nur eine große Nebelfläche in der ersten grauen Morgendämmerung. Endlich, gegen $^1/_2$8 Uhr kam Leben in das Bild, die Nebel wogten und schwankten und über den sich wie eine Theaterdecoration langsam senkenden Dunstschleiern erschienen, gerade meinem Standplatz gegenüber und rosig beleuchtet von der Morgensonne, erst einzelne Spitzen, dann die ganze lange Schneekette des Kintschindschinga in ihrer vollen, hehren Pracht; tiefer sanken die Nebel, das schneefreie, granitene Bergmassiv enthüllend und allmählich auch eine Reihe von etwa einem Dutzend grüner und dunkler vorliegender, über einander aufsteigender Bergketten erkennen lassend, mit ihren romantischen, schmalen Steilthälern und wenigen kleinen Dörfern und zerstreuten Wohnungen auf engen Felsterrassen, welche durch steile Zickzackwege verbunden sind. Ueber dem tiefen Einschnitt des Randschit-Flußes hatten sich die Nebelwolken dicht geballt und gespensterhaft tauchten nur die Spitzen hoher Pyramiden-Tannen aus der Tiefe empor.

Auf mit Reif bedecktem Rasen erklomm ich den hinter dem Hôtel aufsteigenden Berg mit der meteorologischen Station und hatte von hier aus eine entzückende Rundsicht; das Licht der Morgensonne lag nun voll auf der Schneekette, deren Bild durch wallende Nebelstreifen öfter verhüllt wurde, bis gegen zehn Uhr die ganze Pracht des Fernblicks, welche seit vielen Tagen nicht so klar, wie heute gewesen war, wieder völlig hinter Wolken verschwand; an günstigen Tagen erscheint aber gewöhnlich Nachmittags die ganze Kette auf's Neue.

Sehen wir uns nun den Ort selbst etwas näher an, der mit seinen freundlichen Holzhäusern halb einem deutschen Badeplatz und halb einem Schweizer Höhenort gleicht, eingerahmt in dem frischen Grün mächtiger Edeltannen, Eichen, Birken, Ahorn, Nußbäume und Magnolien, welche die Vegetationszone zwischen 7000—10000 Fuß Höhe hier characterisiren; einzelne Laubbäume haben ihr Laub jetzt abgeworfen, dagegen erscheinen Kamelien und Fuchsien, große Marschall Niel- und andere Theerosen, Geranien, Hortensien, Tausendschön und Rhododendren in den Gärten in voller Blüthe. Niedriger Zwergbambus vertritt hier fast überall die Stelle des meist fehlenden Grases. Die Temperatur in Dardschiling sinkt selten etwas unter den Gefrierpunkt, einmal hatte es in diesem Winter leicht geschneit, aber des Tages über war die Temperatur durchaus angenehm und mild.

Wir gehen die Hauptstraße oder „Mall“ entlang zu einer Bergnase, dem Observatorium-Hügel, von dessem Höhe aus man einen guten Rundblick über den ganzen Ort und seine herrliche Umgebung hat; gegenüber erhebt sich als auffallendstes Gebäude das große rothdachige Sanatorium, von gelber Holzveranda umzogen, darüber der Palast des Bischofs, während im Süden die hochgelegene St. Pauls-Schule das Auge besonders auf sich zieht. Ebene Plätze von irgend nennenswerther Größe giebt es außer dem Markt und dem Sanatorium-Platz kaum, bei dem steil abfallenden Terrain sind vielmehr die meisten Häuser so angelegt, daß sie auf der einen Seite ein oder selbst zwei Stockwerke mehr, als auf der andern haben.

Es wird kein Tourist und speciell kein Deutscher nach Dardschiling kommen, ohne unserem seit elf Jahre hier weilenden, ebenso amüsanten, als interessanten Landsmann Paul Möwis einen Besuch abzustatten, einem echt Berliner Kind, das seinen Lebensweg als Haarkünstler begann und heute Schmetterlingssammler, Händler in tibetanischen Kuriositäten und last not least, Lama à la suite ist. Theils aus Ueberzeugung, theils aus Geschäftsinteressen ist Möwis, welcher schon zweimal in Tibet war, seit drei Jahren nämlich nicht nur Buddhist, sondern sogar

Lama, d. h. „Führer zur Wahrheit", Oberer oder Priester geworden und hofft im fünften Jahre der höheren Lama-Würden theilhaftig zu werden und so vorbereitet dann nach der Hauptstadt des eigenthümlichen Reiches, nach Lhassa, hineingelangen zu können, was in diesem Jahrhundert bislang nur vier Europäern in Verkleidungen geglückt ist. Möwis Religionslehrer, ein „Mahadma", ein in der fünften Wiedergeburt mit besonders großen geistigen Kräften ausgestatteter Mann oder „hoher Lehrer", aus Tibet stammend, erzählte uns viel über das eigenartige höchste Bergland der Erde, den Kirchenstaat der buddhistischen Welt, dessen 1½ Millionen Einwohner zum großen Theil Priester sind, welche die Gerichts- und Polizeigewalt ausüben, in über 3000 Klöstern wohnen und in dessem freundlich von Gärten umgebenen und circa 11 000 Fuß hoch liegenden Hauptstadt Lhassa seit dem 14. Jahrhundert der „Dalailama" oder „Priester-Ozean" als immer erneute Wiedergeburt des Buddha selbst verehrt wird. Der jetzige Dalailama sei 23 Jahre alt und wohne mit 75 Priestern zusammen in einem prächtigen, hohen, weißen Steinpalast, der mit goldenen Kuppeln gedeckt ist; zwar lebe er, wie alle orthodoxen Buddhapriester, im Cölibat, doch sei es eine besondere und hoch gesuchte Ehre, wenn er sich zuweilen einer ihm dargebrachten Ehefrau als verliebter Jupiter nahe. Der Dalailama selbst, welcher schon als zartes Kind dazu ernannt wird und in seiner Klosterresidenz quasi eingesperrt lebt, kommt gewöhnlich gar nicht zum Regieren seines Landes, sondern das besorgt ein von Chinas Oberherrlichkeit bestellter Regent. Soldaten werden nur zu Kriegszeiten ausgehoben und wer nicht Priester ist, beschäftigt sich besonders mit Viehzucht; die Wolle der Tibet-Kaschmirziege und des Steinbocks sind berühmt; kräftige Gebirgspferde, in Darjeeling mit 300—500 Rupien bezahlt und als Lastthiere sehr geschätzte Maulesel, etwa 300 Rupien werth, werden aus Tibet ausgeführt, auch prächtige, stark und lang behaarte Hunde von tibetanischer Herkunft, ähnlich unseren Bernhardinern, habe ich in Darjeeling gesehen.

Es war gerade Sonntag und gelegentlich des dann wöchentlich stattfindenden Marktes hatte ich die beste Gelegenheit, nicht nur die Arbeiter der umliegenden Theeplantagen, sondern auch zahlreiche Vertreter der höchst interessanten Landbevölkerung all der umliegenden Staaten anzutreffen. Stoßen doch an den schmalen Landzipfel, in welchem Darjeeling liegt, vier andere Staaten, nämlich: im Westen das selbstständige Königreich Nepal mit der Hauptstadt Khatmandu und drei Millionen Einwohnern; im Norden der kleine britisch-indische Schutzstaat Sikkim mit etwa 50 000 Einwohnern und das eben besprochene Tibet; im Osten

das geistliche Fürstenthum Bhutan mit 200 000 Einwohnern, welches ebenfalls von einer, in der Jugend gewählten Inkarnation Buddha's, dem Darmah Radschah, regiert wird, neben welchem aber auch periodisch gewählte Statthalter die eigentliche Verwaltung führen; eine Eigenthümlichkeit dieses letzten Landes ist Vielmännerei.

Was die Völkerstämme anbelangt, welche diese Grenzstaaten bewohnen, so unterscheidet man in Nepal die Eroberer des Landes, den tüchtigen, ursprünglich aus Radschputana kommenden Kriegerstamm der Ghurkas, klein, dunkelfarbig und häßlich, und die Ackerbau und Gewerbe treibenden mongolischen Ureinwohner, die Newaris. In Sikkim leben die Leptschas und die Lopos, erstere Teufels-Verehrer, der bartlose Mann und die Frau in gleicher Tracht, nur mit dem Unterschied, daß ersterer einen Zopf, die Frau deren zwei trägt; die Lopos sind Buddhisten, etwas kleiner in Gestalt, dunkler in Farbe und ohne Zopf. Die Bhutias sind buddhistische Mongolen, von starkem, gedrungenem Körperbau, sehr schmutzig, tragen Zopf und einen runden Filzhut mit barettähnlich aufgeschlagener, breiter Krempe. Auch die Tibetaner sind Mongolen, etwas heller als die mit Hindus gemischten Bhutias, tragen Zopf und haben, wie alle Mongolen, wenig Bart. Zu diesen Völkern kommen noch hinzu die Limpus, Mischlinge zwischen Nepalesen und Bhutias, und die Kampas aus dem nördlichen Tibet, deren Sprache „nach Möwis" eigenthümliche Anklänge an die unsrige haben soll; so bezeichnen sie ihre runden Grenzthürme mit „Warburg", Feinde mit „Duschmann" u. s. w. Die in Dardschiling wohnende Mischrasse bezeichnet man einfach als Pahari d. h. Bergbewohner.

Nach dieser kurzen theoretischen Einführung kann man sich ungefähr denken, welch buntes Leben sich auf dem von Tausenden besuchten Bazar abspielt, wo die Landbevölkerung Saaten, Gemüse, Früchte, Geflügel, Eier, Butter und Milch zum Verkauf bringt, letztere in armstarken und etwa drei Fuß langen Bambusrohren, und anderseits ihre Bedürfnisse an Kleidung und Tand befriedigt. Nur wenig ist hier noch die nur aus lose umgeschlungenen Tüchern bestehende, weiße Hindukleidung zu sehen, die überwiegende Mehrzahl geht europäisch, oder sagen wir richtiger, mongolisch gekleidet, die Männer in Hosen, Westen und Jacken aus Tuch, das schöne Geschlecht in wollenen Röcken, Jacken und Umschlagtüchern. Das „schöne" Geschlecht ist bei der jüngeren Generation oft wirklich wörtlich zu verstehen, aber die Schönheit welkt sehr schnell, während die oft bis zur Ausgelassenheit getriebene Heiterkeit bleibt, sodaß man, wenn man überhaupt etwas zum Ulken neigt, hier nach dem trostlosen Ernst der Hindus ordentlich

aufathmen kann. Und ich athmete lang und ich athmete tief in dem sonnigen Lichte der Himalaya-Berge und der Heiterkeit.

Ghaus, flache silberne Kästchen, mit ordinären, in Tibet häufigen Türkisen besetzt und geschriebene Gebete umschließend, werden als Amulette an Ketten aus Korallen-, Bernstein- und Glasperlen von den Frauen um den Hals auf der Brust getragen, ferner lange, mit Türkisen geschmückte Gehänge im Ohr, und von den Schultern herabhängend eine silberne Chatelaine, an welcher Medicinlöffel, Ohrreiniger, Pincetten und andere kleine Instrumente befestigt sind. Form und Ausschmückung der Schmucksachen waren zum Verwechseln denen ähnlich, die ich bei den Kabylen in Algier angetroffen hatte. Kahlgeschorene Lamapriester, in rothwollenem Rock, wenn sie aus Bhutia stammen, wo man den alten Lamaismus beibehalten, in gelbem Rock, wenn sie aus Tibet mit dem im 14. Jahrhundert reformirten Lamaismus kommen und mit gelber Mütze, tragen auf der Brust kleine kupferne oder silberne Umhängekapellen, hinter derem Glasscheibe man eine Buddhafigur sitzen sieht.

Wittwen, welche sich wieder verheirathen wollen, nachdem sie als Zeichen der Trauer ein Jahr lang Blumen getragen haben, zeigen dies ernst gemeinte Heirathsgesuch zwar nicht mit Druckerschwärze und durch die Zeitungspresse, aber viel allgemeiner sichtbar dadurch an, daß sie sich die Nase schwarz anstreichen, und angesichts des Vermögens, welches sie vom Gatten Nr. 1 mitzubringen pflegen, wird ihnen die Wiederverheirathung meist auch sehr leicht gemacht.

Bei anderen Damen ohne schwarze Nase war das ganze Gesicht mit braunem Stoff bespritzt oder eingeschmiert und das erklärte sich als ein Cosmetique aus Schweinsblut, welches die, um die Zartheit ihrer Haut nicht weniger als ihre europäischen Kolleginnen besorgten Schönen hier anwenden und wodurch ihre braune Haut allerdings wohl kaum mehr „Teint", aber doch größere Geschmeidigkeit bekommen dürfte. —

Im Bazar sowohl, wie besonders im Hôtel, werden in Dardschiling prachtvolle Felle von Tigern, Panthern, Leoparden, Schneefüchsen u. s. w. angeboten, die theilweise auffallend billig sind.

Nachmittags besuchten wir in Begleitung von Möwis und seinem Religionslehrer Khasi das Dorf Bhutia Busti, welches auf der anderen Seite des Dardschiling-Bergrückens etwa 1000 Fuß unterhalb des Kammes liegt, mit Aussicht auf freundliche Theeplantagen und die in zartem, blauen Duft schwimmenden Berge jenseits des durch den Randschit-Fluß gebildeten, 6000 Fuß tiefen, schmalen Thaleinschnitts. Auch die Schneespitzen des Kintschindschinga waren wieder sichtbar und traten hoch oben aus dem blauen Aether märchenhaft hervor. In ziemlich

steilem Abstieg führt bergein der schmale Pfad, dessen scharf abfallende Ränder mit Bambus eingefaßt sind, deren Stämme umso stärker werden, je tiefer man ins Thal hinabkömmt. Auf halbem Wege passirt man ein von weißen Mauern umzogenes, flachgewölbtes und von goldener Spitze überragtes Kuppelgrab eines Lamas, vom europäischen Volkswitz als das Grab eines Bhutia bezeichnet, der sich einmal in seinem Leben gebadet habe, was nämlich sonst bei diesen Leuten nie vorkommt.

Die Hauptsehenswürdigkeit des Dorfes bildet der tibetanische Tempel, welcher in seinem Aeußeren allerdings sehr einfach, in seiner Einrichtung aber außerordentlich interessant ist und eine anschauliche Idee von dem Ritual des Lamaismus giebt. Wie in dem verflossenen römischen Kirchenstaat das Christenthum nicht immer in seiner reinsten Form gelehrt wurde, so ist auch die Religion des buddhistischen Kirchenstaates Tibet keineswegs eine besonders hehre Form des Buddhismus, sondern eine Mischung mit dem landesüblichen Schamanenthum der Zauberer und Teufelsverehrer, welchem man in derselben Weise Koncessionen machte, wie man zur Erleichterung der Einführung des Buddhismus in Indien Theile der alten Brahmanen-Götterlehre und in Japan des Schintoismus mit in das Pantheon der neuen Lehre aufnahm. Erst im Jahre 747 berief der damalige König von Tibet, ein chinesischer Prinz, welcher von seiner Mutter die Neigung zum Buddhismus erworben hatte, aus der Gegend von Peschauer den buddhistischen „Zauberer" Guru Padma, „Lehrer der Lotosblume", der, wie die Legende erzählt, die Hauptteufel des Schamanenthums bald besiegte und nur diejenigen verschonte, welche sich als Vertheidiger der neuen Lehre des Lamathums erklärten; man kann das letztere also als eine priesterliche Mischung von brahmanischem Mysticismus und tibetanischer Zauberer- und Teufelsverehrung bezeichnen, die mit einem dünnen Firniß von Buddhismus überzogen ist.

Der tibetanische Tempel in Bhutia Busti ist ein einfaches, einstöckiges, schwarz angestrichenes Bretterhaus mit Wellblechdach, umgeben von einer Reihe das Haus überragender und von vergoldeten Schirmen gekrönter Bambusstangen, an welchen lange, schmale, weiße Baumwolltücher mit aufgeschriebenen Gebeten befestigt sind. Links und rechts von dem Eingang hängen große Trommeln zum Gebetrufen und in den äußeren Nischen auf beiden Seiten der Thür stehen Reihen meterhoher, trommelförmiger Gebetmühlen aus bemaltem Holz, die im Innern auf Papier geschriebene Lobpreisungen Buddhas enthalten; jede Umdrehung der Trommel wird dem Gläubigen als eine einmalige Hersagung des ganzen Gebetes angerechnet, das ist also ähnlich dem System

des katholischen Rosenkranzes, mechanisch und bequem. Aus Silber oder Kupfer verfertigte kleine Mani oder Gebetmühlen, in denen Papierstreifen mit geschriebenen oder gedruckten Gebeten enthalten sind, werden auch mit einem Griff zum Handgebrauch hergestellt. Das eingeschlossene Gebet lautet: „Om mani padme, hum“ (= „das Kleinod im Lotos, Amen“) und ist in jedem Cylinder unzählige Male wiederholt.

Die Vorhalle des Tempels zeigt rechts eine mannshohe Gebettrommel, welche vermittelst eines oben angebrachten Stäbchens jede Umdrehung durch Anschlagen einer Glocke markirt, und darüber an der Wand gemalt die vier Personificationen von Macht, Reichthum, Wollust und Musik, die außerhalb des Tempels bleiben sollen. An der linken Wand sieht man das große, buntgemalte Lebensrad, welches in figürlicher Darstellung Scenen aus diesem und dem zukünftigen Leben, Höllenstrafen und in der Mitte immer eine Schlange als Symbol der Schlauheit und Falschheit, einen Hahn als das der Wollust und ein Schwein als Zeichen der Völlerei und Faulheit zeigt; diese drei Symbole verkörpern den Ursprung aller Sünden. Das in Asien so beliebte Symbol des Rades als Zeichen geheimnißvoller Macht finden wir also auch hier wieder und selbst die Gebetmühlen entstammen vielleicht einer praktischen Ausführung des vielfach bildlich gebrauchten Ausdrucks, daß Buddha und seine Nachfolger „das Rad der Gerechtigkeit drehen“.

Treten wir nun in das Halbdunkel der inneren Halle, welche fensterlos ihr Licht nur durch die Thür empfängt und deren einfach geschnitztes Balkenwerk auf rothem Grunde sehr bunt bemalt ist. Gerade aus erhebt sich vor der Rückwand der schmale hölzerne Opfertisch und über diesem die sitzende vergoldete Statue des Guru Padma, mit den characteristischen Zügen Buddhas: dem ernsten, sinnenden Auge und dem lächelnden Mund, eine Combination, welche praktisch und lange geübt, Willenskraft verleihen soll und deshalb den Anhängern Buddhas empfohlen wird. Links und rechts von der Statue des „Lotos-Führers“ befinden sich zwei vergoldete Frauenfiguren, gleichfalls sitzend dargestellt und Lieblingsschülerinnen des Lehrers repräsentirend.

Die Opfer bestehen nur in Reiskörnern und Wasser und werden in getrennten Gefäßen auf dem schmalen Altarbrett niedergelegt oder auch auf dem links davor stehenden Tisch vor dem Holzlehnsessel des Oberpriesters; die Einsegnung und Vertheilung des heiligen Wassers und der Reisopfer bilden das Sakrament des Lama-Gottesdienstes.

Wir sehen hier ferner eine zwei Fuß hohe, von viereckiger Gazelaterne überragte, vergoldete Becherschale mit Butter angefüllt, in

welcher ein brennender Docht schwimmt, und die von dieser ewigen Lampe aufsteigende warme Luft dreht eine darüber hängende papierne Gebetmühle, sodaß die Gebete Tag und Nacht ohne Unterbrechung gen Himmel steigen.

Links und rechts von dem Altar befinden sich an der Wand Regale für die in Holzkästen verwahrten, heiligen Bücher, und in der obersten rechten Ecke der Hinterwand erscheint in einer dunklen kleinen Nische eine Teufelsfigur mit einem Gürtel von Schädeln um die Lenden.

Der Ruf zum Gebet und zur Verscheuchung böser Geister erfolgt durch eine Trompete, welche aus dem Schenkelknochen eines Lama besteht, oder durch ein zusammenschiebbares, zwei Meter langes kupfernes Rufrohr, oder auch durch große Muscheln. Der Schädel eines angesehenen Priesters, als Schale gesägt, dient seinem Nachfolger als Speisegeräth, um ihn an die Vergänglichkeit des Irdischen zu erinnern und dadurch sein Seelenheil zu fördern. Ein Tam-Tam, eine Art Stieltrommel mit zwei beim Drehen des Griffs an Fäden schwingenden Kugeln als Schallerzeugern, warnt vor Ehebruch, welcher mit der Steinigung beider Theile bestraft wird; ich besitze ein solches Tam-Tam aus zwei Schädelschalen hergestellt, die „nach Möwis“ von einem gesteinigten Ehebruch-Paar herstammen sollen.

Masken, welche Haß, Aerger und andere Untugenden ausdrücken, werden von den Priestern als Abschreckungsmittel benutzt.

Ganz dem alten Teufelsglauben entnommen, sind der noch im Gebrauch befindliche Teufelsstecher, „Purpah“, und der Donnerkeil, „Dhodschie“; ersterer ist ein dreischneidiger Dolch aus Bronce mit Adlerklauen-Griff, der oben in drei Teufelslarven und einen Pferdekopf ausläuft und mit welchem der Lama nach allen Seiten in die leere Luft hinein sticht, um die bösen Geister zu vertreiben; letzterer, der Dhodschie, ist ein kurzer, in Kronen aus Adlerklauen auslaufender Messingstab, welcher in der Hand des Priesters angeblich hypnotisiren, eventuell sogar tödten und den Priester selbst über die Erde erheben soll.

Auch die von den Lamas benutzte Handklingel, der Tipo, in Tibet kunstvoll gearbeitet, trägt am Griff über dem Buddhakopf die Krone aus Adlerklauen. —

Man sieht, es giebt in dem Tempel allerlei Interessantes zu bewundern. Wir statteten dann auch noch dem gegenüber in einer Art Schweizerhaus wohnenden Lama einen Besuch ab und fanden in dessem Privatkapelle eine ganze Reihe goldig blinkender Statuen, Opfergefäße, Lampen, Vasen, Uhren, Gebetmühlen und Lebensräder, sodaß das betreffende Zimmer beinahe den Eindruck einer Galanteriewaaren-Handlung

machte. Der alte freundliche Herr sorgte für Pferde, um uns den steilen Aufstieg zu Fuß zu ersparen und sehr befriedigt von dem Gesehenen verließen wir Bhutia Busti.

Wieder in Dardschiling zurück, machten wir die Bekanntschaft eines wohlhabenden Rheinländers, der seit zwei Jahren in der Nähe als Farmer und Theepflanzer ansässig war und da diese Erde bekanntlich ungeheuer klein ist und man demnächst selbst im dunkelsten Innern des dunklen Erdtheils nicht mehr incognito wird reisen können, so fanden sich auch hier bald Beziehungen: des Lieutenants Bruder hatte mit dem Rheinländer zusammen die Schulbank in Wiesbaden gedrückt und auch ich hatte Berührungspunkte mit seiner Familie. Der Farmer lud uns zu einem opulenten Mahl in dem guten italienischen Restaurant von Marraffa und wir verlängerten daselbst bei manchem gutem Tropfen und vielem Ulk, wobei der Lieutenant und Möwis ihre magnetischen und chiromantischen Künste verwertheten, den Abend bis weit in den Morgen hinein. Möwis war als „edler Bhutia" costümirt erschienen, in gelbseidenem Brokattalar, mit Gürtel und Bandelier aus rothem Leder, das letztere mit silbernem Amulett-Kästchen besetzt, auf dem Kopf trug er ein Pelzbarett mit hinten herabhängendem Fuchsschwanz und unter der Nase hatte er einen chinesischen Hängebart angeklebt, sodaß das Berliner Kind äußerlich nicht wieder zu erkennen war.

Mein David hatte sich's inzwischen zu Hause in meinem Zimmer vor brennendem Kaminfeuer bequem gemacht, in welches angeblich auch die Hälfte einer Flasche „Old Tom Gin", den er „aus Versehen" für Brennspiritus gehalten habe, zur Anfachung des schlecht brennenden Feuers hineingewandert war, obgleich sie wohl eher die Flammen seines Durstes gelöscht haben dürfte.

Am nächsten Morgen geleitete ich den Lieutenant zur Bahn — der Zug verläßt Dardschiling um 10 Uhr und erreicht Kalkutta am folgenden Tag um 11 Uhr Vormittag — und besuchte sodann des Rheinländers freundlich gelegene Theeplantage Allobarie auf der andern Seite des Dardschiling-Bergrückens. Im Jahre 1856 zuerst in dieser Gegend cultivirt, wird Thee heute etwa in 200 „Estates" gepflanzt und die jährliche Ernte dieses Bezirks dürfte ungefähr acht Millionen Pfund betragen. Die Pflanzen werden aus Saatkörnern gezogen und zurückgeschnitten auf 2 bis $2^1/_2$ Fuß hohe bouquetförmige Büsche, welche im dritten Jahre ertragsfähig werden und es lange Jahre hindurch bleiben. Die Blätter der Pflanzen gleichen denen unserer Kamelien und die weiße orangenähnliche Blüthe hat schwachen Duft. Vom April bis November werden die frisch sprossenden, jungen Blätter von 1 bis 2

Centimeter Länge mit einem Gartenmesser gepflückt, nach dem hölzernen Theeschuppen gebracht, wo man sie wiegt und dann während einer Nacht auf Bambusgeflechten des Trockenbodens unter Dach leicht welken läßt, sodaß sie gerollt werden können, ohne zu brechen. Nach dem Rollen werden die Blätter auf Drahtsieben über Holzkohlenfeuer, das in gemauerten Herdbecken glüht, gedörrt, und der indische schwarze Thee, den ich mild, aromatisch und wohlschmeckend finde, ist fertig; grüner Thee wird in Indien überhaupt nicht producirt.

Bislang werden auf der Pflanzung Allobarie, welche von den Vorgängern des Rheinländers, einem Klavierstimmer und einem Zuckerbäcker, sehr vernachlässigt worden und schließlich in Bankier-Hände übergegangen war, nur 100 Maunds im Jahre gewonnen, wozu eine Arbeiter-Kolonie von 60—80 Bhutias und Nepalesen erforderlich ist. Im Winter, wo es für den Thee selbst nichts zu thun giebt, wird das Personal zu Wegebau und allerlei Ausbesserungsarbeiten verwandt.

Die Theepflanzung nebst der anstoßenden, auf der anderen Seite des tiefen Thaleinschnitts gelegenen Farm umfaßt etwa 2000 Morgen, für welche eine jährliche Pacht von nur 150 Rupien an die Regierung zu entrichten ist. Die vorgefundenen Meliorationen waren an die Vorbesitzer zu vergüten und auch die Regierung ist verpflichtet, alle weiteren für Verbesserungen aufgewandten Gelder zurückzuerstatten, falls sie den Pachtvertrag ihrerseits kündigen sollte.

Nachdem wir uns in dem freundlichen Wohnhaus der Plantage, wo der Inspector, ein Däne lebt, erquickt hatten, ging es den schmalen Zickzackpfad des steilen Berges etwa 3000 Fuß hinunter, auf den Alpenstock gestützt, der Inspector mit dem Waldhauer vornweg, um vorspringende Zweige abzuschlagen. Diese Seite des Berges ist meist abgeholzt und zu Theepflanzungen benutzt, zwischen denen hin und wieder auch Mais- und Kartoffelfelder erscheinen. Bären und Affen sind hier sehr zahlreich und nähren sich theils von Mais, theils von den grün bleibenden Früchten und der bleistiftstarken, nußartig schmeckenden weißen Markfäule des wilden Bananenstammes, dessen Gaben mit anderen Waldpflanzen zusammen auch vielen Einheimischen als zuweilen ausschließliche Nahrung dienen.

Der Weg wurde immer staubiger und heißer, je tiefer wir hinab stiegen und wir waren deshalb ganz angenehm berührt, an dem klaren Rangun-Flüßchen in der Thalsohle Pferde und Erfrischungen vorzufinden; auf der anderen Seite ging es nun zunächst durch schattigen Wald bergan, unter Ficus, schönen Tannen und eschenähnlichen, indischen Cedern (Cedrela), deren Holz zu Theekisten sehr geschätzt ist; dazwischen

wucherten zahlreiche Farren, Farrenbäume und Calamus-Kletterpalmen. An den Wald stieß eine an die Schweiz erinnernde Alm und darauf erhob sich das mit einem Thürmchen geschmückte Farmhaus von Rangirun, von dessem Zinne uns stolz die deutsche Flagge entgegenwehte. Früher war hier ein unbedeutender botanischer Garten, jetzt ist der neue Besitzer im Zuge, eine Milch- und Butterwirthschaft und Schweinezucht einzurichten und dazu Mais und Kartoffeln zu bauen. Ebene Plätze giebt es an der steilen Berglehne auch hier nicht und so mußte momentan, um für das Fundament eines für 120 Kühe bestimmten Stalles Raum zu schaffen, ein gutes Stück der Bergwand abgetragen werden. Von den zur Kreuzung der Rasse aus Ostfriesland beorderten vierzig Stück Vieh war die Hälfte schon auf der Reise eingegangen und die glücklich am Bestimmungsort angekommenen Thiere, welche theils mit trockenem Mais, theils mit Grünfutter auf der Alm gefüttert werden und einen Ertrag von 8 Rupien per Monat abwerfen sollen, schienen das Bergklima auch nicht sonderlich gut zu vertragen; es wäre wohl praktischer gewesen, Schweizer Vieh kommen zu lassen.

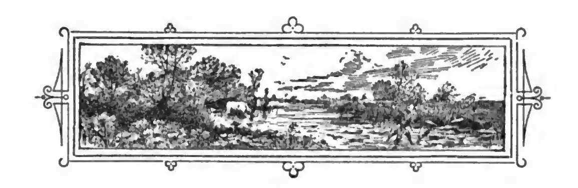
Die Aussicht von der in freundlichem Blumengarten gelegenen Cottage aus, über den tiefen Thaleinschnitt weg nach dem Dardschiling-Bergrücken und der Kintschindschinga-Kette hinüber war bei schönem Sonnenuntergang und klarer Luft herrlich; der Sonnenball sank wie eine glühende Feuerkugel im Westen unter, die Schneeketten erglänzten in tiefem Roth, welches sich allmählich auf die Spitzen beschränkte und verblaßte, bis sich die Schneekämme schließlich weißblau, vom Vollmond bestrahlt, zauberhaft von dem blauduftigen Nachthimmel abhoben.

Im Eßzimmer erwartete uns eine echt deutsche Ueberraschung: ein großer Weihnachtsbaum mit zahlreichen Rosen und 240 brennenden Lichtern geschmückt und als Tischgetränk Maibowle aus frischem Waldmeister, den es hier vom November bis Januar giebt. Da ich am nächsten Morgen den Ausflug nach dem Tigerberg machen wollte, um von dort aus den 29000 Fuß hohen Mount Everest, den höchsten Gipfel der Erde zu sehen, so kehrte ich nicht erst nach Dardschiling zurück, sondern blieb des Nachts gleich auf der Farm und brachte den Rest des Abends vor dem traulichen Kaminfeuer zu, welches durch einen „Tukur“ oder Feuerteufel angeblasen wurde. Dieses einfache, aber sinnreiche Instrument besteht aus einer kleinen, bauchigen Kupferflasche, aus derem geschlossenen Hals eine kleine, nach unten gerichtete, dünne Spitzröhre ausläuft; nachdem man die Flasche kurze Zeit leer ins Feuer gestellt, wirft man sie in einen Wasserkübel, welcher zu dem Zwecke neben dem Kamin steht und das Wasser dringt nun durch das

dünne Röhrchen in das luftverdünnte Innere. Setzt man die so gefüllte Flasche nun wieder in das Kaminfeuer zurück, so kocht das Wasser darin bald und der aus dem Röhrchen dringende, feine Dampfstrahl wirkt als Blasebalg, die Flamme anfachend. Diese praktische Einrichtung erweist sich auch sehr nützlich im Kampleben bei feuchtem Feuerholz, oder im Kleinbetrieb der Gold- und Silberschmiede u. A.

Am nächsten Morgen saßen wir um sieben Uhr im Sattel und ritten auf schmalen, steilen Pfaden zunächst durch hohen, fiskalischen Wald in einer halben Stunde zur Landstraße hinauf. Mein Wirth schoß hier mit dem zweiten Schuß seines Revolvers einen großen, kahlköpfigen Geier mit zwei Meter Flügelspannung von der Spitze einer großen Tanne herunter, nachdem der erste, dicht vorbeigegangene Schuß den Vogel nicht vertrieben hatte. Dann ging es in einer weiteren Stunde zu dem Dorfe Ghum und der 8610 Fuß über dem Meere gelegenen, jetzt verlassenen, früheren Militärstation Sentschal, von welcher nur noch die Schornsteinmauern stehen. Dicht dabei liegt die bewaldete, runde Kuppe des Tigerberges und von hier genießt man eine wundervolle Tief- und Rundsicht nach allen Seiten: gerade aus erhebt sich der schmalrückige, steile Dardschiling-Bergriegel, an den sich links die jetzige Militärstation Dschelapahar mit ihren weißen Häusern und Wellblechdächern anschließt; darüber steigt in eisiger Pracht die lange Kette des Kintschindschinga auf, welche sich auch nach rechts noch in weißen Zackenlinien weithin fortsetzt; links erhebt sich über fernem, verhältnißmäßig geradlinigem, schwarzem Bergkamm eine kleine, unscheinbare Eiszacke, das ist die in der Luftlinie 120 Meilen entfernte Schneepyramide des Gaurisankar oder Mount Everest, 29 000 Fuß hoch, welche von hier aus gesehen mit dem nur 40 Meilen entfernten und fast direct aus der Schlucht 28 000 Fuß hoch aufsteigenden Kintschindschinga allerdings nicht rivalisiren kann. Aber den höchsten Berg der Erde „gesehen“ zu haben, hat ja immerhin seinen Reiz und das Gesammtpanorama, welches sich von Sentschal aus bietet, ist so unvergleichlich schön und großartig, daß es allein den Ausflug überreichlich lohnt und einen wundervollen Abschluß der Tour durch Nordindien bildet, deren letzte Station es für mich war.





Birma.

Das von Touristen bislang — und wie ich gleich hier sagen will, mit Unrecht — ziemlich vernachlässigte Birma zu besuchen, stand ursprünglich auch auf meinem Programm nicht, weil mir ein Jugendfreund, welcher eine Reihe von Jahren als Reismüller in Akyab, der Hauptstadt der birmesischen Provinz Arrakan gelebt hatte, auf Befragen sagte: „Was willst Du in Birma, für den Touristen ist da gar nichts von Interesse.“ Nun mag das für die kleine Stadt Akyab, wo das Vergnügen der Einwohner darin besteht, des Abends eine Stunde um den am Ufer stehenden Flaggenstock herum spazieren zu laufen oder zu fahren, bis zu einem gewissen Grade richtig sein, aber Akyab ist nicht Birma, und nachdem ich das Land auf Anrathen von Freund Ehlers doch besucht habe, stehe ich nicht an, es als eins der interessantesten aller von mir auf dieser Reise überhaupt berührten zu erklären. Das heitere, lebenslustige Völkchen mit seinen eigenthümlichen Sitten, schönen Trachten und seiner eigenartigen Kunstfertigkeit, die zahllosen, reichen Klöster und Tempel, das hier weit kräftiger als anderswo in Asien noch pulsirende religiöse Leben: das Alles und noch viel Mehr bietet in der That Interesse genug, wenn man nur überhaupt zu sehen versteht; aber hier, wie anderswo, trifft man es eben vielfach, daß die eingewanderten Fremden sich so gänzlich eingelebt haben und auch die eigenartigsten Dinge und Verhältnisse als so selbstverständlich hinnehmen, daß sie ihnen absolut nicht mehr „interessant“ erscheinen, weil die Gewohnheit ihren „Schwamm drüber“ gezogen und die Eigenart für sie ausgewischt hat.

Leider gab es damals auch noch keinen praktischen, gedruckten Reiseführer für Birma; erst die neueste Auflage von Murrays Handbuch für Indien behandelt es in einem kleinen, aber sehr verdienstlichen Anhang; und da auch lebende Führer in Birma kaum zu haben sind, so erweisen sich gute Empfehlungen und Zusammentreffen mit landeskundigen Leuten als doppelt angenehm und nützlich; ich konnte erfreulicherweise von diesen beiden Vortheilen profitiren.

Am Morgen des 12. Januar 1895 verließ ich Kalkutta vom Mackinnon Ghat, gerade der Bengal Bank im Centrum der Stadt gegenüber, auf dem 1300 Tonnen großen Dampfer „Ethiopia“ der British India Co., deren schwarze, mit zwei weißen Ringen umzogene Schornsteine man in allen Häfen des indischen Oceans antrifft und deren Schiffe zwischen Kalkutta und Rangun wöchentlich zweimal verkehren.

Langsam, sehr langsam und vorsichtig fuhren wir stromab, während der ersten Stunde, bis zum botanischen Garten hinunter, mit dem Heck voraus, zwischen den zahlreichen, im Flusse liegenden Schiffen hindurch, fortwährend lothend, häufig stoppend und im Zickzack von links nach rechts kreuzend. Erst vor $1\frac{1}{2}$ Jahren war ein Dampfer der Anchor Linie hier auf Grund gekommen, umgekippt und sämmtliche Passagiere und Mannschaften waren dabei ertrunken. Die Schifffahrt auf dem Hugly gehört überhaupt, ganz abgesehen von den Cyclonen, die mit einziger Ausnahme des Monats Februar hier während des ganzen Jahres erwartet werden können, zu den gefährlichsten auf irgend einem Strome, da sich fortwährend neue Schlammbänke bilden und die Strömung sehr stark ist. Bei Nacht und Ebbe fahren größere Schiffe deshalb hier überhaupt nicht und die Kalkutta-Lootsen, der Regierung von Bengalen unterstellt, welche deren jährlich zwei neue ernennt, sind wohl die bestbezahlten der ganzen Welt; freilich müssen sie zunächst sieben Jahre ohne allen Gehalt dienen, den Fluß während dieser Zeit studiren und rücken dann nach vier Examen vom pilot mate zum master pilot, senior master und branch master auf, in welch' letzteren beiden Stellungen sie 1000 bezw. 1800 Rupien per Monat beziehen und außerdem an Bord Alles, inclusive Getränke nach Wahl, frei haben.

An den flachen Dschungelufern der Sunderbunds sind in gewissen Abständen Zufluchtshäuser mit Mundvorrath für 10 Tage für Unglücksfälle eingerichtet.

Bei dem etwa vierzig Meilen von Kalkutta entfernten Diamond Harbour erweitert sich der Strom zu einem braunen See, doch fehlte

es hier an der nöthigen Wassertiefe, um die letzte der fünf wechselnden Barren passiren zu können und wir mußten Nachmittags von drei bis acht Uhr vor Anker gehen, ehe wir bei Fluth und Vollmond, welcher die Bojen zu erkennen gestattete, den letzten Theil der Strommündung durchfahren konnten.

Auf der hier liegenden Insel Saugar fand gerade das große jährliche Badefest der Hindus statt, zu welchem über 100,000 Pilger aus ganz Indien, besonders Bengalen, herbeizuströmen pflegen, die auf großen, überladenen Lokaldampfern von Kalkutta herunterkommen. —

Im Treppenhaus der „Ethiopia" befanden sich zehn Flinten, zehn Seitengewehre und zehn Speere, die zwar noch nie gebraucht wurden, aber auf Anordnung der Behörden, wie überall von hier aus ostwärts, geführt werden müssen, um bei etwaigen Revolten der einheimischen Mannschaft oder bei Ueberfällen nicht ungerüstet zu sein.

Der Aufenthalt an Bord war, wie an all den Dampfern der British India Co., nicht sonderlich angenehm; die Kabinen wimmelten von übelriechenden Kakerlaken, welche sich bei der herrschenden zweifelhaften Reinlichkeit sichtlich wohler fühlten, als ich. Das auf Deck servirte Essen war kaum so — so, die Gesellschaft klein und uninteressant: Zwei Piloten, von denen der eine in lackirten Tanzschuhen den blasirten Stutzer herauszubeißen suchte; ein schwerfälliger, stark parfümirter Neusüdwäler Jude, dessen Silhouette eine kaum glaubliche Aehnlichkeit mit seinen heimathlichen Hammeln hatte und der, von einem ersten kurzen Besuch Europas zurückkommend, mit erhobener Stimme und tödtlicher Sicherheit der Tischgesellschaft seine Ansichten über diesen veralteten Erdtheil vortrug; natürlich war Neusüdwales, etwa mit Ausnahme der Pariser Oper, in Allem vorzuziehen. Oh, hätten doch unsere guten Durchschnitts-Deutschen wenigstens etwas mehr von solchem Lokalpatriotismus, aber was andere Nationen darin oft zu viel, haben wir „Weltbürger" und Wolkenkukuksheimer leider meist zu wenig! Endlich war noch ein Franzose als Passagier an Bord, welcher schon viel von der Welt gesehen, auch Deutschland besucht und dort Manches gut gefunden hatte und dafür nun meiner dankbaren Anerkennung seiner Unparteilichkeit entgegensah, „denn es gäbe wohl nur wenige seiner Landsleute, die das zugäben". — „Um so schlimmer für Euch, wenn Ihr nicht sehen wollt", war meine höfliche Antwort, „wir haben noch nicht verlernt, das Wahre, Gute und Schöne zu schätzen, wo immer wir es finden."

Ich möchte übrigens bei der Gelegenheit einschalten, daß ich auf meiner Reise in Asien verhältnißmäßig viele, d. h. etwa ebenso viel

als deutsche, französische Touristen angetroffen habe, darunter ganz charmante Menschen, während ich bislang der Species des französischen Touristen außerhalb Frankreichs eigentlich überall in der Welt verhältnißmäßig recht selten begegnet war. —

Mit einer Schnelligkeit von elf Knoten fuhren wir bei etwas dunstiger Luft auf ruhiger öliger See von tiefindigoblauer Farbe, passirten am Abend des dritten Tages das Leuchtfeuer von Kap Negrais und befanden uns am nächsten Morgen schon bei Sonnenaufgang in dem gelbbraunem Wasser des Rangun-Stromes, eines der vielen Mündungsarme des Irrawaddi, ohne aber vorläufig Land zu sehen; erst gegen 1 Uhr, als der Lootse von der verankerten Lootsenbrigg aus zu uns an Bord kam, wurde links in der Ferne ganz flaches, grünes Uferland sichtbar, auf dem sich gegen ½3 Uhr ein hoher Obelisk und die Signalstation von Elephant Point als Landmarken der eigentlichen Stromeinfahrt abhoben. Fleißig lothend und langsam fahrend — denn auch dieser Strom ist gefährlich genug — ging es bei steigender Fluth den Fluß hinauf, dessen mit Mangroven bewachsene Ufer nur von wenigen höheren Bäumen überragt werden; einige kleine Hütten und Dörfer sind von Palmen umgeben, rechts sieht aus dem Laube die goldene Spitze einer Pagode hervor, aber das Ganze ist vorläufig ziemlich nichtssagend. Bald tritt nun in der Ferne das glitzernde Dach der großen, goldenen Pagode Rangun's in Erscheinung; rechts wird, an den hohen Schornsteinen seiner Reismühlen schon von Weitem kenntlich, die Vorstadt Pusundong sichtbar und links dehnt sich die Vorstadt Dallah aus mit ihren Holzlägern, Sägemühlen und großen Schuppen — hier godowns genannt, nach dem malaischen Wort gâdong = Waarenhaus — für Kohlen und Salz. Nach ziemlich umständlichem Manövriren in dem hier sehr breiten, von zahlreichen Schiffen aller Herren Länder belebten Fluß, legten wir gegen ½6 Uhr am Quai vor der eigentlichen Stadt Rangun am linken Flußufer an. Die Zollbeamten kamen an Bord, um nach Spirituosen und Parfümerien zu fragen und nach der Unterschreibung einer Erklärung, daß man solche nicht mit sich führe, konnte man ohne alle Examination des Gepäcks nach dem nahen Sarkies-Hôtel in Merchant Street, der Hauptstraße fahren, dem sogenannten „besten“ Ranguns, dem ungefähr schlechtesten meiner ganzen Reise.

Die drei Landplagen Unterbirmas lernte ich sofort kennen: es sind dies die zahllosen Moskitos, die massenhaften, frechen Krähen und die an den Zimmerwänden und Decken huschenden Tuktus, eine 8—9 Zoll lange Eidechsen- oder Gecko-Art, braun mit rosa Flecken und mit

breitem, froschartigem Kopf, welche allerdings das Gute hat, sich der Insecten-Vertilgung zu widmen, an deren schnarrende Laute und Tuktu-Rufen man sich aber auch erst gewöhnen muß. —

Lassen Sie mich den ersten Abend in Birma, der mir allerdings so uninteressant erschien, daß ich dem Urtheil meines Freundes, des Reismüllers, Gerechtigkeit widerfahren ließ, dazu verwenden, kurz etwas über die Vergangenheit dieses Landes zu berichten, welches die ganze Westhälfte Hinterindiens einnimmt und sich seit 1886 vollständig in englischem Besitz befindet.

Die älteste Geschichte Birmas ist so dunkel, daß wir nicht einmal wissen, ob die ursprünglichen Bewohner Australneger waren und wann der jetzt herrschende Volksstamm mongolisch-chinesischer Abstammung einwanderte. Der Sage nach regierte die erste Dynastie zu Prome im fünften Jahrhundert vor Chr., geschichtlich erwiesen ist die zweite Dynastie, die vom ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ab in Pagan am Irrawaddy herrschte, unter welcher im dritten Jahrhundert von indischen Missionaren der Buddhismus eingeführt wurde und deren Blütheperiode in die Zeit zwischen dem siebenten und neunten Jahrhundert fällt. Innere Kämpfe und später solche mit Mongolen, Chinesen und Malayen vernichteten diese Kultur; 1284 zerstörten die Chinesen Pagan und nach verschiedenen Wechseln gelangte im Jahre 1364 die Dynastie von Awa zur Herrschaft, deren Reich aber schon um das Jahr 1500 wieder in verschiedene kleinere Fürstenthümer zerfiel. Im Jahre 1740 gerieth Birma in Abhängigkeit des bislang von ihm beherrschten Reiches von Pegu, der Birmesenkönig wurde gefangen genommen, in einen rothen Sack gesteckt und im Irrawaddy ertränkt; aber bereits 1750 wurde das alte Verhältniß wieder hergestellt, dadurch daß ein Bauer, welcher als vielberühmter König Alompra (Alaung-Phra = „der zum Buddha Bestimmte") der Gründer der letzten birmesischen Dynastie wurde, die Peguaner aus dem Lande trieb und tapfer, schlau, ehrgeizig und glücklich, nicht nur Pegu, sondern sodann auch Martaban, Tavoy und Tenasserim eroberte. Er starb 1761 und seinem Testament gemäß sollten nach ihm seine sieben Söhne einer nach dem andern regieren, wodurch zahllose Zwistigkeiten in der Familie und Unruhen entstanden. Nachdem schon der wilde Alompra Siam mit Krieg überzogen hatte, weil ihm die zur Frau verlangte Tochter des Königs von Siam verweigert wurde, eroberte sein nächster Nachfolger das siamesische Reich, welches allerdings nur knapp ein Jahrzehnt unter birmesischer Herrschaft blieb und errang 1769 einen glänzenden Sieg über das ungeheuere Heer der Chinesen, der nach Kräften ausge-

nutzt wurde und das Verhältniß zu China dauernd freundlich gestaltete, sodaß man mit diesem gemeinsam, nachdem 1783 auch Arrakan erobert worden war, nicht nur an Wiedergewinnung Siams, sondern sogar an die Vertreibung der Engländer aus Indien dachte.

Auch in Birma waren die Portugiesen die ersten Europäer gewesen, mit denen der König von Pegu 1519 einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte und dessen Folgen dieselben waren, wie in Indien: Gründung von Handelsniederlassungen an verschiedenen Küstenpunkten; bald wachsende Anmaßung der Portugiesen und Einmischung in innere Verhältnisse, welche Repressalien hervorrief; mit dem Sinken der portugiesischen Macht in Europa und Indien Uebergang des Haupthandels in die Hände der Moslims, zunehmendes Erscheinen englischer und französischer Schiffe, deren Regierungen, beide im Trüben fischend, sich bei den damaligen Kämpfen bezw. auf die birmesische und peguanische Seite schlugen, soweit ihre Aufmerksamkeit nicht ganz von den wichtigen Interessengegensätzen absorbirt war, welche gleichzeitig auf der vorderindischen Halbinsel ausgefochten wurden.

Nachdem England in Ostindien freie Bahn gewonnen hatte, fing es bald an, auch Hinterindien größeres Interesse zuzuwenden, trotz der stillen Opposition der den Handel beherrschenden Araber und Armenier und des offen gezeigten Widerwillens der birmesischen Regierung. Eine vom Generalgouverneur von Indien an den König von Birma abgeschickte Gesandtschaft wurde zwar in Awa empfangen, erzielte aber gar keine Resultate, sondern die englischen Kaufleute sahen sich fortgesetzt derartigen Plackereien ausgesetzt, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts sich nur noch vier englische Handelshäuser in Rangun und drei in Awa befanden; die anderen waren der schlechten Behandlung müde geworden.

Dazu kamen häufige Grenzstreitigkeiten; Birma, übermüthig geworden durch sein fabelhaftes Waffenglück, strebte nun darnach, seine Einflußsphäre auch nach Nordwesten auszudehnen, eroberte Nordassam und versuchte unter Aufstachelung der Mahratten und mehrerer Fürsten Hindostans nichts Geringeres, als Englands Herrschaft auch in Indien den Todesstoß zu geben.

Aber dieses kam ihm zuvor, erklärte 1824 den Krieg, Campbell erschien mit einer Flotte und 11 000 Mann am Irrawaddy, nahm Rangun, 1825 auch Prome ein und obgleich die unter der tüchtigen Führung General Bandulahs stehenden, tapferen birmesischen Truppen wiederholte Erfolge über die von Assam her vordringen wollende eng-

lische Landmacht erzielten, bequemte man sich doch 1826 zum Frieden von Yandabo, da auch Siam sich zu einem Rachezuge gegen Birma rüstete.

Birma trat in diesem Frieden vier Provinzen: Arrakan, Ye, Tavoy und Tenasserim an die Britisch-Ostindische Kompagnie ab, überließ die nördlichen Gebirgsstaaten Assam, Kaschar, Jyntea und Manipur „ihrer eigenen Entwickelung", d. h. dem Einfluß Englands, zahlte eine Kriegsentschädigung von 20 Millionen Mark und räumte wichtige Handelsvortheile ein. In Folge der letzteren siedelten sich englische Kaufleute natürlich bald wieder in größerer Zahl an und der mit ihrem Handel steigende Einfluß wurde von Birma mit wachsendem Grimme verfolgt.

Unruhen im Innern schwächten inzwischen das Land, steigerten aber die Anmaßung des Königs und seiner Beamten, und als im Jahre 1851 der Gouverneur von Rangun willkürlich und plötzlich neue Abgaben und Zölle einführte und Engländer, die sich diesem Vertragsbruch nicht fügen wollten, einfach wie gewöhnliche Verbrecher behandelte, erschien im November wieder eine englische Flotte vor Rangun, um Genugthuung zu fordern, welche anfangs versprochen, aber von Birma hingehalten wurde, um sich inzwischen zu rüsten. Man zog angeblich 150 000 Mann birmesischer Truppen auf beiden Seiten des Irrawaddi zusammen und eröffnete im April 1852 den thatsächlichen Krieg durch Beschießung eines nach Rangun hinauffahrenden, englischen Dampfers. England landete darauf 10 000 Mann, eroberte Martaban, Rangun, Bassein, Prome und Pegu und erklärte Ende 1852 die ganze Provinz Pegu als dem Reiche der Britisch-Ostindischen Kompagnie einverleibt.

Obgleich außer den Engländern im Süden auch ein Heer von 20 000 Siamesen im Osten bereit stand, seinen alten Feind zu bekriegen, und sich im Norden die Laosstaaten rüsteten, um an ihren Unterdrückern Rache zu nehmen, entschloß sich der König von Birma doch nicht zum Friedensschluß, die Feindseligkeiten wurden vielmehr, meist mit Schlappen für die Engländer, fortgesetzt, bis der durch eine Palastrevolution zur Regierung gekommene neue König im Juni 1853 den Frieden abschloß, welcher den Engländern Pegu abtrat und die Schifffahrt auf dem Irrawaddi freigab. Das dem König verbleibende Oberbirma war nun ganz vom Meere zurückgedrängt und Binnenstaat geworden.

Die britische Streitmacht von 18 000 Mann, welche vorab zur Sicherung der erworbenen Provinz zurückblieb, hatte während deren Neuorganisation noch empfindliche Verluste zu erleiden, hauptsächlich von einer Art Freibeutern, den Dakoits, welche wohl mit Zustimmung

des Königs von Birma handelten, der seinen Groll gegen England nicht verlor. 1856 schon schickte er eine Gesandtschaft an den Kaiser der Franzosen, die in feierlicher Audienz empfangen wurde und erst 1862 kam ein britisch-birmesischer Handelsvertrag zu Stande. Im gleichen Jahre wurden die vier Provinzen Arrakan, Pegu, Martaban und Tenasserim unter dem Titel Britisch-Birma zusammengefaßt und einem Ober-Commissar unterstellt, welcher seinerseits unter dem Generalgouverneur von Kalkutta stand. Im Jahre 1867 erhielten die diplomatischen Agenten Englands in der Hauptstadt Mandalay und dem weiter stromaufwärts gelegenen Bhamo die Jurisdiction über englisch-indische Unterthanen eingeräumt, 1872, 1874 unnd 1877 schickte der König Gesandtschaften nach Europa ab, verlangte aber von den europäischen Gesandten seinerseits die Erfüllung erniedrigender Ceremonien, wie Niederwerfen vor ihm auf Kniee und Hände nach orientalischer Sitte, welchem Verlangen sich die Engländer auf die Dauer nicht fügten.

Im Jahre 1878 starb der seit 1853 herrschende König Mindun-Min, der im Großen und Ganzen mit Geschick und Erfolg regierte, und sein ihm nachfolgender jüngerer Sohn König Thibo, welcher eine Erziehung nach englisch-indischem Muster genossen hatte und damals 21 Jahre alt war, begann seine Regierung nach berühmtem Muster verschiedener seiner Herren Vorgänger damit, daß er alle gefährlich scheinenden Mitglieder der königlichen Familie und des Hofstaates, im Ganzen etwa hundert Personen, ermorden ließ. England machte deswegen Vorstellungen, aber sein Gesandter wurde nur verhöhnt und die diplomatischen Beziehungen endeten mit der Abreise des Gesandten, das Verhältniß wurde ein sehr gespanntes, ohne jedoch zum Bruche zu führen.

Der König, unter dem verhängnißvollen Regiment seiner Mutter und seiner Schwiegermutter stehend, ergab sich allen Lastern seiner Rasse, ließ das Land von seinen Günstlingen zum Privatvortheil einiger Familien verwalten und Erpressungs-Torturen und Hinrichtungen waren an der Tagesordnung.

Nachdem England 1882, nach verschiedenen resultatlos verlaufenen Annäherungsversuchen Birmas, in Indien eine Gesandtschaft des Königs empfangen und Verhandlungen über einen Handels- und Freundschaftsvertrag begonnen hatte, welche aber daran scheiterten, daß der König für sich ein Handelsmonopol auf die lohnendsten Produkte beanspruchte, suchte Birma in seiner äußeren Politik seit 1883 immer näheren Anschluß an Frankreich. Deloncle, der Autor des Planes eines französischen Malakakanales, erschien 1884 in geheimer Mission im Auftrag Freycinets

in Birma und schloß mit demselben einen Handels- und Freundschaftsvertrag ab, welcher u. A. bestimmte, daß Birmas Feinde auch diejenigen Frankreichs seien, wogegen König Thibo seine Souveränetät über die Schanstaaten auf dem linken Mekong-Ufer an die Bundesgenossen abtrat.

England bekam davon Kunde und da diese Abmachungen natürlich recht wenig in seine eigenen Pläne paßten, suchte und fand es einen Vorwand in Streitigkeiten einer englischen Kompagnie mit Birma und überzog im November 1885 dieses Reich mit Krieg. Nun waren zwar dort alle Männer zwischen dem 17.—60. Lebensjahre zum Kriegsdienst verpflichtet, aber dieselben waren so ungenügend organisirt und bewaffnet, daß diesmal gar kein Widerstand versucht wurde; König Thibo, damals 28 Jahre alt, ergab sich sogleich, wurde gefangen nach Indien abgeführt und Oberbirma durch königliches Dekret vom Januar 1886 dem übrigen Britisch-Indien einverleibt. Birma's „Bundesgenosse" Frankreich schwieg.

Auch jetzt wieder hatten die Engländer zunächst viel durch die Dakoits zu leiden, doch sind seit 1890 die Hauptbanden dieser Freibeuter, welche übrigens mordend, brennend und raubend auch ihre eigenen Landsleute nicht verschonten, zerstreut oder vernichtet, und das Land ist unter britischer Herrschaft und gesicherten Verhältnissen in entschiedenem Aufschwung begriffen.

Gruppen von zunächst je zehn Häusern, dann Dörfer, Stadtviertel, Städte und Provinzen bilden eine lange Kette organisch entwickelter Verwaltung, und dieses System hat sich ausgezeichnet bewährt und Sicherheit von Leben und Verkehr verbürgt. England hat dabei die Birmesen, welche sehr stolz auf ihre Beamtenstellen sind, in großem Maßstabe zur Verwaltung mit herangezogen und bezahlt ihnen Monatsgehalte bis zu 800 Rupien. Freilich sind die birmesischen Beamten, ebenso wie ihre anderen Landsleute, vielfach Spieler und schon dadurch häufig in Geldverlegenheiten und leicht bestechlich, aber im Vergleich zu der früher unter der Despotie in der ganzen inneren Verwaltung üblichen Schlaffheit, Korruption und Räuberei, dem allgemein käuflichen Recht und der grundschlechten Polizei, heben sich die heutigen Zustände immerhin wie ein rosiger Morgen von pechdunkler Nacht ab.

Die Zählung von 1891 ergab für Unterbirma 4 700 000, für Oberbirma 3 000 000 Einwohner und dazu noch 376 000 Seelen der tributpflichtigen Schanstaaten, also eine Gesammtsumme von 8 000 000, welche für das fruchtbare Land eine verhältnißmäßig noch sehr geringe Bevölkerung repräsentiren.

Der Religion nach sind $90^1/_2$ % der Einwohner Buddhisten, $3^1/_2$ % Moslims, je $2^1/_4$ % Hindus und Dämonenanbeter und $1^1/_2$ % Christen (120 000). 65 % der Bevölkerung leben vom Ackerbau.

Der Abstammung nach waren 1891 in Birma vertreten: 6 100 000 Birmesen und Talaings oder Peguaner, die bald in ersteren aufgehen werden; 630 000 Karenen in den Wäldern Unterbirmas, welche sich dem Christenthum am zugänglichsten erwiesen; 210 000 Schans im Osten Oberbirmas, ein aus Südwest-China eingewanderter Stamm; 95 000 Tschins, ein im Westen wohnendes Bergvolk, und 120 000 anderer, auch vielfach räuberischer Bergstämme, unter welchen die an der Grenze Assams und Yünnans wohnenden Katschins die interessantesten sind. Außer diesen indo-chinesischen, in Birma mehr oder weniger einheimischen Stämmen, finden wir, und zwar großentheils in Unterbirma, 430 000 Inder aus fast allen Theilen Vorderindiens, 37 000 Chinesen und 20 000 Europäer und Eurasier, Mischlinge von Europäern und Eingeborenen.

Die Birmesen selbst sind ein mittelgroßer, schlanker und gut proportionirter Menschenschlag von hellbrauner — nie dunkelbrauner — Farbe, mit chinesisch-ähnlichen Gesichtszügen und reichlichem schwarzem und straffem Haar, das von den Männern auf dem Scheitel zu einem Knoten gebunden wird, während es die Frauen zunächst glänzend mit Cocosöl salben und es dann entweder in einem chignonähnlichen Ausbausch, oder in Flechten auf dem Kopfe gerollt aufstecken, wobei es die Jüngeren geschmackvoll mit lebenden oder künstlichen Blumen durchwinden. Der Bartwuchs der Birmesen ist etwas kräftiger, als bei den Siamesen, immerhin nicht bedeutend.

Die Tracht der Männer besteht meist in einem bunten — nicht glatt weißen — Lendentuch oder Pasoh, welches 2—$2^1/_2$ Meter lang und einen Meter breit ist, durch die Beine und dann um die Hüften geschlungen und dessen eines Ende gewöhnlich über die Schultern geworfen wird; die Farben des aus Baumwolle oder Seide bestehenden Pasoh sind immer heiter, wie das Volk selbst, meist grell-rosa, grüngelb, glatt roth, oder weiß mit rosa gerändert, mit Vorliebe aber groß carrirt. Seltener schon als der Pasoh werden die Lungi getragen, zusammengenähte, kurze Röcke, bei den Schanstämmen in Form unserer Beinkleider. Die besseren Klassen tragen außerdem eine weiße Mousseline-Jacke mit engen Aermeln, den Indschi, reiche Leute oder Beamte eine seidene Pelzjacke. Zum Schutze des Kopfes dient der meist rosae oder grüngelbe Gaungbaung, ein Kopftuch, welches einfach, nicht turbanartig, lose umgebunden wird.

Die Frauen tragen entweder auch den kurzen, seitlich zusammengenähten Lungi-Rock, oder den längeren Tameïn, ein Stück Stoff welches so um die Hüften geschlungen wird, daß sich die Falten seitlich decken und das oft aus kunstvoll brochirtem Seidenzeug besteht, von dem besonders das zackige „Hundezahn"- und ein schlangenförmiges Muster beliebt sind. Ueber der weißen Indschi-Jacke tragen die Frauen noch die Pawa, ein schmales, über eine Schulter vorn und hinten lang herunterhängendes Shawltuch. Ihren Schmuck bilden eigenartige, schöne, kurze Stäbchen aus buntem Glasguß oder Gestein, welche durch die Ohrläppchen gesteckt werden und je nach den Mitteln auch aus Brillanten bestehen, wozu noch mehr oder weniger reicher Arm- und Halsschmuck kommt; dagegen sind Nasenringe, Fußspangen und Zehenringe hier unbekannt.

Die Männer tragen über dem Kopftuch vielfach noch spitze, runde Basthüte, und Sonnenschirme sind allgemein im Gebrauch, theils solche aus gelb geöltem oder schwarz lackirtem Papier, wie in China, häufiger heutigen Tages solche von europäischer Form aus weißem oder schwarzem Stoff. Zur Zeit der Könige bezeichneten die verschiedenen Farben der Schirme die verschiedenen Rangstufen der sieben Stände und zwar war die königliche Farbe die weiße. In der Rangordnung folgten der königlichen Familie die Staatsbeamten, sodann die Reichen, die Priester, die Landbauer, die Sklaven und endlich die Ausgestoßenen.

Soweit die Birmesen nicht barfuß gehen, was überwiegend der Fall ist, tragen sie einfache Sandalen und nur höchst selten europäisches Schuhzeug.

Geradezu zur Kleidung kann man bei den meisten Birmesen auch die Tätowirung rechnen, welche vom Gürtel bis über das Knie herunter in blauschwarzer Farbe ausgeführt, den Eindruck phantastischer Kniehosen macht; in ornamentalen Cartouchen eingefaßt, sieht man da Tiger, Drachen und Dämonen wie brochirte oder gedruckte Muster auf der braunen Haut. Die seltenere rothe Tätowirung auf Schultern und Brust soll in bestimmten Mustern gegen den Einfluß der bösen Geister oder Nats schützen; ebenso wie Amulette in Gestalt kleiner Gold-, Silber- oder Elfenbeinstücke, welche man unter die Haut schiebt und warzenförmig überwachsen läßt, gegen Schuß- und Hiebwunden feien, Tätowirungen von Katzen auf den Waden vor Schlangenbiß bewahren sollen. Gegen letzteren haben sich hier übrigens Strychnin-Einspritzungen bewährt und dürften den Katzen auf den Waden wohl vorzuziehen sein.

Die früher fast allgemein übliche, jetzt allerdings, wie leider alles Originelle in der Welt, auch abnehmende blauschwarze Tätowirung vom Gürtel bis zum Knie wurde gewöhnlich zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahre vorgenommen und mit dem Ertragen des damit verbundenen Schmerzes die erreichte Mannbarkeit als erwiesen betrachtet; ein birmesisches Mädchen würde früher keinen Mann ohne diese malerischen Naturhosen geheirathet haben, weil es ihn für feige, furchtsam und unmännlich gehalten haben würde. Ist es im Uebrigen nicht ganz sinnig, daß die Frau damit — wenigstens vor der Ehe — andeuten wollte, der Mann solle beständig die Hosen im Hause anhaben? Später mag es ja auch vielleicht in Birma zuweilen anders gekommen sein.

Der mit dem Tätowiren verbundene Schmerz wird übrigens nicht mit stoischer Ruhe bei vollem Bewußtsein ertragen, sondern das betreffende Individuum betäubt sich vorher durch reichlichen Opiumgenuß derart, daß es von der Operation überhaupt nichts fühlt.

Die Hauptspeise des Birmesen besteht in Reis und Gemüsen aller Art, wozu er als Delikatessen nga-pee (sprich nang-pi), letpet (sprich lepet) und rothe Pfefferschoten genießt. Nang-pi ist eine ölige Breimasse aus eingegrabenen und halb verfaulten Fischen stammend, denen man zuweilen auch Frösche, Schlangen und selbst Paria-Hunde beigemengt hat, und wird entweder gleich mit dem Reis zusammengekocht, oder neben ihm genossen. Letpet ist der einheimische, in den nördlichen Bergen des Landes cultivirte Thee, dessen in Essig eingelegte Blätter die birmesischen Pickles bilden. Der Letpet spielt auch seine Rolle bei Ceremonien, er wird herumgeschickt als Einladungskarte für Heirathen oder die beliebten Theatervorstellungen der poays (sprich poé), oder auch zu den Festlichkeiten der Ohrdurchstechung, welche bei den Mädchen im siebenten Jahre vorgenommen wird.

Während die Birmesin social ihrem Manne sonst ganz gleich steht, im Geschäft sogar oft noch geriebener ist, z. B. betreffs des Verkaufs der Reis-Ernte befragt, oft den Ausschlag in der Familie giebt, ißt sie doch nicht mit ihrem Manne zusammen, sondern nach ihm.

Im Trinken ist der Birmese mäßig und zwar bestehen die einheimischen Getränke in Tschin-Bier, welches aus Reis gebraut wird und bei dem Kräuter und getrocknete Frösche als Fermente dienen; ferner in Schamschuh oder Reisschnaps und dem aus dem frischen oder gegohrenen Safte der Palmyrapalme gewonnene Toddy oder Palmschnaps, während der eingekochte Palmsaft die zuckerartige, braungelbe Masse des Dschogarri oder Palmzuckers liefert.

Betelkauen, Opiumrauchen und der Genuß von Burris sind sehr beliebt; letztere sind dütenförmige Riesencigarren bis zu acht Zoll lang und über einen Zoll im Durchmesser, genau von der Form, wie ich sie in Paraguay gesehen habe, bestehen aus einem Gemisch von Tabak und klein geschnittenem Holz des Oemhé-Baumes und sind mit dem großen, grünen Blatt der Hmti-Pflanze umwickelt; Jung und Alt, Männer und Frauen rauchen diese Riesencigarren, und wie man bei uns etwa den Federhalter hinter das Ohr steckt, so schiebt man in Birma die Reserve-Cigarre in das breit durchbohrte Ohrläppchen. —

Unter den 180 000 EinwohnernRanguns speciell finden sich mehr Nicht-Birmesen, als Kinder des Landes, von letzteren nämlich nur 79 000 und da diese meist in den Vorstädten wohnen, so drücken sie dem Leben dieser wichtigen Handels- und Hafenstadt ihren Character nur wenig auf. Der Bootsmann ist gewöhnlich ein Tschittagonier; die in den Lagerräumen und Werften arbeitenden Kulis sind schlanke Coringas von der Koromandelküste, die Treiber der Gharries = Kutschen und der Ochsenwagen meist Inder von der Malabarküste; der Polizist ist vermuthlich ein Madrassi und dazwischen sieht man verhältnißmäßig zahlreiche Europäer und gut prosperirende Chinesen. Man bekommt so bald den Eindruck, daß die trägen, nicht besonders intelligenten und wenig sparsamen Birmesen sich wirthschaftlich von den fleißigeren und dabei anspruchsloseren Indern und Chinesen verdrängen lassen, welche übrigens nicht blos den Landeskindern, sondern auch, und zwar besonders im Import von Manufactur- und Eisenwaaren, dem Europäer, dessen Leben natürlich ein weit anspruchsvolleres ist, eine scharfe Konkurrenz machen.

Mischlinge zwischen all' den eingewanderten Rassen und den Birmesen sind häufig, da der Birmese seine Töchter unbekümmert um Rasse, Religion und Hautfarbe auch an die Fremden verheirathet; speciell verbinden sich die praktischen Chinesen gern mit den ebenso praktischen und sehr geschäftskundigen Birmesinnen und von den Kindern dieser Mischehen werden die Knaben als Chinesen erzogen und gekleidet, die Mädchen als Birmesinnen.

Vielweiberei ist dem Birmesen erlaubt, wird aber selten geübt. Das Heirathen wird dem jungen Manne in Birma, wenn gegenseitige Neigung vorhanden ist, sehr leicht gemacht; Niemand frägt darnach, ob er die Mittel besitzt, einen eigenen Hausstand zu gründen, er zieht eben einfach mit zu den Schwiegereltern und lebt dort so lange, bis er genügend verdient hat, um sein eigenes Heim einrichten zu können.

Die Familie hat in der Regel nicht mehr als zwei bis drei, sehr selten bis zu sechs Kinder, sodaß die Bevölkerungszunahme keine große ist.

Mädchen und Frauen in Birma sind ausgezeichnete Handelsleute und es ist auch unter den höheren Klassen gang und gäbe, daß die Frau einen Verkaufsladen hält, oder des Morgens auf dem Markte Gemüse u. s. w. feilbietet. Diese und andere demokratischen Sitten hängen wohl damit zusammen, daß in Birma kein Kastenwesen existirt und es auch unter den Königen keinen erblichen Adel gab; den socialen Vorrang, abgesehen von den Priestern, genießen hier, genau wie in China, die Beamten. Bei aller Demokratie aber ist der Birmese von unvermischter Abstammung der geborene Gentleman, höflich, gastfrei, freigebig, liebenswürdig, heiter und lebhaft. Speciell wenn man aus Vorderindien kommt, wo man kein großer Physiognomiker zu sein braucht, um dem ernsten Hindu leicht anzusehen, daß er die Fremden und besonders die Engländer nicht liebt, empfindet man das heitere, freundliche Wesen der Birmesen doppelt angenehm. Andrerseits allerdings ist das Völkchen hier auch oft träge, abergläubisch, nicht gerade muthig und in Folge des despotischen Druckes, unter dem es jahrhundertelang gelebt hat, unzuverlässig und voller Verstellung. Bei den Mischrassen sind auch hier die guten Eigenschaften abgeblaßt und speciell läßt bei ihnen die Ehrlichkeit viel zu wünschen übrig.

Der Aberglaube an Nats oder böse Geister, obgleich von den gebildeten Buddhisten nicht getheilt, ist in Birma außerordentlich verbreitet und man kann des Nachts zuweilen die ganze männliche Dorfbevölkerung auf den leichten Dächern ihrer hell erleuchteten Häuser sitzen sehen, wo sie mit allerlei Instrumenten, wie Gongs, Trommeln, Trompeten, Holzklappern und Töpfen, im Verein mit den unten stehenden Frauen und Kindern, den größtmöglichen Lärm verführt, um die bösen Geister, z. B. solche, welche die Cholera bringen, zu verscheuchen. Die Gegenwart eines Pungi oder Geistlichen stört die Kreise der Dämonen übrigens auch und in seiner Nähe sind sie machtlos und zeitweilig unschädlich gemacht.

Mein Diener David, welcher bislang überhaupt noch nicht in Birma gewesen war, konnte zwar kein Birmesisch, eine, wie das Chinesische, nur aus einsilbigen Worten bestehende Sprache ohne die Buchstaben r und f, aber da er überall Landsleute von sich traf, so hatte ich nirgends Schwierigkeiten, mich durch seine Vermittelung verständlich zu machen. Auch die in Birma ansässigen Europäer lernen, da ihre Hausdiener und die Leute, mit denen sie geschäftlich verkehren, fast ausnahmslos Hindus sind, meist weit eher Hindostani, als Birmesisch.

Der auswärtige Handel liegt fast ganz iu nichtbirmesischen Händen und so haben außer den Beamten und Missionaren nur diejenigen Leute eine directe Veranlassung, die birmesische Sprache zu erlernen, welche viel mit den Pflanzern und Bootsleuten zu verkehren haben.

Indisches Papiergeld wird in den birmesischen Städten anstandslos ohne Abzug angenommen, doch ist das Hauptcirculationsmittel die silberne Rupie. —

An der Stelle des heutigen Ranguns stand früher nur das kleine, lediglich wegen seiner berühmten goldenen Pagode besuchte und geehrte Dorf Dagon und erst im Jahre 1755 gründete Alompra hier zur Feier seines Sieges über Pegu die Stadt Rangun als seine zweite Residenz, die von ihm und seinen Nachfolgern mit schönen buddhistischen Bauwerken geschmückt wurde und seit 1852 unter englischer Verwaltung einen so großen Aufschwung nahm, daß sie heute als Handelsplatz mit ihrem großen Export von Reis, Holz und Baumwolle und ihrem Import an Manufactur- und Eisenwaaren, Salz u. s. w., an Bedeutung den drittgrößten Hafen ganz Indiens überhaupt bildet.

Die weitausgedehnte Stadt macht mit ihren geraden, breiten und reinlichen Straßen, die von keinen Trottoirs, aber überall von Schattenbäumen eingefaßt sind, einen recht freundlichen Eindruck; besonders sind auch hier viele hohe und üppige Mango- und Jack-Bäume vertreten. Den Kern der Stadt bildet das Geschäftsviertel mit meist einstöckigen, aus Ziegeln erbauten Häusern und zahlreichen öffentlichen Gebäuden nach europäischer Art gebaut, wie Zollhaus, Gerichtshof, Post, Banken und der neue, weitläufige Regierungspalast, welcher von einer großen Centralkuppel überragt und auf beiden Seiten von je drei Kuppelthürmen flankirt wird. Im Westen schließt sich daran das asiatische Viertel, wo die verschiedenen Völkerschaften, nach Rassen und Beschäftigung getrennt wohnend, ein buntes Bild bieten; und nach Norden zu, hinter der Eisenbahnlinie Rangun-Mandalay, liegen im „Kantonnement“ auf leicht ansteigendem Terrain die Gartenwohnungen der Europäer und der reichen Asiaten.

Hier finden wir nun das typische birmesische Wohnhaus, einen Holzbau, meist auf Stelzen derart errichtet, daß das ganze durchsichtige, zuweilen mit einem Lattengitter oder durch Matten abgeschlossene Erdgeschoß unbenutzt bleibt; auf äußerer Holztreppe steigt man zum Oberstock empor, welcher gewöhnlich rings von Veranden umgeben und von einem breit vorspringenden, schrägen, rothbraunen Holzdach gedeckt ist. Die Wände bestehen aus schön geschnitzten Holzpaneelen und auch die Veranden sind zum Schutze gegen die Sonne vielfach durch Lattengitter

abgeschlossen, an denen sich Schlingpflanzen emporranken. Die erhöhte Lage der Wohnräume hält dieselben trocken und luftig, ein besonders angesichts des feuchten Klimas schätzenswerther Vortheil; nur selten wird deshalb der Stelzenunterbau ausgebaut, sondern er dient meist als Wagenremise u. dergl. Der Europäer in Rangun zieht heutigen Tages ein Haus vor, welches im Unterstock aus Stein und Ziegel, im Oberstock aus Holz gebaut ist und hält sich tagsüber in den unteren, des Abends und Nachts in den oberen Räumlichkeiten auf, um derart Kühle und Trockenheit angenehm zu combiniren. Die Räume sind durchgängig groß, hoch und luftig und der Eindruck dieser Häuser ist ebenso gefällig, wie ihre Anlage und Einrichtung praktisch sind.

Mein erster Besuch galt, wie überall, unserem Konsul, hier dem liebenswürdigen Chef einer großen deutschen Reisfirma, und dann zog es mich natürlich, wie jeden Touristen, zu der im Norden der Stadt auf leichter Erhöhung inmitten von Palmyra-Palmen gelegenen „großen Pagode“. Eine von Birmesen viel benutzte Dampftram führt zu ihr hinaus, während der Fremde sich gewöhnlich der geschlossenen Jalousie-Holzdroschken bedient, welche von kleinen, aber kräftigen und sehr lebhaften, meist aus den Schanstaaten stammenden Ponies gezogen werden; diese Pferde sind als Wagen- und Packthiere vorzüglich, als Reitthiere aber wegen ihres Ganges unbequem. Die großen Ponies stammen aus Pegu.

Die „Pagoden“ Birmas, oft wahre Prachtwerke, sind keineswegs eine Art Thürme, wie der Durchschnittsdeutsche vielleicht beim Hören des Wortes denken könnte, sondern eigenartige, massive und weißgetünchte, mehr oder weniger große Ziegelbauten, welche sich auf quadratischer Basis glockenförmig erheben und flaschenartig in eine dünne lange Säule auslaufen, die mit einem schirmartigen, vergoldeten Drahtgestell, dem Hti, dem Zeichen der Erhabenheit gekrönt ist; zahlreiche im Winde klingende Glöckchen pflegen rundum an diesem originellen Schirme befestigt zu sein. Die Gesammterscheinung einer Pagode kann man am besten mit der Gestalt einer alten Handglocke oder mit derjenigen der kleinen Oelkännchen vergleichen, welche zu den Nähmaschinen gebraucht werden. Im Innern der Pagoden sind Reliquien Buddhas eingemauert oder werden wenigstens als darin vorhanden angenommen. Buddhas Leichnam wurde s. Z. verbrannt, die Reste zunächst in einer goldenen Urne aufbewahrt und später in angeblich 84 000 Theilen über ganz Indien verbreitet, wo sie als Reliquien verehrt werden. Das — in Birma nebenbei bemerkt unbekannte — Wort Pagode ist wahrscheinlich

eine Korruption des indischen Wortes dagopa = Reliquienbehälter; in Birma selbst nennt man diese Bauten p'hra.

Die Errichtung einer, wenn auch noch so kleinen Pagode oder eines Klosters, Pungi Kyong, oder eines Rasthauses für Pilger, Zayat, gilt dem Birmesen als besonders verdienstlich, freilich werden diese Bauten meist nicht unterhalten und verfallen nach dem Tode des Stifters; mit dem Bau der Pagode ist ihr Zweck erfüllt, d. h. die Frömmigkeit bewiesen und so sieht man denn im ganzen Lande zerstreut zahlreiche Pagodenreste, welche mit eingefallener Spitze den Eindruck von Pyramiden-Ruinen machen.

Der Einfluß der überaus zahlreichen Geistlichen oder Pungis in Birma ist sehr groß; dieselben leben unter dem Gelübde der Ehelosigkeit, Mäßigkeit und Keuschheit, rasiren Haar und Augenbrauen, gehen barfuß, kleiden sich in ein gelbes, togaartig umgeworfenes Gewand und wohnen, mit der Erziehung der Jugend beschäftigt, nicht unter der Bevölkerung, sondern in ausgedehnten, meist am Rande der Stadt gelegenen und von Obstgärten umgebenen Klöstern, den Pungi Kyongs. Sie führen hier im Allgemeinen ein behagliches und moralisches Leben, dessen Unterhalt sie durch den Ertrag ihrer Ländereien und durch Almosen, bezw. Bettel bestreiten. Da sie selten ohne den großen, aus einem Taliputpalmblatt oval zugeschnittenen Fächer ausgehen, welcher verhindern soll, daß ihr Blick auf ein Weib falle, so nennt man sie wohl auch Talapoins.

Der Birmese hält eine glückliche Mitte zwischen Fanatismus und Irreligiosität ein, sein Verhältniß zu den Gottheiten ist ein vertrauensvolles und er bedarf darin, wie zur Erfüllung der fünf buddhistischen Hauptgebote, oder richtiger -Verbote: „Du sollst nicht morden, stehlen, lügen, ehebrechen oder Dich berauschen“, keinerlei Vermittlung der Priester, welche sogar bei Geburts-, Heiraths- und Sterbefällen nicht hinzugezogen werden. Dagegen schickt ein jeder Birmese, auch der Unbemittelte, seine Knaben für kürzere oder längere Zeit ins Kloster, wo sie als „moung yin“ oder Klosterschüler ihre religiöse Pflicht erfüllen und eine gewisse Erziehung genießen, sodaß die gesammte männliche Bevölkerung unter den Birmesen des Lesens und Schreibens kundig ist. In Dörfern mit nur einem Priester ist dieser gleichzeitig Lehrer. Als Schreibmaterialien dienen meist eiserne Griffel und schmale längliche Palmblattstreifen, in welche die aus lauter runden Zügen bestehende birmesische Schrift eingeritzt wird, und die, auf einander gelegt und an der Schmalseite vermittels durchgezogener Bindfaden zusammengehalten, so die Bücher bilden. Es wird übrigens auch aus Bambusfasern Schreibpapier in Birma hergestellt.

Doch kommen wir zu der Schuai Dagon oder goldenen Pagode von Rangun zurück, der berühmtesten und heiligsten von ganz Birma, die sich auf dem höchsten Punkte der Stadt über einer von Gräben, Mauern und Festungswerken eingefaßten viereckigen Plattform erhebt, und zu welcher auf allen Seiten Treppenaufgänge empor führen. Eine langgedehnte schöne Allee zieht sich von der Stadt aus direct zu dem südlichen Haupteingang, der links und rechts von zwei immensen sitzenden, tigerartigen Ungeheuern mit weit aufgerissenem Rachen bewacht wird; diese Phantasiethiere bestehen aus weißgetünchtem Mauerwerk, ebenso wie das sich hinter einer breiten Freitreppe erhebende, reich skulptirte, rundbogige Portal. Nachdem wir dieses passirt haben, öffnet sich vor uns die lange Flucht der in sieben Abtheilungen aufsteigenden Treppe, von einem, meist seitlich offenen Galeriegang überbaut, dessen schön geschnitztes Holzdach theils von roth und gold bemalten Holzsäulen, theils von Ziegelpfeilern getragen wird. Der Buddhist entledigt sich hier ehrfurchtsvoll seiner Fußbekleidung und trägt dieselbe in der Hand nach oben, erlaubt aber, mit der seiner Religion im Gegensatz zum Brahmaismus und zum Islam eigenen Toleranz, daß der Europäer im ganzen Tempelbezirk herumgehen darf, ohne sein Schuhzeug abzulegen. Klöster, Rasthäuser für Pilger und zahlreiche Verkaufsstände schließen links und rechts an den Treppenaufgang der Pagode an und verdunkeln ihn; Talgkerzen, Opferblumen, besonders die weißen Frangipani-Blüthen, Joß-Räucherhölzchen, Gebetfähnchen aus weißem Papier und Bambusstäbchen hergestellt und heilige Bücher, aber auch Spielwaaren, darunter Puppen, Pappmasken und reizende Hampelmänner mit urkomischem Gesichtsausdruck, Schmucksachen und allerlei Tand werden hier zum Kaufe angeboten. Blinde, Aussätzige und Pockennarbige, augenlose und zahlreiche andere Bettler sitzen an den Treppenrändern.

Ungefähr auf halber Höhe des Hügels befinden sich die umwallten Terrassen der Befestigungsanlagen, welche schon aus der königlich birmesischen Zeit stammen, mit der oberen Plattform in keiner Verbindung stehen und den Gesammteindruck absolut nicht stören.

Die steinernen Treppen-Stufen sind absichtlich ungleich in Breite und Höhe, um dadurch langsames Gehen, Achtsamkeit und somit Sammlung und größere Andacht zu erzielen; die oberste Stiege, dem Heiligthum am nächsten, ist am dunkelsten und steilsten.

In der Mitte der 166 Fuß hoch über der Ebene gelegenen 685×900 Fuß großen Plattform, welche sorfältig mit Steinplatten belegt ist, erhebt sich nun vor uns die eigentliche Pagode, der Sage

nach schon im Jahre 588 vor Chr. als ein Anfangs nur 27 Fuß hoher Reliquientempel begonnen, allmählich höher und höher überbaut, bis sie im Jahre 1768 ihre heutige Höhe von 321 Fuß über der Plattform erreichte und seitdem in ihrer Gestalt unverändert blieb. Im Jahre 1871 wurde die ganze Pagode zum letzten Male über und über neu vergoldet und König Mindun-Min sandte dazu unter großer Pompentfaltung einen neuen Hti, den Schirm, der aus Eisen besteht, dick mit Gold überzogen und mit zahlreichen Juwelen besetzt ist; seine Höhe mißt 47 Fuß, sein unterer Durchmesser $13^1/_2$ Fuß und er kostete 620000 Rupien.

Angeblich sind im innersten Kern der Pagode echte Haare Buddhas eingemauert und daher stammt die besondere Werthschätzung, deren sich der Tempel im ganzen Osten erfreut. Derselbe ist von der üblichen Form, aber von oben bis unten vergoldet, und ein kleines Stück Blattgold daran zu heften ist verdienstvoller, als ein ganzes Dutzend kleiner, verfallender Pagoden zu repariren.

Die Basis der Pagode ist von einem Kranz angebauter Nischen und Kapellen umgeben, deren Spitzen sämmtlich vergoldete Schirme krönen, und rings herum erheben sich auf der Plattform hohe Piedestale, abwechselnd mit Statuen knieender Elephanten, betender Menschengestalten, Riesentigern und mit großen Steinurnen besetzt.

Dicht gedrängt stehen am Rande der von Fächerpalmen und Ficus religiosa, dem Bó-Baum, überschatteten Plattform Kapellen, Tempel und Rasthäuser und selbst rund um die Stämme der heiligen Bó-Bäume sind hohe Gypsnischen mit Buddhabildern aufgeführt, welche der wachsende Baum nicht selten zersprengt hat. Dazwischen erheben sich zahlreiche, von goldenen Schirmen oder Bildern des Garuda-Vogels gekrönte Masten und leider auch — die einzige Dissonanz in diesem sonst so harmonischen Bilde — ein Kranz eiserner Laternenpfähle, wie man sie etwa in einer englischen Straße sieht und deren zerbrochene Glasscheiben und verbogene Aufsätze stark gegen die sonst im Allgemeinen gute Erhaltung des Ganzen abstechen. Die „Garuda", die wir auch schon in Hindutempeln trafen, ist ein fabelhafter, geierähnlicher Vogel, als Reitthier vornehmer Götter gedacht und ein bitterer Feind des Naga oder des Schlangengottes; nach altindischen Begriffen ist die Garuda der König der ganzen Thiergattung.

Sämmtliche Nischen, Kapellen und Tempel enthalten Buddhastatuen in allen Größen und Materialien, aus Marmor, Bronce, Stein, Gyps oder Holz, vergoldet oder unvergoldet, verfallend und funkelneu. Die Stellungen Buddhas sind regelmäßig wiederkehrend dieselben drei, nämlich:

Stehend und mit erhobenen Händen, lehrend; oder mit untergeschlagenen Beinen, sitzend, die zusammengelegten Hände im Schooße, nachdenkend; oder endlich liegend, den Kopf auf einen Arm gestützt und mit niedergeschlagenen Augen, in das Nirwâna, das Nichts, eingehend. Die sitzende Position ist weitaus die häufigste und außer mit zusammengelegten Händen finden wir ihn in dieser Stellung auch mit der rechten Hand erhoben, die Fläche nach vorn haltend, lehrend dargestellt, oder die rechte Hand zur Erde herabhängen lassend, diese zum Zeugen anrufend. Das Gesicht hat stets den bekannten Ausdruck majestätischer Ruhe und Milde, menschlich und doch übermenschlich zugleich; die Ohrläppchen reichen bis zur Schulter herab. Zwischen den Augenbrauen befindet sich eine kleine runde Erhöhung, die Urna, und der Schädel zeigt oben den Intelligenzauswuchs des Uschnischa, welcher gewöhnlich unter einem Haarknoten versteckt ist; das Haupthaar ist in zahlreichen kleinen Löckchen angeordnet. Alle Finger der Buddhastatuen und ebenso alle Zehen haben immer die gleiche Länge. Die Bekleidung besteht in einem langen Gewand von griechischem Faltenwurf und läßt die Brust frei.

Die Kapellen sind theils in Ziegelbau aufgeführt und mit bunten Fresken bemalt oder mit glitzernden Spiegel- und bunten Glasstückchen belegt, meist aber ganz aus Teakholz hergestellt und von einer Reihe von drei, fünf oder sieben sich verjüngenden Giebeldächern über einander gekrönt, deren Firstkanten reich geschnitzt und mit vielen Spitzen und Zacken versehen, wie denn überhaupt diese Bauten von oben bis unten und von innen und außen mit dem schönsten Schnitzwerk verziert sind. Das spröde Teakholz ist mit einer Zierlichkeit behandelt und durchbrochen bearbeitet, daß man diese Schnitzereien zuweilen mit Tüllgardinen vergleichen möchte; sie stellen Arabesken, Thierfiguren und Scenen aus dem heiligen und profanen Leben dar.

Der König von Siam, andere Fürstlichkeiten und auch die Chinesen haben an dieser heiligen Stelle besondere Tempel aufgeführt, unter denen ein solcher mit einem großen liegenden Buddha, von einer Reihe Statuen sitzender Schüler in dreifacher Mannsgröße umgeben, einer der eigenartigsten ist.

Die vier Hauptschreine sind den vier Treppenaufgängen gegenüber direct an die Pagode angebaut und hier drängen sich die Andächtigen am frühen Morgen und speciell bei dem Vollmondfest in dichten Scharen, die Männer in hockender, die Frauen in knieender und dabei auf den Hacken sitzender Stellung, um mit zusammengelegten Händen zu beten und brennende Kerzen, Blumen oder Gebetfähnchen zu opfern, während die Chinesen in kleinen steinernen Nischenkapellen Papiere mit

gedruckten Gebeten in großer Zahl aufflammen lassen. Die Blumen, meist vom Frangipani- oder Dschambu-Baum, werden theils in Natura, theils in mit Wasser gefüllten Flaschen eingesetzt dargebracht. Das Hauptfest findet jährlich bei dem Vollmond gegen Ende März statt und wird vom ganzen Lande aus zahlreich besucht. Das Innere der vier Hauptschreine bietet ein eigenartiges Gemisch von vergoldeten und weißen offenen Papierschirmen, meist in der flachen, runden Trommelform, europäischen Hängelampen aus Bronce und buntem Glas, von Säule zu Säule gezogenen Stoffstreifen, Vasen für Blumen und Reisopfer und eisernen Gestellen für die Kerzen.

Große, mit Eisen beschlagene und mit einem Schlitz im Deckel versehene Holzkisten sorgen an verschiedenen Stellen dafür, daß der Fromme auch sein Scherflein an baarem Gelde loswerden kann. An Holzgestellen hängende größere und kleinere klöppellose Bronceglocken, in deren Herstellung die Birmesen Meister sind, werden von dem Betenden mit einem daneben liegenden Hirschgeweih angeschlagen, um die Götter zu avisiren, daß Jemand da sei, oder man schlägt zu diesem Zwecke auch ein an einem Faden schwingendes, kleines geschweiftes Messingdreieck von hellem, schönem Klang. Wie Sphärenmusik tönen aus der Höhe die beständig schwingenden Glöckchen des goldenen Schirms von der Pagodenspitze herab.

Der Rundblick von der Pagoden-Plattform ist nach allen Seiten hin freundlich: westlich schließt sich das „Kantonnement“ an, nach Norden sieht man über die Elephanten-Lager des Commissariats hinweg auf leicht wellige, grüne, fruchtbare Ebene, aus der sich Gruppen von Laubbäumen, Palmyra-, Areka- und Cocos-Palmen abheben; im Osten tritt hinter der weißen „Signalpagode“ der weite Dalhousie Park mit seinem malerischen, vielfach ausgebuchteten und inselreichen Royal lake hervor, in dessem Nähe schöne braune Holz-Bungalows der Europäer in ziemlicher Zahl aus dichtem Grün aufsteigen. Dieser Park ist seit 20 Jahren mit vielem Geschick und Geschmack an Stelle eines früher hier befindlichen Sumpfes angelegt und der durch Regenwasser gebildete See durch Abdämmung einer kleinen Thalmulde hergestellt worden; allabendlich findet hier eine recht elegante Corsofahrt der Europäer, häufig auch Militärconcert statt und die ganze Schöpfung mit ihren prächtigen Fahrwegen, schönen Garten- und schattigen Baumanlagen bildet nicht nur eine Zierde der Stadt, auf welche die Engländer mit Recht stolz sind, sondern hat auch noch den praktischen Nutzen, daß das Wasser dieses Sees, zusammen mit dem eines zehn Meilen entfernten höheren Reservoirs, der Stadt Trinkwasser liefert. Dasselbe wird, wenigstens in europäischen Wohn-

häusern, durch Filtern und Kochen vor dem Gebrauch gereinigt und trägt gewiß nicht wenig dazu bei, daß Rangun im Ganzen als ein gesunder Platz gilt, während in den Dschungeln Unter-Birmas Malaria und Cholera sonst häufige Gäste sind. Auch mit dem Bohren etwa 200 Fuß tiefer abessynischer Brunnen hat man in Rangun Glück gehabt und dieselben kommen für Fabriken, wie Wohnhäuser, immer mehr in Aufnahme. —

Nach der hochinteressanten „goldenen Pagode“ möchte ich als zweite Sehenswürdigkeit Ranguns die Holzsägemühlen mit ihren Arbeitselephanten bezeichnen, welche wirklich Staunenswerthes leisten und einen sehr guten Begriff von der Intelligenz des Riesenthieres geben. Etwa zwanzig Minuten vom Centrum der Stadt aus nach Westen und flußaufwärts fahrend, besuchte ich den in Ahlone liegenden großen Holzplatz der Firma Mac Gregor & Co., wo sechs Arbeitselephanten gehalten werden. Der Elephantentreiber schwingt sich von dem zu diesem Zweck gebogenen Knie des Thieres aus zu dem leiterartigen Sitz auf dessen Rücken hinauf, in der einen Hand mit dem Sonnenschirm, in der anderen mit dem Ankus, der kurzen Pike bewaffnet, und mit leichten Schlägen der letzteren dirigirt er nun alle Arbeiten des Thieres, welche darin bestehen, daß es vierkantig gesägte, etwa zwanzig Fuß lange und über zwei Fuß im Quadrat messende schwere Blöcke aus Teakholz, oder die davon abgesägten Kantenbretter zunächst „mundgerecht“ zurechtschiebt, sie alsdann nach dem gewünschten Platze trägt und dort aufeinander schichtet. Der Elephant benutzt dabei Füße und Stirn zum Schieben, die Stoßzähne zum Heben, den Rüssel zum Tragen und Schieben und es ist ganz erstaunlich, welche Lasten er dabei langsam, aber sicher, ruhig und geschickt bewältigt. Zum Schutze gegen die glühend heißen Sonnenstrahlen trägt auch der Elephant eine leichte Matratze auf dem Kopfe und ruht sich während der Arbeitspausen unter dem Schattendach eines seitlich offenen Schuppens aus, wo er große Quantitäten Grünfutter behaglich verspeist. Der Dampf hat in Rangun die Elephantenarbeit meist schon verdrängt, in dem nahe der Mündung des Salwin-Flusses malerisch gelegenen Seeplatz Moulmein dagegen, der einen noch größeren Holzexport hat und einen halben Tag Dampferreise von Rangun nach Osten zu liegt, sind die Thiere noch zahlreicher verwandt.

Birma ist außerordentlich reich an Nutzhölzern aller Art, besonders an dem festen und elastischen, zu Schiffsbau vorzüglich geeigneten Teakholz, welches heutigen Tages, nachdem hier früher systemloser Raubbau herrschte, nach streng forstmännischen Grundsätzen angepflanzt und bewirthschaftet wird. Der Teakbaum braucht zu seiner vollen

Entwickelung etwa 70 Jahre und muß mindestens drei Jahre vor seinem Schlagen geringelt werden, da andernfalls sein Holz zu schwer sein und im Wasser untersinken würde. Die Ausbeutung des Teakholzes erfordert große Kapitalien und früher war es außerdem schwierig, genügend Arbeitskräfte zu finden, da die oberen Flußländer, als Verbannungsort benutzt, wegen der dort herrschenden Malaria gemieden wurden; seitdem auch der Oberlauf der Flüsse dem Dampferverkehr geöffnet ist, sind Arbeiter jetzt leichter zu bekommen. Leider stauen sich viele der von dem Bergland herabgeschwemmten Stämme in den oberen Flußthälern und an den Felsufern, und Hunderttausende an Werth gehen so dauernd verloren; außerdem hemmen diese Hindernisse die Schifffahrt zuweilen sehr. —

In der Vorstadt Ahlone befinden sich außer den Sägemühlen auch noch zwei Institutionen, welche eines Besuches werth sind, nämlich die von den amerikanischen Baptisten-Missionaren gehaltene, unter Reverend Seagrave stehende Karenenschule, und das Knabeninstitut von Dr. Marks.

Von den Karenen sind die hinter Moulmein lebenden sogenannten „weißen" im Gegensatz zu den nördlicher wohnenden „rothen" ein ruhiger, bescheidener und arbeitsamer Menschenschlag, der vom Ackerbau lebt und theilweise in Einzelhäusern, theilweise aber auch in den sogenannten Tais wohnt, das sind Massenwohnungen unter einem gemeinsamen immensen Dach, für einen ganzen Stamm von 50—80 Familien berechnet, welche ihre Einzelräume rings um die gemeinsame große Mittelhalle besitzen. Die Einführung des Christenthums unter den Karenen fiel umso leichter, als sie die Tradition der Sündfluth und eines verloren gegangenen heiligen Buches haben und dieses in der Bibel wiederzufinden glaubten. Man schätzt die Zahl der Karenen-Christen auf über 30 000. Ihr Christenthum ist allerdings ein sehr oberflächliches und sie haben eine Menge alter Gebräuche und Aberglauben behalten: so bauen sie ihre Häuser weit auseinander, damit der Schatten des einen nicht unglückbringend auf das andere falle und nachdem ihre Leichname verfault sind, werden die Knochen ausgegraben und die Leidtragenden betrinken sich bei diesem Feste gründlich. Immerhin sind die Karenen noch bessere Christen, als die Birmesen oder Inder, die man meist nicht mit Unrecht als „Vier-Annas-Christen" bezeichnet, weil sie gewöhnlich nur deshalb Christen werden, damit ihnen der Missionar eine lohnende Beschäftigung gebe oder verschaffe, welche ein Tageseinkommen von vier Annas = dreißig Pfennigen gewähre. Die in Birma besonders zahlreich arbeitenden amerikanischen Missionen genießen vielfach nicht nur zweifelhaften, sondern geradezu unzweifelhaft schlechten

Ruf, sodaß die englischen Zeitungen in Rangun, die übrigens neben auffallend zahlreichen Annoncen recht wenig werthvollen Text bringen, öffentlich davor warnen, ihnen Geldmittel zuzuwenden, da die Herren amerikanischen Missionare weit mehr an ihr persönliches Wohlergehen und Vermögen, als an irgend etwas Anderes dächten.

Wie fast überall, so werden auch in Birma die katholischen Missionare, von denen hier Oesterreicher, Elsässer und zumeist Franzosen wirken, als die besten bezeichnet; so hat ein österreichischer Graf sein Vermögen für Aussätzige in Mandalay geopfert.

Die Schule der Rev. Seagrave bildet wohl eine Ausnahme von der amerikanischen Regel; es werden hier etwa 170 männliche und weibliche Schüler im Alter zwischen sechs und siebzehn Jahren erzogen, unter denen auch einige Nichtchristen sind. Als Haupterziehungsmittel wird das Singen englischer und ins Birmesische übersetzter Hymnen betrachtet, welche dreistimmig recht gut vorgetragen werden, wovon ich mich überzeugen konnte, als die ganze Schule im großen Saale zusammengerufen wurde, die Mädchen auf der einen, die Knaben auf der andern Seite sitzend, um mir unter Harmonium-Begleitung eine Probe ihrer Fertigkeit zu geben. Echt amerikanisch wurde ich dann aufgefordert, eine Ansprache zu halten, die ich mit dem kurzen Wunsche an die Kinder erledigte, sie möchten sich bestreben, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Weit interessanter ist das Institut des Dr. Marks — alias Julius Schulze —, eines in Deutschland geborenen Juden, der in England christlich erzogen ist und angeblich kein Deutsch versteht, obgleich er auf Neckereien seiner zahlreichen deutschen Freunde in Rangun gern eingeht. Dieser verdienstvolle Mann hat in seiner, seit 36 Jahren bestehenden und aus kleinen Anfängen herausgewachsenen Schule bereits über 15 000 Schüler erzogen und das „St. Johns College" mit seinen drei großen Bungalows inmitten weiter Rasenplätze, welche prächtige Spielplätze abgeben, hatte zur Zeit 700 Schüler, von denen die Hälfte Interne sind. Dieselben bezahlen theilweise Schulgeld, für den Rest der Kosten kommen Regierung und Private auf. In buntem Gemisch finden sich hier Birmesen, Talaings, Chinesen, Moslims, dunkle Tamilen, broncefarbene Bengalen, bildschöne junge Sikhs mit ihren hohen Turbans und Eurasier, Mischlinge von Vätern allerlei europäischer Nationen: Engländern, Deutschen, Dänen u. s. w. Die im Lande wohnenden Europäer leben nämlich vielfach in wilder Ehe mit Birmesinnen, ein Zustand, der nebenbei bemerkt, von der Keuschheitsliga englischer Damen, dem „weißen Kreuz", in Rangun und besonders in Mandalay jetzt

heftig bekämpft wird, dadurch, daß die Namen derartiger europäischer Junggesellen bekannt gemacht und andere Kraftmittel versucht werden, um den Europäern die ausschließlichen Vorrechte der Engländerinnen überzeugend zu Gemüthe und die Neuigen in die allein seligmachenden Arme der Töchter Albions zu führen. Wenn man etwas verfolgt hat, welch' ungeheueren Einfluß alte Jungfern männlichen und weiblichen Geschlechts in Englands Gesellschaft und Gesetzgebung haben, so ist das „weiße Kreuz" verhältnißmäßig ja noch eine sehr milde Institution. Sehr viel bedenklicher sind, wie ich bei der Gelegenheit einschalten will, die Folgen, welche neuerdings ein vom englischen Parlament gefaßter Beschluß sittenpolizeilicher Natur im englisch-indischen Heere geschaffen hat; von den 70 000 Mann englischer Truppen in Indien sind seitdem in einem Jahre nicht weniger als 52 000 Mann krank in den Lazaretten gewesen. Vergeblich hat die englisch-indische Regierung in Kalkutta auf das energischste gegen dieses neue Gesetz protestirt, die Militärärzte weisen entsetzt auf die erschreckend hohe Krankenziffer hin, die Officiere verzweifeln unter diesen Umständen daran, im Nothfall ein auch nur einigermaßen zulängliches Heer zur Hand zu haben — Alles umsonst, die im Londoner Parlament krystallisirte Erbweisheit ist stolz auf ihr Tugendgesetz und bleibt dabei; pereat India! —

Im St. Johns College wird eigentlicher religiöser Zwang nicht ausgeübt, d. h. es kann Jeder seine eigene Religion beibehalten, nur wird von den Internen — von den Externen nicht — verlangt, daß sie zweimal am Tage in der schönen Hauskapelle mit beten; die meisten Schüler treten allerdings früher oder später auch ohne Zwang zum Christenthum über. Dr. Marks' Hauptzweck ist aber der, die jungen Leute für das praktische Leben zu erziehen, damit sie als Beamte oder Angestellte in kaufmännischen Geschäften später ihr Fortkommen finden und es ist eine wahre Freude zu sehen, welch' freundschaftliches, heiter-herzliches Verhältniß zwischen dem witzigen Director und seinen Schülern, die er wie seine Kinder behandelt, herrscht.

Auch Ehlers' Diener Tschit-Hla oder Fritz war hier erzogen und Dr. Marks las mir, als ich ihn besuchte, einen eben eingegangenen, in vorzüglichem Englisch geschriebenen Brief von ihm vor, in welchem er über die nächsten Ehlers'schen Pläne berichtete.

Einer der wenigen Schüler, bei denen sich Dr. Marks nicht auf die Dauer seiner gewöhnlichen Beliebtheit erfreute, war der letzte König Birmas, Thibo, den Dr. Marks auch erzogen hatte; aber als ihn nach seiner Thronbesteigung der alte Lehrer in Mandalay besuchen wollte, lehnte er ab, ihn zu empfangen und ließ ihm auf wiederholte Anfrage

sagen: man würde auf Marks' Dampfer schießen, wenn man erfahre, daß er an Bord sei. Es wäre vielleicht besser gewesen für König Thibo, wenn er den praktischen Rath seines Lehrers gesucht und angenommen hätte; die jetzt in Rangun lebende Königin-Mutter dagegen hat Dr. Marks ihre Gunst noch heute bewahrt und als äußeres Zeichen derselben trägt er gewöhnlich ein von ihr geschenktes, großes goldenes, mit Rubinen besetztes Kreuz an goldener Kette auf der Brust.

Das geschäftliche Leben Ranguns dreht sich zum großen Theil um den Reis, der den Hauptwerth des Exports repräsentirt; producirt das überaus fruchtbare Land im Vergleich zu seiner dünnen Bevölkerung doch eine so enorme Quantität, daß von den geernteten zwei Millionen Tonnen (à 1 000 Kilos) 1 200 000 zur Ausfuhr gelangen können und Birma damit das wichtigste Reisexportland der Erde überhaupt wird, während China und Indien zwar weit größere Quantitäten produciren, aber auch einen so gewaltigen, eigenen Consum haben, daß zum Export nicht soviel übrig bleibt, wie in Birma.

Der Reis wird sowohl in den Bergen, hauptsächlich aber in den äußerst fruchtbaren Alluvialebenen längs der Flüsse und im Irrawaddy-Delta gebaut; man nimmt an, daß ein Drittel Unterbirmas kulturfähig und davon bislang nur ein Zehntel unter Kultur genommen ist. Der kleine Bauer bestellt gewöhnlich drei bis vier Hectare; alle zehn Jahre wird sein Besitz neu vermessen und besteuert, dagegen ist alles Land steuerfrei, welches er in der Zwischenzeit durch Kultur seinem Besitze neu zufügt. Im April pflegen die Stoppeln der letzten Ernte abgebrannt zu werden, um mit ihrer Asche den Boden zu düngen und diesen frei zur neuen Bestellung zu machen; ein Theil dieser weißen Asche wird von den Winden bis nach Rangun getragen und fällt dort als ländlich-sittlicher Schnee nieder. Im Juni und Juli wird sodann mit Wasserbüffeln und höchst primitiven Ackergeräthen das Land gepflügt, das Saatkorn dicht ausgesät und wenn es die Höhe von etwa einem Fuß erreicht hat, in die seeartig überschwemmten, durch niedrige Erddämme getheilten Felder ausgepflanzt. Sehr behend und flink versenkt der Bauer die einzelnen Keime, in Gruppen von vier bis sechs zusammen, mit Hülfe eines geschlitzten Bambusstäbchens in den Schlammboden, schon nach wenigen Stunden richtet sich der Halm auf und nun kann sich der Landmann dem so beliebten dolce far niente hingeben, bis im December die Ernte beginnt. Die Halme tragen circa zwanzig Centimeter lange Rispen und an diesen die Kornähren. Coringa-Kulis schneiden das Korn, fahren es auf primitiven Karren mit Rädern aus

massiven Holzscheiben zu den ebenso primitiven Tennen, wo es von Büffeln ausgetreten wird und nun den „Paddy“, d. h. den unenthülsten Reis liefert. Dem Binnenverkehr dienen fast ausschließlich die zahlreichen schiffbaren Flüsse und ihre Verzweigungen und auf diesen Wasserstraßen kommt nun der Reis an die Hafenplätze, in Böten, welche von 50 bis zu 1600 Körbe à 40 Pfund laden. Man kann die ungefähre Ladung jedes Bootes nach der Zahl der Ruderer schätzen, von denen zwei Mann bis zu 200 Körbe, drei bis zu 300 Körbe, fünf bis zu 500 Körbe u. s. w. befördern können. Außer diesen einheimischen Booten bringen große eiserne Leichterschiffe, die sogenannten „flats“ der Irrawaddy Flotilla Co., immense Quantitäten Paddy's den Fluß herunter und all' diese verschiedenartigen Fahrzeuge finden wir nun in den Kanälen von Ranguns östlicher Vorstadt Puzondong, wo die 24 großen Reismühlen liegen. Birmesische Frauen, die große Burri-Cigarre im Munde, sitzen hier am Strande und dienen sehr gewandt als Makler bei dem Verkauf der täglichen Zufuhr an die Mühlen, soweit diese nicht bereits durch frühere Contracte ihre Lieferungen gedeckt haben.

Als ich in Rangun war, stieg der Preis der Handelseinheit von 4600 Pfund Roh-Getreide von 85 auf 120 Rupien und in den Kreisen der Kaufleute herrschte vielfach Heulen und Zähneklappern über diese Steigerung, welche manche auf billigerer Basis gemachte Abschlüsse in Europa zu recht verlustbringenden machte, wie denn Reis überhaupt immer ein sehr gefährlicher Spekulationsartikel gewesen ist.

Die plötzliche große Erhöhung der Reispreise kommt übrigens meist nicht dem Bauer, sondern den geldvorschießenden Hindus zu Gute, welche hier zu Lande die Rolle der Juden und Geldverleiher spielen und den leichtsinnigen Birmesen, der ihnen seine Ernte und sein Land verpfänden muß, leider nur zu oft in ihrer Hand haben.

Etwa 1000 dunkelbraune, große Coringa-Kulis, schlanke, kräftige und elastische Gestalten, waren in der einen Mühle allein beschäftigt, den „Paddy“, d. h. das ungeschälte Reiskorn, in Körben nach den aus Wellblech gebauten Godowns oder Speichern hinauf und anderseits als „Reis“ in Säcken von der Mühle herab wieder zur Verschiffung zu bringen, wobei eine vielfache Kontrolle doch allerhand Unterschleife nicht ganz unterdrücken kann. Für jeden im Boote eingemessenen und controllirten flachen Korb bekommt der Kuli ein Stäbchen, welches er oben im Speicher abzugeben hat; dann passirt er ein drehbares Zählkreuz und schließlich erhält er für jede 100 Körbe ein Billet; aber wie gesagt, trotz all dieser Vorsicht wird doch gemogelt.

In der mehrstöckigen Mühle mit ihrer ziemlich complicirten Maschinerie wird der „Paddy“ zunächst zwischen runden Platten aus Stein und Eisen, von denen die eine fest steht, während die andere rotirt, enthülst, dann enthäutet, weiß gemacht und polirt, dazwischen verschiedenfach gesiebt und ventilirt, um den Bruch zu separiren und die Spreu zu entfernen, um schließlich nach dreimaligem Auf- und Abgehen durch die verschiedenen Etagen in Säcke von 225 Pfund gefüllt zu werden. Der weiße Reis geht nach China, der sogenannte „Cargo-Reis“, welcher zu einem Fünftel aus unenthülstem Korn besteht, nach Europa, wo er in den dortigen Reismühlen, z. B. in Bremen, seine letzte Appretur empfängt. Die abfallenden Hülsen dienen als ausschließliches Kesselfeuerungsmaterial, welches also ebenso billig, wie bequem zur Stelle kommt und der Betrieb ist mit Hülfe von elektrischer Beleuchtung ein Tag und Nacht durchgehender.

Die Verschiffung ist am lebhaftesten in den Monaten Februar und März, am schwächsten im November und December, findet aber während des ganzen Jahres statt, nur sucht man die Hauptverladung mit Vorliebe bis zum Monat Mai, vor Eintritt der Regenzeit zu erledigen, weil die Verschiffung während der trockenen Zeit leichter ist und die Waare besser bleibt.

Unter den Reis-Exporteuren befinden sich vier deutsche, außerdem exportirt ein deutsches Haus Katechu und ein anderes beschäftigt sich ausschließlich mit Import, welcher in Folge der niedrigen Silberkurse, schlecht gewesener Preise für Reis und der sich immer mehr fühlbar machenden Konkurrenz der so billig lebenden und arbeitenden Asiaten letzthin wenig befriedigend gewesen ist. Wenn die Engländer auch geschäftlich die erste Stellung einnehmen, so stehen erfreulicherweise doch die Deutschen nur sehr wenig an Bedeutung hinter ihnen zurück. Auch verschiedene holländische Firmen sind in Rangun etablirt.

Daß es unseren Landsleuten hier im Allgemeinen gut geht, ersieht man auch schon aus ihrem schönen, bereits 1867 gegründeten Club, der in der fashionablen Commissioners road auf eigenem Grund und Boden inmitten schöner Gartenanlagen liegt und für welchen gerade ein elegantes neues Gesellschaftshaus, 36 000 Rupien kostend, seiner Vollendung entgegen ging. Dieses enthält im Unterstock Billard-, Spiel- und Lesesäle, im Oberstock Tanzsaal und Gesellschaftsräume, Alles hoch, luftig und gefällig gebaut und eingerichtet und nach landesüblicher Art ganz aus Teakholz hergestellt, dessen Solidität dem hiesigen Klima aber doch nicht länger als etwa 30 Jahre widerstehen soll; besonders ist es „zwischen Wind und Wasser“, also an den Stellen kurz unter der Erdoberfläche

sehr empfindlich, weshalb man die Stützbalken der Häuser auch meist mit Eisen beschuht, während sich das Teakholz ganz im Wasser, oder ganz unter der Erde, oder in freier Luft weit besser hält.

Provisorisch war nach Niederreißung des alten Hauses inzwischen ein mit Matten behängter, primitiver Saalbau hinten im Garten errichtet und ich habe in demselben viele von den 45 Mitgliedern, unter denen besonders zahlreiche Bremer sind, kennen und schätzen gelernt und manchen „big heap of comfort“ Cocktail mit ihnen getrunken; leider war es auch hier dem Eingeführten absolut unmöglich, irgend etwas selbst bezahlen zu dürfen. Besonders besucht ist der Club immer zwischen sechs und acht Uhr Abends, wenn sich die Kolonie hier vor dem Diner trifft und ihre abendlichen Klagelieder über das Reisgeschäft und die böse Konkurrenz erschallen läßt, mit einer gegenseitigen rückhaltslosen Offenheit auch unter den Konkurrenten, wie sie mir von Rio de Janeiro her allerdings auch aus eigener Erfahrung bekannt war, die in Europa aber verblüffen würde.

Kegelbahn und zwei mit Ziegeln belegte Tennisplätze sorgen im Club auch für körperliche Bewegung und allabendlich stellten sich zum Tennisspiel auch die Damen der Mitglieder, verschiedene besuchende Engländer und deren Damen mit ein, wie denn überhaupt das Verhältniß zwischen Deutschen und Engländern hier ein erfreulich gutes ist. Letztere haben außer dem, dem Hôtel gegenüberliegenden Birma-Club, in der Gartenvorstadt einen reizend gelegenen Gymkhana-Club, ähnlich dem Bombay-Yacht-Club eingerichtet, welcher 400 Mitglieder verschiedener Nationen zählt; hier, wie überall im Osten, nehmen auch die Damen ihren täglichen Antheil am Clubleben durch Tennisspielen u. s. w.

Ich habe die liebenswürdige Gastlichkeit meiner Landsleute übrigens nicht nur im Club, sondern auch Tag für Tag in ihren von reizenden Gärten umgebenen, schön gelegenen Bungalows genossen, welche entschieden zu den angenehmsten und elegantesten gehören, die ich im Osten überhaupt angetroffen habe. Der nöthige Stab von Dienerschaft ist hier allerdings noch größer als in Indien; so hatte z. B. unser Konsul incl. dreier Durwans oder Wächter, die wegen wiederholt vorgekommener Diebstähle nöthig befunden wurden, einen solchen von zwanzig Personen, die ihm per Monat 350 Rupien Gehalt kosteten, während er für seine große und prächtige Gartenwohnung nur 250 Rupien monatlicher Miethe zahlte. Die Dienerschaft bezieht zwischen 12 und 25 Rupien per Monat und zwar sind der Koch, der Buttler und der Hausschneider die Bestbezahlten.

Die großen, bedeckten Bazare von Rangun sind ebenso bunt, als lebhaft und interessant, meistens findet man auch hier Frauen an den Verkaufsständen, welche hauptsächlich Manufactur- und Eisenwaaren bieten. Besonders ins Auge fallend sind die bunten Seidenstoffe, brochirte Waaren aus England und China, und glatte, starkfädige, einheimische Gewebe. Steht der Birmese im Ganzen auch betr. der Gewerbe hinter dem Hindu zurück, so hat er doch auch seine Specialitäten, wie metallene Becken (Gongs), Glocken und Trommeln, Waffen, Lackwaaren, Holzschnitzereien, Baumwoll- und Seidenstoffe, Papier aus Bambusfasern, Elfenbeinschnitzereien, besonders aus Moulmein kommend, schöne Buddhabilder aus dem verschiedensten Material und getriebene Silbergeräthe, wie Schalen, Vasen, Flaschen u. s. w., welche, ebenso wie in Indien, nach Gewicht verkauft werden, d. h., man legt in die eine Wagschale den Gegenstand, um den man handelt, in die andere die entsprechende Anzahl silberner Rupienstücke und dann bezahlt man für die Arbeit des Silberschmiedes ein wechselndes Aufgeld von so und so viel Annas auf jede Rupie. So kaufte ich z. B. eine kleine, silberne Schale, welche 20 Rupien wog, zum Preise von 1 Rupie 8 Annas mit 30 Rupien. Sehr originell sind auch die buntwollenen, mit Figuren und Scenen aus dem birmesischen Leben benähten Decken und sehr schön und mit prächtigem Ausdruck gearbeitet die hiesigen Puppen und Marionetten. —

Dem deutschen Club gegenüber liegen die recht öden Gärten der Gartenbau-Gesellschaft, an welche das, nach dem im Jahre 1862 ernannten ersten Ober-Commissar, Oberstlieutenant Phayre, benannte Museum und eine kleine Menagerie anstoßen; in letzterer befinden sich einige schöne Königstiger, Riesenschildkröten und König Thibos „weiße" Elephanten, welche wahrscheinlich aus Kummer um ihren Ex-Herrn auch in Farbe kümmerlich geworden sind, ich konnte ihre graue Farbe wenigstens nicht verschieden von der ihrer gewöhnlichen Kollegen finden. Das Museum mit kleiner, naturhistorischer Sammlung und einigen Holz- und Stein-Skulpturen bietet recht wenig und das Wenige ist außerdem fast ausnahmslos sehr schlecht gehalten und verstaubt.

Dagegen versäume Niemand, dem großen Centralgefängniß Ranguns einen Besuch abzustatten. Dasselbe liegt in einem großen, von hohen Mauern umschlossenen Viereck im Westen von Commissioners road, ist schon mit 4000 Sträflingen zu gleicher Zeit besetzt gewesen und zählte deren momentan 2500, darunter vier zum Tode durch Hängen Verurtheilte, deren Exekution an den Ketten eines dreischläfrigen Galgens im Centralhof schon am nächsten Tage erfolgen sollte, ein Umstand, der auf die Verbrecher aber sehr wenig Eindruck zu machen

schien. Des Nachts werden die Gefangenen in langen, einstöckigen steinernen Häusern untergebracht, die alle sehr luftig und musterhaft reinlich gehalten sind und zwar befinden sich in jedem, menagerieartig vergitterten Raum etwa 20 Holzpritschen. Des Tages über wird in allerlei Branchen gearbeitet; wir finden in einer langen Reihe einzelner, unter einander streng abgesperrter Höfe Arbeitshäuser für Druckerei, Buchbinderei, Schmiederei, Wagenbau, Tischlerei, Holzschnitzerei, Weberei, Stuhl- und Rohrarbeiten, sowie eine Mehlmühle, und die EinwohnerRanguns können nicht besser thun, als alle einschlägigen Reparaturen oder auch Neuanschaffungen dem Gefängniß zuzuwenden. Soweit Maschinen bei den Arbeiten verwandt werden, z. B. bei der Druckerei, wird die nöthige Kraft durch eine Tretmühle geliefert, eine mit Trittbrettern versehene, breite Holzwalze, auf der gegen hundert Mann gleichzeitig neben einander stehen können, um dieselbe durch Treten nach oben in Drehung zu setzen; alle Sträflinge unterschiedslos müssen den ersten Monat ihrer Gefangenschaft an der Tretmühle zubringen, später blos dann, wenn sie durch Disciplinlosigkeit eine Extrastrafe verwirkt haben. Jeder Gefangene trägt eine eiserne Kette zwischen den Beinen, und um den Hals einen eisernen Ring, an welchem sich ein eisernes Identitätstäfelchen, mit Angabe der Registernummer, des Verbrechens und der Strafdauer des Züchtlings befindet.

Auffallend gering ist der Prozentsatz weiblicher Gefangener, nämlich nur 1 %.

Sobald ein Beamter in einen der Höfe tritt, müssen sämmtliche Sträflinge darin mit zusammengelegten Händen niederhocken, gemäß dem in Birma üblichen äußeren Zeichen der Unterwürfigkeit, und ein Theil der Wärter besteht selbst aus birmesischen Gefangenen, welche bei dem großen Respect, den der Birmane dem Beamtenthum entgegenbringt, oft besser, als gewisse freie Wärter functioniren.

Natürlich fehlt auch ein sehr gut eingerichtetes und vorzüglich gehaltenes Hospital in dieser Musteranstalt nicht. Die Erzeugnisse der Werkstätten sind in einem dem Haupteingang gegenüber liegenden Verkaufslokal ausgestellt und man findet hier zu sehr billigen Preisen besonders wundervoll in Teakholz geschnitzte Möbel, originelle Figuren, wie Bilus = kämpfende Riesen und andere mythische Gestalten, Arbeiten, die eine der schönsten und characteristischsten Erinnerungen an Birma bilden.

Hinter dem Centralgefängniß liegt die ebenfalls hoch ummauerte Irrenanstalt, eine Reihe von freundlichen Einzelhäusern umschließend, mit Separatschlafzellen, welche für 350 Geisteskranke, Criminelle wie Nicht-Criminelle, Platz bieten und die fast voll besetzt waren. Mit ganz geringen

Ausnahmen sind die hier internirten Irren alle sehr harmlos und meist still und ruhig vor sich hinbrütend, nur ein schreiend herumlaufender Epileptiker und ein aus seinem vergitterten Arbeitsschuppen sprungweise heraushüpfender, alter eingetrockneter Chinese, welcher Arme und Zeigefinger abwechselnd nach oben hob, wie der Chinese im Ballet „Excelsior“, waren die einzigen auffallenden Gestalten. Zwang zur Arbeit besteht hier nicht, soweit sie wollen, beschäftigen sich die Männer früh und nachmittags je drei Stunden damit, auf einem Stein mit einem Holzstock die Fasern von Cocosnußschalen loszuschlagen, oder mit Korbflechten, Reismahlen und Bestellen des großen Gemüsegartens der Anstalt, während die Frauen, hier in stärkerem Prozentsatz vertreten als im Central-Gefängniß, ausnahmslos überhaupt nicht arbeiten wollen. Zu der täglichen Kost von Reis und Gemüse wird drei Mal in der Woche Rindfleisch und drei Mal Fisch beigegeben und auch Cigarren werden den armen Irren geliefert.

Ganz rührend war es anzusehen, wie ein irrsinniger, dunkelfarbiger Eingeborener einen blöde geborenen, jetzt etwa 30 Jahre alten, stummen Europäer pflegte und abwartete, ihm die Brotbissen in den Mund steckte, den Trinkbecher an die Lippen führte und ihn dann zum Schlafen geleitete, ein Unglücklicher den anderen mütterlich überwachend. —

Ueberall in der ganzen Stadt Rangun findet man Tempel der verschiedenen Religionen, unter den Pagoden als bemerkenswertheste neben der Schuai Dagon, die in der Nähe des Hôtels an dem großen Gartenplatz vor dem Stadthaus gelegene, achteckige und auch vergoldete Sulay-Pagode; ferner verschiedene freundliche, aber architectonisch unbedeutende Moscheen; noch einfachere Hindutempel und bizarre Joß-Häuser oder Tempel der Chinesen, mit geschnitzten und bunt bemalten, stacheligen Drachen auf Dachkanten und um Säulenstützen; außerdem ganz auffallend viele Kirchen und Kapellen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, welche ein deutlich trauriges Bild dafür geben, wie wenig einig wir uns vor den sogenannten „Wilden“, denen wir das Heil bringen wollen, präsentiren. Ist es zu verwundern, wenn diese, confus gemacht, fragen: „Ja, welches ist denn nun eigentlich unter den verschiedenen Arten des Christenthums, welche ihr uns vorführt und anpreist, die wirklich wahre? Weshalb sollen wir uns mit Euch vereinigen, die sich doch nicht einmal unter einander zu einigen verstehen?“

Ich wüßte darauf keine ausreichende Antwort. —

Mein nächstes Ziel war Mandalay und um die letzte Hauptstadt Birmas zu erreichen, hat der Tourist die Wahl zwischen Dampfboot und

Eisenbahn. Im Interesse von Zeitersparniß und um doch möglichst viel zu sehen, thut man am besten, mit der Bahn hin- und flußabwärts auf dem Dampfer zurückzufahren, wobei man aber Rücksicht darauf zu nehmen hat, daß die Passagierdampfer nur zwei Mal per Woche verkehren.

Die seit dem Jahre 1888 bis nach Mandalay fertig gestellte Staatsbahn ist 386 Meilen lang und schmalspurig, mit einem Meter Spurbreite angelegt. Die Wagen sind entsprechend eng und klein, Separat-Abtheile für Pungis (Geistliche), Frauen und birmesische Männer durch schön bunt aufgemalte Bilder auf den Thüren gekennzeichnet; man sieht da den Geistlichen in safrangelber Toga mit dem Palmfächer in der Hand, oder eine reizende, junge Birmesin im Bild, welches zuweilen allerdings stark absticht gegen das dahinter sitzende Original: ein altes, häßliches Weib mit der immensen Burri-Cigarre im Munde. Auf den birmesischen Bahnen wird, besonders des Nachts, in einer kaum glaublichen Weise gestohlen, es soll nicht selten vorgekommen sein, daß Passagieren das ganze im Coupé mitgeführte Gepäck spurlos abhanden kam und gedruckte Anschläge in den Wagen-Abtheilen rathen ausdrücklich an, die Fenster immer geschlossen zu halten und die Thüren zu verriegeln. Da ich wieder ganz allein in meinem Coupé war, konnte ich mich ja bequem einschließen.

Ich verließ Rangun um sechs Uhr Abends bei schnell hereinbrechender Dunkelheit, welche stellenweise durch den Schein der Wachfeuer erhellt wurde, die man behufs Bewachung der Saaten entzündet. Am nächsten Morgen waren wir aus der Delta-Gegend bereits heraus und im Osten erhoben sich hinter einander verschiedene hohe, zackige Bergketten, während sich in der Ebene theils Dschungeln mit dichtem Bambus und hohem Schilf durchwuchert und mit zahlreichen Teakbäumen, dazwischen, neben Reisstoppelfeldern und parkartiger Feldgegend zeigten. Letztere überwog und zwar baut man hier Weizen, Mais und Hülsenfrüchte, weiterhin Baumwolle, Zuckerrohr und Tabak. Große regelmäßige Bananen-Anpflanzungen, Mango-, Jack- und Melonen-Bäume sprechen für den Fruchtreichthum des Landes, welches außer den indischen auch bereits einige malayische Früchte, wie die Durian bietet.

Schnepfen, von den Birmesen „der Vogel, den der Gentleman ißt“ genannt, sind hier ganz außerordentlich zahlreich, wie denn Birma für den Jagdliebhaber überhaupt ein sehr ergiebiges Feld bietet: Elephanten, Rhinocerosse in seinen 4 Arten, Königstiger, Panther, Leoparden, Wildschweine, Antilopen, Hirsche, Wölfe und Hyänen

repräsentiren das kreuchende, Hühner, Fasanen, Pfauen, Rebhühner, Papageien u. s. w. das fleugende Wild.

Viehzucht zur Erzielung von Nahrung ist bei den Birmesen nicht üblich, da ihnen die Religion Fleischgenuß untersagt. Man zieht das Vieh also fast nur zu Last- und Zugzwecken, und zwar meist recht kräftige und gut gehaltene Ochsen, Büffel, Pferde und Esel; außerdem sind Ziegen, aber keine Schafe und wegen des feuchten Klimas auch keine Kameele vorhanden. Vor den sehr kräftigen Büffeln thut man gut, sich in respectvoller Entfernung zu halten, da sie oft in gefährlicher Art auf ihnen fremde Weiße losgehen.

Die birmesische Wohnung auf dem Lande ist theils eine einfache, aus Bambusstäben und Matten zusammengesetzte, direct auf dem Erdboden stehende Hütte, meist aber ein auf Stelzen stehendes Holzhaus, welches aus zwei Zimmern besteht: einem etwa zwei Fuß über der Erde gelegenen Vorderzimmer und einem etwa sechs Fuß höher gelegenen Hinterzimmer, das durch eine Stiege mit dem unteren Raum verbunden ist. Den einen Raum direct *über* den anderen zu legen, würde der Aberglauben verbieten, da es dem Birmesen Unglück bedeutet, wenn Jemand direct über seinem Kopfe wandelt. Das vordere Unterzimmer ist auf allen Seiten offen und dient als Salon, Eß- und Arbeitszimmer, während das Obergemach, ringsum von theilweise sehr schön geflochtenen Matten eingefaßt, den Schlafraum bildet; der freie Raum darunter wird als Hühnerhof, Viehstall oder Rumpelkammer benutzt. Das Dach des Dorfhauses ist meist mit den Blättern der Dhunny-Palme gedeckt, einer buschförmigen Wedel-Art, welche in Salz- und Brackwasser wächst. Vor dem Hause fehlt fast nie eine auf horizontalen Bambusgittern gezogene Kürbis-Anpflanzung.

In der Nähe jeder, auch der kleinsten Ansiedelung, sieht man gemauerte Pagoden in Glockenform, theils einzeln, theils gruppenweise, ganz weißgetüncht, oder mit vergoldeter Spitze; daneben zuweilen auch hohe, vergoldete Maststangen mit einem nahe dem oberen Ende aufgespießten heiligen Garuda-Vogel.

Während David am Morgen in meinem Abtheil die Bettsachen wieder zusammenschnürte, war ihm in seinem Coupé schleunigst sein Trinkbecher gestohlen worden, und bei den zahlreichen Stationen, an denen wir meist recht lange hielten, mußte man immer aufpassen, daß die Wagenfenster auf beiden Seiten geschlossen waren, um „Eingriffe" fernzuhalten. Auf den Bahnsteigen gab es überall zahlreiche Händler, welche eine große Auswahl von Lebensmitteln aller Art anboten: Brot, Kuchen, Biscuits, Pfannkuchen, gebackene Fische, Curry mit Huhn,

Zuckerrohr, Bananen, Cigarren, Betel und Sodawasser, und zwar balancirten sie ihre Schätze à la chinoise an einer, über die Schulter getragenen dünnen Bambusstange, wie dies in Birma überall bei den Trägern üblich ist, bestehe nun die Last in Wasser, oder Markteinkäufen, oder dem ambulanten Rasirkasten und Rasirstuhl des Barbiers.

Bei der Station Kiauksé treten rechts die Berge, ziemlich kahl und mit Pagoden reich besetzt, bis nahe an die Bahn heran; Pagodengruppen, großen Kirchhöfen ähnlich, folgen; immer zahlreicher erscheinen während der letzten Stunde die Holzgiebelhäuser der Pungi-Klöster und immense Buddhafiguren, bis Nachmittags kurz nach vier Uhr die staubige, langsame Fahrt ihr Ende in Mandalay erreicht.

Von den beiden, ziemlich weit vom Bahnhof entfernt gelegenen Hôtels gilt das Europe-Hôtel, von dem Oesterreicher J. Grin verwaltet, als das bessere, ist aber auch nur so — so. Der Wirth bietet schöne Rubine zum Kauf an, welche neben Saphiren, Topasen und purpurnen Amethysten in Birma vielfach gefunden werden und früher eines der königlichen Monopole bildeten. Von den Mineralschätzen des Landes seien bei der Gelegenheit auch Gold und Kohle genannt, welche bei rationellem Betrieb und weiterer Erschließung des Landes lohnende Ausbeute versprechen.

Mandalay, erst 1859 vom König Mindun-Min an Stelle der alten Hauptstädte Awa und Amarapura gegründet und auch unter dem letzten König Thibo als dauernde Residenz benutzt, liegt nicht am Irrawaddy-Strome selbst, wie die früheren Herrschersitze, sondern vier Kilometer von dessem linken Ufer entfernt, sodaß dem König der verhaßte Anblick passirender englischer Dampfer erspart blieb. In einer weiten Ebene am Fuße eines isolirten, 180 m hohen Hügels, ist die von primitiven Gräben und Mauern umgebene Stadt in Form eines weiten Vierecks angelegt, dessen breite, gerade Straßen sich alle unter rechten Winkeln schneiden. Die Häuser bestehen theils aus Ziegeln, meist aber aus Holz und Bambusrohr, sodaß eine 1885 ausgebrochene große Feuersbrunst leicht die Hälfte der Stadt zerstören konnte. Auch 1892 und 1893 kamen wieder größere Brände vor, welche leider auch einen großen Theil der reich geschnitzten Klöster Mandalay's, der schönsten ganz Birmas, vernichteten.

In der Mitte der Stadt befindet sich das von einem tiefen und breiten Wassergraben und von gezinnten Ziegelmauern umgebene, gewaltige Viereck, welches die Paläste des Königs und seiner Frauen, Schatzkammer, Arsenal, Kasernen und Elephantenställe umschließt. Vier Brücken führen zu den in der Mitte jeder Seite gelegenen Hauptthoren,

welche, ebenso wie in gewissen Abständen die Wallmauern, malerisch mit Holz-Pavillons und fünf- bis siebenstöckigen Giebelthürmen darüber gekrönt sind.

Nachdem der König Amarapura verlassen hatte, um sich hier diesen neuen Palast zu bauen, entwickelte sich die Stadt um den letzteren herum sehr schnell und Mandalay zählt heute 189 000 Einwohner, unter denen, außer zwei Regimentern englischer Truppen, nur 150 Europäer leben.

Ich verschaffte mir am ersten Abend kurz vor Sonnenuntergang noch einen gut orientirenden Rundblick von der Höhe des die Umgebung beherrschenden, zwei Kilometer nördlich der Stadt gelegenen Mandalay Hill's aus, der auf sehr schlechtem Pfade beschwerlich zugänglich ist, die Mühe seiner Besteigung aber reichlich lohnt: scharf geschnittene, hohe Berge schließen das Bild im Osten, niedrigere und weicher geformte Höhen im Westen ab, dazwischen zieht sich die breite Ebene mit dem mächtigen Irrawaddy-Strome und zu unseren Füßen dehnt sich die freundliche, von vielen Alleen durchzogene Gartenstadt aus. Unter den zahlreichen Pagoden und Klöstern fällt besonders das weite, ummauerte Viereck der „729 Pagoden“ oder des Kutho-Daw auf, welches am Fuße des Hügels liegt und dem ich wiederholt meinen Besuch abstattete. Es sind dies um eine große Mittel-Pagode herum symmetrisch gelegene 729 kleine Kapellen aus weißgetünchtem Ziegelbau, nach allen vier Seiten zu offen und jede in der Mitte eine stehende Tafel aus weißem Marmor enthaltend, welche auf beiden Seiten in birmesischen Lettern und in der heiligen Pali-Sanskrit-Sprache, in 8 000 000 Silben sorgsam eingravirt, die Hauptlehren des Buddhismus enthalten. Der Text dieser eigenthümlichen, im Jahre 1857 vom König Mindun-Min erbauten Buddhistenbibel wurde von einer vom König eingesetzten Kommission von 10 Gelehrten, unter dem Vorsitz des berühmten U-hye-ya, kritisch revidirt und zusammengestellt. Leider fängt das feuchte Klima an, bereits deutliche Spuren seiner zerstörenden Thätigkeit an dem Monument zu zeigen, hoffentlich gelingt es, auf photographischem Wege wenigstens den Text der Inschriften noch rechtzeitig zu fixiren.

In der Nähe des Kutho-Daw befinden sich auch die Ruinen der 1892, angeblich von den Dakoits, verbrannten fünfterrassigen „Incomparable“ Pagode und das Kyong Taw Gye, ein großes Kloster, an dessem Eingang links und rechts enorm große, schön geschnitzte Holzhallen anstoßen, welche von hohen, roth und goldenen Holzsäulen getragen werden. Der weite Klosterhof ist rings von kleinen, weißen

Kapellen umgeben, deren Dächer von Schirmen überragt sind und in denen Buddhastatuen sitzen, während sich in einem weißgetünchten Ziegelbau in der Mitte des Hofes eine Riesenfigur des sitzenden Gautama-Buddha in Marmor-Imitation befindet. —

Frühzeitig am nächsten Morgen trat ich meine Rundfahrt an. Während die Straßen unter König Thibo noch grundlos und in jeder Beziehung schlecht gehalten waren, sind sie jetzt unter englischer Verwaltung in guter Ordnung, fast überall mit Schattenbäumen eingefaßt und nach amerikanischem System bezeichnet, sodaß die Straßen mit fortlaufenden Nummern, die breiteren Roads oder Avenues mit Buchstaben benannt sind. Auch die jetzt nicht seltenen steinernen Häuser stammen meist erst aus der englischen Zeit und seitdem der 1885er Brand eine harte Lehre gegeben, sonst aber hat sich, erfreulicherweise für den Touristen, hier noch das echt birmesische Leben erhalten, welches in Mandalay natürlich weit mehr zum Ausdruck kommt, als in dem kosmopolitischen Rangun. Die meisten Häuser sind denn hier auch noch in der alten, ja viel malerischeren Art aus Holz- und Bambusgeflecht hergestellt, dessen Ornamente durch schöne Flechtmuster und durch verschiedenfarbige Lackirung in gelb und braun gebildet werden.

Einige schöne ältere Steinhäuser sind auf dem Giebel von einem Pfauen gekrönt und zeigen dadurch an, daß ihre Besitzer s. Z. durch König Thibo für Geldvorschüsse oder anderweitige Leistungen ausgezeichnet wurden; das königliche Wappen war ein goldener Pfau im weißen Felde.

Vor den Häusern stehen auf Bänken häufig große Thongefäße mit Trinkwasser für die Vorübergehenden, hin und wieder ist zu dem Zwecke auch ein kleines, auf Stelzen errichtetes Extra-Häuschen vorgebaut, oder eine Nische außen am Hause dazu bestimmt; zuweilen befinden sich diese Trinkgefäße auf von Baumästen herabhängenden Brettern. Sodann finden wir in den Straßen zahlreiche runde Brunnen, an deren Rand ringsum eine leicht erhöhte, gemauerte Plattform anschließt, welche zum Waschen der Kleider sowohl, als auch zum Baden, resp. Uebergießen der Menschen benutzt wird; der Birmese ist durchschnittlich sehr reinlich und badet, wo die Möglichkeit dazu vorhanden ist, jeden Tag. Der über dem Brunnen errichtete Holz-Galgen, an welchem das Schöpfgefäß auf- und abgelassen wird, ist meistens schön geschnitzt.

In der Nähe der zahlreichen Klöster und außerhalb der Stadt findet man häufig Zayats oder Rasthäuser, erhöhte Holz-Tennen unter Dach, meist rings von Veranden umgeben, sonst aber nach allen Seiten

zu offen, welche Pilgern und anderen Wanderern ohne Weiteres zur freien Verfügung stehen und die viel benutzt werden. Ihre Herstellung ist eine der besonders verdienstlichen Werke, welche ein Birmese verrichten kann und da die Kosten dafür verhältnißmäßig kleine sind, so kann man sich den damit verknüpften Ehrentitel leichter erwerben, als den eines „Pagodenerbauers“.

Gewöhnlich befinden sich dicht bei den Rasthäusern einige Hütten, in welchen bescheidene Lebensmittel zum Kauf angeboten werden.

Am frühen Morgen kann man die Pungis oder Geistlichen am besten beobachten, da sie zu der Zeit zahlreich mit ihren Betteltöpfen durch die Straßen ziehen, um die tägliche Nahrung an Reis zu erbitten, welche nach ihrer Regel schon vor Mittag verzehrt werden muß. Mit geschorenem Haar und barhäuptig ziehen sie in safrangelben Gewändern einher, welche eigentlich nur aus Lumpen baumwollenen Stoffes zusammengeflickt sein sollten; doch wird diese Regel ganz allgemein derart umgangen, daß man ein geschenktes Stück neuen Stoffes in kleine Vierecke zerschneidet und diese dann wieder säuberlich zusammennäht, wodurch sich die auffallenden Säume in den Pungi-Gewändern erklären, und statt der vorschriftsmäßigen Baumwolle sieht man zu ihrer Toga sehr häufig auch gelbe Wolle oder Seide verwandt, letztere als Pungi-Seide einen bedeutenden Handelsartikel bildend.

Der Betteltopf besteht meist aus einem großen, kesselförmigen Gefäß aus Schwarzblech mit einem Messingdeckel und wird an einer um den Hals gelegten Binde mit beiden Händen gehalten und vor der Brust getragen; zuweilen dient auch eine roth lackirte Holzurne zur Entgegennahme der täglichen Ration Reis und wenn die Zahl der Geber in dem von ihm zu begehenden Bezirk oder die Zahl der Geistlichen im Kloster eine große ist, so begleiten den Pungi auch noch junge Klosterschüler, welche an beiden Enden des auf der Schulter balancirenden Bambus- oder Palmrippenstabes Betteltöpfe für den Reis tragen.

Mit gesenkten Augen, damit sein Blick kein Weib berühre, zieht der Pungi täglich vor die gewohnten Häuser, empfängt eine Handvoll Reiskörner in seinen Topf und schreitet dann ohne Dank lautlos weiter; nicht dem Spender gebührt der Dank, sondern weit mehr dem Pungi, welcher Gelegenheit zu einer verdienstvollen Handlung giebt. Silber und Gold oder Geldeswerth anzunehmen, ist dem Pungi verboten, dagegen ist es den Gläubigen nicht verwehrt, zur Behaglichkeit der Pungis in derem Heim beizutragen und so findet man denn in den Klosterzellen ein Sammelsurium von Wand- und Weckuhren, Spiegeln und Waffen, von Bildern mit Landschaften, Heiligen, Königen, Kaisern

und Raubmördern, von Fellen, Musikinstrumenten, Sonnenschirmen, Fächern, Petroleumlampen, Kissen, Teppichen und Gott weiß was sonst noch, Alles frommer Birmesen Gaben, welche die Wände und die mit Matten belegten Fußböden der Zellen füllen.

Der täglich gesammelte Reis wird sofort gekocht, er soll, mit den im Klostergarten gezogenen Gemüsen und Früchten zusammen, die einzige Tagesmahlzeit bilden und zwar noch vor der Mittagsstunde eingenommen werden, doch halten wahrscheinlich nur die jüngeren Priester und die Klosterschüler diese Regel strenge ein.

Abgesehen von dem Schulunterricht, welchen der Birmese stets im Kloster genießt, verlangt es die Sitte, daß er als Knabe eine gewisse Zeit, gewöhnlich zwei bis drei Monate, ganz im Kloster lebe und seien es auch nur 24 Stunden; in festliche Gewänder gehüllt, wird er vorher bei allen Nachbarn und Freunden umher geführt, um Gaben in Empfang zu nehmen, die etwa unseren Konfirmationsgeschenken entsprechen und dann geht er ins Kloster, wo ihm das Haupthaar abrasirt und das gelbe geistliche Gewand angelegt wird. Doch bindet er sich damit keineswegs zu irgend einem dauernden Kirchendienst. Steht es doch selbst dem Priester frei, das Kloster, wenn er will, wieder zu verlassen, sich zu verheirathen und ein weltliches Leben zu führen.

Die Klöster selbst sind große Holzbauten, oft mit reich geschnitzten Giebeln und mehrstöckigen Holzthurm-Aufsätzen, von geschnitzten Verandagalerien umgeben und inmitten weiter Obstgärten und Gemüse-Pflanzungen gelegen; lange, mit Büffelhäuten überzogene ausgehöhlte Baumstämme dienen als hängende Trommeln, ebenso wie Bronce-Glocken und -Becken häufig vor und in den Hallen aufgestellt und aufgehangen sind.

Uebrigens giebt es in Birma nicht nur Mönche, sondern auch Nonnen, welche allerdings nicht eine gleiche Werthschätzung genießen und deren Hauptzweck der ist, durch ein besonders religiöses Leben ein Anrecht auf eine höhere Form bei der nächsten Wiedergeburt zu erwerben; ihr sehnlichster Wunsch ist, dann als ein männliches Wesen zur Welt zu kommen, und sei es selbst nur in Gestalt eines männlichen Hundes. Die Tracht der Nonnen ist ähnlich derjenigen der Mönche, aber von weißer, statt gelber Farbe. —

Ich hatte von meinem Hôtel einen birmesischen Diener mitgenommen, der sich als recht gut unterrichteter und sehr brauchbarer Führer erwies. Zwanzig Minuten Fahrt brachten uns zu der Arrakan-Pagode, der größten unter den Tausenden von Pagoden Mandalay's, nach der „goldenen Pagode“ in Rangun die nächste an Berühmtheit im ganzen Lande und erfreulicherweise in gut erhaltenem baulichen Zustand. Hier

im Gange befindliche Um- und Neubauten beweisen, daß man auch nach dem Falle der einheimischen Dynastie noch die Mittel findet, die alte kirchliche Pracht zu erhalten und zu mehren.

Durch Anschlag in englischer Sprache werden hier auch die Fremden aufgefordert, den heiligen Raum ohne Schuhzeug und nicht mit aufgespanntem Schirm zu betreten, da letzterer das Attribut der Erhabenheit bildet.

Zwei immense weißgetünchte Phantasie-Tiger bewachen auch hier den Haupteingang, welcher zu einer Reihe von Höfen führt, die durch schön geschnitzte Holzgalerien mit einander verbunden und von ihnen durchzogen sind; die Säulen dieser Gänge sind theils roth bebemalt, theils mit Spiegel- und bunten Glasstückchen belegt. Zahlreiche Verkaufsstände bieten Opferkerzen, lebende und künstliche Blumen, darunter sehr schöne hell-lilae Seerosen, Buddha- und allerlei menschliche und Thier-Figuren aus Alabaster, Puppen, Masken, Schmuck, Tand, Blattgold und Blattsilber, Parfümerien, Seifen und — Lausekämme, einen sehr gesuchten Artikel; auf meinen Wegen begegnete ich einer Unzahl von Duos im gegenseitigen Striegeln und Absuchen des Haupthaares.

Die Hofumwallungen und die sie umgebenden Arkaden der Arrakan-Pagode bestehen aus weißgetünchtem Ziegelbau, dagegen sind die einzelnen Thorthürme, verschiedene Stockwerke hoch, in reich geschnitztem Teakholz ausgeführt und mit zahlreichen vergoldeten Spitzen, Zacken und Schirmen verziert. Die weißen Stuckwände sind vielfach mit sehr originellen, lebhaft bunten Fresken geschmückt, welche in eigenthümlicher Zusammenstellung sowohl Scenen aus dem Leben Buddhas, als auch solche aus der profanen Geschichte, Torturen von Gefangenen und Höllenqualen vorführen, während Paradiesesfreuden, da der Buddhismus als höchste Seligkeit nur das Nichts kennt, natürlich fehlen. Sehr originell sind die vom Specialartisten König Thibos gemalten Fresken, Elephantenkämpfe darstellend.

In der Mitte der Tempelanlage erhebt sich das Allerheiligste, ein verhältnißmäßig kleiner, würfelförmiger und vergoldeter Stuck-Tempel mit großen aufgespannten Ehrenschirmen vor dem Eingang und mit einer hohen, vergoldeten Broncestatue Buddhas im Innern, der bedeutendsten im Kriege mit Arrakan erbeuteten und hierher gebrachten Siegestrophäe, vor welcher, auf Matten knieend, zahlreiche Männer, Frauen und Kinder beten, um dann in aufgestellten großen Urnen Reis, Früchte und Blumen zu opfern, oder zu den hunderten in diesem engen Raume qualmenden Kerzen noch einige neue zu stiften; als

schätzenswerthestes Opfer aber gilt auch hier das Aufkleben eines goldenen oder silbernen Schaumblättchens an der Außenseite des Tempels.

Zum ersten Male traf ich hier auch Schan-Frauen mit ihren schwarzseidenen Jacken und Röcken an.

Zahlreiche Masten mit heiligen Garuda-Vögeln oder mit Schirmen darauf zieren alle Tempelhöfe, wo sich auch eine Reihe an niedrigen Holzgestellen hängender, theilweise prächtiger Glocken von wunderbarem Klange befinden.

Nach Passiren der die Rückseite der Tempelanlage abschließenden Galerien gelangt man zu zwei großen, viereckig ausgemauerten Teichen, in denen zahlreiche, bis zu drei Fuß lange Schildkröten gewöhnlich unter Wasser leben, aber auf fröhliches Zurufen kleiner, heiterer Biscuit-Verkäuferinnen schnell herangeschwommen und mit ihren großen Köpfen über die Oberfläche kommen, um nach den zugeworfenen Leckerbissen zu schnappen. Auch auf andere Weise kann sich der fromme Buddhist hier Thieren gegenüber ein Verdienst erwerben, indem er eigens zu diesem Zwecke gefangene Vögel kauft und ihnen die Freiheit wiedergiebt.

Zahlreiche kleinere Pagoden und Klöster umgeben die Arrakan-Pagode und unter den letzteren befindet sich ein steinerner Palastbau mit eigener, schöner Hauskapelle für 40 Pungis, welcher für indische Verhältnisse ganz auffallend modern hergestellt und eingerichtet ist. Außerdem liegt hier auch die immense viereckige und zweistöckige Basis einer unvollendet gebliebenen Riesenpagode.

Ich setzte meine Fahrt von hier aus gleich nach Amarapura, der alten Hauptstadt fort, ein Unternehmen, das sich alle Touristen mit beschränkter Zeit gern ersparen können. Die Stadt, welche im Jahre 1858 noch 90 000 Einwohner zählte, besitzt deren heute keine 20 000 mehr, diese beschäftigen sich mit Seidenweberei, Bronceguß und Ackerbau, während ringsum aus Feldern und Gestrüpp zahlreiche Ruinen schöner, weißgetünchter Ziegelpagoden, Klöster und Paläste aufsteigen. Das alte Fort ist ganz ruinirt, zerfallen und von Gebüsch um- und überwachsen, während der alte Königspalast, ein einfach würdiger, schöner Bau, noch leidlich erhalten ist. In der Nähe sollten irgendwo zwei riesige Broncekanonen liegen, durch die Birmesen s. Z. in Arrakan erobert, doch wußte weder mein Hôtelführer, noch der Kutscher, ein Madrassi, Näheres über deren Lage, bis wir schließlich in dem einsamen Trümmerfeld einen Ortskundigen fanden, der uns in zwanzig Minuten auf staubigem, heißen, dornenvollen Pfad nach dem Gestrüpp brachte,

in welchem ganz überwuchert ein etwa dreißig Fuß langes, schön gearbeitetes altes Bronce-Rohr und ein etwas kleineres, aber viel stärkeres lagen.

Der gute Mong Hpo, der Wegweiser, war der erste Mensch in Indien, welcher das Wort Bakschisch nicht kannte und ich glaubte mit Staunen schon an einen weiteren Einfluß des die Sitten mildernden Buddhismus, schließlich war es aber doch blos eine Wortfrage: unter dem Namen „lesong" war das Trinkgeld auch dem Birmesen wohl vertraut und er nahm es dankbar an.

Die ganze Gegend bis zum Fluß hinunter ist außerordentlich fruchtbares und gutes Reisland, durch Gruppen von Tamarinden, Jacks- und Mangobäume belebt; aber, wie gesagt, der ganze Ausflug erfordert mehr Zeit als er lohnt.

Nach dem Frühstück besuchte ich den ehemaligen Königspalast in Mandalay. Das ihn umschließende, von Wassergräben und Mauern geschützte Viereck, dessen Seiten jede über zwei Kilometer lang sind, beherbergte früher allein etwa 30000 Einwohner; der Palast selbst war von einer inneren, zweiten Grabenlinie umgeben, welche jetzt ganz verschwunden ist, wie denn die Engländer an dieser Stelle überhaupt gründlich aufgeräumt haben. Die zahlreichen, früher hier befindlichen Häuser für Beamte, Diener und Soldaten sind fast sämmtlich rasirt worden, der weite Platz ist jetzt ganz übersichtlich, von langen, schattigen Alleen durchzogen und mit einzelnen Baumgruppen besetzt, unter denen sich die getrennt von einander gelegenen, auf Stelzen erbauten Holzkasernen für englische und für einheimische Truppen abheben; hier sind auch noch einige wenige, alte Holzhäuser der königlichen Minister stehen geblieben, im Ganzen aber macht der weite Platz einen leeren und öden Eindruck.

Ein Schienengeleise verbindet das Innere des Palastvierecks direct mit dem Bahnhof.

Der Palast selbst, von den Birmesen stolz „das Centrum des Weltalls" genannt, besteht aus einem großen Complex reich geschnitzter Holzhäuser, meist innen und außen in roth und gold bemalt, mit den kostbarsten Schnitzereien an Firsten, Dachkanten und Thürmen und mit hohen, weiten Säulenhallen, die von roth und goldenen starken Holzsäulen getragen werden. Die Wände bestehen theilweise aus Matten von besonders feinem Material und in schönen, geometrischen Mustern geflochten, theilweise auch aus schön geschnitztem Holzgitterwerk, welches mit Spiegel- und bunten Glasstückchen effectvoll ausgelegt ist. Die

meisten Häuser sind von Veranden-Galerien umgeben, deren Balustraden Pfeiler aus maigrünem Glas schmücken.

Die Einrichtung des Palastes ist von den Engländern mit der äußersten Geschmacklosigkeit, stellenweise gradezu vandalisch behandelt worden; die kostbarsten Räume sind durch Einziehung von Matten in Büreaus abgetheilt; durch Umsetzung von Spiegelwänden und schön geschnitzten großen Paneelen an ungehörige Stellen zwischen die Säulen hinein hat man Club-Räume, ja sogar eine Garnisonkirche (!) hergestellt, als welche ein mit Spiegelwänden umgebener Salon mit einem Piano in der Mitte vorgestellt wird. Es ist wirklich kaum glaublich! Von den beiden Thronsälen mit den noch vorhandenen, schön geschnitzten Thronsesseln ist der eine als Speisezimmer des Clubs eingerichtet, der andere, ein großer Hallenbau unter dem siebenstöckigen, vergoldeten Hauptthurm, verstaubt unbehütet. Es war in den jetzigen Club-Räumlichkeiten, wo König Thibo kurz nach seiner Thronbesteigung gelegentlich eines Ballfestes etwa 100 ihm unbequemer Mitglieder der königlichen Familie und des Hofstaates ermorden ließ.

Sämmtliches Hausgeräthe des Palastes ist bei der Einnahme durch die Engländer entfernt, d. h. verkauft oder gestohlen worden, viele kostbare Theile, welche ein besseres Schicksal verdienten, verkommen jetzt in den Baracken. Auch von den zahlreich vorhanden gewesenen Rubinen, Diamanten und Perlen ist bei der Einnahme des Palastes s. Z. viel spurlos verschwunden.

Vor und hinter dem Hauptbau sind einige Kanonen aufgefahren und Reste schöner Gartenanlagen, mit Teichen, Pavillons, künstlichen Steingruppen und Hügeln und dem Bad der Königin umgeben den Palast. Originell und auffallend ist ein hoher, runder Aussichtsthurm aus Holz, mit einer spiralförmigen Treppe an seiner Außenseite und oben von einem siebenstöckigen, geschnitzten Giebelthurm gekrönt.

Hinter dem Palast in einiger Entfernung befindet sich ein pyramidenförmiger, mit Spiegel- und Glasstückchen belegter Grabbau, welcher über der Asche König Mindun-Min's errichtet ist.

In Birma werden nämlich die Leichen der Vornehmen und Reichen, nachdem sie vorher einbalsamirt worden sind, unter Entwickelung großen Pompes verbrannt, während die Leichen der Aermeren beerdigt oder in den Fluß geworfen werden. Besonders die Begräbnisse der Oberpriester sind gewöhnlich sehr prunkvoll; ist das nöthige Geld dazu nicht vorhanden, so wird der Leichnam, in Honig einbalsamirt, inzwischen im Kloster ausgestellt, bis die Gemeinde die nöthige Summe zusammen hat, um ein großes, mit Tand und Blumen ausgeschmücktes hohes Gerüste,

zuweilen einen Riesen-Elephanten darstellend, im Freien aufzuführen; obenauf kommt der Leichnam und das Ganze wird dann durch Raketen in Brand geschossen, wobei es für die Theilnehmer zuweilen nicht ohne böse Brandwunden abläuft.

Als ich das Palastviertel verließ, nicht gerade entzückt über den Eindruck, welchen die Engländer hier hinterlassen haben, und dann den breiten, tiefen Wassergraben passirte, erzählte mir mein Birmese, daß derselbe mit „heiligen" Fischen reich besetzt sei, und zwar seien dieselben so groß, daß einst ein englischer angelnder Soldat einen Kameraden zur Hülfe habe rufen müssen, um die an seinem Haken hängende Beute ans Land ziehen zu helfen; aber der heilige Fisch an der Leine war stärker als die beiden Frevler und zog sie in das Wasser hinab, wo sie elendiglich ertrinken mußten. Wahrscheinlich lag dieser zurechtgeputzten Fabel ein Unglücksfall beim Baden zu Grunde.

Im Innern der Stadt besuchte ich sodann die Saik Yah Theha Pyah und die Aindaw Yah Pyah mit dem „goldenen Kloster der Königin" dahinter, eine ganz großartige, weitausgedehnte Anlage. Die goldene Pagode der Königin ist rings umgeben von Rasthäusern und Buddha-Kapellen, in denen sich schöne Statuen des Heiligen in Marmor, Bronce, Rothlack und broncirtem Holz befinden; dahinter erhebt sich in rohem, theilweise vergoldetem Teakholz aufgeführt, das große goldene Kloster, ein Wunderwerk reichster und geschmackvollster Schnitzarbeit und wohl das Schönste, was Birma in diesem Genre aufzuweisen hat. Dieses Kloster wieder umschließend, finden wir zahlreiche, auf Stelzen erbaute Holzhäuser der Pungis, aus denen theilweise die gleichmäßig plärrenden Stimmen der Schüler herausschallen. Lassen wir uns durch die ungemüthlich kläffenden, zahlreichen Paria-Hunde nicht abhalten, in eins der von Gärten umgebenen Pungi-Häuser einzutreten, deren Einrichtung mit ihren Reihen langer Liegestühle, Teppichen und freundlichem Hausrath einen ganz anheimelnden Eindruck macht. Sechs Schüler, auf dem Bauche liegend, den Kopf in die Hände gestützt und mit den Beinen strampelnd, gehen hier laut ihren Studien nach und erst wenn sie still werden, ahnt dem auf einer Matte am Ende des Zimmers sitzenden Pungi Unheil und er erwacht aus seinem Nachdenken, um die Erziehungsmaschine wieder in Gang zu setzen. Die Schüler lernen aus gedruckten Büchern lesen, auf langen, schieferähnlichen Papiertafeln schreiben und mit dem kleinen Einmaleins rechnen und es geht dabei urgemüthlich her.

Sehr versteckt und deshalb wenig besucht, liegt in einem der zahlreichen Höfe und Gärten links hinter dem goldenen Kloster die sogenannte

Drachen- oder Schlangen-Pagode, ganz aus Holz geschnitzt und von Säulen getragen, die aus je drei ineinander gewundenen, drachenartigen Phantasiethieren bestehen, welche außerordentlich schön gearbeitet sind; der kleine Bau wird von einem siebenstöckigen geschnitzten Giebelthurm überragt.

Auf dem Wege von hier nach dem Bazar passirte ich an Straßeneingängen und Brückenköpfen wiederholt immense gemauerte und weißgetünchte Doppelfiguren von Elephanten und Alligatoren. Der Bazar selbst, ein weiter, mit Wellblech gedeckter Holzbau, von harmlos heiteren Menschen wimmelnd, gehört sicherlich zu den interessantesten Indiens. Gewürze, Farbmittel, Droguen, Manufactur-, Kurz- und Eisenwaaren, künstliche Blumen und allerlei Tand, originelle große Strohhüte mit langen bunten Wolltroddeln, über dem Kopftuch der Männer zu tragen, und hier gewebte baumwollene, halb- und ganz seidene Stoffe in den Lieblingsfarben: lebhaft rosa, hell grüngelb und marineblau werden in den verschiedenen Abtheilungen ausgeboten. Ich kaufte hier für meine Sammlung u. A. einen der großen Gongs, die zwar nicht besonders schön aussehen, aber in Folge der glücklichen Metallmischung, zu der angeblich auch Gold und Silber mit verwendet wird und welche Familiengeheimniß der einzelnen Hersteller ist, einen volltönenden, wundervollen Klang haben, der mich heute im Hause meiner Mutter täglich zu den Mahlzeiten ruft.

Dann fuhr ich zu F. Beato, einem liebenswürdigen, alten Italiener und fand daselbst, neben einer reichen Kollektion sehr schöner Photographien, allerlei birmesische Kuriositäten zum Kauf, wie Holz- und Elfenbein-Schnitzereien und Silbergeräthe.

Weilten unter den Königen, außer einigen Moslims, die es sogar bis zur Ministerherrlichkeit brachten und die man niederknieend anbeten mußte, wo man sie traf, nur wenige Fremde in der Stadt, so sind jetzt außer Katschins, Tschins und Schanleuten auch allerlei Hindus zahlreich vertreten, und während früher die Dakoits selbst die allernächste Nähe der Hauptstadt bei Nacht unsicher machten, so sind jetzt Leben und Eigenthum verhältnißmäßig sicher. In Folge dessen werden die Bewohner des Landes nun auch eher ansässig, der Verdienst wird leichter und es circulirt mehr Geld; andrerseits sagte man mir, daß für die Geduld und Zeit erfordernde Holzschnitzarbeit, welche früher vielfach quasi nebenbei betrieben wurde, gute Hände seltener bezw. wesentlich theurer werden.

Die nach Ansicht der Engländer „vernünftigen“ Birmesen sind mit der britischen Herrschaft zufrieden, wenn sie auch lieber ihren eigenen König haben würden; natürlich ist die Zahl der unter dem neuen

Regime verletzten Interessen am größten in der Hauptstadt Mandalay selbst und man zeigte seinen Grimm dadurch, daß man nach dem englischen Einzug den Palast in Brand zu stecken suchte. Wohl deshalb sind jetzt alle noch vorhandenen Theile desselben mit Wellblech gedeckt; so häßlich das auch aussieht, so sichert es doch vielleicht die Reste einigermaßen vor weiterer Brandstiftung. Die Aufstachelung der nationalen Gefühle geht hauptsächlich von den Pungis aus, von denen etwa 50 000 allein im Süden der Stadt Mandalay leben sollen. Zur Erklärung der schlechten Behandlung der Palastbauten seitens der Engländer wurde mir später von einem Briten erzählt: die Birmesen würden nicht an eine dauernde Besetzung durch die Engländer, sondern eher an eine Rückkehr ihres Königs geglaubt haben, hätte man den Palast unangerührt gelassen; das ist immerhin eine, wenn auch schwache Erklärung für den Vandalismus. —

Ich sah in Mandalay auch zuerst das beliebteste Nationalspiel der Birmesen, den Tschinlon genannten Fußball, welcher aus einem leichten, hohlen und offenen Rohrgeflecht von etwa acht Zoll Durchmesser besteht und von einer unbeschränkten Zahl im Kreise stehender Spieler derart geworfen und parirt werden muß, daß er nie die Erde berührt; doch darf man dazu weder Hand noch Vorderarm benutzen, sondern bald mit dem Fußblatt, bald mit dem Knie, mit der Ferse oder dem Rücken, mit Schulter, Oberarm oder Ellenbogen, ja wohl gar mit dem Kopfe, wird der Ball in der gewandtesten Weise zurückgeschlagen und es ist ein wahres Vergnügen, diesem abwechselungsreichen Spiele zuzusehen.

Ebenso beliebt ist das Steigenlassen von buntfarbigen Papierdrachen der verschiedensten Façon, und zwar wetteifert darin der erwachsene Birmane mit seinen Kindern, mit denen er sich überhaupt gern und viel beschäftigt.

Wettrennen, Wettrudern und Alles, was mit Spiel und Wetten verknüpft ist, findet bei dem Birmesen dankbare Aufnahme und auch die Hahnenkämpfe, wenngleich von der englischen Regierung verboten, sind in den Dörfern noch häufig zu sehen.

Wer die Zeit dazu hat, macht von Mandalay aus gewöhnlich noch den Ausflug nach dem etwas stromaufwärts am rechten Ufer des Irrawaddy gelegenen Mingun, um die neben der dortigen Pagode aufgestellte Riesenglocke, die größte der Welt überhaupt, zu sehen; ich mußte aber schon am nächsten Morgen meinen Dampfer zur Rückreise benutzen, da nur zweimal per Woche, Mittwoch und Sonnabend, Fahrgelegenheit stromab existirt.

Die englische Irrawaddy Flotilla Co. monopolisirt den ganzen Großverkehr auf Birmas Flüssen bis hinauf nach Bhamo, welcher Ort von Mandalay aus nach einer malerischen Fahrt durch drei Defilees erreicht wird und den Sitz eines beträchtlichen Handels bildet, der von hier aus, durch Karawanen vermittelt, nach Yünnan hineingeht; man sendet von Birma hauptsächlich Baumwolle und bekommt dafür aus China Rohseide und Kupfer.

Die Festlegung der Grenzlinie zwischen Ober-Birma und China hat erst 1894 begonnen und man hofft, durch Anlegung einer birmesisch-chinesischen Eisenbahn, welche den bedeutenden Handelsplatz Sumao an der Südgrenze des Yünnan berühren soll, einen Theil des Handels mit Südwest-China zu sichern, bevor die Franzosen von ihren indochinesischen Besitzungen aus den Vorstoß führen. Die Engländer haben in ihrem wohlgeordneten Birma jedenfalls eine bessere Operationsbasis, als die Franzosen in ihrem Tongking, in welchem sie trotz der aufgewandten und verschwendeten Unsummen bislang weder Ruhe, geschweige denn Ordnung schaffen konnten. Englands Absicht geht natürlich dahin, von Indien aus im Verkehr mit China eine ähnliche Stellung zu gewinnen, wie sie Rußland im Norden des himmlischen Reiches bereits einnimmt.

Die sich ausgezeichnet rentirende Irrawaddy Flotilla Co. besitzt neben 50 Dampfern noch 113 sogenannte Flats, aus Stahl gebaute und bis zu 900 Tonnen fassende riesige Schleppkähne, hauptsächlich für Reistransporte bestimmt. Daneben hat die Regierung ihre eigenen Heck- und Seitenrad-Dampfer für ihre Beamten und Transporte.

Ich fuhr am frühen Morgen von dem Hôtel aus in einer halben Stunde nach dem Strome hinunter, vorbei an verschiedenen Teichen, in derem Wasser sich von Baumgruppen malerisch eingefaßt, von der aufgehenden Sonne vergoldete Pagoden spiegelten.

Mein Dampfer war der „Mindoon" mit 1500 Pferdekräften, flachbodig und bei 800 Tonnen Ladung sechs Fuß tief im Wasser liegend. Sämmtliche Passagierräume befinden sich oben auf dem Promenadendeck und zwar vorn ein seitlich offener Eßsalon, daran anschließend ein geschlossener Saal, an welchen links und rechts große, hohe und elegant eingerichtete Schlafzimmer für 12 Passagiere erster Klasse anstoßen. Dann folgt in der Schiffsmitte, durch Anrichteräume von der ersten Klasse getrennt, das 80 Schritt lange und 18 Schritt breite, glatte Mitteldeck für die dritte Klasse, so hoch, luftig, geräumig und reinlich, wie ich es zum zweiten Male nirgends anders so schön sah, obgleich ich allmählich wohl die Schiffe ungefähr aller

Herren Länder kennen gelernt habe. Auf ausgebreiteten Kokos- und Bambusmatten, oder auf billigen englischen Teppichen hatten es sich hier die Kinder des Landes bequem gemacht und hielten theilweise ihren Bazar auf Deck ab; ihre Götter in Gestalt kleiner, in Laternen sitzender Buddhas begleiteten sie und birmesische Ziehharmonikas dudelten das Tararadumdayday. Bruder Chinaman hält in einem von Holzlattengittern umgebenen Verschlag Lebensmittel feil und kocht auch auf Verlangen, wozu sonst unten auf dem Hauptdeck in für Birmesen und Hindus getrennten Küchenabtheilen dem einzelnen Passagier selbst Gelegenheit geboten ist. Auch separate Badezellen für Männer und Frauen finden sich mit reichlicher Wasserzuführung hier für die dritte Klasse. Die Räume der zweiten Klasse nehmen den hinteren Theil des Promenadendecks ein.

$^1/_2$9 Uhr Morgens fuhren wir ab, links grüßte aus dichten Baumgruppen heraus die große Pagode von Amarapura, rechts erhoben sich hinter schmalem, grünem Vorland mit zahllosen weißen Pagoden gekrönte Bergzüge, welche aber bald flachen Ufern mit zahlreichen kleinen Dörfern Platz machten, aus denen in dichten Laubmassen und in Palmyra-Palmen eingebettete Tempel herüberschauten.

Das durch Baken bezeichnete Fahrwasser des Stromes ist durch zahlreiche Barren sowie Sand- und Schlamm-Bänke recht schwierig gestaltet, im Zickzack geht es von einer Seite zur anderen und in monotonem Gesang zeigt der fortwährend lothende, neben dem Steuermann auf dem Hauptdeck stehende Schiffer die Tiefenzahlen an, welche zwischen fünf und achtzehn Fuß Wasser ergaben. Im vorigen Jahre um diese Zeit, ehe die Schneeschmelze des Himalaya ihre immensen Wassermassen zu Thale führt, war die Wasserhöhe bei einzelnen Barren bis auf nur zwei Fuß gefallen, sodaß umständliche Umladungen nothwendig wurden, um den Verkehr überhaupt aufrecht zu erhalten.

An verschiedenen Stellen hat man durch versenkte Schiffe und eingerammte Stockaden die Strömung des Flusses direct auf die Sandbänke gelenkt, um diese so zu durchbrechen und damit den gewünschten Kanal zu erzielen. Kleine Vermessungsdampfer befahren den Strom regelmäßig, um die Veränderungen des immer wechselnden schiffbaren Kanals festzustellen und alle 30 Meilen kommt ein neuer Lootse an Bord, welcher speciell seine kurze Strecke studirt hat.

Die Fracht unseres Dampfers bestand aus Bohnen und Erbsen in Säcken; aus Dschaggorry oder Palmzucker, einer weißgelben bis dunkelbraunen Masse in kleinen Klumpen, die in Kisten oder Spankörben verpackt sind und zur Fabrikation von Arrak, Whiskey, Bier und

Confect verwandt werden. In schmalen hohen Bambuskörben mit zwei aufgeschnürten Mattenbündeln, in derjenigen Packung, wie sie für den Transport auf Ochsenrücken, links und rechts von demselben herunterhängend, am praktischsten ist, kommt der frische Letpet-Thee aus den Bergen der Schanstaaten herunter. Ein wichtiger Artikel ist ferner der Katechu oder Kutsch, ein harzartiger, dunkelbrauner Extract aus dem geschabten, harten Kernholz der 10—15 Fuß hohen Katechu-Akazie, die bis vor Kurzem, ebenso wie der Teakbaum, raubbauartig ausgenutzt wurde, jetzt aber auch von dem englischen Forst-Departement unter rationelle Kultur genommen worden ist; in gewissen Districten wurde das Schneiden dieses Baumes für sieben Jahre ganz verboten und Neuanpflanzungen sind systematisch angelegt worden. Birma exportirt von diesem Farbstoff, der in Europa hauptsächlich zum gelbbraunen Färben von Segeln und Netzwerk benutzt wird, jährlich etwa 200 000 Kisten à 1 Centner Gewicht. Von originellen, fernerem Frachtgut an Bord unseres Dampfers erwähne ich noch die zahlreichen, etwa einen Fuß hohen, bauchigen rothen Thongefäße, welche bis zum Rande und überquellend mit einer blendend weißen Kalkmasse, den „Tschunam“ der Hindus oder „Ton“ der Birmesen gefüllt sind; die wie dickflüssige Sahne aussehende Masse wird beim Betelkauen mit benutzt und die von Mandalay kommende besonders geschätzte Qualität werthet vier Annas per Topf. Dazu kommen noch: Thanaka, gelbes Holz und seine Rinden, deren Extract die Gesichtshaut der Frauen geschmeidig macht; frische Ingwerwurzeln in Juteballen; Maisblätter zum Umwickeln der Cigarren, in großen Bambusspan-Körben verpackt, und endlich Kautschuk; Reis dagegen erscheint hier nicht als Ladung, da oberhalb Prome's, also nördlich des Deltagebiets, die Produktion oft nicht einmal den eigenen Bedarf darin deckt und das Unterland Reis stromaufwärts schicken muß.

Das Leben auf dem Irrawaddy ist hier nicht gerade bedeutend, aber malerisch, wo immer man es antrifft; die Lastböte sind im Haupttheil einfach glatt, über dem hohen geschweiften Heck jedoch erhebt sich fast stets und ganz auffallend reich geschnitzt der oft noch von einem Holzpavillon gekrönte Steuerstuhl, und der Bug endet gewöhnlich in der Figur eines Reptils, oder Vogels, oder eines namenlosen Phantasiethieres. Eine originelle Ausschmückung bei diesen einheimischen Fahrzeugen bilden häufig um den Schiffsrand herum auf Stöcken aufgestellte leere Sodawasser-Flaschen.

Neben den Last-Schiffen sieht man große Flöße aus zusammengebundenen bauchigen rothen Thongefäßen; kleinere Böte mit halbrunder,

etwa einen Meter hohen Matten-Kabine mittschiffs; lange Teakholz-Flöße mit Bambushütten darauf, in denen die Mannschaft kampirt, und Fischerböte mit großen Wurfnetzen. Der Strom ist außerordentlich reich an großen und guten Fischen und die Ufer sind an vielen Stellen mit Dutzenden von Angelruthen besteckt, an deren Leine eine Art Holzklapper befestigt ist; diese fängt ihren Lärm an, sobald ein Fisch anbeißt, der Fischer nimmt ihn von dem Haken und versieht diesen dann mit neuem Köder. Zuweilen sieht man am Ufer auch große, an einem Drehgestell aus Bambus befestigte Senknetze, welche mit Futter versehen, niedergelassen und etwa jede halbe Stunde wieder aufgezogen werden.

Krokodille sind im Hauptstrom selten, in den Nebenflüssen aber häufig.

Nachdem wir im Laufe des Tages an zwei Ausboot-Stationen und zwei Stationen mit Anlege-Pontons gehalten hatten, gingen wir bei Sonnenuntergang kurz vor sechs Uhr in der Nähe der letzten Haltestelle mitten im Strome vor Anker und blieben da über Nacht. Ganze Wolken von wilden Gänsen und Enten, welche am Tage über sich meist auf dem Strome, seinen Sandbänken und Ufern aufhalten, erhoben sich jetzt, um in den nahen Reis- und Bohnenfeldern während der Dunkelheit zu grasen. Die Nacht auf dem Strom war erfreulich frisch und mein Thermometer sank auf 14° C., während wir tagsüber noch eine Temperatur von 30° im Schatten gehabt hatten. Die Extreme der mittleren Temperatur betragen in Mandalay 15 und 39° C.

Als zwei junge, mitreisende Engländer mit ihren kurzen, weiten seidenen Schlafhosen morgens auf Deck erschienen, geschah das also wohl kaum großer Hitze wegen, sondern aus Macht der Gewohnheit und um uns ihre mehr oder weniger schönen Waden zu zeigen, welche mit blauen Phantasietigern ganz à la birmoise tätowirt waren.

Wir passirten am zweiten Tage rechts dicht bis an den Strom tretende, mager bewachsene, vielfach zerklüftete Schieferberge, deren Gras und Unterholz jetzt ganz verdorrt waren und welche zahlreichem Hochwild Unterschlupf gewähren; man soll Tiger zuweilen vom Schiffe aus hier am Strande promeniren sehen und da man den Landbewohnern das Halten von Gewehren bestenfalls nur während der drei Erntemonate gestattet, damit sie ihre Fluren vor den Verwüstungen der Wildschweine schützen können, die Flinten dann aber wieder abgeliefert werden müssen, so sind die wilden Bestien aller Art im Zunehmen begriffen. Nur den unter häufigen räuberischen Einfällen der Tschin-

Stämme leidenden Grenzdörfern ist das Führen von Vertheidigungswaffen regelmäßig gestattet.

Am Ufer und soweit sie nicht unter Wasser sind, selbst auf den Sandbänken im Strome, erscheinen grün sprossende Maisfelder, Bohnen-, Erbsen- und Tabakanpflanzungen; die Ortschaften mit mehr oder weniger zahlreichen Pagoden geschmückt, machen einen ziemlich gleichmäßigen Eindruck.

Hier ist auch die Gegend der Erdölquellen, welche meist 65—100 Meter tief liegen und zwar an verschiedenen Stellen, mit Nutzen aber bislang nur von einer englischen Gesellschaft in Yenanjyoung explorirt werden. Diese hat sich ihre Anlage von Fachleuten aus Pennsylvanien herstellen lassen; eine auf Holzstelzen laufende Rohrleitung führt das Oel von den fünf Meilen landeinwärts auf einem Höhenzug liegenden 30—40 Bohrbrunnen direct an das Flußufer und von da geht es in Tankdampfern nach Rangun, wo Reinigungsanstalten und Tanks dafür angelegt sind. Das hiesige Erdöl wird hauptsächlich zu Kerzen, Paraffin und Maschinenöl verwandt, die Production ist bislang nicht groß und gut genug, um zu reinem Brennöl raffinirt, die Konkurrenz mit dem billigeren und besseren amerikanischen Standard Oel aufnehmen zu können.

Speciell die Gegend um diesen Theil des Mittellaufes des Irrawaddy war früher von den Räuberscharen der Dakoits stark heimgesucht, welche die raffinirtesten Grausamkeiten anwandten, theils aus reiner Mordlust, theils zur Einschüchterung der Landbewohner, theils als Erpressungs-Torturen, um zu erfahren, wo eventuelle Kostbarkeiten oder Werthsachen verborgen seien. Verstümmelung der Männer und Schändung der Weiber bildeten gewöhnlich den Anfang zu weiteren Grausamkeiten und Mordthaten. Kinder wurden angesichts der Eltern in Reismörsern zerstoßen, Mann und Frau an schräg stehenden Bambuskreuzen angebunden und ihnen dann der Leib aufgeschnitten, damit Geier und Krähen ihnen die Eingeweide wegfressen konnten, worauf der durch die heiße Sonne bald gedörrte und zur Mumie gewordene Leichnam als abschreckendes Beispiel stehen blieb. Alte Frauen wurden in mit Petroleum getränkte Decken eingewickelt und dann angezündet, die Männer bekamen außerdem noch Schießpulver in den Mund, sodaß der Kopf bei dem Marterfeuer explodirte. Daß die Dakoits ihren Opfern Ohren und Nasen abschnitten, die Zunge herausrissen und Füße und Hände mit ihren scharf durchziehenden Dah-Schwertern abschlugen, galt noch als verhältnißmäßig milde Strafe; eine der schrecklichsten Grausamkeiten aber bestand darin, daß man eine Person solid über

einen vorher abgeschnittenen, starken männlichen, d. h. massiven Bambusspross festband, welcher bekanntlich außerordentlich schnell emporschießt und diese stachelförmige, harte Spitze ließ man dem unglücklichen Opfer durch den Körper wachsen, sodaß es bei lebendigem Leibe raffinirt langsam aufgespießt wurde.

Heutigen Tages hat aus Furcht vor energischer Verfolgung das Dakoitthum zwar erfreulicherweise sehr nachgelassen, aber ganz erloschen ist es noch nicht. Zuweilen benutzte die frühere birmesische Regierung, z. B. bei Steuereintreibung in saumseligen Dörfern, die Dakoit-Banden für ihre eigenen Zwecke, meist aber stand auch sie schon auf Kriegsfuß mit ihnen; ertappt, wurden die Freibeuter bei leichten Fällen erstmalig meist nur zur Warnung auf den Armen tätowirt oder gebrandmarkt, und mit Gefängniß, Peitschenhieben, Geldbußen oder Verstümmelung bestraft; bei Wiederholungsfällen aber wurden sie ohne Weiteres gekreuzigt und zwar entweder nach dem tödtlichen Nackenschlag des Dah-Schwertes, oder auch bei lebendigem Leibe. In beiden Fällen wurden sie sodann geschlachtet und ausgeweidet, damit die Leiche an der Sonne bald mumificire. Die Kreuzigung bildete übrigens nicht nur gegen Dakoits, sondern auch als Strafe für Mord, Desertion, Tempelraub, Verrath und Ehebruch den regelmäßigen Justizact der königlich birmesischen Regierung, welche in ihrer Art streng und effectvoll vorging, freilich die abscheulichsten Torturen auch zuweilen Unschuldigen gegenüber nur zu Erpressungszwecken anwandte.

Die Exekutionen fanden, um sie möglichst bekannt zu machen und abschreckend zu gestalten, meist an den Flußufern statt, und unser schottischer Maschinist, der älteste Beamte an Bord, erzählte mir, daß er früher im Vorbeifahren zuweilen bis zu siebzehn Gekreuzigte gleichzeitig neben einander gesehen habe. —

Wir legten am zweiten Tage Abends gegen sechs Uhr nicht in der Nähe eines Dorfes für die Nacht fest, sondern gegenüber einer sandigen Uferlehne mit einer provisorischen Ansiedelung von etwa einem Dutzend höchst primitiver Hütten, welche aus zwei gekreuzten Stangen am Eingang und einer darüber hängenden Matte hergestellt waren. Von einigen Pariahunden umringt, hockte unter jeder dieser Wohnungen, deren Herstellungskosten zwei Mark nicht überstiegen, eine glückliche und fröhliche kleine Familie um ihre wenigen Koch- und Wassergefäße herum. Es waren dies Feldarbeiter, die nach beendeter Ernte ihre inzwischen unbeschäftigte Zeit lohnend damit ausfüllten, daß sie hier am Ufer einen kleinen Bazarhandel mit Gemüsen, Früchten u. s. w. für die vorbeikommenden Boote betrieben, bis sie bei eintretendem Hoch-

wasser wieder in die Dschungeln zum Pflügen und Bestellen der Felder zurückkehrten. Vier Bootsleute schwammen mit dem Tau ans Land, um unseren Dampfer festzulegen und wir verbrachten wieder eine angenehm kühle Nacht.

Als wir am nächsten Morgen weiter dampften, lag auf dem Strome ein eigenthümlicher niedriger, flammenartiger Nebel, der um diese Jahreszeit regelmäßig einsetzend, schnell an Dichtigkeit zunimmt, bis dann ganz plötzlich die heiße Zeit eintritt. Trotz all' der bei der Navigation beobachteten Vorsicht fuhr unser Lootse, durch Sonnen- und Nebel-Wirkung geblendet und eine alte, nicht mehr dienende Bake verkennend, sehr bald auf einer Sandbank fest; die Versuche, mit Volldampf abzukommen, mißlangen und wir verloren mit den weiteren Experimenten den ganzen Tag. Zunächst wurde der Strom, der hier etwa drei- bis viermal so breit als der Rhein bei Köln ist, abgelothet, um den Kanal nahe am Ufer wiederzufinden und sodann ein langes starkes Tau vom Dampfer aus in demselben verankert. Hierauf wurde ein dreizehn Centner schwerer Anker auf ein Schiffsboot ausgeladen und gegen die starke Strömung dem ersten Seile entlang bis in den Kanal gezogen, wo man die schwere Last unter nicht geringer Gefahr für Umkippen des Bootes ins Wasser senkte; dann zog man die eiserne Ankerkette mit der Schiffsmaschine an, um so zu versuchen, den Dampfer abzubringen, aber die Kette riß und es war schwierig und zeitraubend, die abgerissenen Enden wieder aufzufischen. Ein zweiter Anker wurde nun außerdem stromaufwärts ausgelegt und abwechselnd durch Anziehen der Ankerketten und Arbeiten der Schaufelräder frei zu kommen gesucht, aber die Anker hatten keinen festen Grund, um darin zu fassen, sondern gaben beim Anziehen beide nach. Erst spät Abends wurden wir wieder flott, warteten aber vorsichtshalber bis zum Morgen des nächsten, vierten Tages auf den fälligen, stromaufwärts kommenden Dampfer derselben Gesellschaft, welcher uns während des Einholens unserer Anker am Drahtseil festhielt, um so ein wiederholtes Auftreiben auf die Sandbank zu verhindern, und dann ging es unter lebhaftem Hurrah von Bemannung und Passagieren beider Dampfer weiter.

Das Auflaufen im Irrawaddy-Strome ist ein nicht zu seltenes Vorkommniß, und Touristen, welche sich so eingerichtet haben, daß sie in Rangun etwa mit knapper Noth ihren Oceandampfer erreichen wollen, müssen mit dieser Möglichkeit wohl rechnen.

Die Verzögerung wurde mir nicht fatal und ich empfand sie nicht einmal unangenehm, da ich das Vergnügen ausgezeichneter Gesellschaft

an Bord hatte. Es waren dies zwei englische Officiere, ein Oberst und ein Kapitän, als höhere Verwaltungsbeamte seit 36 bezw. 15 Jahren in Indien und Birma und also mit den Zuständen des Landes ausgezeichnet vertraut, dabei von einer so unermüdlichen, liebenswürdigen Mittheilsamkeit, daß ich in den vier Tagen, die ich mit ihnen zusammen verlebte, einen guten Theil dessen lernte und erfuhr, was ich in diesem Kapitel zu behandeln versucht habe. Beide Herren waren sehr schlecht auf das englische Kolonialamt in London und speciell schlecht auf das englische Parlament zu sprechen, welches Indien mit red tape, Büreaukratismus und Pharisäerthum regieren wolle, ohne die Verhältnisse hier genügend zu kennen. Die in Indien lebenden englischen Militär- und Civil-Beamten — die im erfreulichen Unterschied zu französischen Kolonien immer Hand in Hand und nicht gegen einander arbeiten — befürchten, daß das home government durch seine Fehler noch viel Geld und Blut unnöthig opfern wird und event. dadurch sogar den Verlust Indiens riskirt. Daß Indien den Engländern früher oder später verloren gehen wird, wahrscheinlich an die Russen, sehen die meisten im Osten lebenden Briten mit resignirter Ruhe voraus und halten das große Ereigniß nur für eine Frage der Zeit.

„Was nützen die schönen Phrasen: We only keep the country for the benefit of the people and the civilization (Wir besetzen das Land nur im Interesse seiner Bevölkerung und der Civilisation), statt offen zu sagen: We want to make money out of it (Wir wollen Geld damit machen). Es ist nichts als Humbug gewesen, Europa sowohl, als dem englischen Parlament gegenüber, die Massacres in Mandalay als Vorwand für die Annectirung Oberbirmas zu gebrauchen; die Sache lag einfach so, daß der französische Einfluß am birmesischen Hofe immer stärker und maßgebender wurde und da wir Frankreich den fetten Bissen nicht gönnten, schluckten wir ihn lieber selber. Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren.“

Das war die Meinung hoher, englischer Officiere, welche die Verhältnisse kennen, und es fehlt ja auch in anderen Erdtheilen nicht an Beispielen, welche das Vorgehen der Engländer in gleichem Lichte erscheinen lassen; das Interessante dabei war eben nur, daß es hier so offen von Engländern selbst zugegeben und gebrandmarkt wurde.

Geradezu bewundernswerth war es übrigens, wie sich diese beiden Herren trotz ihres langen Aufenthaltes in einem berüchtigt heißen Lande körperlich und geistig frisch und elastisch gehalten hatten; sie selbst erklärten das mit den regelmäßigen, täglichen körperlichen Uebungen des Tennis- und Fußball-Spielens und des Reitens. —

Kurz nachdem unser Dampfer am Morgen des vierten Tages wieder flott geworden war, erreichten wir Minhla, die frühere birmesische Grenzfestung zwischen Ober- und Unterbirma, eine hohe, viereckige Ummauerung, welcher die Birmesen 1885 durch schnell aufgesetzte Kanonen aus schwarz bemaltem Holz ein Schrecken erregendes Aussehen zu geben versucht hatten, indem sie den Kunstgriff der Dakoits nachahmten, welche noch heute, um die Dorfbewohner möglichst einzuschüchtern, mit geschulterten Gewehren einziehen, die oft nur aus schwarz angestrichenen und mit einigen Metallbeschlägen ausgeputzten Bambusrohren bestehen. Aber die Engländer sind keine birmesischen Dorfbewohner und ließen sich durch die fürchterlichen Holzkanonen nicht daran hindern, das Fort nach kurzem Kampfe zu nehmen, während die hier auf dem linken Ufer gelegene, von zwei Italienern erbaute und mit Armstrong-Kanonen ausgerüstete Festung beim Anrücken der Engländer sofort von den birmesischen Truppen geräumt worden war.

Minhla als Grenzplatz war früher ein Hauptsammelpunkt für Dakoits und allerlei andere zweifelhafte Existenzen; wem der Boden in Unterbirma zu warm wurde, der verlegte den Schauplatz seiner Thätigkeit nach Oberbirma und umgekehrt, und so fehlte es denn hier sehr selten an Material zu den beliebten Kreuzigungen.

Die nächste Station Thayetmio mit einem großen Kantonnement war die alte englische Grenzfestung gegen Oberbirma und außerdem befindet sich hier eine angeblich aus König Asoka's Zeit stammende Pagode in dem alten Baustil: würfelförmige Basis mit konischem Aufsatz, an Stelle der jetzt üblichen Glockenform auf niedrigem Untersatz.

Die Reise des letzten Tages führte uns an malerischen Hügeln und Bergen vorbei, am Flusse erschienen zahlreiche große Laubbäume zwischen Palmen und den reizenden Federkronen einer besonders zierlich gefiederten Bambussorte; unten am Wasser war alles frisch und üppig grün, während die Vegetation der wasserlosen Berglehnen jetzt leider durchgängig dürr, verbrannt, bestaubt und blattlos erschien. Zur Regenzeit aber soll die Scenerie hier an Schönheit seinem heimischen Schottland gleichen, wie mir der Schiffs-Ingenieur sagte.

Etwas unterhalb Minhla befindet sich im Strome ein starker Strudel, in welchem birmesische Gouverneure Gefangene und unbequeme Personen zu ertränken pflegten. Einige Meilen landeinwärts dringen aus einem Felsenspalt brennende Erdöl-Gase, die als „Geisterfeuer“ von den Eingeborenen verehrt und denen Opfer dargebracht werden. Heiße Quellen finden sich hier in der Nähe an verschiedenen Orten und Schlamm-Vulkane bei Minbu oberhalb Minhla.

Nachdem wir seit Mandalay neun Stationen angelaufen waren, kamen wir am Nachmittag des vierten Tages in dem malerisch gelegenen Prome an und verließen hier den Dampfer, um die Reise nach Rangun per Bahn fortzusetzen, da der Rest der langsamen Stromfahrt — ab hier noch zwei Tage bis nach Rangun — in dem flachen Delta kein besonderes Interesse mehr bietet.

Prome war früher die Hauptstadt eines alten Königreichs und aus der Zeit stammt noch die berühmte goldene Pagode, welche, von Palmenwipfeln eingerahmt und auf einem kleinen Hügel gelegen, die Stadt überragt. Auch hier giebt es, wie in Rangun, Aufgänge von allen vier Seiten her; der Hauptaufgang, von zwei großen Tigerfiguren flankirt, führt zu einer schön geschnitzten, von zahlreichen Thürmchen gekrönten Holzgalerie, deren Decke cassettirt ist, und auf zahlreichen Stufen zur viereckigen Plattform hinauf, in derem Mitte sich die mit zahlreichen Buddhanischen geschmückte, ganz vergoldete Pagode erhebt. Meine liebenswürdigen englischen Officiere erklärten mir die Bedeutung der Glockenform der birmesischen Pagoden folgendermaßen: der untere bauchige Theil symbolisirt den Betteltopf des Pungis, die Säule darüber die Lotosknospe, der ausgespannte goldene Trommelschirm ist das Zeichen der Herrschaft alten Stils und darüber erhebt sich, nach der birmesischen Eroberung noch angebracht, der halbgeschlossene Schirm Awa's.

Rings um die Pagode befindet sich ein Kranz von steinernen Urnenbechern zur Empfangnahme von Opfergaben und ferner erheben sich hier zahlreiche Vasen mit Messingnachbildungen heiliger Bobäume, an denen bunte Glaskugeln hängen.

Den Rand der Plattform fassen ringsum Kapellen ein, welche theils gemauert, meist aber aus in Erdöl getränktem, schön geschnitztem Teakholz hergestellt sind. Dieselben sind sämmtlich ausgezeichnet erhalten, Verfallendes wird reparirt, Neues hinzugebaut, wie z. B. ein siebenstöckiger, reich geschnitzter Thurm, welchen ein Cigarrenfabrikant am Orte erst vor vier Jahren stiftete und dessen Schönheit deutlich zeigt, daß ebenso wie die Religiosität, so auch die Kunst in Birma nicht zurückgegangen ist. Die in der Schnitzerei dargestellten Scenen sind außerordentlich mannigfaltig, vielfach auch frisch aus dem profanen Leben heraus gegriffen und von sprechender Naturtreue. Zwischen den wundervollsten offenen Arabesken und zierlichen Blumenschnitzereien finden wir hier einen Mann, der einen Elephanten anbetet, ein sich mit dem Hufe kratzendes Pferd, Tiger eine Frau anfallend, einen Mann vom Pferde stürzend, einen gähnenden Mann u. a. Holzschnitzereien.

Die Kapellen enthalten buntgedruckte Bilder mit Scenen aus Buddhas Leben; oder Altäre mit Riesenabdrücken von Buddhas Fuß mit den fünf gleich langen Zehen; oder eiserne Geldspinde für Opfergaben in baar; meist aber Buddhastatuen, darunter einige ganz herrliche in Messing. Andere Buddhabilder stehen auf reich vergoldetem, holzgeschnitztem Untersatz, welcher mit Spiegel- und bunten Glasstückchen belegt ist, sind mit reich geschnitztem und eingelegtem Gewand bekleidet und mit der hohen birmesischen Krone bedeckt, sodaß sie in ihrem Gesammteindruck schon mehr an Siam gemahnen.

Zwischen hohen Masten mit dem Bilde des heiligen Garuda-Vogels hängen auch hier auf der Plattform an niedrigen Holzgalgen zahlreiche, gestiftete Bronceglocken, klöppellos, und daneben liegen die Hirschgeweihe, mit denen der Beter zunächst auf den Fußboden klopft, um die Erdgeister zu benachrichtigen, und dann die Glocke anschlägt, um den Luftgeistern von dem frommen Acte Kunde zu geben. —

In Gesellschaft der Officiere besuchte ich sodann den englischen Klub, einen freundlichen Bau mit schöner Terrasse am Flusse, wo ich auch wieder auf das Liebenswürdigste aufgenommen wurde. Dicht dabei am Strand Road liegen die Wohnhäuser der Europäer, der öffentliche Garten, die freundliche, braune Holzkirche, die Missionsschule und das Gerichtsgebäude, sämmtliche Häuser in Holz und im Bungalow-Stil aufgeführt.

Unterhalb Strand Road auf der sandigen Uferlehne befinden sich die zahlreichen Bambushütten der einheimischen Makler und Commissionäre, welche ihre Firma durch große, auf hohen Bambusstangen befestigte Embleme kenntlich machen; man sieht hier u. A. einen großen Elephanten aus Papiermasse, holzgeschnitzte Tiger und Lotosblumen als Handelsmarke der Makler, welche den Verkauf der Landesproducte vermitteln, die in reihenweise am Ufer liegenden Böten hier zu Markte gebracht werden.

Weitergehend gelangt man in das asiatische Viertel und findet hier einen schönen chinesischen Tempel, roth und bunt bemalt und an Dachkanten, Firsten und Portal von geschnitzten, stacheligen Drachen umwunden; eine chinesische Opiumbude gegenüber zeigt, daß auch nach chinesischer Sitte Kirche und Kneipe oft bei einander liegen. Dann folgt eine kleine Moschee und, stark mit der Umgebung contrastirend, der beliebte moderne englische Uhrthurm in der Nähe des großen interessanten Bazars, welcher theils im Freien, theils in einer großen, modernen Steinhalle abgehalten wird.

Vor dem Hause des reichen Cigarrenfabrikanten und „Pagodenstifters“ war eben mitten in der Straße aus Bambusstäben die Plattform aufgerichtet worden, auf welcher am Abend eine Poay gegeben werden sollte; diese Schauspiele, von Schauspielern oder ausgezeichnet gehandhabten Marionetten vorgeführt, gehören zu den Lieblingsbelustigungen der Birmesen, und wie man sich des Himmels Gunst durch Bauen von Pagoden, so erwirbt man sich des Volkes Gunst durch Arrangiren von Poays. Das Schauspiel beginnt gewöhnlich eine Stunde nach Sonnenuntergang und dauert oft bis zwei oder drei Uhr morgens, frei für Jeden, der da kommen will. Die Zuschauer bringen sich ihre Matten mit, breiten diese auf der Straße aus und rauchen und essen während der Vorstellung. Dekorationen, Vorhang und künstliche Beleuchtung — mit Ausnahme einfacher Petroleumlampen — sind auf der Bühne nicht vorhanden, dagegen sind die Kleider der Schauspieler meist glänzend und geschmackvoll und die Darstellung bezieht sich gewöhnlich auf die Vorführung nationaler und religiöser Legenden. Fratzenhafte Masken und auch Thiergestalten spielen dabei eine große Rolle. Grelle Musik, von metallenen Becken, Trommeln, der Guitarre und der dreisaitigen Geige geliefert, begleitet das Drama fast ununterbrochen. —

Wir hatten unser Diner im Dak Bungalow bestellt und mein David, der nie glücklicher war, als wenn er andere Diener möglichst weitschweifig commandiren und außer mir auch meine Bekannten bedienen konnte, hatte das Arrangement übernommen, wie sich später herausstellte, auch für seine eigene Rechnung, da Spirituosen im Rasthaus nicht käuflich zu haben sind, eine Flasche Whiskey angeschafft, welche er nun detaillirte und wie ich fürchten muß, auch in seine eigene Kehle mehr als wünschenswerth hinein destillirte. Wir verließen Prome um 9 Uhr abends per Bahn und als wir Rangun am nächsten Morgen um sechs Uhr erreichten, kam mein David barfuß an mein Coupé herangehumpelt: diesmal hatte man ihm über Nacht seine Schuhe von den Füßen gestohlen. —

Die Chinesen, heiter und lebhaft wie hier immer, feierten gerade ihr Neujahrsfest, ihr Stadtviertel war mit zahlreichen, theilweise immens großen Papierlaternen geschmückt, rothe Tuchstreifen und aufgeklebte rothe Papierzettel an den Hausthüren sollten das Glück im neuen Jahre herbeirufen.

Reges Leben herrschte hier in den Straßen und die Begegnenden begrüßten und beglückwünschten sich knixend und die Hände schüttelnd, d. h. nach chinesischer Sitte, bei der man sich selbst und nicht dem

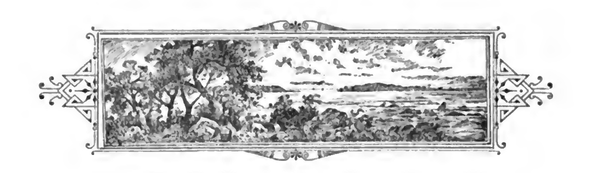
Bekannten die Hände schüttelt, indem man sie bis zur Augenhöhe empor hebt.

Soweit die Chinesen Buddhisten waren, zogen sie nach der großen, goldenen Pagode, die Kinder in bunter Seide, die Erwachsenen meist in blaugrauen und schwarzen, oder in weißen Trauer-Gewändern, um an der heiligen Stelle ungezählte Mengen von Gebetpapieren in den Verbrennungsnischen in Rauch aufgehen zu lassen.

Die Hitze in meinem Rangun-Hôtel, welches von der Brise abgeschlossen liegt, war unerträglich, um so lieber profitirte ich von der Gastlichkeit meiner Landsleute in deren schönen, luftig gelegenen Bungalows und die Fidelität des Abschiedsabends schien sich selbst auf die Ponies übertragen zu haben, denn als nach Mitternacht die Wagen unter dem Portal vorfuhren, entwickelte sich die reine Circusvorstellung; ungefähr alle Gäule stiegen erst eine Zeit lang kerzengerade in die Höhe und machten andere Sperenzien, ehe sie sich entschlossen, die Festtheilnehmer ruhig heimwärts zu ziehen.

Als ich mit Dank für alles Genossene und Gesehene Rangun verließ, hatte ich nur das eine Bedauern, daß ich in dem interessanten Lande nicht länger als zwei Wochen hatte zubringen können. Mein David aber schied ohne Thränen aus einer Gegend, in welcher der Mensch nicht einmal seiner Schuhe am eigenen Leibe sicher ist.





Süd-Indien.

Ich schiffte mich am 26. Januar Nachmittags in Rangun an Bord des British-India-Dampfers „Palitana“ für Madras ein, Entfernung 1020 Meilen. Die Dampfer verkehren auf dieser Linie nur einmal per Woche, ebenso wie zwischen Kalkutta und Madras. Eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen den beiden letzteren Plätzen ist projectirt, aber noch nicht in der Ausführung, sodaß man bislang, wenn man die Seereise vermeiden will, von Kalkutta aus fast ganz Nordindien bis zu dem unweit Bombay gelegenen Eisenbahn-Knotenpunkt Manmad durchqueren muß und von dort erst die nach Süden führende Bahn benutzen kann, welche den Reisenden nach im Ganzen viertägiger Eisenbahnfahrt in Madras abliefert. Man bedient sich deshalb auch von Kalkutta aus meist der Dampferroute.

Langsam und vorsichtig fuhr unser Dampfer durch das rege HafentreibenRanguns stromab, wir verabschiedeten nach vier Stunden vor der Strommündung unseren Lootsen und bewegten uns dann noch geraume Zeit in vom Flußschlamm braun gefärbtem Wasser, ehe dieses wieder seine Indigofarbe annahm. Meerleuchten war auffallend wenig zu sehen.

Während in der Monsunzeit häufige Cyklone diese Fahrt sehr unangenehm machen können, war sie diesmal so ruhig, daß auf dem Tische im Salon des Dampfers ohne alle Vorsichtsmaßregeln ein Fischglas stehen konnte, in dem sich heilige chinesische Goldfische mit lang herabwallenden Schleierflossen munter tummelten.

Gesellschaft und Verpflegung waren mäßig, unter ersterer die Asiaten des Zwischendecks interessanter und reinlicher, als die Mehrzahl

der wenigen Passagiere erster Klasse. Besonders die Madrassi-Frauen, mit ihrem kräftigen, schönen Körperbau, den bunten Gewändern und dem schärpenmäßig umgeschlungenen Schultershawl, der Aunga Vestheram, mit eingewebten goldenen und silbernen Kanten, machten einen sehr malerischen Eindruck.

Der indische Steward auf dieser Linie, welcher die Beköstigung der Passagiere contrahirt hat, muß sich am Schlusse der Reise eine Bescheinigung über seine Leistungen ertheilen lassen, und da ich nicht zu den Leuten gehöre, welche schlechte Behandlung auch noch dankend quittiren, so bemerkte ich in seinem Buche ruhig: „Armselige Abfütterung", worüber er ein ziemlich bestürztes, der Kapitän aber ein sehr erfreutes Gesicht machte. „Der Kerl will zu viel Profit aus uns herausschlagen", meinte der letztere, dem keine Gerichtsbarkeit über die Küche zuzustehen scheint und der mit leidender Theil war, „geschieht ihm Recht, daß Sie sich beklagen!" Genutzt hat ja meine Reclamation kaum etwas, aber ich gehöre nicht zu den lieben Leuten, welche „für Alles dankbar" sind, auch wenn es leicht besser zu haben wäre und die Verpflichtung, es besser zu machen, vorhanden ist.

Am Morgen des vierten Tages tauchten über flacher, kahler Küste der alte Leuchtthurm von Madras, rechts davon die phantastischen Kuppeln und Thürme des Gerichtspalastes und das große, von zwei mächtigen, viereckigen Thürmen überragte Postgebäude auf und morgens acht Uhr landeten wir in dem Hafen, soweit man eben hier von einem Hafen überhaupt sprechen kann.

Die ganze Ostküste Vorderindiens zwischen Kalkutta und Ceylon hat nämlich auch nicht einen von der Natur geschaffenen, guten und sicheren Ankerplatz, sondern nur flache Reeden, welche bei den Monsun-Winden und den häufigen Cyklonen sehr gefährlich sind. Madras liegt nicht an der Mündung eines größeren Flusses, nur ein ausgebreitetes Kanalnetz führt ihm die Produktion des Binnenlandes zu und auch keine natürliche Ausbuchtung erleichterte die Anlage eines Hafens an der langgestreckten, flachen Sandküste; man mußte sich also zu einer künstlichen Schöpfung entschließen und legte 1875 in Gegenwart des Prinzen von Wales den Grundstein zu den $1^1/_2$ Meilen langen, mächtigen Wellenbrechern, welche aus großen Betonblöcken hergestellt, den Hafen bilden sollten. Nachdem sechs Millionen Rupien dafür ausgegeben und die Arbeiten ziemlich beendet waren, zertrümmerte ein furchtbarer Cyklon im November 1881 etwa eine halbe Meile Länge der neuen Anlage und nach weiteren Studien und mit veränderten Bauplänen begann man 1884 mit der Konstruktion des

jetzigen Hafens, welcher 1892 beendet wurde. Derselbe besteht aus zwei langen, vom Lande auslaufenden Betonblock-Wellenbrechern, die in leicht geschwungener Linie ein Viereck bis auf eine nicht breite Einfahrt umfassen und zwischen denen eine 1000 Fuß lange und 40 Fuß breite eiserne Landungsbrücke mit einem T-Kopf ins Meer hineinläuft.

Momentan waren von den zwölf im Hafen ausgelegten Bojen sechs mit Dampfern besetzt, während kein einziges Segelschiff im Hafen war und solche auch jahrelang überhaupt hier nicht erscheinen.

Wir landeten an dem eisernen Steg in kleinen Booten und bei spiegelglatter See, während die Ausschiffung hier selbst heutigen Tages noch bei Monsun-Zeiten zuweilen abenteuerlich gefährlich ist.

Die Boote sind denn auch ganz speciell in Form, Material und Bau darauf eingerichtet, daß sie einen starken Puff vertragen müssen und zwar finden wir hier die sogenannten Masula-Böte, flachbodige, hochbordige, große Barken aus Mangoholz, deren Planken mit Cocosfasern, dem sogen. Coir, oder mit Lederstreifen quasi an einander genäht sind; die Fugen werden mit Werg gedichtet und an dem ganzen Boot ist kein Eisentheil, kein Nagel, sondern nur elastisches Material verwandt. Daneben sieht man die „Catamarans“, einfache Flöße aus drei oder fünf etwas geschweiften und circa zehn Fuß langen Baumstämmen bestehend, welche mit zwei Cocosfaser-Stricken einfach zusammengebunden werden. Es ist ein ganz prächtiges Bild, zu sehen, wie diese kleinen, schmalen Fahrzeuge, von ein bis drei fast nackten Ruderern bemannt, die sich darauf stehend geschickt in Balance zu halten wissen, durch die hohe, starke Brandung schießen; einmal hinter dieser, gehen die Leute ruhig ihrem Fischergewerbe nach, bringen die Nacht gewöhnlich auf dem Meere zu und wenn sie zurückkommen, ziehen sie ihr Floß an Land, binden die Stricke, welche am leichtesten gestohlen werden könnten, ab, um sie mit heim zu nehmen und lassen den Rest ihres dann in drei oder fünf Baumstämmen auseinander fallenden Bootes am Strande liegen.

Madras, obgleich die älteste feste Niederlassung der Engländer und die drittgrößte Handelsstadt Ostindiens, mit heute 452 000 Einwohnern, worunter sich verhältnißmäßig zahlreiche, nämlich etwa 4000 Europäer befinden, ist doch berüchtigt wegen seiner besonders ungenügenden Hôtels, sodaß man nur die Auswahl zwischen mehr oder weniger schlechten Häusern hat; das Buckingham-Hôtel und das unter Leitung einer deutschen Dame stehende Lansdowne-Hôtel, der Landungsbrücke gegenüber, sind die besseren, bezw. weniger schlechten.

Im Uebrigen aber kann ich dem absprechenden Urtheil über Madras seitens vieler meiner nordindischen Freunde, welche behaupten, daß man hier, ohne weiteren Aufenthalt zu nehmen, direct durchfahren solle, nicht beistimmen, ich fand die Stadt ebenso schön, als interessant.

Fahrgelegenheiten in Madras sind gut und mannigfaltig; der Tourist wird einen Brougham nehmen, welcher nur drei Rupien per Tag kostet; die Eurasier, von denen etwa 12 000 hier leben, benutzen mit Vorliebe den „push-push“, einen dreirädrigen, halb verdeckten Stuhlwagen, der von ein oder zwei Mann hinten geschoben und von dem Fahrgast von seinem Sitze aus vermittels einer Stange, welche zu dem stellbaren Vorderrad führt, gelenkt wird; die Eingeborenen bedienen sich der Yutka, einer zweirädrigen, viersitzigen Holzdroschke, deren Seiten öfters, wie bei besseren Wagen immer, mit Jalousiefenstern geschlossen sind, um das directe Eindringen der Wärme und des lästigen, rothen Staubes des eisenhaltigen Erdbodens zu beschränken. Ein sehr eigenartiges und primitives Gefährt ist dann noch die Rickla, ein zweiräderiges, leichtes Deichselgestell, welches auf seiner Axe nur einen niedrigen, galgenförmigen Stangensitz trägt und gewöhnlich von einem Zebu gezogen wird.

Neun Meilen weit zieht sich die Stadt mit nicht weniger als 460 Meilen Gesammtlänge der von der Municipalität beleuchteten Straßen dem flachen Ufer entlang und zwar befindet sich am Hafen zunächst das regelmäßig angelegte, europäische Geschäftsviertel und dahinter die trotz ihres Namens sehr reinliche „schwarze Stadt“ der Eingeborenen, woran sich dann im Süden, von einem Kranz weitläufig angelegter Vorstädte umgeben, das Fort-Viertel mit seiner weiten Esplanade, die „Insel“ und der Stadttheil Triplicane anschließen.

Nördlich von der Esplanade erheben sich die palastartigen Gebäude des Obergerichts, wie die meisten anderen modernen, öffentlichen Gebäude der Stadt, aus rothem Ziegel- und weißem Sandstein aufgeführt, in einer phantastischen Mischung von Hindu- und arabischem Stil, englischer und italienischer Renaissance, welche mehr frappirt, als wirklich befriedigt. Zahlreiche von goldenen Spitzen gekrönte Kuppeln, theils glatt, theils bemalt, theils mit geometrischen Stuckornamenten bedeckt, zieren den Bau und von der höchsten Spitze desselben aus erstrahlt allabendlich das neue Leuchtfeuer, während der dicht dabei stehende, alte, 125 Fuß hohe Leuchtthurm außer Dienst gesetzt ist. Die innere Anlage des Justizpalastes, ohne Haupteingangshalle, mit schmalen und unansehnlichen Treppen und Korridoren, ist ohne alle größere architectonische Idee.

Zwischen dem Fort, der „Insel“ und der „schwarzen Stadt“ dehnt sich mit der in Indien üblichen Großartigkeit in Raumverschwendung die wiesenartige „Esplanade“ aus, welche ebenso, wie die von einem Flüßchen gebildete, anstoßende „Insel“ von schattigen Alleen von Ficus indica, schönen Adansonien mit gelben, malvenartigen Blüthen und Lebbach-Akazien durchschnitten wird. Das direct am Strande selbst gelegene, im Jahre 1639 begonnene Fort St. George ist von Wällen und tiefen Gräben umgeben, durch eine Zugbrücke zugänglich und enthält in seinem ausgedehnten Innern die Steinbauten des Sekretariats, des Arsenals, Kasernen und die älteste englische Kirche in Indien überhaupt, die im Jahre 1680 vollendete St. Mary's-Kirche. Eine im Arsenal befindliche Trophäensammlung ist für Engländer jederzeit, für Nichtengländer aber nur auf Specialerlaubniß des Oberkommandanten hin zugänglich. Es ist dies, wie mir der Adjutant selbst sagte, eine veraltete Maßregel, welche man nur vergessen hat, aufzuheben; denn es ist wirklich nicht zu begreifen, welche Staats-Geheimnisse nichtenglische Augen den alten Fahnen und Waffen absehen sollten.

Nach Süden zu fahrend, gelangt man zu der oberhalb des gelben Sandstrandes gelegenen, rotherdigen „Marina“, einer mit schönen Anlagen geschmückten, langen und breiten Strand-Promenade, die musterhaft gehalten ist und auf welcher allabendlich ein eleganter Wagencorso stattfindet. Sie führt vorbei an einigen, in maurischem Synagogenstil erbauten, jetzt zu öffentlichen Bureaus eingerichteten Nabob-Palästen und dem, wie diese, im Chepauk-Park gelegenen Senatsgebäude; die Promenade endet im Süden bei der auf einer Sanddüne gelegenen Kathedrale von S. Thomé, welche sich der Tradition nach über dem Grabe des heiligen Thomas erhebt.

Im Westen des Chepauk-Parkes schließt sich der Park des Gouverneurs an, in dem sich zahlreiches, zahmes Rehwild aufhält; der weißgetünchte Palast des Gouverneurs macht den Eindruck eines großen, aber einfachen Hôtels und die gegenüberliegende Bankethalle ist äußerlich ziemlich geschmacklos und der darin befindliche Tanz- und Empfangssaal gänzlich verfehlt in der Anlage und dürftig in der Ausschmückung.

Speciell in Madras wird überhaupt vielfach darüber geklagt, daß der Gouverneur und andere hohe Beamte sparsamer, resp. knickeriger seien, als mit der Würde ihres Amtes, dem hohen Gehalt und den außerdem bezogenen Repräsentationsgeldern vereinbar wäre. Die in englischer Sprache erscheinende, aber von Hindus redigirte hiesige

Presse tadelte ziemlich scharf, daß bei einem gerade vor Kurzem beim Gouverneur gegebenen Balle Arrangement, Bedienung und Getränke unter aller Würde gewesen seien und fügte hinzu, daß, da das Land, bezw. die Steuerzahler Repräsentationsgelder reichlich anwiesen, man dafür nun auch eine bessere Repräsentation hätte erwarten dürfen und nicht ein Arrangement, welches nur darauf hinauslaufe, daß der Gouverneur auch von den Repräsentationsgeldern noch möglichst viel in die Tasche stecke. Auch der Stab des Gouverneurs und verschiedene englische Officiere wurden in derselben Presse — und wie man mir sagte, leider berechtigtermaßen — wegen grober Rennskandale öffentlich an den Pranger gestellt, ohne daß der Gouverneur darauf zu reagiren schien. —

Die in Süd-Indien lebenden, sehr dunklen Tamulen, Abkömmlinge der drawidischen Ureinwohner des Landes, sind in Indien am längsten von christlichen Missionen bearbeitet worden und sie zeigen auch verhältnißmäßig die größte Geneigtheit, ihren Hindu-Dämonenglauben zu Gunsten des Christenthums aufzugeben; freilich sind ihnen durch die Missionare auch gleichzeitig Begriffe brüderlicher Gleichheit beigebracht worden und diese suchen sie nun gegen die englische Verwaltung oder „Unterdrückung", wie sie das Verhältniß auffassen, geltend zu machen. Bei angeblicher Loyalität für die englische Krone fordert die indische Presse, welche durchgehends anti-englisch ist, einen größeren Antheil der Eingeborenen an der Verwaltung unter der Devise: „Indien für die Inder", und zwar sind es speciell eine Reihe sehr großsprecherischer Advokaten oder Vakils, welche die Volksstimmung in diesem Sinne aufwühlen.

Die englische Regierung in London hat mit dieser Bewegung, besonders zu der Zeit des gefühlsseligen Herrn Gladstone, sehr bedenklich geliebäugelt, und auch in Madras zeigte sich wieder, wie fast überall in Indien, wie wenig selbst die Engländer hier mit ihrer heimischen Regierung zufrieden sind.

Daß die Inder geistig befähigt sein würden, in größerem Maßstabe als bislang an der Landesverwaltung Theil zu nehmen, wird kaum bezweifelt, aber ihr durchschnittlicher moralischer Werth ist doch wohl fragwürdig und die Folgen in politischer Beziehung sind eventuell für England sehr bedenklich. —

Die Häuser der Eingeborenen sowohl in der „schwarzen Stadt", als in Triplicane sind meist freundliche Erdgeschosse aus Stein, umschließen einen Hof, auf den sich alle Zimmer öffnen und haben in der Regel einen von Holzsäulen getragenen, offenen Vorbau, mit breiten

und langen, gemauerten und weißgetünchten Ziegelbänken oder Diwans, auf denen die Bewohner während der Perioden der Unreinheit im Freien schlafen, um das Haus nicht zu inficiren; Thürpfosten und die Holzfüllung oberhalb der Thüre sind oft schön geschnitzt.

Neben einer ziemlichen Anzahl kleiner Moscheen für die hier lebenden 50000 Moslims, giebt es zahlreiche Hindutempel mit langen Säulenvorhallen, welche alte Holzarchitectur in Stein wiedergeben, doch sind die Hindutempel in Madras Europäern nicht zugänglich und ich behalte mir deshalb vor, Näheres über diese interessanten Tempelanlagen drawidischen Baustils später zu berichten, umsomehr, als Madras besonders hervorragende Vertreter derselben nicht besitzt, dieselben vielmehr in Tandschur, Tritschinopoli und Madura zu suchen sind. Ich will hier nur vorläufig anführen, daß die characteristischen Bestandtheile des drawidischen Tempels die Gopura, das vielstöckige, breite Thurmthor, ein heiliger Teich und eine Säulenhalle sind, das Ganze im Viereck von einer hohen Mauer umrahmt.

Die hervorragendste „Pagode“, wie man die Hindutempel in Südindien nennt, während man das Wort in Nordindien nicht anwendet und in Birma darunter, wie wir gesehen haben, etwas ganz anderes versteht, ist in Madras der Krischna-Tempel Parthasarathy am heiligen Teiche in dem Stadttheile Triplicane gelegen und hier, wie bei allen anderen, stehen in der Nähe des Tempels unter Mattendächern mehrere Etagen hohe, schön aus Holz geschnitzte Processionswagen, welche bei religiösen Festen eine große Rolle spielen. —

Fährt man von der Esplanade nach Westen, so passirt man den schönen, von hohem Thurm überragten Centralbahnhof, die weiten schattigen Anlagen des Volksgartens mit der Victoria-Halle für Theater und andere Vorstellungen und das große Museum, welches augenblicklich in roth prunkendem Neu- und Umbau in einer Mischung aus italienischer Renaissance und englischer Gothik begriffen ist. Es enthält eine sehr sehenswerthe naturwissenschaftliche und eine kleinere archäologische und kunstgewerbliche Sammlung. An das Museum stößt eine elegant gebaute, öffentliche Bibliothek an, deren Hauptsaal an Decke und Wänden geschmackvoll mit Holz getäfelt ist und sein Licht durch bunte Glasfenster unterhalb der Decke empfängt. Sehr schön ist auch der daran anschließende Theatersaal, ursprünglich und stiftungsgemäß als Auditorium zur Ausbildung eingeborener Techniker bestimmt, aber in der That zu Circusvorstellungen, Concerten und ähnlichen Scherzen benutzt.

Nicht weit vom Museum liegt auch das Observatorium, nach dessen Zeitbestimmungen man sich in ganz Indien richtet.

Ziemlich im äußersten Westen der Stadt, hinter der englischen St. George Kathedrale befindet sich der weite, gut angelegte und prächtig gehaltene botanische Garten, mit einer Reihe schöner und seltener Pflanzen; verschiedene Wasserbecken waren mit blühenden Victoria regia dicht überzogen und zum ersten Male sah ich hier auch die prächtige, von nun ab häufig auftretende Taliput-Fächerpalme, Corypha umbraculifera; diese blüht nur einmal nach 50 bis 80 Jahren, die ganze Baumkrone aber geht dann in einem herrlichen, etwa 30 Fuß hohen, gelben Blüthenwedel auf, welcher nach dem Abblühen umknickt, und den Asras gleich, die nur einmal lieben, ist der Taliputpalme Lebenskraft damit erschöpft und sie stirbt.

Außer vielen alten Bekannten tropischer Pflanzenwelt traf ich hier für mich neu den höchst eigenartigen afrikanischen Fetischbaum, die Kigelia pinnata, einen großen, Ficus ähnlichen Laubbaum, aus dessen Zweigen an langen, strickartigen Ranken 1 bis 2 Fuß lange, gurkenähnliche Holzfrüchte herabhängen. Ein wundervoller, großer Laubbaum mit lorbeerartigen, regelmäßig und fein gewellten Blättern ist ferner die Polyalthia longifolia. Originell sind sodann die mir hier zum ersten Male aufstoßenden Piccotahs, Schöpfbrunnen, welche in Südindien auch bei Feldbestellung viel benutzt werden und deren Eigenart darin besteht, daß an einem hohen Bambusgestell über dem Brunnen ein mit Sprossen versehener Baumstamm oder eine Bambusleiter schwingt, und zwei Kulis durch Auf- und Absteigen darauf deren Gleichgewicht derart verändern, daß das daranhängende Schöpfgefäß abwechselnd gehoben und gesenkt wird, während ein dritter Kuli das gehobene Wasser in die Bewässerungsgräben entleert. —

Drei Meilen vom botanischen Garten aus weiter nach Süden zu fahrend, die landwirthschaftliche Schule und den Adyar-Fluß mit seinen von zahlreichen Wäschern belebten Ufern passirend, gelangt man zu dem „kleinen Hügel“, einem niedrigen Felszug, von der alten St. Thomas-Kapelle gekrönt, in welcher man noch allerlei Andenken an das Leben und Wirken dieses Heiligen zeigt, wie einen Felsspalt in einer Höhle, durch welche St. Thomas den Indern, die ihn erschlagen wollten, entgangen sein soll, u. A. m. —

Dicht dabei in Guindy befindet sich inmitten eines weiten Parkes das Sommerhaus des Gouverneurs.

Den Rückweg nahm ich durch die lange Mount Road, halb Geschäfts- und halb Wohnstraße, wo man bei unseren Landsleuten

Wiele & Klein eine große Kollektion prächtiger Photographien von ganz Südindien und in einigen englischen Riesenbazars, wie Spencer & Co. und Oakes & Co. ungefähr Alles findet, was man überhaupt nur zu kaufen verlangen kann.

Auch der prächtige, englische Madras-Club, welcher u. A. zahlreiche Wohnräume für seine Mitglieder enthält, befindet sich in Mount Road. —

Die hiesigen Deutschen haben in ihrem kleinen, aber freundlichen Clubhaus auch Wohnraum für zwei Mitglieder und im anstoßenden Garten eine Kegelbahn; obgleich der Club nur 13 Mitglieder zählt, so finden sich doch jeden Abend einige derselben hier zusammen. Leider wurde mir gesagt, daß, wenn die deutsche Kolonie in Madras nicht die ihr gebührende, gesellschaftliche Stellung einnimmt, daran besonders der deutsche, kaufmännische Konsul die Schuld trage, welcher aus mehr als einem Grunde kein geeigneter Vertreter Deutschlands zu sein scheint.

Baumwolle, Getreide und Indigo sind im Allgemeinen die Hauptexportproducte des Platzes.

Die erste deutsche Firma von Madras ist die Niederlassung eines bekannten Lederhauses an der Nahe, welches hier und in vier andern Plätzen Südindiens Gerbereien für Ziegen- und Schaf-Leder — die einzig europäischen in Indien überhaupt — eingerichtet hat und bei dessem liebenswürdigen Chef ich die freundlichste Aufnahme fand.

Als ich dem betreffenden Herrn am ersten Tage meine Aufwartung im Contor machte, lud er mich zum Tiffin ein, das nach der in Indien meist üblichen Sitte gleich im Geschäftshaus eingenommen wird, wo die nicht verheiratheten Angestellten der Firma auch wohnen.

„Ha, ha, heute giebts wieder mal Austern“ dachte ich mir, als ich neben dem Couvert breite Messer mit nur einem Zoll langer Klinge liegen sah, die zwar nicht ganz der Form unserer Austernmesser entsprachen, aber zu was sollten sie wohl sonst dienen? Einfach zum Fleischschneiden. Es waren nämlich gewöhnliche Eßmesser und zwar nicht „made in Germany“, sondern aus Old England for ever stammend, welche dem Putzen und Schleifen der indischen Diener so wenig Widerstand geleistet hatten, daß die Klingen zu Lilliputs zusammengeschrumpft waren.

Die Privatwohnungen der Europäer, in den Vorstädten inmitten schöner Gärten gelegen, sind elegant eingerichtet und luftig, mit Punkas und zahlreichen Thüren versehen, von denen ich im Speisezimmer meines liebenswürdigen Wirthes z. B. nicht weniger als zehn Stück zählte. Leben und Dienerschaft in Südindien sind billiger, als im Norden; so

bekommt man in Madras z. B. schon für $3^1/_2$ Rupien = M. 4. —. per Monat einen Diener, der sich für diesen fürstlichen Gehalt selbst zu logiren und zu beköstigen hat und dabei sind die Madrassi Boys (Diener) und Ayahs (Dienerinnen) in ganz Indien besonders geschätzt, hauptsächlich wohl deshalb, weil sie im Umgang mit Europäern weit angenehmer d. h. freundlicher sind, als die Hindus.

Die Tamulen-Frauen sind schöne, stramme Figuren von vorzüglicher Haltung, vielfach mit lebhaftem und intelligentem Gesichtsausdruck und schönen Zügen und tragen, ebenso wie ihre von der Natur weniger gut bedachten Männer, mit Vorliebe rothe Gewänder, deren eines Ende sie shawlförmig malerisch um die linke Schulter schlagen. Zahlreiche und oft recht große Ringe zieren den oberen Ohrrand und die Ohrläppchen, letztere durch ihr Gewicht zuweilen soweit herunterziehend, daß das Bohrloch ein Pendant zu der durchlöcherten Botokuden-Lippe bildet; lange goldene Halsketten, oder glatte goldene Halsreifen, Armbänder aus Metall oder Glas und silberne Fußspangen und Zehenringe vervollständigen den sehr beliebten, reichen Schmuck.

Die Farbe der Frauenkleider ist fast ausnahmslos rothgrundig und zwar entweder einfarbig glatt, oder roth mit gelber oder blauer Kante, oder mit Kaschmir-Mustern bedruckt, bald schmäler oder breiter gelb gestreift, carrirt oder punktirt; nur selten wird das gelb durch blau oder weiß ersetzt. Zuweilen sieht man auch bunt schottische Muster auf gelbem Grund, aber die Combination roth und gelb bei den Kleidern und roth und gold bei den Shawls ist weitaus die häufigste.

Das Haar tragen die Frauen meist in der Mitte gescheitelt und glatt nach hinten gestrichen, wo es in einem chignonähnlichen Wulst zusammengefaßt wird.

Einen allerliebsten und ganz originellen Eindruck machen ganz nackte kleine Knaben und Mädchen, welche auf der sammtartigen, dunklen Haut all' den vorbeschriebenen Schmuck und außerdem eine silberne Gürtelschnur um die Lenden tragen, welche vorn mit einem silbernen Feigenblatt oder einem Pfeifchen geschmückt ist. —

In der Präsidentschaft Madras nimmt man im gewöhnlichen Verkehr das Papiergeld von Bombay, Kalkutta und Rangun überhaupt nicht an und die Banken wechseln es nur gegen 1 % Vergütung in Madras-Noten um; man thut also gut daran, nicht zu viel Papiergeld von den anderen Bezirken mit nach hier zu bringen, sondern erst in Madras Geld aufzunehmen.

Zwei Landsleuten von uns war kürzlich hier ein Malheur mit einer ihrer Noten passirt; dieselben hatten eine Summe Geldes in einer

Madras-Bank erhoben, darunter eine 1000-Rupie-Note, und da die Herren sehr ängstlicher Natur waren, z. B. vorsichtig goldene Uhr, Kette und Ringe zu Hause gelassen hatten, aus Angst bestohlen zu werden, rieth ihnen mein Bekannter an, die große Note zu zerschneiden und so zu verwahren, daß jeder die Hälfte zu sich nehme. Richtig, der Rath erwies sich als sehr praktisch, denn kaum in Bombay angekommen, wurde dem Einen seine theure Hälfte im Hôtel gestohlen. Glücklicherweise hatte die Bank in Madras auf ihrem Abrechnungszettel die Nummer der betreffenden Note bemerkt und erklärte sich bereit, den Betrag zu vergüten, wenn innerhalb von sechs Monaten keine berechtigte Reklamation dagegen einlaufe. Diesmal war also der Dieb der Betrogene. —

Wer Zeit und Specialinteresse dafür hat, kann von Madras aus die etwa 35 Meilen südlich davon am Meere gelegenen „sieben Pagoden" besuchen; eine 12- bis 14stündige Bootfahrt auf einem Kanal, der Hitze wegen gewöhnlich hin und zurück des Nachts über unternommen, führt zu den mit reichem und interessantem Skulpturenschmuck versehenen Tempeln. —

Wie ich an der Westküste Vorderindiens die Gelegenheit benutzt hatte, die portugiesische Kolonie Goa zu sehen, so wollte ich an der Ostküste die französische Kolonie Pondicherry besuchen und verließ zu dem Zwecke Madras Morgens sieben Uhr von der Egmore Station aus, auf derem Bahnsteig als Specialität alte gebundene und ungebundene Bücher im Preise von einer Anna an ausgeboten werden.

Die von Palmen und Laubmassen umschlossene Stadt hinter sich lassend, durchzieht die Bahn fruchtbare Gegend mit theils grünen, theils bereits reifenden Getreidefeldern, dazwischen liegen zahlreiche, mit weißen und rothen Wasserlilien bedeckte Teiche und zur Bewässerung dienende Piccotah-Tretbrunnen. Isolirte Felskuppen und Bergzüge, vielfach von Tempeln gekrönt, erheben sich aus der Ebene. An Stelle der sonst üblichen Laubbäume dienen hier meist Palmyrapalmen zum Einfassen der Landstraßen und mit Opuntien- und Ricinushecken zusammen zum Markiren der Feldgrenzen; oft treten die Palmen hier auch vereint in kleinen Wäldern auf. Die Eisenbahnstrecke ist an Stelle des sonst überall üblichen Drahtzauns hier meist von stacheligen Agaven eingefaßt, deren lang emporschießende Blüthenschäfte immer rechtzeitig umgehauen werden müssen, damit sie die Telegraphendrähte nicht beschädigen.

In Villupuram stieg ich um 1 Uhr auf die Pondicherry-Zweigbahn um und erreichte den französischen Hafenplatz Nachmittags 3 Uhr,

sowohl in der Grenzstation Kandumangalam, als in Pondicherry selbst ohne irgendwelche Zollbelästigung.

Der Bahnhof liegt ziemlich weit außerhalb der von Cocospalmen eingefaßten Stadt und mit einem schnellen „Pousse-Pousse“, einem vierrädrigen, halbverdeckten Wagen, dessen Vorderräder von dem Fahrgast vermittelst einer Lenkstange dirigirt werden, ließ ich mich von zwei hinten schiebenden Kulis nach dem einfachen, aber reinlichen „Hôtel de Paris et Londres“ fahren, welches an dem Hauptplatz, der „Place de la république“, dicht am Meeresstrand beim Leuchtthurm liegt.

Pondicherry, in der blumenreichen französischen Sprache „le petit Paris du sud de l'Inde“ genannt, bildet mit den anderen, zerstreut liegenden kleinen Plätzen Karikal, Tschandernagor, Mahé und Dschanaon zusammen den ganzen Rest der französischen Besitzungen in Vorderindien, von deren 283 000 Einwohnern 173 000 hier in diesen Bezirk leben. Im Jahre 1672 von den Franzosen käuflich erworben, hat Pondicherry seinen Besitzer seitdem wohl ein Dutzend Mal wechseln müssen, bis es seit 1817 dauernd in französischem Besitz geblieben ist, ohne daß den Franzosen daraus irgend ein sichtbarer Vortheil erwüchse.

Die große Place de la république, in derem Mitte ein Brunnenhaus steht, ist von dem freundlichen Palais des Gouverneurs, der Mairie und der Kathedrale umgeben und stößt auf der vierten Seite ans Meer, in welches ein 150 m langer, eiserner Pier hinausführt; dieser geht von einem Halbrund aus, welches von acht schön geschnitzten, steinernen Tempelsäulen von Gingi geziert wird und dahinter erhebt sich auf einem grotesken Postament aus Tempelsäulen die Bronce-Statue des Gouverneurs Dupleix, welcher Pondicherry 1748 erfolgreich gegen die Engländer vertheidigte.

Dem Ufer entlang zieht eine breite, schattenlose Promenade, nach dem Meere zu von niedriger Mauer abgeschlossen und auf dem Strande davor lagen etwa 30 Masula-Böte; auf der ganz ungeschützten Reede aber sah man nicht ein Schiff vor Anker, doch entnahm ich den aushängenden Listen am Zollhaus, welches so groß wie ein Bahnwärterhäuschen ist, daß hier doch etwa jeden Tag ein Dampfer anläuft, der Erdnüsse, Indigo, Indigo gefärbte Stoffe, Saffran, Sesam und Cokosnüsse ausführt.

Die Straßen sind alle gut angelegt und sauber gehalten, mit Straßenschildern in französischer Sprache versehen, aber nur theilweise von Schattenbäumen eingefaßt; die Häuser sind meist nur Erdgeschosse, getünchter Ziegelbau mit Ziegeldach. Von „Cafés“, wie ich irgendwo gelesen hatte, oder gar von „Pariser Leben“, war keine Spur; es gab

in der „weißen" Stadt überhaupt gar kein Leben, sondern der Stempel der trostlosesten Stille, Oede und Langweile lagerte auf dem Ganzen und selbst zu dem sogenannten „Korso" am Strande erschienen gegen Sonnenuntergang in weiten Abständen nur knapp ein halbes Dutzend Pony-Wagen und drei „Pousse-Pousse", während sechs Flaneure, darunter vier Eurasier, den Pier „belebten"; ich glaube, daß ich während meines Aufenthaltes hier überhaupt nicht mehr als einige 30 Europäer im Ganzen sah. Nein, dieses „petit Paris" verdient von seinem Namen wirklich nur das „petit".

Die Besatzung besteht aus 85 einheimischen Soldaten in zuaven-ähnlicher Uniform, französische Soldaten sind nicht hier.

Westlich von der „weißen Stadt" und von dieser durch einen Graben getrennt, liegt die „schwarze Stadt" der Eingeborenen, deren Straßen durchgängig von Schattenbäumen eingefaßt sind und in denen etwas mehr Leben herrscht. Die Häuser hier bestehen vielfach nur aus Lehm und einem Geflecht von Cocospalmenblättern, während der Dachstuhl aus Bambusstangen hergestellt und mit Palmenblättern gedeckt ist. Ein Spalier von in die Erde gesteckten Palmwedeln führte in einer Straße zu einem schön geschmückten Hochzeitshaus, vor welchem Pfeiler aus Bananenschäften, mit dicken Guirlanden von Bananen-fruchtbündeln, Cocosnüssen und Mangos umwunden, einen ganz opernhaft romantischen Eindruck machten.

Man stattet, um seinem Forschungsdrang Genüge zu leisten, dem ziemlich großen, aber mäßig gehaltenen „botanischen Garten" und dem Krischna-Tempel einen Besuch ab, ist dann mit den sogenannten „Sehens-würdigkeiten" fertig und kann sich bei einem guten Mittagsessen im Hôtel sagen, daß man wirklich Nichts, aber auch gar Nichts versäumt haben würde, wenn man dieses französische Stillleben überhaupt nicht kennen gelernt hätte.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr fuhr ich wieder ab; das durch-gehende größere Gepäck wird hier am Bahnhof, Handgepäck an der Grenzstation Kandamangabam koulant examinirt. Obgleich der Zug außerordentlich stark besetzt war, namentlich in dritter Klasse, so war ich doch der einzige Europäer, auch Bahnhofsvorsteher, Zugführer und Schaffner sind hier durchgängig Tamilen oder Halbblut.

Die Eisenbahnen in Südindien sind schmalspurig, fahren langsam und schlecht, haben häufige Zugverspätungen und sind auch in der Einrichtung weit weniger comfortabel als in Nordindien.

Die Gegend um das Mündungsgebiet des Cauvery-Flußes herum, außerordentlich fruchtbar und dem entsprechend dicht bewohnt, wird

als der „Garten von Indien" bezeichnet, Palmyra- und Cocos-Palmen, Kasuarinen, Gruppen schöner Laubbäume, Bambuse und Bananenanpflanzungen erheben sich zahlreich zwischen üppigen Feldern und malerische Gopuras ragen vielfach daraus hervor.

Die Bahn führt bis Porto novo, wo große aus Stein gehauene Elephanten- und Stierstatuen vor einem kleinen Tempel sichtbar werden, nahe dem Meere entlang, und bei der nächsten Station Tschidambaram befindet sich die älteste, aus dem 11. Jahrhundert stammende Pagode Südindiens, mit vier hohen, symmetrisch angeordneten und sehr schönen Gopura-Thürmen aus dem 16. Jahrhundert, welche ursprünglich zu Vertheidigungszwecken angelegt wurden.

Als es dunkelte und zahlreiche Leuchtkäfer das Gebüsch erhellten, bekam ich auch meine übliche Oellampe ins Coupé, die ich aber an drei auf einander folgenden Stationen wechseln lassen mußte, bis ich endlich nach sehr energischer Beschwerde ein Exemplar bekam, welches nicht fortwährend leckte. Halb neun Uhr Abends kam ich in Tandschur an, nahm im Bahnhofsrestaurant ein ganz gutes Mahl ein und man bot mir daselbst auch dringend Nachtquartier an, nachdem ich aber herausfand, daß letzteres auf zwei zusammengeschobenen kleinen Eßtischen etablirt werden sollte, ließ ich David unsere sieben Sachen aufladen und wir fuhren nach dem einfachen, aber freundlichen Dak Bungalow. Dasselbe war auf drei Seiten von einer Veranda eingefaßt und zeigte in seinen weiß getünchten Räumen auf Bambusmatten das übliche Mobiliar: Bettstelle, Liegestuhl und Eßtisch, während an den Wänden als einziger Schmuck die gedruckten „Benutzungsregeln" prangten.

Tandschur, eine Stadt von 54 000 Einwohnern, gehört nachdem der letzte Radschah 1855 ohne legitime männliche Erben starb, den Engländern, welche das früher dazu gehörige Territorium durch Vertrag schon 1779 erwarben. Die beiden Hauptsehenswürdigkeiten des Ortes liegen in den, unter einander verbundenen zwei Forts, dem sogenannten kleinen und dem großen Fort.

Besuchen wir zunächst das von Graben und doppeltem Wall umgebene „kleine Fort" mit der „großen Pagode".

Der Haupteingang zu dem Tempel befindet sich unter einer 90 Fuß hohen Gopura, einem pylonenartigen Thorthurm von oblonger Grundfläche, der sich nach oben zu verjüngt. Links und rechts von dem hohen, viereckigen eigentlichen Thoreinschnitt befinden sich in der Gopura Nischen mit den Statuen der beiden ältesten Söhne Schiwa's, des elephantenköpfigen Ganesch, des Gottes der Weisheit und des auf einem Pfaue reitenden Subrahmanya, des Kriegsgottes. Wie in Holz

geschnitzt, mit Ornament an Ornament, mit Götterbildern an Götterbildern, ist nun die ganze Außenseite der aus röthlichem Sandstein aufgeführten Gopura von oben bis unten mit theilweise auch noch bunt bemalten Skulpturen bedeckt. Die Mitte der beiden Breitseiten ist in jedem Stockwerk durch eine hohe Fensteröffnung unterbrochen, welche das Innere einigermaßen erhellt und der Bau endet oben in einem runden Wulst, der auf beiden Schmalseiten durch pfauenradähnliche Skulpturen abgeschlossen und auf seiner obersten Kante von einer Reihe urnenartiger Gefäße mit Spitzdeckeln, dem Schikr, gekrönt wird.

Die Anlage und Form der Gopuras ist überall dieselbe, nur Höhe und Ausschmückung wechseln und zwar gehörten sie ursprünglich nicht zu der Tempelanlage, wie diese sich seit dem 11. Jahrhundert unter den Tschola- oder Tandschur-Königen, der mächtigsten alten Dynastie Südindiens hier entwickelt hatte, sondern wurden erst im Anfang des 16. Jahrhunderts, meist durch den König Krischnaraya von Vidschayanagar (1509—30) zugebaut, um als Befestigungswerke gegen die plündernd einfallenden Moslims zu dienen.

Nach Passirung der ersten Gopura mit den Reliefsiguren der Thorhüter betritt man in Tandschur einen 170 Fuß langen, schmalen Hof, der zu einer zweiten, nur 60 Fuß hohen Gopura führt, an welche nun der eigentliche, 415×800 Fuß große Tempelhof anschließt. Hohe Mauern, von zahlreichen, etwa einen Meter von einander entfernten Statuen liegender Stiere gekrönt, und darunter ringsum laufende Säulengänge fassen ihn ein; innerhalb der letzteren befinden sich Kapellen mit rohgemalten, bunten Fresken und mit Lingams aus schwarzem Granit.

Rechts vom Haupteingang liegt der einfache Opferplatz, links unter steinerner Pfeilerhalle ein mächtiger Nandi oder heiliger Stier, ein zwölf Fuß hoher Monolith aus schwarzem Granit, der Brahminen-Sage nach allmählich und dadurch so aufgeschwollen, daß sich ein Frosch im Innern des heiligen Thieres eingeschlichen hatte, welcher es auseinandertrieb, bis ein aufgelegter goldener Angelstab den Eindringling tödtete. Die Figuren an den Pfeilern zeigen den Yali, einen Phantasielöwen mit Elephantenrüssel, der sich in Südindien häufig dargestellt findet.

Vor der Nandi-Halle stehen zwei kleine, steinerne Altäre oder Balipirams und hinter denselben erhebt sich der Kodi maram, ein hoher broncener Mast, mit einem nahe seiner Spitze angebrachten Querbalken, an welchem tönende Glöckchen hängen.

Geradeaus führt ein Treppenaufgang zu dem innersten Hof mit der dreizehn Stockwerk und 200 Fuß hohen, pyramidenförmigen Vimanah,

die sich über dem zwei Etagen hohen und 82 Fuß im Quadrat messenden würfelförmigen Schiwa-Schrein erhebt und dieses Allerheiligste ist auch hier nur Hindus zugänglich.

In einem der zahlreichen Pfauenrad-Ornamente an der Ostseite des Haupttempels sieht man die Skulptur eines Holländer-Kopfes, welcher als eine Prophezeihung darauf gedeutet wurde, daß Indien einmal unter europäische Herrschaft kommen werde.

Besonders reich und schön ist der nahe Subrahmanya-Tempel, ein wahres Schmuckkästlein dieser eigenartigen Skulptur, wie denn überhaupt die „große Pagode“ in Tandschur nicht nur als eine der ältesten, sondern auch als eine der im reinsten Stile gehaltenen Pagoden ganz Südindiens gilt.

Dicht am Tempel befindet sich der große, ummauerte heilige Teich, dessen braunes Lehmwasser aber nicht zum Baden, sondern nur zum Trinken benutzt wird, und an seinem Ufer steht auch die Schwartz-Kirche, zu Ehren des 1778 nach hier gekommenen deutschen Missionars Schwartz benannt, welcher seinem Schüler, dem vorletzten Radschah Scharfodschi, durch seine Verwendung bei der englischen Regierung den Thron rettete. Eine von dem dankbaren Fürsten hier angebrachte Marmorrelieftafel zeigt den Tod des alten Missionars, an dessem letzten Lager der Radschah trauernd steht, und die Unterschrift besagt, daß der aus Sonneberg in Preußen stammende Schwartz, von Christen, Hindus und Moslims gleich geehrt, hier gestorben sei.

Der Tandschur-District war überhaupt der erste Schauplatz protestantischer Mission in Indien und zwar gründeten die Deutschen Ziegenbalg und Plütschau im Jahre 1706 die erste Station in der damals dänischen Ansiedelung von Trankebar, nachdem die Katholiken schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre Missionen in Tandschur eingerichtet hatten. Im Jahre 1841 übernahm die Leipziger evangelisch-lutherische Mission die aus dieser ersten protestantischen Gründung allmählich hervorgegangenen Anstalten, und dieselbe zählt heute im Tamulenlande zerstreut dreißig Hauptstationen, fast alle mit steinernen Gotteshäusern versehen, während die dazu gehörigen Dörfer und Nebenstationen wenigstens schlichte Kapellen mit Lehmwänden und Palmblattdächern aufzuweisen haben. Ferner hat die Leipziger Gesellschaft eine Anzahl höherer Unterrichtsanstalten und viele gewöhnliche Knaben- und Mädchenschulen eingerichtet, sowie gute christliche Bücher in tamulischer Sprache drucken lassen. Die Zahl der von ihr im Jahre 1895 getauften Tamulen betrug 694, zumeist Parias, die sich

nach ihrem Uebertritt vielfach Verfolgungen, namentlich seitens ihrer Dienstherren, gefallen lassen mußten. —

Die zweite Sehenswürdigkeit Tandschur's, der „Palast der Prinzessinnen", liegt im „großen Fort" und wird von acht Fürstinnen bewohnt, den letzten der achtzehn hinterlassenen Frauen des 1855 gestorbenen Schiwadschi, letzten Radschahs von Tandschur.

Durch einen Außenhof, in dem sechs Elephanten gehalten werden, und durch ein Wirrsal kleiner Höfe und dunkler Korridore, welche mit bunten Wandgemälden von Radschahs ausgeschmückt sind, gelangt man zu den drei, den großen Komplex überragenden Gebäuden: dem fünfstöckigen, jetzt von den Wittwen bewohnten und aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden Palast, dessen eine Façade an die Straße stößt; der achtstöckigen, 90 Fuß hohen Tempelpyramide, ähnlich derjenigen der ersten Gopura der „großen Pagode", aber in der Skulptur weit minderwerthiger, früher als Arsenal benutzt; und schließlich zu dem großen grauen Galeriethurm, von dessen Höhe aus die Radschahs täglich den Gott von Sri Rangam bei Tritschinopoli anzubeten pflegten.

In der reichen Schatzkammer befinden sich u. A. sehr sehenswerthe Waffen, purpurne Gewänder mit reicher und schwerer Goldverzierung, silberne Haudahs = Elephanten-Pavillons, die man bei dem Reiten der Thiere benützt, goldene Elephanten-Stirnschilder mit daraus hervorspringendem Schwert und reiche goldene Ringe und Hülsen für die Zähne der Prunk-Elephanten.

Auch die in einem Separatgebäude untergebrachte, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende Bibliothek ist sehr berühmt und besonders reich an Sanskrit-Werken, von denen 18 000 Manuskripte vorhanden sind, theils auf Papier geschrieben, theils auf Leinen oder Baumwollstoff gemalt, theils auf linealförmigen Palmblättern mit dem Griffel eingeritzt; diese Palmblätter werden dann über einander gelegt, auf Fäden gereiht und zwischen Holzplatten gepreßt und zwar sind 8000 solcher Palmblatt-Bücher vertreten. Originell und pikant sind eine Reihe bunter Bilderbücher und ausgetuschter Federzeichnungen.

Der Bibliothek gegenüber liegt der Telugu Durbar oder Empfangssaal, mit einer schönen, weißen Marmorstatue Radschah Scharfodschi's auf einem achtzehn Fuß im Quadrat messenden Postament aus schwarzem Granit; der Fürst ist mit der dreizackigen Tandschur-Tiara auf dem Haupte dargestellt und hat die Hände wie zum Gebet zusammengelegt.

Der Mahratta Durbar, ein Empfangssaal mit grell bunt bemalten und geschnitzten Holz-Säulen und Pfeilern, aus der Zeit der Mahratten-

Herrschaft stammend, enthält ein großes Gemälde des letzten Radschah's, Schiwadschi. —

In der Hauptstraße der Stadt finden sich zwischen den freundlichen weißgetünchten Ziegelhäusern mit ihren Säulenvorhallen oder mit Palmenblättern gedeckten Veranden zahlreiche kleine Tempel, mit rohen, rothen Malereien auf den weißen Wänden, alle mit dem Pfauenrad-Ornament an der Thorkrönung und mit einem Processionswagen unter einem anstoßenden Schutzdach; die schön geschnitzten Holzwagen sind oft mit glitzerndem Tand und zeltförmig arrangirten bunten Decken reich behangen und führen die Götterbilder gelegentlich der großen Jahresfeste in der Stadt umher.

Tandschur ist berühmt wegen seiner getriebenen Arbeiten in verschiedenfarbigem Kupfer und Silber, wie Schalen, Teller, Vasen u. s. w., welche mit schönen Relief-Ornamenten oder Darstellungen aus der Göttergeschichte geziert sind. Ferner stellt man hier allerliebste Arbeiten aus Pith, dem leichten, weißen Mark eines Baumes her, nämlich Modelle von Pagoden, Palästen u. s. w., welche, flüchtig besehen, den Eindruck von Elfenbeinschnitzereien machen. Pith ist übrigens dasselbe Material, das auch zu den leichten Tropenhelmen benutzt wird. —

Zwei Stunden weiterer Eisenbahnfahrt bringen uns von Tandschur nach Tritschinopoli, wo man im Bahnhof selbst ganz leidliches Unterkommen findet.

Tritschinopoli ist der Hauptpunkt der Südindischen Eisenbahn, welche nach Ablauf des Contractes der Privatgesellschaft seit vier Jahren in Regierungsbesitz übergegangen ist und sich sehr gut bezahlt; die Angestellten sind hier fast ausschließlich billig arbeitende Eingeborene, selbst der einzige europäische Bahnhofsvorstand, der in Tritschinopoli, bekommt nur 80 Rupien Gehalt per Monat, die einheimischen dagegen nur 20 Rupien und diese beiden Beispiele characterisiren sowohl die Regierungssparsamkeit, wie die Billigkeit des hiesigen Lebens. Schöne Verwaltungs-Gebäude und das Eisenbahnlazareth befinden sich dicht beim Bahnhofe, welcher in dem sogenannten „Fort“ liegt, einer früheren Befestigung, deren Wälle und Gräben jetzt Anlagen Platz gemacht haben. Man fährt von hier im Wagen etwa zwanzig Minuten nach Norden zu der eigentlichen Stadt, welche 90000 Einwohner zählt und bekannt als Herstellungsort der besten indischen Cigarren, der Cheroots, ist. Die Häuser hier sind sämmtlich aus Ziegeln aufgeführt, mit Ziegelpfannen gedeckt und meist mit einer schönen Vorhalle versehen, deren Säulen zuweilen sogar durch Rundbögen verbunden sind.

An der Nordseite der Stadt erhebt sich steil ein isolirter, 236 Fuß hoher Felsblock, dessen alte Befestigungen abgetragen sind und der jetzt nur noch den berühmten Schiwa-Tempel, einen hochgeehrten Wallfahrtsort der Hindus, trägt. Durch einen kunstlosen Portikus mit kleinen Elephantenstatuen und roh skulptirten Säulen, deren Kapitäle den Löwen des Südens und andere Figuren zeigen, tritt man in einen bedeckten Korridor, dessen 290 im Zickzack roth und weiß bemalte steile Stufen zu der Vorhalle des Schiwa-Tempels hinauf führen; die Umfassungsmauern dieses ausgedehnten, hohen und festungsartigen Baues sind von zahlreichen Statuen liegender Stiere gekrönt und eine niedrige, vergoldete Kuppel überragt das flache Dach des Tempels.

Soweit kleine Plateaus im Felsen es gestatten, schließen links und rechts an dem Korridor-Aufgang Pfeilerhallen an, welche theils einfach weiß getüncht, theils bunt bemalt sind; in der einen waren etwa zwanzig sitzende Knaben mit Lernen aus Büchern beschäftigt, während in einem anderen Saale vor einem von vier Säulen getragenen schwarzen Granit-Pavillon ein Brahmane acht vor ihm sitzende ältere Schüler von etwa zwanzig Jahren unterrichtete.

Ungefähr in halber Höhe des Felsens befindet sich auf einer kleinen Plattform ein schöner Säulenpavillon und von hier aus führen rechts in das kahle Gestein des Gneis-Felsens selbst eingehauene Stufen zu der Bergspitze empor, welche von einer Ganesch, dem elephantenköpfigen Gott, gewidmeten und von einem Säulengang umschlossenen Kapelle gekrönt wird; eine „ewige Lampe“ in einer Art Stalllaterne hängt über der Brüstung nach Süden.

Eine wundervolle Rundsicht öffnet sich von diesem höchsten Punkte aus: Gerade unter uns dehnt sich die freundliche, lebhafte Stadt mit ihren regelmäßigen, sich rechtwinkelig schneidenden, geraden Straßen aus, deren Häuser in Palmen und Laubmassen eingebettet sind. Zahlreiche kleine Moscheen und christliche Kirchen, darunter die besonders hervorragende katholische Kathedrale mit ihrem achteckigen Thurm, das Jesuiten-Kolleg, die englische Schule und der jetzt zu Verwaltungszwecken gebrauchte Nabob-Palast heben sich deutlich ab. Ein von Bäumen beschatteter und theilweise mit Steintreppen eingefaßter Flußarm, mit Stier- und Lingamsäulen in seinem klaren, grünen Wasser, durchzieht die Stadt.

Im Westen schließt dicht unterhalb des Felsens der übliche heilige Teich an, ein großes, ausgemauertes Viereck, mit einem Säulen-Pavillon in der Mitte. Weiterhin rings fruchtbare Ebene, von frisch

grünen Reisfeldern bedeckt, zwischen denen besonders große Bananen-Anpflanzungen hervortreten. Im Norden bildet eine Verzweigung des breiten, flachen Bettes des Cauvery-Flusses die siebzehn Meilen lange Insel Seringham, deren berühmter Tempel aber fast ganz durch Laubmassen verhüllt ist, und darüber erheben sich in der Ferne die 4000 Fuß hohen Kale Malai Berge, während im Westen und Süden einzelne, isolirt aus der Ebene steigende Granitblöcke emporragen, von denen der malerischste der runde Stumpfkegel des „goldenen Felsens“ im Süden ist.

Indiens Ebenen bieten im Allgemeinen selten landschaftlich schöne Punkte, der Rundblick vom Tritschinopoli-Felsen aber ist ganz entzückend.

Das Abendessen, welches ich ganz solo an der, wie überall, mit Blumen reich geschmückten Tafel des Bahnhofsrestaurants einnahm, litt unter einer sogenannten „Winter“-Temperatur von 33° im Schatten ebenso wie ich, und das Rindfleisch hatte sichtlich, schon ehe es in die Bratpfanne wanderte, gesagt: „ich mache nicht mehr mit“ und war etwas „anrüchig“ geworden. Aber trotzdem blieb ich feucht-fidel innerlich und äußerlich, nämlich in schöner Abwechslung trinkend und schwitzend, noch lange wach sitzen, denn es zog mich, wenn ich auch müde genug war, nicht ins Bett, da ich während der ganzen letzten Nächte bei schwüler, heißer Luft miserabel, oder richtiger gesagt, so gut wie gar nicht geschlafen hatte, obgleich das mir selbst täglich gesetzte und regelmäßig erledigte Arbeitspensum eigentlich reichlich groß genug war, um mich zu nachtschlafender Zeit der Ruhe bedürftig zu machen.

Seit Madras war der Himmel tagsüber immer mit drohenden Wolken umzogen, aber es fiel kein erquickender Regen.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Seringham und hatte zu dieser frühen Stunde Gelegenheit, der eigenthümlichen Toilette beizuwohnen, welche die Frauen im Madras-Bezirk täglich an Haus und anstoßender Straße vornehmen. Sehr frühzeitig sich erhebend, fegen und waschen sie zunächst das Haus von innen und von außen, dann werden auf der rothen Steintreppe weiße Kreidelinien gezogen und auf der rothen Erde des davor anstoßenden Theiles der Straße kunstvolle Ornamente, meist in weiß, aber auch außerdem in schwarzer, rother, gelber und grüner Farbe freihändig aufgezeichnet; gewöhnlich sind es Arabesken, Blumen, Sterne oder andere geometrische Muster, theilweise sehr kunstvoll und complicirt, verschlungene Schlangen u. a. Motive, und diese teppichartige Freihandzeichnung wird zuweilen noch mit einer Figurenkante von Opfernden, Fischen, Gänsen u. s. w. umgeben, welche

mit einer entsprechend geschnitzten Holzplatte aufgedruckt wird. Trotzdem diese Dekoration täglich stundenlange Arbeit erfordert, wird sie von den Vorübergehenden doch nicht geschont — was ja auch kaum möglich wäre, da Teppichmalerei an Teppichmalerei stößt — sondern sehr bald abgetreten, aber jeden Morgen wieder erneuert. Die Hausfrauen wetteifern unter einander in der Ausführung der schönsten Muster.

Die Straßen sind belebt von zahlreichen Lastwagen, welche, ebenso wie die ortsüblichen „Droschken“ für die Einheimischen, zweirädrige Ochsenkarren mit Bretterboden sind; über letzterem wölbt sich ein halbrundes Dach aus Spangeflecht, unter welchem der Fahrgast liegt oder hockt.

Quer durch die ganze Stadt Tritschinopoli und weiter nach Norden auf 32 bogiger, langer Brücke über den jetzt zu $^3/_4$ ausgetrockneten Cauvery Fluß fahrend, an zahlreichen, nach allen Seiten offenen Säulenhallen, Pilgerherbergen vorbei, welche die Straßenseiten einfassen, erreicht man nach etwa einstündiger Fahrt den berühmten, von Palmen und Laubholz dicht umgebenen Wischnu-Tempel von Sri Rangam. Derselbe stammt aus dem 18. Jahrhundert und ist mit seinem Außenwall von 2475×2880 Fuß und seinen 21 Gopuras oder Thorthürmen der größte von ganz Indien überhaupt. Leider finden sich auch hier, wie häufig in Südindien, die größeren Gopuras außen und die kleineren innen, sodaß die Verhältnisse, je weiter man sich dem Allerheiligsten nähert, kleinere werden, anstatt zu wachsen und der Gesammteindruck dadurch wesentlich beeinträchtigt wird.

Diese schlechte Größenvertheilung und die oft sehr unsymmetrische Gesammtanlage erklären sich meist daraus, daß der Anfang des Tempelbaus gewöhnlich ein bescheidener war und dann allmählich neue Hallen, Höfe und Gopuras an- und zugebaut wurden, je nachdem der Tempel an Berühmtheit und Reichthum zunahm.

Die Eingangshalle zum Sri Rangam Tempel bildet die 48 Fuß hohe Basis einer unvollendet gebliebenen Gopura, in welche Steinblöcke von bis zu 40 Fuß Länge eingemauert sind und von derem flachen Dache aus man einen gut orientirenden Rundblick über die verschiedenen, durch gezinnte Mauern von einander getrennten Höfe mit ihren Bazaren, Tempeln und Gopuras gewinnt.

Der äußerste Hof umschließt einen großen Bazar; hinter der zweiten Umwallung befinden sich die flachdachigen, reinlichen Erdgeschoßwohnungen für 3000 dem Tempeldienst geweihte Brahmanen, und in dem innersten Hofe erhebt sich der niedrige Haupttempel mit vergoldetem Kuppeldach.

Hundert Nautsch-Mädchen oder Tänzerinnen und vier Elephanten sorgen für die Repräsentation des Tempels, letztere mit an beiden Seiten

des Rückens herunterhängenden Glocken ziehen im ganzen Tempelbezirk bettelnd umher, machen ihren Salaam, indem sie den Rüssel hoch heben und schreien dann so lange, bis man ihnen einen Bakschisch giebt, den sie aus der Hand des Opferspenders entgegennehmen und dem auf ihrem Rücken sitzenden Tempeldiener hinaufreichen.

In der Eingangshalle befindet sich ein runder Altar in Gestalt einer Lotosblume mit zwei heiligen Fußabdrücken auf seiner Platte, dann folgen eine Reihe kleiner Pfeilerhallen oder Mandapams und Gopuras, letztere theilweise bunt bemalt, mit Lotosblumen an der Decke des Durchgangs und zuweilen recht eigenartiger Zusammenstellung der Fresken an ihrem Fuße: man sieht da neben opfernden Hindus tanzende Affen und neben Nautsch-Mädchen europäische Soldaten mit Bajonettgewehr. Wischnu ist vielfach liegend dargestellt mit seinem Kopfe im Rachen der sechshäuptigen Schlange Schesch Nag.

In einem Pavillon vor dem Allerheiligsten traf ich eine große Schaar Brahmanen an, welche singend ihre Betübungen abhielten. Rechts vom Tempel steht die lange „1000 Pfeiler Halle", ein mäßig gehaltener Bau, dessen Pfeiler meist roh gearbeitet und sämmtlich mit dem Bananenkapitäl geschmückt sind; nur die vorderste Reihe der Nordseite, deren Steinpfeiler Reiter auf steigendem Roß, Tiger speerend darstellen, ist beachtenswerth, und von dem flachen Dache aus genießt man einen interessanten Einblick in die innerste Umwallung mit dem, Nicht-Hindus unzugänglichen Allerheiligsten mit der Vimanah. In der Halle wurden bereits große Vorbereitungen zu der im März stattfindenden Mela, dem Jahresfest, getroffen und Götter, Helden, Pferde und Wagen aus Papiermasse, Bambus und Flitterwerk hergestellt, sodaß die Halle einen ziemlich jahrmarktsmäßigen Eindruck machte.

Wie es in Südindien häufig ist, daß die Tempel paarweise angelegt werden, der eine Wischnu, der andere Schiwa geweiht, so findet sich auch hier $^1/_4$ Stunde östlich von dem Wischnutempel von Sri Rangam der dem Schiwa gewidmete, bedeutend kleinere Tempel von Dschambukeschwar; derselbe ist etwa 100 Jahre älter, schlecht gehalten und wenig besucht, obgleich er in Anlage und Detailausführung schöner als der Wischnutempel ist. Verschiedene von ein- und zweistöckigen Säulenhallen umgebene Wasserbecken befinden sich innerhalb und ein großer, ummauerter Teich mit einem Pavillon in der Mitte dicht außerhalb dieses Tempelbezirkes. —

Etwa neun Meilen westlich von Tritschinopoli, bei der Gabelung des Cauveryflusses, liegen die berühmten, 1836 hergestellten Dämme

oder Anikuts, welche sehr verdienstlichen Anlagen dem südlich davon gelegenen District das für Irrigationszwecke nöthige Wasser liefern. —

Gegen Mittag fuhr ich von Tritschinopoli nach Madura weiter. Die Bahn steigt allmählich, und mit abnehmendem Wasserreichthum wird auch die Kultur geringer, bleibt streckenweise aber doch immerhin noch blühend; reifender Mais, frisch grünender Reis und Tabak, Ricinus, Zuckerrohr nnd einheimische Körnerarten füllen die mit Milchbuschhecken eingefaßten Felder, zwischen denen wundervolle große Tamarinden und Mangobäume vereinzelt stehen. Die Dörfer sind zahlreich, aber klein, ihre Lehmhütten mit Palmenblättern gedeckt, Rinder- und Ziegenheerden vielfach vertreten. Mit theilweiser Holzheizung zieht die Lokomotive den Zug langsam bis zu dem 1000 Fuß höher liegenden Didigul hinauf, wobei die Fahrgeschwindigkeit stellenweise auf vier Kilometer per Stunde zurückgeht. „Ja, man fährt gemüthlich, auf südind'scher Bahn!"

Didigul ist eine alte, berühmt gewesene Festung, auf einem isolirten, kahlen Felsrücken malerisch gelegen und hier findet jetzt wöchentlich ein großer Rinder- und Häutemarkt statt.

Ein tamulisches, heiteres Brautpaar verließ hier den Zug, der Bräutigam mit weißem Lendentuch, gelber Jacke und gelben Lederpantoffeln, das Haar auf der Vorderhälfte abgeschoren und im Nacken zu einem Knaulzopf gedreht; die Braut in buntbedrucktem gelbem Shawl über einem vielfaltigen, schwarz geblümten weißen Rock und mit einer kleinen, goldenen, glatten Haube auf dem gescheitelten Haar.

Da die Männer hier meist nur mit dem Hüfttuch bekleidet sind, so hatte ich schon häufig eigenthümliche Narben auf dem Rücken bei ihnen bemerken können, welche immer an ungefähr gleicher Stelle links und rechts vom Rückgrat unter den Schulterblättern saßen. Mein freundlicher Coupé-Genosse, ein höherer Eisenbahnbeamter, erklärte mir, daß dieselben von der Ceremonie des Hakenschwingens herrühren, welche als eine besonders verdienstliche, ascetische Handlung hoch geschätzt wird, aber seit dem Jahre 1894 von der englischen Regierung definitiv verboten ist. Diese Sitte oder Unsitte besteht darin, daß dem betreffenden, mit Blumenguirlanden umwundenen Devoten, nachdem er sich vorher durch Betäubungsmittel verhältnißmäßig unempfindlich gegen Schmerz gemacht hat, zwei eiserne Haken unter den Rückenmuskeln hindurch gezogen werden; ein Processionswagen mit einem schräg darüber stehenden, etwa 30 Fuß langen Maste steht bereit und das an den Haken befestigte Opfer wird nun mit einem Seil zu der Spitze des Mastes emporgezogen und „schwingt" dort oben, mit den Händen klatschend,

während der Wagen in langsamer Procession durch die Stadt gezogen wird. Diese Feierlichkeit fand gewöhnlich gelegentlich der jährlichen großen Kirchenfeste statt und der betreffende „Schwinger" genoß dann eines besonderen religiösen Ansehens. Die englische Regierung erließ ihr Verbot im vorigen Jahre kurz vor einem solchen Kirchenfest und unterdrückte das dagegen laut werdende Murren durch Polizei-Aufgebot und Verweigerung der sonst bei diesen Festen üblichen Eisenbahn-Extrazüge; immerhin findet bislang das Hakenschwingen in kleineren Orten trotz des Verbotes doch noch statt.

Hinter Didigul bieten sich dem Blicke auf beiden Seiten schön geschnittene Bergzüge, links ein Bergmassiv mit hohen Steilwänden, Zacken und Kuppen, rechts in der Ferne die 7200 Fuß hohen Palmi-Berge mit dem Höhenort Kodaikanal, welcher als Sportplatz und Sommerfrische beliebt und im Klima noch gleichmäßiger ist, als das malerische, gleichen Zwecken dienende Utacamund in den Nilgiris oder blauen Bergen, dem Haupt-Sanitarium Südindiens.

In der letzten Stunde Fahrt vor Madura wird die Vegetation wieder sehr üppig, prächtige Reisfelder, zahlreiche Ummauerungen mit hohen Futterpflanzen, an denen sich die Ranken der Betelblattpflanze emporwinden, große Cocos-, Palmyra- und Dattelpalmen-Anpflanzungen wechseln mit einander ab; die Dattelpalme ist an der Ostküste häufig und liefert den süßesten Toddy oder Palmwein, trägt dann aber, d. h. wenn sie des Saftes wegen angezapft wird, keine Frucht.

Nach siebenstündiger Fahrt kam ich Abends in Madura an und nahm im Bahnhof selbst Quartier, dessen Restaurant gut ist, während die Schlafzimmer im Oberstock von Mosquitos wimmelten, und da sie nach dem Perron zu liegen, auch während des Nachts ein ununterbrochenes Gemisch von allen Arten Lärm gewährten: ankommende, abgehende und rangirende Züge, dampfablassende Lokomotiven, Hunderte von Passagieren, auf der Wallfahrt zu einem Tempelfest in Didigul begriffen und auf dem Bahnsteig nächtigend, schreiende Kinder, schnatternde Frauen, ununterbrochen discurirende Männer — dabei die Hitze und die Mosquitos — kurz, es war recht lieblich und ich konnte wieder einmal kein Auge schließen.

Um mir das lebhafte nächtliche Treiben anzusehen, fuhr ich noch des Abends zu einer ersten Orientirung nach der 87 000 Einwohner zählenden Stadt hinein. Die beiden Osteingänge des Haupttempels waren mit unzähligen Lämpchen phantastisch erleuchtet und ein reges Leben herrschte an den zahlreichen Verkaufsständen. Mein Kutscher machte mich auf eine Art Panoptikum aufmerksam, in welchem eine

Ausstellung von bunt bemalten und schön gekleideten, lebensgroßen Holzfiguren zu sehen war. Besonders interessant fand ich darunter die Scenen aus dem Götterleben: Da war Wischnu mit grünem Gesicht, von seiner Gattin und von Anbetern umgeben, sein Haupt im Rachen der sechsköpfigen Schlange liegend; in einer anderen Gruppe führen Nautschmädchen ein Ballet vor ihm aus und in einer dritten sitzt Wischnu auf einem Baume, während darunter befindliche Tänzerinnen, denen er während ihres Bades fast alle Kleider gestohlen hat, um Zurückerstattung derselben bitten; darnach scheint auch das „Jupiterlein" des indischen Olymps zuweilen ein kleiner Schäker zu sein. Für die Eingeborenen aber bildeten hier drei aus Europa stammende mechanische Kunstwerke mit Musik den Hauptanziehungspunkt: ein asiatischer Fürst, welcher abwechselnd Kaffee trinkt, raucht und dabei seine Augen echt orientalisch langsam bewegt; sodann ein die Harfe spielender Bär und endlich eine Pariser Puppe, die ihrem Schooßhund den Korb öffnet. —

Nach der schlecht verbrachten Nacht erfrischte ich mich am Morgen zunächst durch eine Fahrt nach dem drei Meilen östlich der Stadt gelegenen Teppa Kulam, einem großen, viereckigen, ummauerten Teiche mit der üblichen Pavillon-Insel in der Mitte, welcher das Ziel der fashionablen Wagen-Promenade Madura's bildet. In dem Garten einer nahe dabei gelegenen Richterwohnung befindet sich ein großer laubenartiger Banyanenbaum (Ficus indica), aus dessen Luftwurzeln sich 103 neue Stämme nebeneinander gebildet haben.

Ueppige Reisfelder umziehen die Stadt und ergeben bei günstigen Wasserverhältnissen zwei Ernten im Jahre, während bei ungenügendem Regen der Ertrag leider nicht selten so klein bleibt, daß weite Distrikte dem Verhungern nahe und in das tiefste Elend gerathen.

Die Stadt selbst ist von Laub- und Palmenwäldern so dicht eingeschlossen, daß man nur von erhöhten Punkten aus die weite Ebene und die isolirt aus ihr aufsteigenden, verschiedenen kahlen Granitkuppen übersehen kann, unter denen im Osten besonders der in seiner Gestalt einem Elephanten ähnliche Felsen von Tiruparankundram auffällt. Schön geformte, ferne Bergketten schließen die Ebene im Westen und Norden ab.

Man besucht in der Stadt gewöhnlich zunächst den sehr schön gebauten und restaurirten Königspalast von Tirumala Nayak, dem größten Herrscher Madura's in modernen Zeiten, welcher von 1623—1659 regierte und die meisten Prachtbauten Madura's errichtete. Sein jetzt als Gerichtshof eingerichteter und benutzter Palast ist in

maurischem Stil rings um einen imposanten, schönen Säulenhof herum angelegt, enthält eine Reihe prächtig gebauter und verzierter, von Kuppeln gekrönter Hallen und bietet von seinem glatten Dache aus die schönste Rundsicht.

Der große Haupttempel, in einer Ummauerung von 847×729 Fuß, liegt in der Mitte der Stadt, stammt in seinen Haupttheilen auch aus der Zeit von König Tirumala Nayak und enthält Skulpturen, welche theilweise zu den besten Indiens gerechnet werden. Die Umfassungsmauer ist mit senkrechten Streifen abwechselnd weiß und roth bemalt und mit einem schmalen Kranze von Cocospalmen umgeben, den ein eisernes Gitter von der Straße abschließt. Auch die Sockel der ringsum liegenden Brahmanenhäuser sind mit roth und weißen Streifen bemalt. In der Mitte jeder Wallseite erhebt sich eine reich geschnitzte Gopura, von denen im Ganzen neun hier vorhanden sind und deren höchste 152 Fuß mißt; zum Nachtheil des Gesammteffectes nimmt auch hier die Höhe der Gopuras von außen nach innen zu ab.

Die imposante Anlage selbst umschließt zwei Tempel, deren westlicher Schiwa und deren östlicher seiner Gattin Minakschi, der fischäugigen Göttin, gewidmet ist; der Haupteingang liegt in dem letzteren. Eine Reihe wundervoll aus Granit gearbeiteter, meist weiß übertünchter, theilweise aber auch schön bemalter Pfeilergänge, in denen besonders die Figur des „südlichen Löwen" mit dem Rüssel häufig vertreten ist, führt zu dem heiligen Teiche, von dessem Südseite aus man einen schönen Blick auf die verschiedenen Gopuras, die reich vergoldete Kuppel des Allerheiligsten und den hohen, ganz vergoldeten Glöckchenmast hat. Dicht dabei erhebt sich die „1000 Pfeiler-Halle", deren Mittelreihen aus Pfeilern mit beachtenswerthen Skulpturen von Göttern, Helden und Thieren bestehen. Als ich diese Halle verließ, hatten die vier Tempelelephanten in Reih und Glied davor Aufstellung genommen und brachen bei meinem Erscheinen in das übliche Bettelgebrüll aus, welches ich durch einige Annas stillte.

Auch in diesem Tempel befinden sich schöne Processionswagen oder Vahanas.

Dem Osteingange des Tempels gegenüber liegt Tirumala's Tschuldry oder Pilgerrastsaal, eine flachdachige, von vier Pfeilerreihen getragene Prachthalle, deren Skulpturen besonders schön und mannigfaltig sind; leider ist der Haupttheil des Gebäudes jetzt zu Bazarzwecken benutzt und durch eingebaute Holzkisten, Schränke u. s. w. verunstaltet. —

Neben zahlreichen Hauswebereien existirt in Madura auch eine mechanische Spinnerei und Weberei. —

Die amerikanische Mission unterhält hier seit 1834 eine Anstalt, welche Kindergarten, Schule und Hochschule umfaßt und außerdem die Erziehung von sogenannten Bibelfrauen betreibt; letztere sind Tamilenweiber, welche in der Anstalt erzogen sind und nun ihrerseits in die Hütten und Häuser ihrer Landsleute gehen und ihnen unter Benutzung der Bibel gleichzeitig das Lesen und das Evangelium beizubringen suchen. Dieses von den Amerikanern zuerst versuchte System soll sich sehr gut bewährt haben und wird auch von anderen protestantischen Missionen, aber natürlich nicht von den katholischen angewandt. Letztere sind sonst auch hier, wie überall, am erfolgreichsten gewesen, dann kommen nach Bedeutung und Resultaten geordnet die Amerikaner, die englische Hochkirche und die Leipziger Mission. Man zählt in Südindien incl. der Europäer und Eurasier 1 618 000 Christen und darunter 365 000 eingeborene Protestanten.

Vor meiner Abreise machten mir noch verschiedene dunkelfarbige Missionare ihre Aufwartung im Bahnhof-Hôtel, um für Missionszwecke zu sammeln und auch vor der Abfahrt des Zuges wurde der Bahnsteig noch von etwa einem Dutzend dieser Herren abpatrouillirt, um ja Niemanden unbesammelt abdampfen zu lassen.

Fünf Stunden Fahrt brachten mich zu meiner letzten indischen Station, Tuticorin.

Bei Tiruparankundram, der ersten Haltestelle nach Madura, mit originellen, in, an und auf dem elephantenförmigen Felsen gebauten Tempeln, winkt die letzte hohe Gopura, dieser die südindische Landschaft so characteristisch und malerisch überragende Thorthurm, seinen Abschiedsgruß herüber, und lächelnd gedachte ich der nicht eingetroffenen Prophezeiung meiner Bombay-Freunde, welche mir schon für Nordindien bald eintretende „Tempelmüdigkeit“ vorausgesagt hatten, während ich trotz der reichen Fülle des gebotenen Materials bis zum Schlusse genußempfänglich geblieben war.

Schön geschnittene Bergzüge begrenzen im Westen die Ebene, in welcher Baumwollkultur immer mehr zunimmt; die etwa 1 bis 2 Fuß hohen Stauden waren momentan mit gelben Blüthen übersät. Verschiedene breite Flußbetten, welche jetzt vielfach ganz oder bis auf einen dünnen Wasserfadeu ausgetrocknet waren, sorgen neben zahlreichen Ziehbrunnen für die Feldbewässerung.

Abends gegen sechs Uhr kam ich in dem von Palmen und Laubbäumen eingefaßten Hafenplatz Tuticorin an und stieg im British India Hôtel gegenüber dem Bahnhof ab, wo ich bei angenehmer Seebrise endlich wieder einmal eine erquickende, kühle Nacht verbrachte.

Tuticorin, etwas nördlich vom Kap Komorin, der Südspitze von Vorderindien gelegen, ist eine Stadt von 27 000 Einwohnern, mit zahlreichen Kirchen und Kapellen, einer Spinnerei, einer Palmenzuckerraffinerie und von der Regierung verwalteten Seesalzpfannen, für den Touristen interessant nur als nächstliegender Einschiffungsort für die Insel Ceylon, mit welcher es tägliche Dampferverbindung hat. Durch eine im Halbkreis anschließende Inselreihe ist hier ein guter, aber nur fünf bis zehn Fuß tiefer Hafen gebildet, sodaß die Dampfer gezwungen sind, draußen auf der offenen Reede, fünf Meilen vom Ufer entfernt, liegen zu bleiben, was die Aus- und Einschiffung bei schlechtem Wetter hier oft sehr ungemüthlich macht.

Kaffee, Thee und Baumwolle liefern einen beträchtlichen Export, während die früher hier mit besonderem Erfolg betriebene Perlfischerei durch Veränderungen in den Wasserverhältnissen und Muschelbänken heutigen Tages nicht mehr lohnt.

Die Kaffeekultur in den benachbarten Bergen wird bis zu einer Höhe von 5 500 Fuß hinauf neben Thee und Chinchona sehr erfolgreich betrieben, doch hält es für Europäer gar nicht leicht, hier Land für Kulturzwecke käuflich zu erwerben und unten in der Ebene mit ihren Baumwollpflanzungen ist das überhaupt fast unmöglich. So erzählte mir ein Bekannter, der seit Jahren in Tuticorin etablirt ist und eben aus den Bergen, welche auch reichen Sport bieten, zurückkam, wo er unter Schwierigkeiten versucht hatte, zu seinen 2000 Acres neues Land hinzu zu erwerben. Ein österreichischer jüdischer Baron spielt in den Landspekulationen hier eine besondere Rolle.

Während in Nordindien die Engländer den Sonntag ganz fidel und ohne das in ihrer Inselheimath übliche Pharisäerthum verbringen, macht sich im Süden der Einfluß der zahlreichen Missionare — natürlich in erster Linie auf die Damen ausgeübt — schon stark geltend; der Associé meines Freundes z. B. mußte nach seiner Verheirathung die früher an Sonntagen regelmäßig gespielte Lawntennispartie als „unchristlich“ aufgeben und die Damen, von der schwarzen Geistlichkeit angestachelt, streben auch die sonntägliche Schließung des freundlichen Clubs an, welcher inclusive der Damen 25 Mitglieder zählt. Das Resultat würde natürlich sein, daß die jungen — und vielleicht auch einige alte — Herren, anstatt sich in anständiger Gesellschaft anständig zu unterhalten, sich dem in England so beliebten „stillen Trunke“ und anderen Scherzen zuwenden dürften, an denen die frommen Seelen der Missionare berechtigteren Anstoß nehmen könnten, als am harmlosen öffentlichen Club-Leben.

Mein Bekannter servirte mir in seinem Hause unter wehender Punka, die in keinem Zimmer fehlt, ein ausgezeichnetes Frühstück: Suppe, Fisch, Wildtaube, gebackenen Hammelskopf, Rindermark auf Toast und Curry mit Krabben und Gemüse, alles vorzüglich hergerichtet, und wieder einmal schlagend zeigend, wie Verschiedenes aus dem gleichen Material in der Hôtelküche und von dem Koch eines Privathauses geleistet wird.

Nachmittags 1/2 3 Uhr verließ ich von der alten hölzernen Landungsbrücke aus, neben welcher jetzt eine neue aus Eisen gebaut wird, das indische Festland, dankbar der herrlichen hier verlebten Monate und des vielen Interessanten und Schönen gedenkend.

Die schwankende Dampfschaluppe brachte uns durch das flache trübe Wasser des Hafens hinaus zur Reede, wo die 500 Tonnen große „Aska“ der British India Co. mich aufnahm, ein recht primitiv eingerichteter Dampfer, welcher während der Monate Mai bis Januar, ebenso wie seine Collegen, die 149 Meilen lange Fahrt von hier bis nach Colombo gewöhnlich bös rollend znrücklegt.

Die flache Küste mit den Bergen im Hintergrund entschwindet dem Blicke bald und am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang treten die Gebirge Ceylons in Sicht, welche sich leider bald wieder dunstig umziehen. Fischerboote mit ihren eigenthümlichen Auslegebalken werden häufiger, wir kommen dem Palmengürtel des Ufers näher und gehen gegen acht Uhr im Hafen von Colombo vor Anker.





Ceylon.

Die Kultur Ceylon's, oder wie es im Sanskrit nach dem Beinamen des arischen Eroberers heißt: Singhala's, der „Löweninsel", geht weit zurück, tritt aber erst um 543 v. Chr. in geschichtliches Licht mit dem Auftreten eines Königssohnes aus dem nördlichen Indien, der hier eine Dynastie gründete, und von dieser Zeit ab berichtet uns das große, nationale Epos, welches bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts regelmäßig fortgesetzt ist, die Geschichte des Landes und seiner Könige. Während der 2358 Jahre, bis zum Jahre 1815 nämlich, als der letzte König von Kandy von den Engländern abgesetzt wurde, regierten im Ganzen deren 165 aus verschiedenen Dynastien. Nachdem die Residenz mannigfach gewechselt hatte, war die vorletzte Hauptstadt Kotta, eine Vorstadt des heutigen Colombo, und nachdem dies 1592 zerstört wurde, Kandy.

Den alten Griechen und Römern war die an Gewürzen und Edelsteinen reiche Insel unter dem Namen Taprobane bekannt.

Um das Jahr 307 v. Chr. führte ein Mönch zuerst den Buddhismus ein, welchem Ceylon sein Aufblühen besonders verdankte, wie zahlreiche alte Tempel, Bildwerke, heilige Teiche und immense Dagobas beweisen, und der von hier aus später nach Hinterindien verpflanzt wurde. Im achten Jahrhundert gründeten die Araber die ersten Handelsniederlassungen auf der Insel und mit dem Jahre 1505 treten auch die Europäer hier auf die Bildfläche, mit einem ersten Besuch, den die Portugiesen unter Lourenço de Almeida von Goa aus hier abstatteten und dem 1518 die erste Gründung einer befestigten Nieder-

lassung derselben in Colombo folgte. Im Jahre 1543 wirkte auch ihr großer Missionar Francisco Xavier auf Ceylon, aber wie fast überall, so war auch hier die Herrschaft der Portugiesen, die fast ununterbrochen in Unfrieden mit den Eingeborenen lebten, keine lange. Nachdem Portugal unter spanische Herrschaft gekommen war und Philipp II. 1584 den Weltmarkt von Lissabon den Holländern verschloß, zwang er diese geradezu, die Produkte Asiens an der Quelle zu suchen und dem portugiesischen Handel in Asien selbst Konkurrenz zu machen.

Schon im Jahre 1602 fingen die Holländer auch an, sich in Battikaloa an der Ostküste der Insel Ceylon festzusetzen, von wo aus sie in Verbindung mit den einheimischen Fürsten traten und mit diesen zusammen von 1638—1658 die Portugiesen bekämpften, bis diese letzteren definitiv besiegt waren und die Holländer ihre Erbschaft antraten, nachdem sie successive alle Küstenplätze erobert hatten. Im Jahre 1763 wurde auch Kandy unterworfen und sein König in ein Vasallenverhältniß zu Holland gebracht.

Bald darauf, seit 1782, fingen auch die Engländer an, sich für die „Perle Indiens“ zu interessiren und zwar, wie bei ihnen üblich, nicht gerade in platonischer Weise; eine 1795 vom Gouverneur von Madras ausgesandte Expedition setzte 1796 mit der Einnahme von Colombo auch der holländischen Herrschaft in Ceylon ein Ende. Die Insel wurde zunächst für zwei Jahre der Präsidentschaft Madras unterstellt, 1798 aber, da sie von königlichen Truppen und nicht von solchen der ostindischen Compagnie genommen worden war, als besondere englische Kronkolonie erklärt und im Frieden von Amiens 1802 als solche bestätigt.

Im Jahre 1815 bot sich dann eine gute Gelegenheit, den letzten tamilischen König von Kandy, welcher auch zu England in ein Vasallenverhältniß getreten war, wegen Grausamkeit und Verrath gefangen zu nehmen und sein Gebiet ganz einzuziehen. Das Land gab sich zwar nicht ohne Weiteres der englischen Umarmung hin, sondern revoltirte in vier Aufständen, von denen der im Jahre 1848, durch die strenge Verwaltung des Gouverneurs Lord Torrington verursachte, der gefährlichste war, seitdem aber ist die friedliche Entwickelung der Insel nicht mehr gestört worden.

Ein von der Königin ernannter und in Colombo oder Kandy residirender Gouverneur steht an der Spitze der Kolonie, welche in neun Provinzen eingetheilt ist, und verwaltet sie mit Hülfe eines Kabinets von 5 und eines gesetzgebenden Rathes von 17 Mitgliedern, während

die Steuererhebung und die Polizei meist einheimischen Beamten anvertraut sind.

Das Jahresbudget von rund 18 Millionen Rupien balancirt knapp; dabei existirt eine öffentliche Schuld von $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling.

Wie in Indien, so hat in Ceylon die fortschreitende Erziehung der Eingeborenen auch den Umstand mit sich gebracht, sie eingebildeter und anspruchsvoller zu machen; das Angebot Einheimischer für niedere Aemter ist jetzt schon so groß, daß man unmöglich alle Reflectanten berücksichtigen kann und für höhere Aemter ist ihre Erziehung und Veranlagung eben ungenügend. Für die Volksbildung sorgen zur Zeit etwa 4050 Regierungs- und Privatschulen mit 154000 Schülern; außerdem existiren 11 höhere Schulen. Von den 16 Zeitungen Ceylon's erscheinen 6 in einheimischer Sprache.

Das geltende Recht ist für Europäer, wie für Eingeborene, noch das alte holländische.

Die letzte Volkszählung von 1893 ergab 3175000 Einwohner, wovon über 2000000 buddhistische Singhalesen, etwa 800000 Hindu-Tamilen, 200000 „Mohren", d. h. Abkömmlinge von aus Arabien und dem Dekan stammenden Moslims und 18000 Eurasier oder Burgher sind, d. h. Abkömmlinge von meist holländischen, seltener portugiesischen und englischen Vätern und singhalesischer Mutter; reine Europäer giebt es keine 6000 auf der ganzen Insel, und von den ziemlich ausgestorbenen Ureinwohnern, den dunklen Weddas, mit wolligem Negerhaar, existiren nur noch wenige Hunderte. Tonangebend sind die Europäer und die Burgher.

Die Singhalesen wohnen mehr im Westen und in der Mitte der Insel, die Tamilen im Norden und Osten und die beiden Völkerstämme sind sich keineswegs in Liebe zugethan.

Die Zahl der einheimischen Christen beträgt 150000, wovon $^4/_5$ Katholiken sind; schon im Jahre 1505 fingen die Portugiesen an, die katholische Religion hier auszubreiten. —

Die Münzeinheit bildet auch in Ceylon die indische Silberrupie, welche aber hier nicht in 16 Annas, sondern in 100 Cents eingetheilt wird und dementsprechend ist natürlich auch die silberne und broncene Scheidemünze ausgeprägt. Das außerdem hier circulirende Papiergeld fällt durch besondere Schmierigkeit unangenehm auf.

Der bedeutendste Platz der Kolonie ist Colombo mit 128000 Einwohnern, Sitz des Gouverneurs und des Haupthandels und einer der lebhaftesten Häfen Asiens; der Export besteht hauptsächlich in Thee,

Cocosproducten, Kaffee und Graphit, der Import in Baumwollwaaren, Kohlen, Reis, gesalzenen und getrockneten Fischen.

Früher diente hier nur eine offene, ungeschützte Reede als Ankerplatz, das 74 Meilen südlicher liegende Point de Galle mit seinem kleinen Hafen wurde als Anlegeplatz der Schiffe zwischen Aden und dem fernen Osten, der Hafen von Trinkomali im Osten der Insel, einer der schönsten und sichersten der ganzen Welt, als Flottenstation, wie noch jetzt, benutzt.

Im Jahre 1875 legte der Prinz von Wales auch in Colombo, wie in Madras, den Grundstein zu einem Wellenbrecher, der aus großen Concretblöcken auf Granittrümmern erbaut, 4212 Fuß lang ist und in einer Höhe von zwölf Fuß über dem Wasserspiegel vom Ufer aus nach Norden führt; dadurch ist eine weiter, tiefer und sicherer Hafen geschaffen worden. Zehn Jahre arbeiteten Sträflinge an dem Bau, welcher 8½ Millionen Rupien gekostet, sich aber durch die außerordentliche Steigerung des Hafenverkehrs auch financiell als ein Erfolg erwiesen hat. Ein zweiter Wellenbrecher, der Nordwestarm, der vor den Nordostmonsunen schützen soll, ist jetzt im Werke und wird den Hafen zu einem jederzeit sicheren ausgestalten.

Murray bezeichnet in seinem Reisehandbuche für Ceylon die Monate März und April als die heißesten, Juni und August als die feuchtesten, December und Januar als die unangenehmsten wegen heftiger Winde; im Ganzen ist das nur 6° vom Aequator entfernt liegende Land überhaupt keiner großen Temperaturschwankung ausgesetzt, sondern es ist immer reichlich warm hier und obgleich ich am 7. Februar landete, also in einem Monat, welcher nach der Murray'schen Wettertafel nicht zu den „kritischen" gehört und als der beste Reisemonat für Ceylon überhaupt bezeichnet wird, fand ich es doch drückend heiß.

Der Regen ist ziemlich gleichmäßig über das ganze Jahr vertheilt und fällt durchschnittlich jeden zweiten Tag, so daß man im Gegensatz zu der um diese Jahreszeit so vielfach vertrockneten und bestaubten indischen Vegetation hier die vollste Frische und Ueppigkeit antrifft; daß es seit fünf Tagen in Colombo nicht geregnet hatte, galt als besondere Ausnahme. Die jährliche Regenmenge Colombos beträgt 224 cm, wovon auf den Monat Februar allerdings nur 4 cm kommen.

Das Klima Ceylons ist, mit Ausnahme der fiebererzeugenden, sumpfigen Theile im Küstengebiet, trotz der Hitze im Allgemeinen ein gesundes. —

Nachdem ich noch zugesehen, wie die etwa 100 tamulischen Zwischendecks-Passagiere vor dem an Bord gekommenen Hafenarzt Parade-

aufstellung genommen hatten und einer gesundheitlichen Musterung unterzogen worden waren, fuhr ich im Schweiße meines Angesichts an die Landungsbrücke, unter derem Schattendach dem Reisenden ein großes Plakat an Stelle des klassischen: „Vor Taschendieben wird gewarnt!" die Mahnung entgegenruft: „Hüte Dich vor Sonnenstich. Oeffne Deinen Schirm!"

Ceylon erhebt einen Eingangszoll von $6^1/_2$ % vom Werthe, doch sind gewöhnliche Touristen-Ausrüstungen zollfrei und die Unterschreibung einer Erklärung, daß man nur Kleidung für seinen eigenen Bedarf mit sich führe, genügt, um unbeanstandet passiren zu können.

Hat man den Landungsschuppen durchschritten, so trifft man links einen Pavillon für Führer und einen anderen für Ausschank und Reklame von Ceylon'schem Thee bestimmt, und rechts erhebt sich der große, weiße Bau des Grand Oriental Hôtel, von den Engländern gewöhnlich kurz mit der bei ihnen so beliebten Abkürzungsmanie das G. O. H. genannt. Weite Säulenhallen umgeben sein Erdgeschoß, Loggien aus Holzwerk und mit Holzrouleaux zu schließen, die beiden Oberstockwerke, und das Ganze macht einen reinlichen und freundlichen, europäischen Eindruck. Die europäische Einrichtung geht leider allerdings auch so weit, daß die in Indien an jedes Schlafzimmer stoßenden Bade- und Toiletteräume hier fehlen, es giebt auf jeder Etage nur eine beschränkte Anzahl derselben zu gemeinsamer Benutzung, außerdem leiden die hohen, aber kleinen Zimmer an dem großen Uebelstande, daß die Zwischenwände nur aus Holz bestehen und nicht einmal ganz bis zur Decke durchgeführt, sondern oben offen sind, sodaß man die intimsten Geräusche seiner Nachbarn ohne Gnade über sich ergehen lassen muß.

Die Diner-Toilette der englischen Herren besteht hier in einer kurzen, nur bis zur Taille reichenden, weißen Drill-Jacke, welche vorn weit offen steht, darunter wird keine Weste getragen, dafür aber das schwarze Tuchbeinkleid oben mit einer farbigen, oft recht grellen seidenen Schärpe umwunden; Lackschuhe und stutzerhaft hohe Stehkragen vervollständigen das Bild. Mit Ausnahme der Kragen ist das Costüm luftig und leicht und somit ortsgemäß, schön ist es aber jedenfalls nicht und die meisten Leute sehen in den kurzen Jacken wie Kellner aus.

Der Director des G. O. H., wie diejenigen der anderen Actien-Hôtels in Colombo, z. B. des schräg gegenüber liegenden, neueren und mir in mancher Beziehung besser gefallenden Bristol-Hôtels, sind Deutsche.

Ich hatte meinem David, der vorher nie in Ceylon gewesen war, viel von dem im ganzen Osten so berühmten G. O. H. vorerzählt, es gefiel ihm hier aber gar nicht, es gab im Hôtel selbst so viele Diener,

daß er sich überflüssig fühlte — und in der That braucht der Tourist in Ceylon auch kaum einen eigenen Diener oder Dolmetsch, da er überall mit Englisch durchkommt, die Distanzen bei den Touren im Innern verhältnißmäßig kleine und die Einrichtungen der Hôtels und der von der Regierung geschaffenen „Rasthäuser", welche den indischen Dak Bungalows entsprechen, im Allgemeinen viel besser sind, als in Indien. Nachdem ich also meinem David während der drei Tage, welche ich in Colombo blieb, Gelegenheit gegeben hatte, auch etwas von Ceylon zu sehen, kaufte ich ihm sein Retourbillet nach Bombay, bezahlte seinen Gehalt für den vollen noch laufenden Monat und mit Bedauern trennte ich mich dann von dem Diener, mit dem ich im Ganzen recht zufrieden gewesen war; er selbst war tief gerührt, bat mich beim Abschied mit Thränen in der Stimme um Verzeihung für alle seine Fehler, empfahl mich dem Schutze des Höchsten und drehte sich auf dem Weg nach dem Einschiffungsplatz noch wiederholt nach mir um, die Hände grüßend gegen die Stirn führend. Der anhängliche Bursche hat mir später auch noch geschrieben, bezw. schreiben lassen.

Der Europäer geht in Colombo bei der Hitze natürlich noch weniger zu Fuß, als in Indien, obgleich man schon dort bequem genug wird, sondern fährt hier selbst Distanzen von wenigen 100 Schritt und zwar stehen dazu Dschinrickschas und mit Baldachinen beschattete Ponywagen zur Verfügung, letztere in kleiner Zahl, während erstere, die 1884 hier eingeführten, japanischen „Mann-Kraft-Wagen" sehr zahlreich sind. Dieselben bestehen bekanntlich aus einem Lehnsitz, der auf Wagenfedern über der Axe eines zweiräderigen, leichten Deichselgestelles ruht, in dessem Gabel ein Kuli das Gefährt im Laufschritt zieht. Bei längeren Ausfahrten thut man gut, zwei Kulis zu nehmen, von denen der eine den leichten Wagen zieht, während der andere hinten schiebend nachhilft. Die farbigen Eingeborenen benutzen meist von Zebus gezogene geschlossene Holzdroschken.

Natürlich hat Colombo, wie alle halbeuropäischen Städte im Osten, auch zunächst sein Fort-Viertel, dessen aus der holländischen Zeit stammende Festung 1871 allerdings ganz abgetragen wurde; in geraden und breiten, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, welche meist mit den schönen, von geschwätzigen Krähen wimmelnden Schattenbäumen der Surivas (Thespesia populnea), einer Art Tulpenbaum mit sehr geschätztem Nutzholz, eingefaßt sind, befinden sich hier die Regierungsbureaus und Hauptgeschäftshäuser, darunter vier große englische Banken. An den Nordtheil des „Forts" stößt östlich die „Pettah" oder Eingeborenen-Stadt an, den südlichen Theil des Fortviertels bildet die

weite Esplanade mit dem freundlichen Colombo-Club und der dem Strande entlang laufenden Galle-Face-Promenade, wo allabendlich ein schwach besuchter Corso stattfindet, und östlich davon erstreckt sich malerisch zwischen zwei großen, reich ausgebuchteten Süßwasserteichen die sogenannte „Sklaveninsel“; hier befand sich zu holländischer Zeit der mit Sklaven bewirthschaftete, botanische Garten. Rings um diesen Kern herum, der von zahlreichen Kirchen und Kapellen überragt wird, schließen sich in Palmen und Laubmassen eingebettete Vorstädte an, deren Häuser vielfach inmitten schöner und üppiger Gärten liegen. Besonders characteristisch und häufig vorkommend sind darin Brotfruchtbäume und der pyramidenförmige Salatbaum (Pisonia alba) mit seinen gelbgrünen, nach dem Gipfel zu immer heller werdenden, schönen großen Blättern.

Einen guten Ueberblick über das Ganze gewann ich von dem Flaggenthurm des Geschäftshauses unseres Konsuls, bei dem ich bald meinen Besuch gemacht hatte. Von oben gesehen verschwindet die weitausgedehnte Stadt fast inmitten all' der grünen Laubmassen der Alleen und Gärten, in denen die Cocospalme überall und immer die führende Stellung einnimmt. Die ferne Bergkette mit dem Adamspik ist häufig verschleiert, aber morgens meist klar zu sehen. —

Die Tracht der Singhalesen ist gänzlich von derjenigen der Hindus verschieden; die Männer tragen ein langes, buntgewebtes Baumwolltuch, den Comboy, rockartig umgeschlungen und von der Hüfte bis zu den Knöcheln reichend; dasselbe ist meist sehr groß carrirt und in lebhaften Farbenzusammenstellungen auf roth Grund mit gelb, seltener mit blau und grün gemustert. Der Comboy ist die characteristische singhalesische Kleidung bei Männern und Frauen und wird von den Ersteren, soweit sie überhaupt europäische Beinkleider benutzen, auch noch über diesen getragen; die Zusammenstellung von europäischen runden Filzhüten, langen europäischen Jaquets und darunter hervorguckenden bunten Frauenröcken, wie man sie öfters trifft, macht einen ziemlich curiosen Eindruck.

Während die ärmeren Leute den Oberkörper unbekleidet lassen, tragen die bemittelteren ein weißes oder buntes Shirting-Hemd und darüber ein Tuch-Jaquet von europäischem Schnitte.

Das eigenartigste bei den Männern aber ist das häufige Tragen eines Reifenkammes aus Schildpatt oder dessem Imitation, ähnlich den bei uns üblichen Kinderkämmen, und zwar tragen ihn die niederen Klassen, die Rodias und die Bergsinghalesen überhaupt nicht, die mittleren Klassen stecken ihn schräg auf und die Vornehmen nach oben abstehend. Die Männer lassen ihr gekräuseltes Haupthaar ziemlich

lang wachsen und tragen es entweder lose herabhängend, oder hinten in einen Knäuelzopf geflochten und dazu meist langen Vollbart.

Die höher gestellten Singhalesinnen tragen über dem bunten Comboy eine weiße, tief ausgeschnittene Musseline-Jacke, die oft schön gestickt und mit Spitzen besetzt ist, und in dem glatt nach hinten gestrichenen Haar keinen Kamm, um den Hals Ketten aus Korallen oder silbernen und goldenen Perlen. Die Rodias dagegen haben nur den Comboy, keine Jacke und die Frauen mittlerer Klasse tragen zwar die Jacke, aber nur in der Form, daß die Jackenärmel zusammengeknüpft werden und das Kleidungsstück so um den Hals gehangen und nach vorn getragen wird; die Jacke anzuziehen, verbietet ihnen die Sitte.

Die Moslims haben hier meist eine eigenthümliche, topfartige Kopfbedeckung aus weißem Baumwollzeug oder aus roth und gelb gefärbten, in schönen Mustern geflochtenen Palmfasern.

Die Singhalesen, eine Mischung der ursprünglichen Drawidas mit den vom Festland eingewanderten Hindus, sind von lichtbrauner bis ins Schwarze hinein spielender Hautfarbe und von Gestalt und Gesicht ein durchschnittlich sehr schöner Menschenschlag, schlank und elastisch gebaut und besonders in der Jugend von schönen Formen und theilweise mit entzückend lieblichen Gesichtern; die Augen sind zuweilen lichtbraun, meist aber schwarz, das Haupthaar ist lang, seidenartig und stets schwarz. Der Gesichtsausdruck bei den singhalesischen Männern ist gewöhnlich würdig oder traurig, oft bis zur Unfreundlichkeit ernst.

Das Kastenwesen ist in Ceylon nie ausgebildet worden. —

Das Fort-Viertel bietet außer dem vom Gouverneur bewohnten Queenshouse, dem schönen, neuen Post- und Telegraphengebäude und dem gleichzeitig als Leuchtthurm dienenden Uhrthurm architectonisch Nichts von besonderem Interesse. Unter den Firmenschildern erinnern noch viele portugiesische Namen an die Zeiten früherer Herrschaft. Apothecary und Medical Halls genannte, unter diesen Namen zuweilen auch in Indien anzutreffende große Magazine bieten außer Apothekerwaaren auch Kleidung jeder Art, Koffer, Lampen, Getränke, Claviere, Bücher, Conserven, optische Instrumente und Schuhwichse, kurz so ungefähr Alles, was der Mensch begehren kann, während die Haupthändler in Curiositäten, alles „Mohren“, ihre Läden meist hinter den Arkaden des Grand Oriental Hôtels haben, wo sie Schmuckgegenstände mit Saphiren, Mondsteinen, Topasen, Katzenaugen und Tigerkrallen, geschnitzte Elephanten aus Elfenbein und dem gesprenkelten Holze der Königscocospalme, buntgeflochtene Strohtaschen, Kästchen aus den Stacheln des Stachelschweines, Spazierstöcke mit Elephantenknäufen

und Schildpatt-Arbeiten anbieten. Ebenso wie man betreffs der Echtheit der angebotenen Steine skeptisch zu sein alle Ursache hat, mag man sich auch den Preisen gegenüber verhalten; die Moslims, welche diesen, wie den meisten Kleinhandel in Ceylon monopolisiren, fordern gern ganz unverschämte Preise und man thut deshalb gut, ehe man irgend etwas fest kauft, die ganze Lädenreihe abzugehen, um sich erst etwas zu informiren und dann wird die eintretende Concurrenz die Preise bald ganz überraschend herunterdrücken, oft ohne daß man selbst Gegengebote zu machen braucht. Auch von Erzeugnissen indischer Kunstindustrie ist hier ein kleines Sortiment vertreten, welches vielleicht Durchreisende interessiren, aber gerade von Indien Kommende sehr wenig befriedigen kann; immerhin sind die Sachen noch besser als der schauderhafte Schund, den man heutigen Tages in Europa von „echter" Benares- und Morababad-Waare angeboten bekommt.

Meine erste Spazierfahrt ging dem Strande entlang, vorbei am Queenshouse, dem runden Thurm der Signalstation mit dem Flaggenstock, dem Officiers-Kasino und -Wohnhaus und sechs elegant und luftig an der Stelle der früheren holländischen Wälle errichteten Kasernen, worunter eine speciell für verheirathete Unterofficiere erbaut ist. Weiter folgt dann die reizende Galle-Face-Promenade, eine, wie hier überall, prachtvoll gehaltene Straße mit weitem Blick auf das Meer. Leider machen die Strand-Promenade, ebenso wie die anstoßende weite Esplanade gewöhnlich einen sehr stillen und öden Eindruck, selbst am Abend ist hier nur wenig Leben. Das südlich an die breite Esplanade stoßende Kollupitiya mit einer Reihe von Kirchen war früher die von Europäern bevorzugte und eleganteste Gartenvorstadt, während sich die Fremden jetzt mehr nach den „Zimmtgärten" gezogen haben. Diese alte Anpflanzung, deren Sträucher sowohl im Stamme, als in der Rinde und den Blättern wohlschmeckend sind, ist in den letzten Jahren sehr zurückgegangen und größtentheils in einen „Victoria Park" umgewandelt worden, dessen schöne Anlagen nach voller Entwickelung sich prächtig repräsentiren werden; ringsum liegen elegante Gartenwohnungen, darunter auch diejenige unseres Konsuls, und inmitten des Platzes erhebt sich der stattliche Bau des Museums mit schönen naturhistorischen und ethnologischen Sammlungen, unter denen u. A. sehr alte Skulpturen und reiche Schmuckgegenstände besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Eine zweite instruktive Rundfahrt führt nach Norden. Man passirt zunächst die Lagerhäuser und Kohlenmagazine am Hafen und den Lotosteich, welcher mit zahlreichen, jetzt leider nicht blühenden Lotospflanzen und Seerosen bedeckt ist, gelangt dann in die lebhafte

„schwarze Stadt“ und zu dem Süßwassersee, an dessem Ufer malerische Tempel in dichtem Palmenwald eingebettet liegen. Die Häuser hier sind meist weißgetünchte Erdgeschoß-Ziegelbauten mit Ziegeldach und mit Vorbauten versehen, die von Holzsäulen getragen werden. In dem nun folgenden Hulfsdorp erhebt sich der 1857 in dorischem Stile gebaute Gerichtshof, von zwei Seitenflügeln flankirt, und dann fährt man an der alten holländischen, hoch gelegenen Wolfendahl-Kirche vorbei wieder zum Meere hinunter und nun die lange Modara Road dem Strande entlang bis zur Mündung des Kelani-Flusses, welcher hier einen kleinen Binnensee bildet. An dieser Stelle liegt inmitten schöner Gartenanlagen der 1881 vom Professor Ernst Häckel bewohnte und in seinen „indischen Reisebriefen“ beschriebene Whist-Bungalow, der auch heute noch einem deutschen Landsmann als Residenz dient. Ein malerischer Blick öffnet sich von da aus auf das blaue Meer und den dichten Gürtel von Cocospalmen, welcher dem Strande entlang nach Norden zu zieht.

An einem nahen Brunnen sah ich auch das Prototyp zu Häckel's von ihm „Ganymed“ genannten Diener, einen etwa 15 jährigen, bildschönen Knaben, welcher in Farbe und Gestalt an die prächtigen Broncefiguren der Wettläufer aus Herkulanum im Nationalmuseum zu Neapel erinnerte, nur war der von feinen, schwarzen Locken umrahmte Kopf dieses Knaben hier weit zarter und lieblicher. Auch Häckel's Haushälter „Sokrates“ hatte ich in meinem behäbigen Zimmerkellner im Hôtel schon personificirt gefunden.

Die zahlreichen, schönen Gartenbesitzungen, welche ich unterwegs gesehen hatte, gehörten übrigens keineswegs nur Europäern, sondern auch vielfach Singhalesen, Hindus und Mohren.

Vom Whist-Bungalow fuhr ich weiter, quer landeinwärts durch leicht gewelltes Hügelland, das mit hohem, frischgrünem Mauritius- oder Wassergras und den überall unvermeidlichen Cocospalmen bestanden ist; an letzteren sieht man sich übrigens recht bald satt, da sie bei Weitem weniger individuellen Character haben, als unsere schönen Laubbäume. Meine Rundfahrt erstreckte sich bis zur Bootbrücke, welche auf 21 Böten den hier 471 Fuß breiten Kelani-Fluß überspannt und bis zur Herstellung der Bahn den Gesammtverkehr zwischen Colombo und Kandy vermittelte; auch heute noch ist das Leben und Treiben auf dieser Brücke ebenso malerisch, als bunt bewegt; Wagen und Fußgänger folgen sich in buntem Gemisch. Die Last- und Personenwagen der Eingeborenen sind zweirädrige, mehr oder weniger lange, von Ochsen

gezogene Karren, welche von einem halbrunden Dach aus Bambusstangen und Cocosblatt-Matten überwölbt werden.

Ein besonders interessantes Bild bietet der an der Westseite der Brücke gelegene Grand pass Markt mit seinem reichen Frucht- und Gemüse-Angebot; wir finden daselbst große Haufen grüner, oder dunkelgoldener, meist aber brauner, ihrer werthvollen Faserschale schon entkleideter Cocosnüsse, duftige Ananas, große grüne, stachelige Jack-Früchte, deren bohnenartige Kerne streifenartig in gelbem, sehr angenehm schmeckendem Fruchtfleisch eingebettet sind; ferner die runden Brotbaumfrüchte, lange Bananenbüschel, Riesenkürbisse, Melonen, Gurken und Papayen, die Früchte des Melonenbaumes. Die Citrus-Arten sind vertreten durch Pompelmusen, Orangen, Citronen und Limas, letztere eine apfelgroße, grüne, buckelschalige Citronenart, deren abgekochter Saft zum Haarwaschen benutzt wird. Dann finden wir Granatäpfel, die köstliche Avokadobirne, Mangos, Pistazien, die quittenartige Guyava, die rothe, wässerige Dschambu, die herzförmige, schuppenförmige Anona-Crêmefrucht oder Tschirimoya, hier „Ada“ genannt, Cajus, mit dem birnenförmig verdickten Fruchtstiel, Eierpflanzen, die gurkenähnlichen, grünen Früchte der Hibiscus esculendus, von den Engländern hier als „Damenfinger“ bezeichnet — dieselbe Frucht, welche ausgewachsen und getrocknet die Lufa liefert —, große Schoten rothen Pfeffers, fermentirte Tabakstengel, die gelbgrüne, spitze Areka-Frucht mit je einer Nuß darin und noch manches Andere, was Auge und Gaumen erfreuen kann.

Auf dem Rückweg zur Stadt passirt man die große Kuppelkirche der römisch-katholischen S. Lucia Kathedrale, erreicht bei dem vor der Municipalität gelegenen Markthalle wieder die Pettah und fährt durch deren Hauptstraße, in welcher zahlreiche Läden hinter den Holzsäulen-Lauben der hier einstöckigen Häuser liegen, nach dem Hôtel zurück. Originell sind die vor den Läden herabhängenden Seile mit qualmenden Enden, welche dem Vorübergehenden zum Anzünden der Cigarre dienen. Neben zahlreichen christlichen Kirchen und Kapellen hatte ich auch verschiedene einfache Buddha- und Hindutempel und Moscheen passirt, welch' letztere in ihrem Stile auffallend portugiesischen Kirchen glichen.

Einen reizenden Ausflug bietet die halbstündige Eisenbahnfahrt, immer dem Strande entlang, nach dem sieben Meilen südlich von Colombo gelegenen Mount Lavinia, wo auf einem halbrunden, mit Rasen bekleideten Felsvorsprung am Meere ein früherer englischer Gouverneur sein Sommerpalais erbaut hatte, welches jetzt in ein großes Hôtel umgewandelt ist. Ein guter Badeplatz am feinsandigen, von

Palmen eingefaßten gelben Strande zieht sich unter dem Felsen hin und ist verhältnißmäßig sicher, da ein Felsenriff, das etwa eine Meile vom Ufer entfernt, mit diesem parallel läuft, die hier sonst häufigen Haifische abhält. Ich sah davon im Museum ein 23 Fuß langes, gut präparirtes Exemplar.

Im Mount Lavinia-Hôtel, welches auch wegen seiner Fisch-Mahlzeiten Ruf hat, ist der Wirth ebenfalls ein Deutscher und der Platz eignet sich vorzüglich für Reconvalescenten oder für Leute, welche ein dolce far niente zu schätzen wissen, freilich will ich Jedem wünschen, daß ihm die Idylle nicht eine so lärmende und halb oder ganz betrunkene Schar von australischen „Gentlemen" störe, wie sie während meines Besuches das Hôtel bewohnte. Ich genoß einen unbeschreiblich schönen Sonnenuntergang von der Felsspitze aus und wurde in meinen Träumen von einem Rufen gestört, ohne daß ich zunächst ein lebendes Wesen sah, bis ich eine die Wand entlang laufende Gecko-Eidechse, welche auch in Ceylon sehr häufig ist, als den Rufer entdeckte. —

Der berühmteste von den Buddha Tempeln in der Nähe Colombos, an einer angeblich von dem Religionsstifter selbst besuchten und dadurch geweihten Stelle, liegt im Orte Kellani, zwei Meilen nördlich von dem gleichnamigen Fluß. Man legt vom Hôtel aus den sieben Meilen langen Weg mit einer Rickscha in etwa $^5/_4$ Stunden zurück und gelangt nach Passirung der Bootbrücke in eine schmale, gewundene und von Palmen überschattete Dorfstraße mit einigen sehr einfachen, ganz offenen Pilgerrasthäusern und zahlreichen Palmenschnaps-Kneipen, wo theils Toddy, der milchartige, einfach gegohrene, theils Arrak, der wasserhell gebrannte Saft der Cocos- und Palmyra-Palme ausgeschenkt wird. Die Palmyra-Palme kommt mehr in der flachen Nordhälfte der Insel, in Colombo aber selten vor.

Beim Tempel angelangt, stellen sich verschiedene einheimische Führer, als der „allein privilegirte", der „allein tüchtige" oder der „Beste von Allen" vor und beginnen einen heftigen Concurrenzkampf um den Besitz des Touristen, um dessen Nickel- bezw. Silberstücke sich dann auch noch verschiedene Ober- und Unterpriester ziemlich zudringlich bewerben.

Die Anlage des Tempels soll bis zum Jahre 306 vor Chr. zurückdatiren, doch wurde er verschiedenfach umgebaut und vor 200 Jahren von plündernden Tamilen zum großen Theil zerstört; wieder hergestellt, gleicht der weißgetünchte Ziegelbau mit den Säulen-Veranden und dem Glockenthurm in seiner heutigen Form von außen mehr einer christlichen, etwa portugiesischen Kirche, als einem Buddha-Tempel.

Die Anlage besteht aus zwei modernen Tempelgebäuden und aus einer einfachen, weißgetünchten Dagoba mit den eingemauerten Reliquien, rings um welche Andächtige kniend und mit dem Gesicht auf der Erde liegend, beten. In dem ersten Tempel befindet sich an der Rückwand ein einfacher breiter Glasschrank mit einer, aus Birma stammenden, größeren sitzenden Buddhastatue aus Alabaster und mit zahlreichen kleinen, versilberten und vergoldeten Buddhabildern; davor zieht sich ein langer, schmaler Holztisch, auf welchem Männer und Frauen die in den erhobenen, zusammengelegten Händen dargebrachten Opfergaben niederlegen, nämlich die gelben Blüthenbüschel der Areca- und Taliputpalme, die gelben, malvenartigen Blüthen des Suriya-Baumes und weiße und rosae Wasserlilien; nach Darbringung des Geschenkes knieen die Opfernden für kurze Zeit nieder. Schöne bunt auf weiß gestickte, seidene Widmungsdecken, von Chinesen gestiftet, zieren die Wände. Als besondere Curiosität wird im anstoßenden Zimmer ein nur 200 Jahre altes, auf Taliput-Palmblattstreifen geschriebenes heiliges Buch gezeigt, welches, wie alle heiligen und klassischen Schriften der buddhistischen Singhalesen, in der Pali-Sprache abgefaßt ist. Eisenstift und Palmblatt haben heutzutage auch hier Feder und Papier weichen müssen. In dem um den Tempel herum laufenden Säulengang, welcher den Gläubigen bei Regen Schutz bietet, brennen zahlreiche, eiserne Wandarmlampen, und da gerade Vollmond, also Festtag war, drängte sich eine große Menschenmenge in dem von Schnuren mit weißen kleinen Gebetfähnchen überzogenen Hof, in welchem sich natürlich auch ein großer heiliger Bó-Baum erhebt. Gelbgekleidete Priester erklärten in singendem Tone den in der Säulenhalle vor ihnen liegenden Andächtigen die fünf buddhistischen Hauptgebote: Du sollst nicht morden, stehlen, lügen, ehebrechen oder Dich betrinken. Der nahe dem ersten gelegene Haupttempel ist durch eine Zwischenwand in zwei Abtheilungen geschieden und enthält in der vorderen Hälfte eine große Statue des Königs Cobra, an der Wand Fresken aus Buddhas Leben und eine schön gemalte, bunte Decke, in der hinteren Abtheilung in einem Glasschrank die 36 Fuß lange, roth und gelb bemalte Statue eines auf der rechten Seite liegenden Buddha, in dem Moment des Uebergangs in das Nirwana gedacht, und links davon einen sitzenden Buddha aus bunt übermaltem Stein, welcher angeblich 2000 Jahre alt sein soll; auch hier finden wir den Opfertisch, drei Fuß hohe, kupferne Urnen für die Reisopfer und einen Altar mit einem mannesgroßen „Fußabdruck" Buddhas.

Priesterwohnungen und auch Tempel für Wischnu, Schiwa und den elephantenköpfigen Ganesch umgeben das Heiligthum, welches durchaus keinen imponirenden Eindruck macht.

Auch Colombo selbst entsprach nicht so ganz meinen Erwartungen; fand ich auch die Scenerie überall freundlich und stellenweise malerisch, so entbehrt sie doch ganz eines großartigen Characters und auch das Vegetationsbild leidet unter dem drückenden Uebergewicht der allgegenwärtigen Cocospalmen. Ich kann hier gleich anfügen, daß ich auch im Innern der Insel, einem von breitem Gürtel Tieflands umgebenen malerischen Bergland, keineswegs das fand, was ich nach den meist überschwenglichen Reiseschilderungen von Ceylon erhofft hatte. Ich kam mit dem Glauben, hier eine Art Brasilien in Bezug auf Scenerie und Vegetations-Reichthum und -Mannigfaltigkeit anzutreffen, sah mich aber in dieser Erwartung sehr getäuscht. Ceylon hat den großen Vortheil, auf der großen Heerstraße von Tausenden und Abertausenden von Reisenden zu liegen, welche hier ein Stück Tropennatur bequem genießen können, während das von den Weltlinien abseits gelegene Brasilien weit weniger Beachtung findet, als es, auch wohl von Touristen, verdiente.

In Colombo weilte damals mit seiner Gemahlin auch gerade Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, welcher vor Kurzem das Präsidium der Deutschen Kolonialgesellschaft übernommen hatte und auf einer Studienreise nach Ceylon und Deutsch-Ostafrika begriffen war, um sich an Ort und Stelle selbst ein Bild darüber zu verschaffen, ob und in wie weit das Kultursystem des einen Landes vortheilhaft auf das andere zu übertragen sei, und wie überall, so gewann der hochbegabte und liebenswürdige Fürst auch hier alle Sympathien im Fluge. Die Herrschaften wohnten bei dem deutschen Konsul und dieser hatte ihnen zu Ehren eines Abends nach dem Diner eine Vorführung der Ceylon eigenthümlichen Teufelstänze arrangirt, welchen beizuwohnen auch mir sehr interessant war. Die Teufelsverehrung ist in Ceylon noch stark im Schwunge und die Teufelstänzer oder -Beschwörer werden bei Krankheits- und Todesfällen häufig gerufen.

Vor der Hinter-Veranda des großen Konsulhauses war durch bogenförmig geschlungene Palmenblätter ein Halbkreis abgesteckt worden, welchen Pechlampen und Holzfackeln phantastisch erleuchteten; ringsum hockten die Musikanten, welche einige Streichinstrumente handhabten, den Hauptlärm rythmisch mit zwei großen, cylindrischen Pauken und mit Schellengerassel ausführten. Das Programm bestand aus sechs Nummern: Zunächst führten zwei junge, als Tänzerinnen verkleidete Männer in silbergestickten, buntseidenen Kleidern, mit Federdiademen auf dem Kopfe und mit Schellengeläuten an den Fußgelenken, einen

sehr ruhigen Tanz auf; dann folgte ein Trio von Mann, Frau und Knabe in reich gestickten, seidenen Gewändern, mit Kronen auf dem Kopfe und weiß geschminkten Gesichtern und führte in näselnd singender Sprache und mit ruhigen Gesten ein mir unverständlich gebliebenes Drama auf. Hierauf kam nun ein echter Teufelstanz: in rothen Kleidern und mit Strohwischen an den Armen und am Rücken herabhängend erschien ein Mann, welcher abwechselnd hölzerne Kopfmasken mit Teufelsfratzen oder einen gelb und roth bemalten Vogelkopf trug und dabei die tollsten Sprünge rings im Kreise herum ausführte. Nr. 4 bot einen ähnlichen Tanz, nur bestand hier die Maske aus einer vierseitigen, von einer Schlangenkrone überragten Teufelsfratze. Noch origineller war Nr. 5: ein Maskenungethüm, den Oberkörper in rauhe Schaffelle gekleidet, den Unterkörper von grünem Laub umhüllt, mit Schellengeläute an den Füßen, trug abwechselnd die Kopfmasken eines Hundes, Bären und Affen, mit weit auseinander klappendem Rachen und fletschenden Zähnen; in der Hand hatte das Ungethüm eine brennende, in einem Dreizack auslaufende Holzfackel, die es im wilden Tanze mit großer Gewandtheit schwenkte und dazu durch Pulver, welches es durch die Fackelflammen warf, ganz phantastische Lichteffecte erzielte; dieselben wurden noch erhöht durch das Abbrennen bengalischen Feuers an der Peripherie des Tanzplatzes und durch das Hin- und Hertragen der zur Beleuchtung der Arena dienenden Holzfackeln seitens der Statisten. Das Bild hatte wirklich etwas blocksbergartiges. Den Abschluß bildete ein „Löwenkampf", wobei zwei ganz in gelbe Cocosnußfasern gekleidete junge Männer mit Phantasiethierköpfen auf allen Vieren herumlaufend, sich auf der Erde wälzend und balgend, „Löwen" vorstellten. Dabei fing die leichte Kleidung des Einen Feuer, welches glücklicher Weise durch übergeworfene Decken sofort erstickt werden konnte. Allgemeiner Beifall lohnte die interessante Vorführung. —

Nachdem es Nachts über geregnet hatte, trat ich am nächsten Morgen bei klarer Luft meine Reise ins Innere an.

Bis 1867 hatten nur zahlreiche schiffbare Flüsse und Kanäle und ausgezeichnete Landstraßen dem Verkehr gedient, seit diesem Jahre aber hat auch das Dampfroß seinen Einzug auf der Insel gehalten mit der Eröffnung der 132 Kilometer langen Staatsbahn Colombo-Kandy, und inzwischen hat sich das Eisenbahnnetz Ceylons zu einer Länge von 430 Kilometern entwickelt. Die Wagen sind nicht wie die indischen, sondern europäisch eingerichtet, aber mit doppeltem Dache und mit Jalousien an den Fenstern versehen; ein Speisewagen wird angehängt

und die dritte Klasse wird auch hier von den Eingeborenen außerordentlich stark benutzt.

Die Fahrt geht zunächst durch Zimmtgärten; Ceylon ist die Urheimath des Zimmtbaumes, dessen Kultur, früher Regierungsmonopol, aber immer mehr abgenommen hat. Dann folgt noch wasserreiches, von Cocospalmen bestandenes Tiefland bis zur Station Rambukkana, wo eine zweite Lokomotive hinten angesetzt wird, um dem Zug die innerhalb der nächsten zwanzig Kilometer folgende Steigung von 2543 Fuß überwinden zu helfen. Allmählich erweitert sich der Rundblick über die fruchtbare, grüne Ebene, dann steigt man zwischen Berglehnen empor, welche meist mit Reisterrassen umzogen und stellenweise so steil sind, daß der Bahnkörper aus den fast senkrecht abfallenden Felswänden herausgehauen werden mußte und zehn Tunnel nöthig wurden. Die Reiskultur trifft man gleichzeitig in allen ihren Stadien an, hier das Pflügen des feuchten Ackers, dort jungsprossende, grüne Saat, weiterhin reifes, wogendes Kornfeld. Während die Areca- und Kitulpalmen häufiger werden, nimmt die Zahl der Cocospalmen mit steigender Höhe immer mehr ab, „fern vom Meere und der menschlichen Stimme fühlt sich die Cocospalme nicht wohl“, so drückt sich der Singhalese poetisch aus, um zu umschreiben, daß die Cocos Sandboden vorziehen und wenn auch nicht sie die Menschen, die Menschen dagegen umsomehr den nützlichen Baum lieben und schätzen. Die Eigenheiten des Klimas auf Ceylon machen es auch erklärlich, wie die Produkte an den entgegengesetzten Küsten so sehr von einander verschieden sind; so ist z. B. die Palmyrapalme (Borassus flabelliformis), die in dem nördlichen Theile so allgemein gepflegt wird, im Süden kaum zu finden, wogegen die Cocospalme (Cocos nucifera), die im Süden eine Art fortlaufenden Gartens bildet, im Norden nicht vorkommt; überhaupt gedeihen alle Pflanzen, die einen nassen Boden fordern, am besten auf der südwestlichen Seite, diejenigen, die einen trockenen nöthig haben, nur im Norden und Nordosten der Insel.

Einen Blick auf das Meer hat man während des ganzen Aufstieges leider nicht, und die meist aus Gneis bestehenden Berge sind zwar theilweise malerisch in Form, aber bereits so vielfach ihres Hochwalds entkleidet, um Kulturen Platz zu machen, daß sie einen recht nüchternen Eindruck hinterlassen. Der Boden in Ceylons Bergen ist, wahrscheinlich in Folge der durch die Hitze bewirkten schnellen Zersetzung, vielfach an und für sich außerordentlich arm an Humus und dieser ist durch die Abholzungen natürlich immer mehr abgeschwemmt worden, sodaß jetzt schon eine regelmäßige Düngung in Zwischenräumen von

ein bis fünf Jahren nöthig ist. Der Boden besteht nach Dr. Davy aus einer Ablagerung von Gneis, Granit oder Thoneisenstein; an manchen Orten bestehen neun Zehntheile des Ganzen aus Quarz. Hiervon ist der große Zimmtgarten in der Nachbarschaft von Colombo ein besonderer Beleg; an manchen Orten ist die Oberfläche des Bodens so weiß wie Schnee, indem sie blos aus Quarzsand besteht; wenige Linien unter der Oberfläche, in welche die Wurzeln der Pflanzen dringen, ist der Boden von grauer Farbe und nach vorgenommener Analyse hat sich gezeigt, daß er aus mehr als achtundneunzig Theilen Kieselerde und blos einem Theile vegetabilischer Stoffe bestand.

Der Reihe nach haben sich Kaffee, Chinarinde, Agavenfaser und Thee der besonderen Werthschätzung der Ceylon-Pflanzer erfreut. Der Ceylon-Kaffee, eine besonders geschätzte Sorte, schon um 1690 von den Holländern hier eingeführt, aber erst seit 1823 systematisch kultivirt, hat leider seit 1879 durch die Verwüstungen des Himeleja vastatrix Rostpilzes den größten Theil seiner Anbauflächen eingebüßt und erst der neu eingeführte Liberia-Kaffee scheint dem Pilze zu widerstehen. Die Chinarinde ist im Preise derart gefallen, daß ihre Kultur kaum noch lohnt; die Agavenfaser hat sich nicht bewährt und so werden denn jetzt mit Vorliebe Kakao- und Thee-Pflanzungen poussirt, welche oft unter dem Schutz reihenweise gepflanzter Schattenbäume angelegt werden. Der Kakaobaum wird erst im siebenten Jahre ertragsfähig, der Theestrauch schon im dritten und zwar kultivirt man in Ceylon eine Kreuzung vom chinesischen und dem großblätterigen Assam-Thee, deren Product ich sehr roh schmeckend finde und das mit der Devise: „billig und schlecht" gekennzeichnet werden kann. Der erste chinesische Thee wurde im botanischen Garten Kandy's 1824 eingeführt, die Kreuzungssorte 1868, aber erst 1872 kam der Ceylon-Thee in kleinem Maßstab auf den Markt. Als dann die über die Pflanzer hereingebrochene schwere Kaffeekrisis dringend zur Aufsuchung neuer Erwerbsquellen und Kulturen anspornte, nahm die Thee-Anpflanzung einen wunderbaren Aufschwung und während im Jahre 1875 die ersten 282 Pfund, noch in 1884 nur 2 Millionen Pfund davon exportirt wurden, erreichte die Ausfuhr 1893 die Höhe von 80 Millionen Pfund.

Die Gesammtexportwerthe Ceylons im Jahre 1894 betrugen 56 Millionen Rupien, vertheilt auf Thee mit 40½, Cocos-Producte (Oel, Fasern, Copra 2c.) mit 11, Kaffee mit 3, Kakao mit 1 und Chinarinde und Cardamom mit ½ Million; rechnet man die im Lande selbst consumirten Cocosproducte zu obigem Export von 11 Millionen, so dürfte der Ertrag der Cocospalmen höher werthen, als selbst derjenige

des Thees. Ist doch an dem Baume absolut nichts, was keine Verwendung fände: Die 50—90 Fuß hohen Stämme liefern Palmensaft und Nutzholz, die 12—25 Fuß langen Fieder-Blätter, deren jeder Baum etwa 32 zählt, Matten und Dachdeckmaterial; die Nüsse, deren ein ausgewachsener Baum durchschnittlich etwa 100 Stück im Jahre und zwar länger als ein Jahrhundert durch liefert, enthalten erfrischenden, milchigen Saft, die Schale dient als Trinkgefäß, das weiße Fruchtfleisch ergiebt, an der Sonne getrocknet, die Palmenöl liefernde Copra und die bastartige Umhüllung der Nuß die geschätzten, zu Stricken, Segeln, Netzen, Hängematten und Säcken verarbeiteten Coir-Fasern. Nachdem das zur Seifenfabrikation dienende Oel aus der Copra gewonnen ist, dienen die Preßrückstände noch zu Oelkuchen für Dungzwecke. Im Jahre 1893 wurde die Anzahl der Cocospalmen auf der Insel mit 250 Millionen Stück und darunter 50 Millionen als fruchttragend angenommen.

Die Plantagenarbeiten werden zum größten Theil von den fleißigen Tamilen besorgt, während der träge und indolente Singhalese nur soweit arbeitet, als es zur Befriedigung seiner bescheidenen Bedürfnisse absolut nothwendig ist; ein kleines Stück Reisland giebt ihm im Jahre meist zwei Ernten und der Ertrag seiner Cocospalmen bestreitet den Rest seiner Bedürfnisse. Auf den Cocosbäumen liegt keine Steuer, diejenige auf das Reisland ist seit einigen Jahren aufgehoben worden und seit der Zeit hat der indolente Singhalese seinen Reisanbau entsprechend eingeschränkt, sodaß die Production für den Consum des eigenen Landes darin nicht genügt, sondern für die indischen Kulis Reis importirt werden muß; dieser unterliegt Zollabgaben und so bringen de facto die indischen Kulis und die Europäer die Haupt-Steuererträge auf, während der Singhalese am wenigsten belastet ist. Eine wichtige Regierungseinnahme liefert auch hier das Salzmonopol.

Im Unterlande arbeiten die Singhalesen zuweilen als Lohnarbeiter und werden täglich ausbezahlt, da man nie wissen kann, ob sie am nächsten Tage wiederkommen, während sie im Oberlande meist nur als Zimmerleute oder Ochsentreiber leben. Für gewöhnlich höflich, ist der Singhalese doch sehr rachsüchtig und schnell mit dem Messer zur Hand, welches er für Feldarbeit u. s. w. regelmäßig bei sich trägt; das Regierungsverbot des Messertragens ist bislang todter Buchstabe geblieben. Wie weit die Unmoralität dieses Volkes geht, möge aus dem einen Beispiel erhellen, daß das Wort tambi sowohl Gatte, als Bruder und Liebhaber bezeichnet; Vielmännerei und Vielweiberei waren noch bis zur zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in Kandy häufig.

Als äußere Respectsbezeugung verlangen europäische Pflanzer auch heute noch vielfach das früher allgemein üblich gewesene Abziehen der Sandalen von den Füßen und Schließen des Schirmes seitens des ihnen begegnenden eingeborenen Untergebenen.

Angestellte bei Vergehen zu schlagen, ist nicht landesüblich und höchstens dann zulässig, wenn sie den Respect verletzt haben, was man unter keinen Umständen durchgehen lassen darf, da sonst sofort Disciplinlosigkeit auf der Plantage eintreten würde; selbst dann aber ist es besser, nicht zu schlagen, sondern den Missethäter lieber am Ohre zu ziehen, eine nach Ansicht der Eingeborenen sehr beschämende Strafe.

Nach all' den Kultur- und Unkultur-Abschweifen kehre ich zu meinem Zuge zurück. Ich war um sieben Uhr morgens von Colombo abgefahren und kam gegen $^1/_2$12 Uhr in Kandy an, wo ich in dem schön am See gelegenen Queens-Hôtel gute Unterkunft fand. Bettzeug u. s. w. mit sich zu führen, wie in Indien, ist in Ceylon überflüssig, man findet selbst die Rasthäuser mit allem Nöthigen versehen und ich hatte alle die Reste indischer Reiseherrlichkeit meinem Diener David geschenkt, dessen Gepäck dadurch wesentlich angeschwollen war.

Die alte Königsstadt Kandy, welche heute etwa 22 000 Einwohner in ihren wenigen, reinlich und schön gehaltenen Straßen zählt, liegt außerordentlich malerisch und freundlich in einer Thalmulde, die zum Theil durch einen länglichen See ausgefüllt und ringsum von ziemlich steil aufsteigenden und dicht bewaldeten, niedrigen Bergen eingerahmt wird, über welchen höhere Kuppen herüberragen. Weißgetünchte, zackig gezinnte Ufermauern umgeben das grüne Wasser des Sees, aus dem sich eine kleine Insel malerisch abhebt.

Kandy wird zuerst am Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt, als der Tempel für den Zahn und andere Reliquien Buddhas hier gebaut wurde, zur Residenz erkoren aber wurde es erst 1592 und seitdem in den Kriegen mit den Portugiesen und Holländern so oft zerstört, daß außer dem Tempel und dem Palast kaum noch ein nennenswerthes älteres Gebäude existirte, als 1815 die Engländer die Stadt nahmen. Der alte, im Jahre 1600 von portugiesischen Gefangenen aufgeführte, niedrige Palast zeigt deutlich die Nationalität seiner Erbauer und gleicht mit dem anstoßenden Malagawa-Tempel mehr einem portugiesisch-christlichen Klosterbau, als etwas anderem; nur einige in der Nähe gelegene kleine Dagoben zeigen an, daß wir es hier mit einem buddhistischen Heiligthum zu thun haben.

Dicht am See erhebt sich die weißgetünchte, von zackigen Zinnenmauern umgebene Anlage. Wir steigen einige Stufen empor zu einer

Säulenvorhalle, deren Rückwand mit grellbunten und sehr originellen Fresken geschmückt ist, welche die Höllenstrafen für verschiedene Sünden vorführen: Trinkern und Opium-Rauchern wird von zwei Teufeln mit Zangen der Mund aufgerissen und Feuer hineingegossen; Ehebrecher werden an stacheligen Bombaxbäumen aufgespießt; wer den heiligen Bó-Baum umschlägt, wird dafür selbst halbirt; keifende Weiber werden von Vögeln gebissen, Jäger und Thiertödter ihrerseits von Thieren zerrissen. Mörder, Diebe, Lügner, Steuerwucherer, Tempeldiebe, Selbstmörder, Kinder, welche ihre Eltern schlagen, Entwender heiliger Bücher, Leute, welche gesammelte Tempelgelder nicht abliefern, Leute von niederer Kaste, welche von denen höherer Klasse schlecht sprechen — sie alle werden in der buddhistischen Hölle in mehr oder weniger sinniger Weise geschlagen, mit Zangen gezwickt, verbrannt, von Felsen herabgestürzt, gekreuzigt oder anderweitig bestraft.

Blumen für Opfergaben, auf rundgeflochtenen Deckeln in weißen, rothen und gelben Blüthenringen schön arrangirt, werden in der Vorhalle zum Kaufen angeboten und hinter derselben befindet sich nun der längliche, viereckige Tempelhof, ringsum von niedrigen Erdgeschoßwohnungen mit vorliegenden Veranden umgeben, welche von den Tempeldienern, aber nicht zu Wohnzwecken, benutzt werden. In der Mitte des Hofes erhebt sich der kleine, einstöckige würfelförmige Tempel mit schräg vorspringenden Ziegeldächern über Erdgeschoß und Oberstock und überragt von einer vergoldeten Urne. Rings um das Untergeschoß läuft ein Laubengang, dessen ausgekerbte steinerne Hindu-Pfeiler mit schön geschnitzten „Bananen"-Anhängseln an den vier Seiten der Kapitäle geschmückt sind. Die cassetirte Steindecke des Umgangs ist mit Ornamenten und Buddhabildern bemalt, die Tempelaußenwand zeigt in imitirten Kacheln aus Gips gelb und roth gemalte Bilder indischer Löwen und Ringe mit Hasen, Sonne und Mond; auch die, die Dachvorsprünge tragenden Balken sind geschnitzt und bunt bemalt.

Von der Decke der von der Vorhalle zum Tempeleingang führenden Holzgalerie hängen große Glasampeln mit Cocosöllampen und einige Stoffschirme herab, links und rechts von den Stufen der niedrigen, zur geschlossenen Eingangsthür führenden Steintreppe stehen je zwei Paar Elephantenzähne, ein Paar Löwen aus schwarzem Stein mit eingesetzten Glasaugen und um das Praktische mit dem Religiösen zu verbinden, auch zwei hohe, mit Eisen beschlagene Geld-Opferkästen.

Das Ganze macht einen ziemlich unscheinbaren Eindruck.

An jedem Tage $^1/_2$6 und $^1/_2$10 Uhr morgens und $^1/_2$7 Uhr abends finden religiöse Ceremonien statt; das Blasen von Muscheln, Glockenton und anhaltender Lärm auf Pauken und Paukentrommeln, zwischen dem sich eine grelle Clarinette vernehmen läßt, zeigen den Beginn der Vorstellung an. Zunächst erscheinen aus den umliegenden Priesterräumen vier Tempeldiener, welche in mit grünem und rothem Zeug verhangenen Gefäßen Reis und Wasser zum Opfer darbringen; dann kommt der Oberbonze in weißem, langem Lendentuch, mit nacktem Oberkörper und weißem tellerförmigem Turban, gefolgt von vier gelb gekleideten gewöhnlichen Bonzen und begiebt sich zunächst nach dem in der Halle links vom Eingang gelegenen, steinernen Becken, um daselbst Füße und Hände zu waschen, bevor er die Eingangsthür zum Tempel aufschließt. Im Unterstock desselben ist nichts Bemerkenswerthes, unbedeutende Buddhastatuen und eine große, eiserne Kasse; im Oberstock, zu welchem man auf schmaler steiler Treppe hinansteigt, schließt der Oberpriester zunächst die Broncethüren von zwei kleinen Vorzimmern auf, deren Rahmen aus vergoldetem Kupfer mit schön geschnitzten Elfenbein-Einlagen bestehen und dann bietet sich dem Besucher der Blick in das sehr kleine Allerheiligste, wo in einem Käfig aus vergoldeten Eisenstangen unter Glas die etwa zwei Fuß hohe, vergoldete Dagoba steht, welche unter sieben, über einander gestülpten Glocken die berühmteste Reliquie Buddhas, die „Dalada", einen Zahn von ihm, umschließen soll. Die Dalada wurde Anfangs des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nach Ceylon gebracht und nachdem sie bereits einmal nach Indien entführt, aber zurückgebracht und versteckt worden war, 1560 von den Portugiesen entdeckt, nach Goa gebracht und dort von dem Erzbischof in Gegenwart des Vicekönigs und seines Hofes in einem Autodafé feierlichst verbrannt. Aber der König von Ceylon war um Ersatz nicht verlegen, sondern ließ einfach aus einem zwei Zoll langen Stück Elfenbein einen anderen Zahn herstellen und derselbe thut nun bei den Gläubigen, welche ihn sowieso nicht zu sehen bekommen, dieselben Dienste, wie der alte, sogenannte echte Zahn. Uebrigens sah ich weder bei den Herren Geistlichen, noch bei den wenigen Laien, die mir nach oben gefolgt waren, um Blumen und Palmenblüthenwedel zu opfern, auch nur die geringste Spur von Andacht, während die Dalada und einige andere, kleinere Reliquien umschließende, goldene Gefäße vorgezeigt wurden, dagegen waren Ober- und Unterpriester umso eifriger im Betteln.

Wer da glaubt, heutigen Tages in Ceylon noch eine reine und edle Form des Buddhismus zu finden, würde sehr irren; Birma

und Siam bieten in dieser Beziehung weit größeres Interesse, und Angehörige dieser beiden Länder sind denn auch unter den wenigen Betern hier verhältnißmäßig zahlreich vertreten; in dem Oberraum des achteckigen Eckthurms finden sich auch eine ganze Reihe birmesischer und siamesischer Stiftungen von Buddhabildern und Reliquienbehältern. —

Das an den Tempel anstoßende alte „königliche Schloß" ist ein langes Erdgeschoßgebäude mit Säulenvorhalle, einfach weiß übertüncht, ebenso wie der ganze Tempel, und dient jetzt englischen Beamten zu Wohnungen. Das schönste Stück alter Architectur bildet die hinter dem Palast freistehende öffentliche Gerichtshalle, ein offener Bau, dessen hölzerne Pfeiler schön geschnitzt sind und auch die hängende Bananenblüthe an den Kapitälen tragen.

Nicht weit vom Palast liegt etwas erhöht das einfache freundliche Haus des englischen Gouverneurs inmitten eines schönen Parkes, in welchem besonders Prachtexemplare stattlicher Ficus elastica, mit hoch aus dem Boden ragenden, gewundenen Wurzelwänden und zwei mir bislang fremd gebliebene, sehr hohe Laubbäume reichlich vertreten waren, letztere beiden momentan über und über mit rothen Blüthen bedeckt; es sind dies die aus Birma stammende Amherstia nobilis, mit lanzettförmigen, dichten Blättern und lang herunterhängenden, orchideenähnlichen, großen und glühendrothen Blüthen mit gelbgefleckten Lippen, und die aus dem tropischen Westafrika stammende Spathodea campanulata mit eschenartigen Blättern und großen, schuhartig geschweiften, orangerothen Glockenblumen; beide Arten gehören zu den schönsten blühenden Laubbäumen, die ich je irgendwo gesehen habe und denen ich selbst in Brasilien nichts Aehnliches an die Seite zu stellen wüßte. Auch der in Ceylon heimische, stachelige Laubbaum der Lagerströmia Flos-regina, nach Lagerström, dem Director der schwedisch-ostindischen Kompagnie benannt, trägt außerordentlich schöne Blüthen, am Zweigende in Form eines langen Quirls dicht aufgereihte, wickenartige Schmetterlingsblumen mit langen Staubgefäßen. Momentan war dieser Baum zwar auch schon in Blüthe, aber noch ganz blattlos, eine Erscheinung, welche sich ebenso wiederfindet bei dem für Ceylons Landschaft so characteristischem, rothem Baumwollbaum, dem Bombax malabaricum, von dessem hohen, weißen Stamme sperrige, kahle Aeste wagrecht abstehen, augenblicklich auch nur Blüthen, keine Blätter tragend; dieselbe Eigenthümlichkeit findet man dann bei dem reizenden Tempelbaum der Plumeria acutifolia (singhalesisch: Alaria), welche zuerst ihre fünfblättrigen, süß duftenden, gelb-rosa Blüthen an der Astspitze, und erst dann rings um dieselbe eine Bouquetmanschette von

spitzen, länglichen Blättern entwickelt. Die Blüthen der Plumeria und die ähnlichen der Michelia champaca, in Ceylon Sapu oder Champak genannt, sind besonders beliebt als Opferblumen in den Tempeln. —

Die den See umschließenden, üppig bewaldeten Berge werden von gut angelegten und gehaltenen Fahrstraßen, wie Lady Horton's Walk und anderen durchzogen, welche reizende Promenaden und freundliche Rund- und Fernblicke auf Ebene und Berge bieten; letztere sind leider schon recht vielfach abgeholzt und das Meer ist nirgends sichtbar.

Im Regierungs-Elephanten-Depot kann man vier gezähmte Elephanten bewundern.

Einen wiederholten Besuch und hohe Anerkennung verdient der vier Meilen von Kandy entfernt gelegene botanische Garten von Peradeniya, 1821 angelegt und allmählich zu einem der schönsten, reichsten und interessantesten Anstalten seiner Art emporgewachsen. Prachtvolle schattige Fahrwege durchziehen den 150 Acres großen, auf drei Seiten vom Fuße Mahaweli umzogenen Garten, in dem wir eine prachtvolle Kollection von Palmen — darunter ein Exemplar der größten existirenden Fächerpalme, der seltenen Lodoicea Sechellarum mit großen Doppelnüssen — Frucht- Gewürz- und Nutzholzbäume aller Art, neben Kultur- und Zierpflanzen in größter Mannigfaltigkeit und schönster Anordnung finden. Bambuse, einen Fuß in 24 Stunden wachsend, von 100 Fuß Länge und neun Zoll Dicke, fassen die Ufer des Flusses ein. Die Pflanzen sind ausgiebig mit botanischen Namen bezeichnet, gedruckte gute Führer erleichtern die Orientirung und für jeden Pflanzenfreund wird der Besuch dieses Gartens ebenso instructiv, als lohnend und befriedigend und die Quelle hohen Genusses sein.

Die beiden Colombo-Photographen Skeen & Co. und Scowen & Co. haben eine ausgezeichnete Collection von Pflanzentypen aus dem botanischen Garten Peradeniya's und von Ceylon überhaupt, auf welche ich ganz besonders aufmerksam machen möchte.

Dicht bei dem botanischen Garten von Peradeniya kann man eine Theepflanzung und das dazu gehörige Präparirungs- und Packhaus besuchen, wo man ein ähnliches Bild, wie das in Dardschiling beschriebene hat, nur daß hier, dem größeren Betrieb entsprechend, beim Rollen, Dörren und Sieben des Thees auch durch Dampf betriebene Apparate mitbenutzt werden.

Kandy liegt 1680 Fuß über dem Meere und wenn auch die Temperatur tagsüber noch heiß genug ist, so kühlen die Nächte doch

schon wesentlich ab und man fühlt sich hier sehr erfrischt im Vergleich zu der Schwitzkammer Colombo. —

Die berühmtesten Ueberbleibsel der frühesten buddhistischen Architectur auf Ceylon liegen in den sogenannten „begrabenen Städten“ im Norden der Insel, und darunter wieder verdient specielle Erwähnung Anuradhapura, welches das nächste Ziel meiner Reise sein sollte. Kandy verlassend, kann man auf diesem Ausfluge zunächst noch eine Stunde die Bahn bis zu derem nördlichen Endpunkt Mátale benutzen und von dort aus fährt man dann auf der großen, nach Norden bis zu Jaffna führenden Poststraße, auf welcher die indischen Kulis über die „Adamsbrücke“ einzuwandern pflegen. Adamsbrücke nennt man bekanntlich die aus einer Reihe von Sandbänken und Felsriffen bestehenden Reste einer früheren Verbindung zwischen der Insel und dem indischen Festlande, und das Wasser der die beiden Länder heute trennenden Palk-Straße ist so seicht, daß es größeren Schiffen die Durchfahrt nicht erlaubt.

Die hier im Norden, wie anderwärts auf Ceylon verkehrenden „Postwagen“ haben mit der Regierung nur Kontract betreffs der Beförderung der Briefpost, betreffs Personenbeförderung übernehmen sie aber irgend welche Verpflichtungen nicht. Soweit der beschränkte Raum des Wagens es gestattet, werden Passagiere mitgenommen und bei rechtzeitiger Vorherbestellung kann man sich seinen Platz an den Endstationen meist unschwer sichern; in den Zwischenstationen aber vermag der Postmeister meist erst dann zu- oder abzusagen, nachdem der täglich einmal fahrende Wagen eingetroffen ist und „Bei-Chaisen“ giebt es nicht.

Ich kam gegen Sonnenuntergang in Mátale an und benutzte hier zum ersten Male in Ceylon ein Regierungs-Rasthaus, das in einem Garten gelegen, etwa einem freundlichen Landwirthshaus bei uns glich; da ich versäumt hatte, mein Essen vorher zu bestellen, was hier erforderlich ist, so mußte ich sehr lange warten, ehe der Aufseher des Rasthauses die nöthigen Einkäufe im Bazar zu meinem abendlichen Mahle besorgt und dieses zubereitet hatte.

Die Taxen hier sind 50 Cents für Benutzung der Räume und je 75 Cents für Benutzung eines Bettes und der Bettwäsche, im Ganzen also 2 Rupien per Tag; doch sind diese Gebühren, obgleich die Rasthäuser überall der Regierung gehören, in den einzelnen Provinzen Ceylons verschieden.

Vogelgesang weckte mich am nächsten Morgen und $^1/_2$6 Uhr ertönte das Horn des vorfahrenden Postillons, der mich als einzigen

Passagier abholte. Die Postwagen sind verdeckte Wagonettes mit zwei Plätzen neben dem Kutscher und vier bis sechs Sitzen im Innern; das Gepäck wird an den Seiten mit Stricken festgebunden. Das Gespann besteht aus zwei starken Ponies, welche jede Stunde gewechselt werden.

Dichter Nebel lag über der kleinen Stadt, deren Bewohner eben anfingen, die Bretter, womit sie die Vorhallen ihrer niedrigen Häuser bei Nacht zusetzen, abzunehmen, um daraus Verkaufsstände oder Lagerstellen für den Tag zu arrangiren; dann wärmten sie sich die Hände über im Freien brennenden Holzfeuern, als wenn sie wie die Eskimos in der Polargegend frören.

Die Straße ist überall prachtvoll gehalten, breit genug, um zwei Wagen Ausweichen zu gestatten und von Gräben an den Seiten eingefaßt. Die Fahrt in der frischen, würzig duftenden Morgenluft war anfangs lohnend genug und führte zunächst durch leicht gewelltes Kulturland mit ziemlich vielen, kleinen Dörfern und Reis-, Thee-, Kakao- und Bananen-Anpflanzungen, während scharf und eigenthümlich geformte, nackte Felsmassen vielfach die freundliche Landschaft überragten. Lustig ließ der Kutscher bei jeder Wegbiegung sein Posthorn erschallen. Je höher die Sonne stieg und je tiefer wir wieder in die Ebene hinab kamen, umso mehr empfand ich bei zunehmender Hitze die Abwesenheit von Schattenbäumen, welche in Indien alle Landstraßen einfassen; selbst soweit hier die Straße durch Wald führt, ist die Vegetation links und rechts von derselben, etwa noch einmal in der Breite von der Straße selbst, abrasirt und so fehlt Schatten fast überall.

Ich hatte viel gelesen von der außerordentlichen Grausamkeit, mit der man auf Ceylon die Zugthiere behandle, aber ich selbst habe kaum Gelegenheit gehabt, dies Urtheil heutigen Tages noch bestätigt zu finden. Im Allgemeinen wurden unsere Ponies nur durch Zuruf und Zügel, selten mit Hülfe mild angewandter Peitsche in gleichmäßig flottem Trab erhalten, nur das erste Anziehen des Wagens nach dem Umspannen an den Relais-Stationen gestaltete sich öfters schwierig, indem die frischen Thiere scheuten, zuweilen in die Höhe stiegen, oder nach dem Straßengraben hin drängten; einem solchen widerspenstigen Gaule wurde ein an einem Knüttel befestigter Strick um's Ohr gebunden, derselbe angedreht, wenn das Thier steigen wollte und so bei dem Ohre genommen, wurde es sofort vernünftig ruhig; bissigen Pferden legte man zuweilen auch lederne Beißkörbe an.

Gegen Mittag kamen wir in dem, durch seinen Höhlentempel berühmten Dambulla an und nahmen hier das Frühstück ein, welches

ein Singhalese mit dem runden Kamm im Haar, als römischer Katholik auf den Namen Johannes Pereira getauft, servirte.

Bald hinter diesem Orte geht von unserem Wege rechts die Straße nach Trinkomali ab, dem schönsten und sichersten Hafen ganz Britisch-Indiens und dessen Haupt-Marinestation. Allmählich kamen wir nun in die prächtig bewaldete Ebene, welche das ganze nördliche Drittel der Insel einnimmt; Bäume und Büsche werden hier durch Schlingpflanzen zu einem undurchdringlichen Gewirr verknüpft. Ansiedelungen und Menschen wurden immer seltener, nur hohe, rothe Termiten-Ameisenhaufen, einige Affen, buntschillernde kleine Vögel, hin und wieder ein Waldhuhn und wenige Schmetterlinge unterbrachen die Eintönigkeit, und unter der drückenden Hitze schlief die ganze Bemannung des Fuhrwerks ein, Kutscher, Saïs und ich.

Nachdem wir neun Mal die Pferde gewechselt und 68 Meilen zurückgelegt hatten, langten wir $^1/_2$5 Uhr Nachmittags in Anuradhapura an, dessen Rasthaus, von schattigen, hohen Bäumen umgeben, recht gut ist. Der kleine Ort selbst liegt sehr freundlich in grüner, wasserreicher Wiesenebene, welche durch drei Seen belebt und im Osten durch Bergzüge abgeschlossen wird.

Die Stadt wurde im 5. Jahrhundert vor Chr. Hauptstadt Ceylons, erreichte ihre höchste Blütheepoche zu Anfang unserer Zeitrechnung, litt dann aber viel unter den Einfällen der Tamilen und wurde im Jahre 769 als Residenz aufgegeben. Schnell und stark verfallend, war die Stadt fast ganz in Urwald und Gestrüpp begraben, bis 1872 die Engländer Aufräumungsarbeiten begannen, um die großartigen Reste altbuddhistischer Architectur, soweit sie noch vorhanden, zugänglich zu machen und zu säubern. Dieselben bestehen in Dagobas oder Reliquienschreinen, Klostergebäuden und „Pokunas", d. h. viereckigen, ausgemauerten flachen Tanks mit schönen, in sie hinabführenden Steinstufen, Wasserbecken, welche zu Trink- und Badezwecken benutzt wurden.

Die Dagobas umschließen — oder sollen umschließen — Reliquien Buddhas oder einer seiner Schüler und sind ganz massive Ziegelbauten in Glockengestalt, von einem würfelförmigen Aufsatz überragt, der seinerseits wieder von einem schirmförmigen Thurm, dem „Ti" gekrönt ist, welcher in eine hohe Eisenstange ausläuft. Die Zahl der Dagoben in Anuradhapura ist Legion und ihre Größe variirt im Durchmesser zwischen 2 und 370 Fuß; vier besonders große Dagoben aber überragen die ganze Umgegend. Die größte, im Jahre 87 vor Chr. vollendet, erhebt sich auf einer mit Steinplatten belegten Plattform, ist an ihrem Fuß, welchen Balustraden, Urnen und Skulpturen von Elephanten

und Göttern zierten, fast ganz von Gebüsch überwuchert, das den früheren Gypsüberzug vielfach abgesprengt hat und bietet von ihrer Spitze, welche jetzt 330 Fuß hoch ist, früher 405 Fuß hoch war, eine malerische Rundsicht; der Durchmesser dieser Dagoba ist 357 Fuß und man hat berechnet, daß die zu diesem Bau verwandten Ziegel hinreichen würden, um eine zehn Fuß hohe Mauer von London nach Edinburg damit aufzuführen.

Die zweithöchste, die Ruanwelli-Dagoba mit einem Durchmesser von 370 Fuß, ist westlich vom Rasthaus und unweit desselben gelegen und ihr cylindrischer Unterbau und die Plattform sind gründlich von der überwuchernden Vegetation gereinigt worden; ringsum sind zahlreiche, den Nischen am Fuße entstammende Skulpturen aufgestellt, Buddhafiguren, Opferplatten mit Buddhas Fußabdrücken, überlebensgroße, griechische Gewandstatuen mit archaistischem Gesichtsausdruck, vermuthlich Schüler Buddhas darstellend, und schöne Steinornamente.

Die kleinste der vier großen Dagoben mit besonders schönen Skulpturen wird jetzt für Rechnung eines siamesischen Prinzen restaurirt.

Eigenartig ist bei verschiedenen Dagoben der Kranz von Säulen, welcher sich auf der Plattform zuweilen in dreifacher Reihe um den Fuß des Schreines herumzieht.

Unter den zahlreichen Klosterüberresten sind besonders originell etwa 1600 steinerne Pfeiler von 12 Fuß Höhe, welche dicht bei einander auf einem Raume von 231 Quadratfuß stehen und das Fundament zu einem berühmten, im Jahre 400 nach Chr. erbauten, neunstöckigen Klosterpalast bildeten, von dem nur sie allein übrig geblieben sind.

Eine besondere Sehenswürdigkeit bildet der nahe dem Marktplatz auf einer erhöhten, ummauerten Plattform stehende heilige Bó-Baum (Ficus religiosa), wohl der älteste historisch beglaubigte Baum überhaupt, welcher nachweisbar im Jahre 245 vor Chr. gepflanzt und seitdem regelmäßig behütet, noch immer gut erhalten und von einem Kranz von ihm abstammender, jüngerer Bäume eingefaßt ist.

Die $1^1/_2$ Tage, welche ich in Anuradhapura zubrachte, benutzte ich meist zum Ausruhen, denn ich hatte meine körperliche und geistige Elasticität durch das stramme Reisen ziemlich abgestumpft. Die Rückfahrt erfolgte dann in Gesellschaft, ich hatte zwei nette französische Touristen als Begleiter und außerdem drängten sich noch fünf Eingeborene in das mit Postsäcken vollgepfropfte Innere des Wagens, sodaß ich herzlich froh war, als wir nach zehnstündiger Fahrt in Matale landeten und uns der Abendzug noch nach Kandy zurückbringen konnte.

Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht, dessen Wagen wir auf der Poststraße kreuzten, saß mit Gemahlin, Reisebegleiter und Dienerschaft zusammen auch zu sechst eng zusammengepreßt im Innern eines Wagonettes, das nicht bequemer war, als unsere „Royal Mail Coach."

Mein nächster Ausflug galt Nuwara Eliya, von den Engländern Nurelia ausgesprochen, dem Sanatorium Ceylons.

Kandy gegen elf Uhr Vormittags mit der Bahn verlassend, beginnt dieselbe bald zu steigen und führt in vielen Kurven und durch verschiedene Tunnel empor, weite Ausblicke über schön geformte Berge, breite Thalkessel und kleine Ebenen bietend, welche theilweise noch üppig bewaldet, meist aber schon ganz abgebrannt und in Theeplantagen umgewandelt sind, letztere landschaftlich ebenso wenig schön zu nennen, wie etwa Weinberge, denen sie von Weitem gesehen etwas gleichen. Fast in allen Theegärten findet man als Schattenbaum reihenweise angepflanzt die aus Queensland eingeführte, schöne pyramidenförmige Grevillea robusta, deren Pfahlwurzel den Theepflanzen die Bodenkraft nicht entzieht. An manchen Stellen ist die Waldverwüstung bereits soweit vorgeschritten, daß man sich zur Anpflanzung des schnell wachsenden Eukalyptus — der übrigens in Ceylon nicht sonderlich gut gedeiht — gezwungen sah, nur um überhaupt das nöthige Nutz- und Brennholz zur Hand zu haben.

Von der Station Hatton aus wird gewöhnlich der Ausflug nach dem 2250 m hohen Adamspik unternommen, dessen Gipfel Tausende von Pilgern besuchen, da der hier befindliche „Fußabdruck" von den Hindus Schiwa, von den Buddhisten Buddha selbst und von den Moslims Adam zugeschrieben und von Allen hoch verehrt wird. Der Aufstieg ist im letzten Theile steil und beschwerlich, aber selbst Damen unternehmen ihn, und des Morgens hat man von der Spitze aus meist einen klaren und entzückenden Rundblick über einen großen Theil der Insel.

Bei Hatton befinden sich auch die großen Pflanzungen des Dickoya- und Dimbulla-Districts, wo an Stelle der eingegangenen Kaffeekultur jetzt der Thee seine Triumphe feiert.

Nach Station Kottagalla erscheinen einzelne schöne Flußbilder: schäumendes Durchdrängen von Felsspalten in Kaskaden, Stromschnellen und malerische Wasserfälle und kurz vor vier Uhr erreicht man die 5200 Fuß über dem Meere gelegene Station Nanu-oya, von wo aus uns der Hôtelwagen in $^3/_4$ Stunde auf guter Straße und in allmählicher Steigung zu dem noch 1000 Fuß höher und vier Meilen weiter gelegenen Nurelia führt. Das „Grand Hôtel" daselbst ist etwas erhöht inmitten weiter, schön gepflegter Gartenanlagen freundlich gelegen und

mit englischem Comfort behaglich eingerichtet; zum ersten Male seit meinem Verlassen Europas fand ich hier in den Zimmern wieder elektrische Klingeln, welche selbst in dem anspruchsvollen Grand Oriental-Hôtel unten in Colombo fehlten und die Temperatur war nervenstählend frisch. Kaminfeuer brannte in allen Zimmern und man schläft des Nachts gern unter doppelten wollenen Decken, während man sich in Colombo am liebsten nur mit dem über dem Bett herum ausgespannten Mosquito-Netz als einziger Nachttoilette und Zudecke begnügte.

Bei einer Höhe von etwa 7000 Fuß friert es in Ceylon gewöhnlich alle Jahre zwischen Mitte December und Mitte Januar, kommt aber nicht zum Schneefall. Die „Saison" in Nurelia dauert vom Januar bis Mai und versammelt außer den Touristen zahlreiche Anglo-Indier, welchen Pferderennen und anderer Sport hier Abwechselung bieten. Der Gouverneur der Insel weilt hier von Februar bis Mai und in der zweiten Hälfte der Saison erscheinen unter den Touristen besonders viele Australier und Amerikaner, welche auf ihrer Reise nach Europa in Ceylon Station machen. Dann setzen die heftig eintretenden, Tag und Nacht anhaltenden Monsunregen der Saison ein Ende. Im Hôtelgarten, der von fünf Gärtnern in musterhafter Ordnung gehalten wird, kann man sich nach Europa versetzt glauben, da blühen weiße und violette, einfache und gefüllte Veilchen, Päonien, Fuchsien, Heliotrop, Tausendschön und Rosen, Phlox und Geranien in buntester Farbenvariation, Schiefblätter und einzelne Kakteen auf Beeten, die mit Steinbrech- oder Callas-Einfassungen umrahmt sind. Des Abends erschienen beim Diner die Herren im Frack, die Damen in großer Toilette, eine stattliche Frau von orientalischem Typus mit einem ganzen Brillanten-Bergwerk auf sich, kurz, für einen Touristen, der seinen Frack unten in Colombo gelassen hatte, war es geradezu unheimlich fein.

Je förmlicher es bei Tafel hergegangen war, um so formloser ging es nach Tisch in einer Gruppe junger englischer Pflanzer zu, welche zur Vorfeier des Sabbaths hier aus der Umgebung zusammengekommen waren und in stark angeheiterter Stimmung einen wahren Hexensabbath aufführten, zuerst im Billardsaal, dann in ihren Schlafzimmern, wobei sie natürlich auch die anderen Gäste störten, bis ihnen endlich die Wirthin des Morgens gegen zwei Uhr androhte, sie würde die ganze Gesellschaft sofort ausweisen lassen, wenn dieselbe nicht endlich mit dem Lärme aufhöre. Am nächsten Morgen sah ich dann die Gruppe dieser jungen Herren mit unglaublich katerigen Gesichtern an der Kasse stehen, ihre Bons prüfend, welche einen so großen Betrag aufwiesen, daß sie behaupteten, dieselben müßten entschieden gefälscht sein, sie könnten

unmöglich so viel getrunken haben. Aber schließlich mußte doch bezahlt werden und griesgrämig und verstimmt ritten und fuhren sie dann nach ihren resp. Heimen zurück, um daselbst den Rest des Sonntags in gesammelter Stimmung zu verbringen.

Nurelia liegt in einem schmalen Thalkessel, der theilweise von einem kleinen See, sonst von Gras-, Binsen- und Moorflächen eingenommen wird, zwischen denen sich ein Rennplatz und der Criquet-Spielplatz befinden und ist von rundlinigen Bergen umgeben, welche theils noch bewaldet, theils schon in Theepflanzungen umgewandelt worden sind. Nach Osten zu ziehen die fast senkrecht steil abfallenden Hakgalla-Berge das Auge speciell auf sich. Besonders häufig vertreten sind knorrige, starkstämmige Rhododendren, welche etwa zwölf Fuß hoch werden und zur Zeit noch nicht blühten, während Palmen und andere characteristische Tropenpflanzen hier fehlen, sodaß das Ganze eher an Schottland, als an Ceylon erinnert. Von Australien eingeführt und zahlreich angepflanzt finden wir hier verschiedene Eukalyptus-Arten; die eigenartige Acacia melonoxolyn mit einfachen lanzettförmigen zwischen den feingefiederten Blättern, einen schönen großen Baum, dessen Holz u. A. auch für Wagenbau sehr geschätzt ist; ferner die Gold- und Silber-Wattle, schöne, aber nutzlose Bäume.

Außerhalb der Saison leben in Nurelia nur etwa vierzig Europäer neben 2000 Eingeborenen.

Ich hatte die Absicht, am ersten Morgen den Peduratallagalla, den höchsten Berg Ceylons zu besuchen, welcher sich, 8295 Fuß (= 2524 m) hoch, noch 2295 Fuß über Nurelia erhebt und dessen flach abgerundeter, bewaldeter Bergrücken auf schmalem, steilem Fußweg nach etwa zweistündigem Steigen zu erreichen ist. Man bricht gewöhnlich schon Morgens früh gegen vier Uhr vom Hôtel auf, weil man bei Sonnenaufgang die klarste Aussicht zu haben pflegt; da aber ein altes Herzleiden mahnend bei mir anpochte, unterließ ich den Aufstieg und fuhr mit Rickscha nach dem sechs Meilen entfernten, etwa 800 Fuß tiefer liegenden, botanischen Garten von Hakgalla. Die Fahrt geht zunächst etwas steigend um das trübe Wasser des Sees herum und dann scharf bergein, durch einen schmalen Thaleinschnitt, der üppig mit Laubholz, Farren und Farrenbäumen bestanden ist. In allen Tönen zwischen grün, gelb, braun und roth spielten die Blätter der Baumkronen dieses wundervollen Regierungsforstes. Nach etwa einstündiger Fahrt öffnet sich plötzlich über steilem Abfall der Blick über die weite, tiefgelegene Uva-Gegend, einen ganz baumlosen, nur von grünem Patna-Gras bedeckten, weiten Gebirgskessel, der im Hintergrund von den Uva-

Bergen begrenzt wird, während rechts direct unter dem steil abfallenden Hakgalla-Felsen höchst malerisch der botanische Garten liegt, eines der vier Zweiginstitute des Hauptgartens von Peradeniya, welche dazu bestimmt sind, die den verschiedenen Höhen- und Feuchtigkeits-Verhältnissen entsprechende Flora zu studiren. Auch der hiesige Garten ist reizend angelegt, enthält in schattigen Alleen, malerischen Gruppen und schön angelegten Beeten sehr viele europäische und australische Laub- und Nadelhölzer, prächtigen Blumenflor, Blattpflanzen, Farren und Orchideen, doch ist die instructive botanische Bezeichnung der Pflanzen leider bei Weitem nicht so complet durchgeführt, wie in Peradeniya.

Man erzählte mir hier, daß die Verwüstung der Kaffeeplantagen durch den Himeleja vastatrix Rostpilz zuerst in 1870 auftrat, anfangs wenig beachtet wurde, aber im Verlauf von zehn Jahren die Kaffeeproduction Ceylons fast ganz zerstörte und die Mehrzahl der Pflanzer ruinirte. Daß die Kaffeesträucher sich meist so wenig widerstandsfähig erwiesen, wird zum Theil damit erklärt, daß dieselben, um immer größere Erträge zu erzielen, überdüngt worden waren, erst mit Thierdung, dann successive mit Knochen, Guano und Ammoniak, sodaß die künstlich übertriebenen Pflanzen nur noch wenig Widerstandskraft besaßen. Die jetzt eingeführte Theekultur hat ja die Pflanzer vielfach wieder financiell herausgerissen, erfordert allerdings auch ganz bedeutend größere Sorgfalt und Beaufsichtigung beim Pflücken, Trocknen und Packen, als der Kaffee, dabei ist die neue maschinelle Einrichtung, wenn auch verhältnißmäßig noch einfach, so doch immerhin theurer, als früher bei der Herrichtung des Kaffees, und der Nutzen des Pflanzers jetzt ein kleinerer, als früher. —

Hatte mein Thermometer des Morgens um sieben Uhr nur 10 ° C. gezeigt, so stieg es gegen Mittag bis auf 31 ° im Schatten.

Ich gedachte von Nurelia aus nicht wieder direct per Bahn nach Colombo zurückzukehren, sondern auf einer Wagenfahrt etwas mehr vom Landesinnern zu sehen und über Badulla, Haputale und Ratnapura zu reisen. Zwischen Nurelia und dem 37 Meilen entfernten Badulla giebt es keine Postverbindung und auch nur mit Mühe vermochte ich mir den letzten für den Tag verfügbaren Wagen zu 40 Rupien zu sichern, während meine beiden Franzosen von Anuradhapura, welche nach mir in Nurelia angekommen und davon so enttäuscht waren, daß sie sofort weiterreisen wollten, keine Fahrgelegenheit auftreiben konnten. Da ich reichlich Platz hatte, bot ich ihnen zwei Sitze in meinem Wagen an, die sie dankbar acceptirten, ihnen war gedient, ich hatte angenehme Gesellschaft, und wohlgemuth fuhren wir am nächsten Morgen um

acht Uhr ab. Unser Wagonette war mit zwei kräftigen, australischen Walern bespannt, welche im Bergklima Ceylons gut gedeihen, während unten in der heißen Ebene nur die aus Bombay eingeführten Pferde fortkommen können.

Die Fahrt ging zunächst an dem botanischen Garten vorbei und dann entwickelte sich immer deutlicher das für Ceylon ganz unerwartete Bild nahezu gänzlich von Baumwuchs freier, weiter Gebirgsketten und Thalkessel, welche fast ausschließlich mit Gras, Binsen und Schilf, hin und wieder mit etwas Gebüsch bekleidet sind. Nur in engen Bergschluchten, durch welche dünne Wasserfäden herabrieseln und in der Thalsohle nahe den wenigen Ansiedelungen zeigten sich seltene kleine Baumgruppen, ebendaselbst auch kleine Thee- und Kaffee-, meist aber Reisanpflanzungen, welche in der Thalsohle und in rundlinigen Terrassen am Berggehänge angelegt und derart bewässert werden, daß die kleinen, dünnen Wasserfäden und Gerinne des Berges in langen Kanälen aufgefangen, den Bergwänden entlang geleitet und zur Bewässerung der einzelnen Pflanzungen verwandt werden. Von „tropischer“ Vegetation oder gar „Ueppigkeit“ auch keine Spur. Aber die Rundblicke waren durch die mannigfaltigen Terrainabwechselungen von Steilthälern, weiten Kesseln und schön geformten Berglinien doch malerisch. Die gute Straße selbst ist zum größten Theile aus dem Gestein herausgeschnitten, führt oft hart am Rande steiler Abhänge vorbei und fällt bis zu dem freundlichen, kleinen Dorfe Welimadu beträchtlich; dann geht es einem steinigen Flußbett entlang nach einem neuen Bergkessel, dessen andere Seite auf vielfach gewundenem Wege erklommen wird, bis man kurz nach 12 Uhr das 3460 Fuß über dem Meere gelegene Etampitiya erreicht.

Das freundliche Regierungs-Rasthaus hier ist malerisch von Rosenhecken und Reisterrassen umgeben und bietet eine weite und sehr schöne Rundsicht rings auf die fernen, theilweise von Wolken umzogenen Berge und die nahen, schweizerartigen Almmatten. Obgleich das Haus, wie wir aus dem Fremdenbuch ersahen, recht selten benutzt wird, war es doch mit Schaukel- und Liegestühlen behaglich ausgestattet und besaß sogar einen besonderen „Damensalon“. Was kann man in halber Wildniß mehr verlangen?

Da wir uns nicht vorher angemeldet hatten, mußten wir 1$^1/_2$ Stunden warten, ehe man uns ein sehr frugales Mahl serviren konnte, bei welchem harte, schwer verdauliche Reisfladen die Stelle fehlenden Brotes ersetzten; aber die drei Stunden, die wir hier

verweilten, waren so wie so für das Ausruhen unserer Pferde nöthig, welche ohne Wechsel noch den Rest des Weges bis nach Badulla zurückzulegen hatten.

Die Weiterfahrt ging zunächst noch bergauf bis zu dem etwa 4000 Fuß hohen Rücken, der von einer alten, viereckigen Befestigungsanlage der Singhalesen gekrönt ist; dann rollten wir bergein durch allmählich reicher werdende Vegetation, vorbei an einer großen Hospital-Anlage und verschiedenen, in Gärten eingebetteten Regierungsbureaus, zu dem Rasthause von Badulla, wo wir kurz nach 5 Uhr eintrafen und froh sein mußten, überhaupt noch ein Zimmer zu dritt zu bekommen, da das große, hôtelartige Haus gelegentlich einer Zusammenkunft der Pflanzer aus dem Districte voll besetzt war.

Trotz des Sonntags befand sich doch die englische Gesellschaft schon vor Tisch in ausgelassen heiterer Stimmung, die jüngeren Pflanzer führten unter Peitschenknall und Gröhlen recht dummer Lieder einen Walkürenritt auf Stühlen um den Eßtisch herum aus und amüsirten sich mit dem Zerbrechen diverser Stuhlbeine, sodaß man schließlich Mühe hatte, noch genug feste Stühle für das Diner aufzutreiben. Die Tafel war mit Blumenaufsätzen und bunten, seidenen Tischläufern festlich geschmückt, Unterhaltung und Ton waren ganz Sport und besonderen Spaß gab es mir, mit welchem — nur dem weiblichen Geschlecht eigenen — Geschick es zwei sich gegenübersitzende Damen verstanden, an einander vorbei zu sehen, obgleich ihre Männer sich kannten und lebhaft unterhielten. Nach Tisch wurde wieder „gesungen“, diesmal natürlich mit noch rauherer Kehle und man merkte den guten Leuten an, daß die traurige Zeit des Niedergangs der Kaffeekultur vergessen und überwunden war; König Thee mit seinem goldenen Glücksscepter hatte alte Wunden geheilt.

Die Stadt Bandulla, der Hauptort der Provinz Uva, ist eine der ältesten und landschaftlich schönsten Städte Ceylons, in baumreicher, leicht gewellter Thalsohle an einem von Reisterrassen umgebenen Flusse gelegen und ringsum von schön geformten Bergen eingefaßt. Schattige Alleen, hinter denen sich auch verhältnißmäßig viele und schöne europäische Bungalows befinden, von Teakbäumen mit großen, lilaen Blüthenkerzen, Jacks, Flamboyants, Baobabs, Ficus- und Mangobäumen gebildet, durchziehen die Stadt, neben zahlreichen Areca-Palmen treten hier auch schon wieder Cocos- und Kitulpalmen vereinzelt auf und in den Gärten, welche von Datura-Hecken und manneshohen, gelben Camillen-Büschen eingefaßt sind, erglüht das Gold der Orangen

aus dunklem Laub. Zwei architectonisch unbedeutende, aber sehr alte und reiche Buddhatempel, die schöne Rennbahn um einen kleinen See herum angelegt und ein botanischer Garten bilden die unbedeutenden „Sehenswürdigkeiten" des Ortes, während von der Pracht der alten „Königsstadt" nur wenige Säulen und Steine übrig geblieben sind.

In der Nachbarschaft befinden sich ausgedehnte Theeplantagen.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit zwei Relais in drei Stunden nach Bandarawella. Die „königliche Postkutsche" war diesmal ein angenehmer und reinlicher Wagen, mit drei starken, gut gehaltenen und ruhigen Walern bespannt. Der Weg, theilweise auch wieder aus dem Berggestein herausgeschnitten, führt in vielen Windungen aufwärts, ein trüber Fluß braust schäumend über Felsblöcke in baumbesetzter Thalsohle, während die Berge auch hier wieder fast ganz kahl sind. Wir überfuhren hier die erste Schlange, welche ich in Ceylon überhaupt sah, ein starkes, etwa drei Meter langes Thier, das sich gerade über die Fahrstraße schlängeln wollte. Ich erwähne bei der Gelegenheit, daß auch Blutegel in Ceylon außerordentlich häufig sind und man von denselben bei Streifzügen durch Busch und Wald häufig belästigt wird; man schützt sich gegen dieselben durch eng anliegende, bis über das Knie reichende Stiefel und wendet gegen ihren Stich Citronell-Oel, Citronen- und Tabakssaft an.

Das 4036 Fuß über dem Meere gelegene Rasthaus von Bandarawella, bislang die Endstation der von Colombo über Kandy erst im Herbst 1894 bis nach hier geführten Bahn, ist ein äußerst freundliches, im Schweizerstil elegant gebautes Erdgeschoßgebäude, reizend in Anlage und Einrichtung und dabei in seinen Taxen billiger, als die meisten anderen Regierungs-Rasthäuser; freilich wird es von der Regierung, nach vorheriger Bekanntmachung, für ihre Gäste oder sonstigen Bedürfnisse nicht selten in ausschließliche Benutzung genommen und dem großen Publikum dann geschlossen. Hinter der freundlichen Veranda an der Vorderseite des Hauses schließen sich ein großer Salon und ein Eßsaal an und rings auf den dahinter gelegenen, kleinen, viereckigen Gartenplatz öffnen sich die sehr behaglich eingerichteten Schlafzimmer; kurz, man ist hier so gut aufgehoben, wie in einem schweizer Höhenort und ähnlich, minus der Schneeberge, ist auch die weite Rundsicht auf die schön geformten, meist ganz baum- und schattenlosen Berge ringsum, welche die Sonnenstrahlen scharf und heiß zurückwerfen.

Die Bahn brachte uns von hier in einer Stunde, und in weitem Bogen nochmals die baumlose Berggegend von Hakgalla umziehend, nach

Haputale, 4877 Fuß hoch auf einem schmalen Bergriegel gelegen, welcher die Grenze zwischen Ober- und Unterland bildet und einerseits einen Blick in die weiten Bergkessel im Osten, andererseits auf den steilen Abfall des Gebirges, die niedrigen Vorberge und die weite, grüne Tiefebene im Süden bis zum Meere hin eröffnet und ein wundervolles, großartiges Gesammtpanorama bietet.

In der nördlichen Ausdehnung der Tiefland-Ebene wohnen die Reste der Ureinwohner, etwa 1200 Weddahs und diese Gegend ist auch der Haupttummelplatz des in Ceylon heimischen und noch ziemlich zahlreich vertretenen, wilden Elephanten; um einen Elephanten abschießen zu dürfen, hat man von der Regierung vorher einen Jagdschein für 100 Rupien zu lösen, für jeden Büffel sind 20 Rupien, für Jagd auf Hirsch- und Kleinwild nur $2^1/_2$ Rupien per Saison zu entrichten.

Bei Tisch hatten wir eine interessante Unterhaltung mit einem höheren, englischen Forstbeamten, der in Nancy studirt hatte und dann eine Zeit lang Professor in Nordindien gewesen war. Er erklärte mir, daß die Kahlheit der meisten Berge in Ceylon, welche mich so frappirt hatte, theils von starken Winden, meist aber davon herrühre, daß man die Berge alljährlich zu Gunsten von Weideanlagen abbrenne.

Von Haputale aus gedachten wir in zweitägiger Wagenfahrt nach Ratnapura im Unterlande zu gelangen, von wo aus wieder Anschluß an regelmäßige Fahrpost existirt. Der Wagen kostete uns 100 Rupien, was schließlich nicht zuviel ist, wenn man den für die Pferde nöthigen Ruhetag in Ratnapura und die zweitägige Rückfahrt in Betracht zieht. Der in Nurelia engagirte Wagen und seine zwei Pferde kamen im Laufe des Nachmittags per Bahn von Nanu-oya aus an und am nächsten Morgen um 7 Uhr fuhren wir von Haputale ab. Zunächst herrschte dichter Nebel, der durch starken Wind aber bald cascadenmäßig schnell die Schluchten hinab gejagt wurde, sodaß kurz darauf die grünen Vorberge frei sichtbar wurden und darüber hinaus tief unten ein weites Wolkenmeer, über der Waldebene des Tieflandes fluthend; ein eigenartig schöner Anblick.

An jähen Abhängen entlang führt der Weg, meist aus dem Berge herausgehauen, zunächst sehr steil abwärts bis nach Haldamulla, von wo ab er weniger fallend, offene Gegend mit Kaffee- und Theeanpflanzungen durchzieht. Der Kaffeestrauch hat in diesem District bislang verhältnißmäßig wenig gelitten und wird, sehr kurz gehalten,

hier ganz eigenartig, horizontal und ähnlich wie Maulbeerpflanzen gezogen. Wir frühstückten in dem 1871 Fuß hoch, an einem rauschenden Bergbach in schön bewachsenem Thalkessel gelegenen Rasthaus zu Belihuloya und erreichten schon um zwei Uhr Mittags unser heutiges Ziel Balangoda, da unseren Bombay-Pferden nicht mehr als diese 29 Meilen Fahrt zugemuthet werden konnten.

Das Rasthaus hier, inmitten freundlicher Gartenanlagen etwas erhöht gelegen, bot einen entzückenden Rundblick auf dicht bewaldete, niedrige Vorberge am Fuße der steilen Gebirgskette, auf grüne Reisfelder in der schmalen Ebene und ein fischreiches klares Gewässer, in welchem sich die glockenförmige weiße Dagoba und der daneben stehende scheunenartige Tempel abspiegelten. Im Ganzen kommen recht wenig Touristen dieses Weges, das Fremdenbuch wies für die letzten vier Wochen nur fünf Stück dieser Species auf und dem entsprach es denn auch, daß wir beim Spaziergang durch die einzige, den Ort bildende Straße von den guten Eingeborenen wie die „Wilden" angestaunt wurden. Der Rasthausverwalter bezieht von der Regierung den fürstlichen Monatsgehalt von 10 Rupien = 11 Mark und ist im Uebrigen darauf angewiesen, bei der Beköstigung der wenigen Touristen noch etwas zu verdienen.

Die Fahrt des nächsten Tages ging von dem noch 1778 Fuß über dem Meere gelegenen Balangoda aus bergein durch freundliche, fruchtbare Gegend, in welcher sich Ansiedelungen immer dichter folgten. Unter leichten, auf den Feldern selbst errichteten Schattendächern wurden die Reisähren auf Matten theils von Menschen, theils von vier im Kreise herumgetriebenen Büffeln ausgetreten. An verschiedenen Stellen trafen wir auf höchst primitiv betriebene Edelstein-Fundgruben, in denen Saphire, Topase und Katzenaugen, auch Rubine, Zirkone, Spinelle, Granaten und Turmaline derart gewonnen werden, daß man in der Ebene der Flußanschwemmungen etwa zwölf Fuß tiefe, viereckige Löcher ausgräbt und deren sandige Lehmerde auswäscht, wobei man ziemlich viele minderwerthige, unreine und flockige, aber nur sehr wenige schöne Steine findet. Dieselben werden in Ratnapura, dem Mittelpunkt des Edelstein-Bezirks, mit Fiedelspulen geschliffen und auf rotirenden Kupferscheiben polirt.

Der Baumwuchs, theilweise dicht mit Lianen-Vorhängen behangen, war auf dieser Strecke sehr üppig, schwarze, bis über einen Meter lange Eidechsen und zahlreiche kleine, grüne Chamäleons huschten über den Weg, und nachdem wir den letzten der sechs, aus Bambusstangen

bestehenden Schlagbäume der Chausseegeld-Einnahmeu passirt hatten, kamen wir schon gegen elf Uhr Vormittags nach 27 Meilen Fahrt in der nur noch 50 Fuß über dem Meere malerisch gelegenen Stadt Ratnapura an.

Von hier aus gedachten wir eigentlich ein Boot zu nehmen, den Fluß Kalu Ganga hinunter bis nach Kalutara und von da per Bahn nach Colombo zurückzufahren; leider fanden wir aber, daß in Folge mangelnden Regens der Fluß seit drei Wochen nicht genügend Wasser hatte, um die Fahrt auf ihm, wie sonst üblich, sicher innerhalb eines Tages erledigen zu können und wir belegten deshalb Plätze für die Tagfahrt der königlichen Post, welche außerdem auch eine Nachtfahrt zwischen Ratnapura und Colombo unterhält; letztere wäre natürlich, was Temperatur anbetrifft, viel angenehmer gewesen, aber wir wollten möglichst viel sehen.

Von Ratnapura und seinem alten Fort aus genießt man unter zahlreichen malerischen Blicken auch eine schöne Aussicht auf die drei Spitzen der Adamspik-Gruppe, welche besonders am frühen Morgen des nächsten Tages klar hervortrat.

Die königliche Postkutsche holte uns um sechs Uhr zu einer zwölfstündigen, sehr lohnenden, aber auch sehr heißen Tagesfahrt ab. Reisfelder und üppiger Wald, von Farren und Lianen durchschlungen, Thee-, Zuckerrohr- und Zimmt-Anpflanzungen wechselten in bunter Mannigfaltigkeit ab, Palmen und Crotons umgaben alle Wohnungen, welche meist aus Lehm- oder Holzwänden mit Palmenblattdach, seltener aus Ziegeln und Ziegeldach bestanden; auf einem Baumklotz vor dem Haus steht meist das thönerne oder kupferne Wassergefäß mit einer halbirten Cocusnuß als Deckel und Trinkschale. In den offenen Vorhallen hielten die Eingeborenen auf niedrigen Bettstellen Siesta und diese angenehme Beschäftigung scheint bei recht vielen der Singhalesen einen guten Theil des Tages auszufüllen. Verhältnißmäßig häufig trifft man auf einfache, offenen Schuppen gleichende Pilger-Rasthäuser.

Nachdem wir in Awisawella's sehr freundlichem, hôtelartigem Rasthaus Zeit zum Frühstück gehabt hatten, ging die Fahrt weiter, allmählich aus den Bergen heraus und an den Kelani-Fluß führend, welcher häufig aus seinen Ufern tritt und die Landstraße unter Wasser setzt, sodaß links und rechts am Chausseerand angebrachte schwarze Doppelpfosten die Fahrrichtung anzeigen müssen, damit die Wagen nicht aus Versehen in die Gräben hinein fahren und ihre Insassen dem Ertrinken aussetzen.

Während der letzten 25 Meilen laufen die Röhren der Colombo versorgenden Wasserleitung neben der Landstraße her.

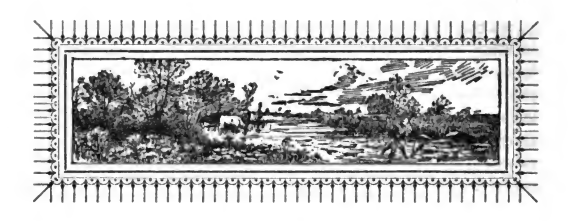
Es war kurz vor sechs Uhr Abends, als wir nach zwölfmaligem Wechsel der Postpferde und Zurücklegung von 56 Meilen glücklich vor dem Hauptpostamt in Colombo landeten und damit meine Rundreise durch die Insel ihren Abschluß fand. Als den schönsten Theil derselben betrachte ich die Fahrt zwischen Haputale und Ratnapura und pressirten Reisenden würde ich anrathen, Anuradhapura und Badulla wegzulassen und die Rundtour: Colombo—Kandy—Peradeniya—Nurelia—Bandarawella—Haputale—Ratnapura—Colombo zu unternehmen.

Im Grand Oriental Hôtel traf ich mit einem meiner deutschen Reisegenossen aus Indien zusammen, welcher die letzten drei Wochen auf einer Jagdtour im Norden der Insel Ceylon zugebracht hatte, begleitet von einem Jäger, den er sich durch den auch in Colombo etablirten bekannten Thierhändler Hagenbeck verschafft hatte. Der Aufenthalt in den Wäldern war nichts weniger als angenehm gewesen und es hatte sehr lange Zeit gedauert, ehe man endlich auf einen Elephanten zu glücklichem Schuß gekommen war. Da das getroffene Thier keine Fangzähne besaß, so blieben als Trophäen des Jagdzuges nur die abgezogenen Fußhäute verfügbar, welche man zu Papierkörben und dergl. verwenden kann.

Mein Bekannter gedachte schon am nächsten Tage mit dem französischen Dampfer nach Java weiterzugehen, wohin ich auch, aber erst zwei Tage später, mit dem englischen Dampfer reisen wollte; er drängte mich, ihn zu begleiten, mein Einwand, daß ich noch allerlei in Colombo zu besorgen, auch meine Wäsche soeben erst zum Waschen ausgegeben habe, wurde damit beantwortet, daß sein Diener noch spät in der Nacht per Wagen zu dem außerhalb der Stadt wohnenden Wäscher hinausgeschickt und dieser angewiesen wurde, meine Sachen am nächsten Morgen, in welchem Zustand sie auch immer seien, nach dem Hôtel zurückzubringen. Im Schweiße meines Angesichts verbrachte ich dann den nächsten Vormittag bei einigen 30° Wärme mit Einkäufen, Erledigung meiner Geldangelegenheiten, Abschiedsbesuchen, Besorgung von Billet und Packen, auch meine Wäsche war fix und fertig rechtzeitig zurückgekommen und so langte ich in ungefähr triefendem Zustand denn auch noch glücklich kurz vor Abfahrt der „Calédonien“ an Bord des Dampfers an, wo mich meine beiden französischen Reisebegleiter der letzten acht Tage schon erwarteten, um sich liebenswürdigerweise auch hier nochmals von mir zu verabschieden.

Nachdem die letzten Abschiedstropfen zusammen getrunken, unsere Bekannten wieder an Land zurückgekehrt waren und wir die Anker gelichtet hatten, um Colombo zu verlassen, zog ich mich, nach einem letzten Blick auf den von Palmen eingefaßten Strand, ganz erschöpft zurück und ließ Ceylons Küste hinter mir verschwinden, während ich in dem plätschernden Wasser der Badewanne einige Erfrischung und dann auf dem Lager in meiner Kabine wohlverdiente Ruhe suchte.





Straits Settlements und Java.

Auf meiner Rundfahrt um Asien habe ich leider öfter, als mir lieb war, die Dampfer der französischen Messagéries maritimes benutzen müssen, und ich sage leider, weil diese große und berühmte, von der französischen Regierung außerordentlich reich subventionirte Linie nach Asien ihre ältesten, langsamsten und schlechtesten Schiffe schickt, welche weit zurückstehen hinter den Dampfern derselben Compagnie nach Australien und Südamerika. Die 4200 Tonnen große „Calédonien", welche uns langsam, knapp zwölf Meilen per Stunde laufend, mit 3400 Pferdekräften von Colombo nach Singapur fuhr, war ein Typ dieser „asiatischen" Linie: von zweifelhafter Reinlichkeit besonders in den Baderäumen und den nicht desinficirten Closets, welche auf deutschen und englischen Dampfern musterhaft gehalten zu sein pflegen; der Salon war nicht von Bord zu Bord durchgehend, sondern nach der alten Weise seitlich von Schlafkabinen eingefaßt und dem entsprechend dumpf und dunkel; Schreibtische glänzten durch Abwesenheit und die „Schiffsbibliothek" bestand nur aus einem halben Dutzend geographischer Specialwerke. Wollte man Unterhaltungslectüre haben, so hatte ein französischer Buchhändler freundlichst dafür gesorgt, daß man für vier bis fünf Francs per Band am Lande unverkäufliche Romane an Bord kaufen konnte, aber die schöne Gepflogenheit deutscher und besonders englischer Dampfer, auch eine reiche Auswahl von Unterhaltungslectüre zur freien Benutzung der Passagiere mit zu führen, war den höflichen

Franzosen unbekannt, bezw. wurde hier in Asien jedenfalls nicht geübt. Daß der Buchhändler für sein Verkaufsmonopol an Bord vielleicht eine gewisse Summe bezahlen muß und der „maître d'hôtel“ einige Groschen durch den Verkauf der Romane verdiene, scheint der Dampfergesellschaft wichtiger zu sein, als die Rücksicht auf ihre Passagiere. An Stelle täglich frischen Kaffeegebäcks wie bei Deutschen und Engländern giebt es hier des Morgens nur trockne Biscuits, Frühstück und Diner sind gewöhnlich ganz ausgezeichnet, qualitativ und quantitativ ganz ungenügend aber ist der französische „Lunch“, der nur aus einem Teller lauwarmen Wassers mit einigen darauf schwimmenden Fettaugen, sogen. „Bouillon“ und einer Platte kalten Aufschnitts besteht. Unbegreiflich war auch die Nichtachtung landesüblicher Sitten und durstender Kehlen betr. des doch im ganzen Osten allgemein eingeführten „Pegs“, des Erfrischungsgetränkes von Whiskey mit Sodawasser; jedesmal suchte man uns beim Bestellen eines „Peg's“ zunächst eine ganze Flasche Whiskey aufzunöthigen und erst energische Vorstellung bei dem maître d'hôtel brachte darin Abhülfe. Vor acht Uhr Morgens war das Promenadendeck selten fertig gewaschen und die den Passagieren gehörenden Deckstühle wurden dabei so rücksichtslos herumgeworfen und durchnäßt, daß sie auch dann oft noch nicht oder überhaupt nicht mehr benutzbar waren. Daß das ganze Promenadendeck auf französischen Dampfern den Passagieren erster und zweiter Klasse gleichmäßig zur Verfügung steht, ist ebenfalls nicht immer angenehm, wenn auch wohl gut „republikanisch“.

Die in dem vorstehenden Sündenregister aufgeführten Schäden findet man an Bord deutscher und englischer Dampfer in Asien sämmtlich vermieden und die Nutzanwendung liegt also nahe, sich lieber dieser zu bedienen, soweit die Abfahrtszeiten das eben ermöglichen. Daß unsere vorzüglichen deutschen Reichspostdampfer, welche in Bezug auf Schnelligkeit und Comfort alle anderen Linien schlagen, demnächst an Stelle des bisherigen vierwöchentlichen, nunmehr vierzehntägigen Dienst nach Asien einführen werden, ist mit besonderer Freude zu begrüßen.

Wir hatten Colombo am 22. Februar Mittags verlassen, am dritten Tage Abends wurden die Leuchtfeuer von Sumátra und mehrere Schiffslichter in der Einfahrt der Malaka-Straße sichtbar und am nächsten Morgen traten die Bergzüge Sumatras und der Baumstrand der Insel deutlich hervor; wir passirten gegen Mittag verhältnißmäßig nahe der Küste Deli, welches durch seinen in den letzten Jahren sehr lukrativ gewesenen Tabakbau bekannt ist.

Das malerisch gelegene, seit 1786 englische Pinang, die „Insel der Arecanuß“, laufen französische Dampfer leider nicht an, dagegen trat

die dichtbewaldete, niedrige Bergküste der Ostseite der Straße gegen Mittag des fünften Tages bei dem freundlich gelegenen Malaka in Sicht, dann folgte eine Reihe kleinerer, bergiger und üppig bewaldeter Inseln und der Dampfer ging Abends zehn Uhr in der Nähe des Hafeneingangs von Singapur vor Anker, da die Einfahrt wegen zahlreicher Sandbänke, starker Strömungen und Unterströmungen so gefährlich ist, daß nach Sonnenuntergang keine Schiffe einkommen dürfen.

Die Entfernung zwischen Colombo und Singapur beträgt 1582 Seemeilen. Die Matrosen veranstalteten am Abend zur Vorfeier der Passirung des Aequators noch ein eigenartiges Concert auf dem mit chinesischen Papierlaternen und bunten Flaggen reich geschmückten Hinterdeck; sie traten maskirt in Kleidern und Hüten aus bunten Papierschnitzeln an, eine große Puppe in Marineuniform und mit Dreimaster auf dem Kopfe dabei in feierlicher Procession herumtragend, und producirten dann unter schwungvoller Leitung eines karikirten Café chantant-Dirigenten auf Mirlitons, Trommeln und Trompeten die neuesten Blüthen französischer Tingeltangels, le dernier cri de la grande nation.

Bei Sonnenaufgang fuhren wir in den schmalen Meeresarm ein, der zwischen zahlreichen Riffs, grünbelaubten hügeligen Inseln und rothen, steil abfallenden Bergwänden immer enger und malerischer werdend, schließlich zu dem „neuen Hafen“ von Singapur führt. Unter dem Signalberg und vor den Kohlendepots legten wir $^1/_2$8 Uhr am Quai an, dicht bei dem nur 1480 Tonnen großen, der gleichen Kompagnie gehörigen „Godavéry“, welcher im Anschluß an unseren Dampfer schon um elf Uhr weiter nach Batavia fahren sollte. Wir überwachten die Umladung unseres Gepäcks von einem Schiffe zum andern, sicherten uns in dem vollbesetzten kleinen Dampfer unsere Schlafstellen und hatten dann eben noch knapp Zeit, eine Fahrt nach der eine halbe Stunde östlich vom neuen Hafen an der alten Reede gelegenen Stadt zu unternehmen, im Konsulat unsere Briefe abzuholen und im Hôtel de l'Europe meinen amerikanischen Reisebekannten von Delhi her, den älteren Herrn aus Chicago, wirklich einen „jolly good fellow“ zu treffen, der sich unserem Ausflug nach Java hier als dritter im Bunde anschloß.

Auf Singapur komme ich später gelegentlich eines längeren Aufenthalts daselbst zurück und begebe mich jetzt mit dem geneigten Leser wieder an Bord der „Godavéry“, welche um elf Uhr ihre 550 Meilen lange Fahrt nach Batavia antrat. Obwohl schon über dreißig Jahre im Dienst, ist der Dampfer doch noch ganz gut im Stande. Ein festes Holzdach über dem Promenadendeck an Stelle der sonst

üblichen Sonnensegel zeigte nicht nur an, daß wir dem Aequator und seiner drückenden Sonne immer näher kamen, sondern schützte auch gegen die, aus dem bewölkten Himmel in kleinen Intervallen herniederstürzenden kurzen, aber tropisch heftigen Regengüsse.

Mit Ausnahme des maître d'hôtel oder Oberstewards waren sämmtliche Diener und die Besatzung an Bord Chinesen, und als Specialität unter der Schiffsgesellschaft befand sich der Cooke'sche Reisecircus an Bord, welchen ich schon nach einander in Bombay, Kalkutta und Rangun angetroffen hatte und der nun mit seinen 18 Künstlern höheren und niederen Parterres, mit Pferden, Elephanten, Kameelen und Affen nach Batavia segelte, um auch die dortigen Einwohner durch seine Kunst zu erfreuen. Die Eingeborenen bringen den Circusleistungen überall ein außerordentliches Interesse entgegen und da die Europäer auch nicht gerade viel Abwechselung im Osten haben, so opfern auch sie der „Kunst“ in dieser Form gern ein Scherflein, sodaß die Weltreisen des Circus, trotz der damit verbundenen großen Spesen, doch wohl lohnend sind.

In smaragdgrünem Wasser ging die Fahrt zunächst immer zwischen größeren und kleineren Inseln mit rothen Felsklippen und üppiger Vegetation hin, dann kamen wir aus dem Inselmeer allmählich wieder in freie See. Da meine beiden Reisegenossen den Aequator zum ersten Male passirten, so entgingen sie Abends sieben Uhr beim Eintritt dieses wichtigen Momentes nicht der üblichen Taufe, doch prakticirte ich dieselbe sehr milde nur mit meiner Eau de Cologne-Flasche, und bei Tisch tranken wir dann eine extrae Flasche Sect, die wir uns auch sonst, der „Auffrischung halber“, öfters gönnten.

Einen großen Theil des nächsten Tages fuhren wir zwischen den leicht bergigen, nahen Inseln Banka und Sumatra hindurch.

Eine holländische Dame, welche schon früher in Java gewesen war, überraschte und erstaunte uns am Morgen zum ersten Male mit dem in Java auch unter Europäerinnen üblichen Kostüm: buntfarbigem, grell gemustertem Sarong, einem Kattunrock, der sehr eng anliegend, um die Hüften gebunden wird, bis knapp zu den Knöcheln reicht und unter welchem die nackten, in Pantoffeln steckenden Füße hervorschauen; darüber wird eine kurze weiße Morgenjacke und darunter nur das Hemd getragen; das ist Alles. In diesem Kostüm, welches die Schönheiten und Nicht-Schönheiten besonders der unteren Körperhälfte recht plastisch hervortreten läßt, bleiben die Damen — jawohl, auch wirkliche „Damen“ tragen dieses unglaubliche Kostüm — bis zur späten Diner-Stunde, d. h. Abends acht Uhr, um sich erst dann in den Zwang

des Korsetts und reicher Toilette zu werfen; bequem, sehr bequem ist die leichte Sarong-Tracht ja gewiß, aber ästhetisch ebenso gewiß nicht und „schön“ bedingungsweise auch nur bei sehr wenigen Europäerinnen, da diese im Allgemeinen weder die zarten Körperformen der Javanerinnen, noch deren Geschmack bei Auswahl der Muster und im Tragen des Gewandes haben. Man denke sich eine dicke holländische „mevrouw“ in dem eng anliegenden Kattun-Sarong und man wird das Lachen nicht unterdrücken können.

Ehe wir auf Java, der Perle Insel-Indiens, landen, möchte ich auch hier wieder einen kurzen Rückblick auf dessen historische Entwickelung werfen.

Daß die Beziehungen dieser kleinsten, aber bislang bedeutendsten unter den großen Sunda-Inseln zu Vorderindien weit zurückreichen, geht aus zahlreichen, im ganzen Lande zerstreuten, alten Götterbildern und Tempeln hervor, welche sowohl dem Brahmakultus, als auch dem Buddhismus geweiht sind, doch ist Näheres über die Zeit ihrer Entstehung nicht bekannt. Die Araber besuchten Java schon im achten Jahrhundert, die Chinesen wahrscheinlich noch früher. Im Jahre 1405 eroberten die Mohammedaner die ganze Insel und theilten sie in zwei große Reiche: das Königreich Bantam im Westen und das größere Kaiserreich Mataram im Osten; ihre Religion wurde gleichfalls die herrschende.

Als erste Europäer erschienen auch hier die Portugiesen, unter Henrique Lerne 1522 von Malaka aus zunächst einen Besuch abstattend und später (1579) Handelsfactoreien gründend. Nachdem aber Philipp II. 1584 die Holländer von dem lissaboner Weltmarkt ausgeschlossen und dieses seemuthige Volk dadurch geradezu zu directen Fahrten nach Indien, der damaligen Quelle des Großhandels, gezwungen hatte, sehen wir dieselben bald auch als Concurrenten auf Java. Schon im Jahre 1594 verdrängten sie die Portugiesen aus Bantam und nachdem auf Oldenbarneveldt's Rath 1602 die „Vereinigte Indische Kompagnie“ gegründet worden war, nahm das holländische Handelswesen in Indien einen mächtigen Aufschwung; kriegerische und handelspolitische Erfolge gingen Hand in Hand. Im Jahre 1610 wurde die holländische Factorei von Bantam nach Jakatra, einer Vorstadt des heutigen Batavia verlegt und nachdem 1619 der Fürst von Jakatra vertrieben und seine Hauptstadt vernichtet worden war, gründeten die Holländer Batavia, welches seitdem Sitz der holländischen Regierung in Indien geblieben ist. Im Jahre 1602 hatten auch die Engländer eine Factorei in Bantam errichtet, gaben sie aber 1683 wieder auf, nachdem Holland die leitende Macht

im indischen Archipel geworden war und seine Herrschaft auf Java von der Hauptstadt Batavia aus der Nordküste entlang immer weiter nach Osten ausdehnte. Im Jahre 1742 wurde das Bantam-Reich, dessen Hauptstadt man schon seit 1682 an Holland abgetreten hatte, ganz zu einem holländischen Vasallenstaat erklärt und schon wenige Jahre später, 1749, brach auch das durch häufige Kriege geschwächte Mataram-Reich zusammen; Holland theilte dasselbe 1755 in die beiden „Fürstenländer“ Solo und Djocjakarta und stellte diese unter einheimische Fürsten, welche dem Namen nach zwar unabhängig waren und es bis heutigen Tages geblieben sind, aber doch in großer Abhängigkeit gehalten werden, einen holländischen Residenten an ihrem Hofe aufnehmen und dulden müssen, daß die Holländer bei ihrer Residenz ein Fort besetzt halten.

Große Mißbräuche in der Verwaltung der niederländisch-ostindischen Kompagnie führten schließlich 1798 zu derem Auflösung und zur Einsetzung eines von der holländischen Regierung bestellten Generalgouverneurs, von denen besonders Daendels 1808—1811 gründliche Reformen einführte und u. A. den Bau der prachtvollen Heerstraße begann, welche die ganze Insel von West bis Ost durchzieht.

1808 wurde das Reich Bantam, dessen Sultane immer mehr unter holländischen Einfluß gekommen waren, auch formell dem holländischen Besitz einverleibt. 1811—1814 war die Insel vorübergehend in englischen Händen, kam aber durch den Pariser Frieden wieder an Holland zurück. 1825—1830 folgte dann noch der blutige Aufstand des Prinzen Dhipo Negoro von Djocjakarta, dessen Unterdrückung allerdings sehr kostspielig war und die Finanzen der Kolonie stark belastete, andrerseits aber auch Holland einige der schönsten Binnenprovinzen Javas einbrachte.

Seit dieser Zeit hat sich die Insel in Ruhe entwickeln können und es ist erstaunlich und bewundernswerth, wie eine so kleine Anzahl von Europäern ein Volk wie die Javaner seitdem in Frieden beherrscht hat. Das dabei befolgte System besteht darin, alte Verhältnisse und Zustände nach Möglichkeit weitgehend zu schonen und durch Ernennung hochadeliger Eingeborenen zu „Regenten“ deren Ehrgeiz zu befriedigen und ihre Interessen mit denen der holländischen Regierung gemeinsam zu gestalten. Um auch die religiösen Gefühle des Volkes zu schonen, war den christlichen Missionaren, welche gerade in Asien zuweilen mehr Unfrieden, als Frieden gestiftet haben und noch stiften, das Handwerk in Java bis vor Kurzem ganz verboten. Unterstützt wird die Versöhnungspolitik der Regierung durch die angeborene Lenksamkeit und Friedensliebe des Volkes und seine ausgeprägte Unterwürfigkeit gegen Vorgesetzte.

Jedes Dorf oder „Dessa" bildet eine selbstständige Gemeinde, mehrere Dessas einen District, mehrere Districte eine Regentschaft, mehrere Regentschaften eine Residentschaft, deren es auf Java 22 giebt; nur die „Residenten" oder Provinzvorsteher und die den Regenten „wie ein älterer Bruder dem jüngeren" zur Seite stehenden „Assistenz-Residenten" sind immer Holländer, die „Regenten" und niederen Beamten aber Eingeborene und so ist den europäischen, wie den javanischen Interessen nach Möglichkeit Rechnung getragen.

Die Hebung der Landeskultur erfolgte hauptsächlich durch das 1830 vom Generalgouverneur van den Bosch eingeführte und sehr interessante, sogenannte „Kultursystem". Dasselbe beruht darauf, den Staat zum Producenten auf allen nicht im Privatbesitz befindlichen Ländereien und zum Verkäufer der darauf gewonnenen Bodenproducte drüben in Holland zu machen, wozu er sich der Vermittlung der im Jahre 1824 gegründeten „Niederländischen Handelsgesellschaft" bedient, deren Privilegien zuletzt 1871 bis zu Ende 1899 verlängert wurden. Grundlage des Systems bildet die Frohnarbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten, natürlich sehr niedrigen Lohn, und in scharfer Anwendung desselben hob sich die Landwirthschaft ganz außerordentlich und ergab der Regierung reine Ueberschüsse von 40 bis 60 Millionen Gulden im Jahre. Man rechnet, daß heute $^3/_4$ des ganzen Landes unter Kultur, $^1/_5$ noch mit üppigem, an werthvollen Holzarten reichem Urwald bedeckt ist. Verschiedene Anpflanzungen erwiesen sich aber allmählich nicht mehr als einträglich, in Java, wie in Holland wurden immer mehr Stimmen gegen die Monopolwirthschaft laut und so wurde denn durch Gesetz von 1870 das „Kultursystem" derart eingeschränkt, daß bislang nicht urbar gemachte Ländereien von der Regierung auf 75 Jahre in Erbpacht vergeben werden dürfen, wenn das Zustandekommen größerer Landbau-Unternehmungen einigermaßen gesichert ist. Europäer haben sich in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich im Osten der Insel als Plantagenbesitzer angesiedelt. Die Regierung selbst läßt jetzt nur noch Pflanzungen von Kaffee, Chinchona und Nopal (Opuntien für Cochenille-Zucht) anlegen und von den Eingeborenen bearbeiten; diese dürfen außerdem neben Reis und Mais, die sie für ihren eigenen Bedarf zunächst benöthigen und welche je etwa $^1/_4$ der gesammten Kulturfläche bedecken, noch Zuckerrohr, Kaffee, Thee, Indigo, Pfeffer, Tabak u. s. w. pflanzen, mit der Verpflichtung, diese Producte gegen festgesetzte billige Preise an die Regierungsmagazine abzuliefern. Für das Jahr 1897 schätzt man den von Seiten des Staats zum Verkauf gelangenden Kaffeeertrag nur auf 158 000 Pikuls. Das Sammeln

eßbarer Schwalbennester, die Bereitung des Seesalzes, die Ausbeutung der Dschattiwälder, welche das für den Schiffsbau so wichtige Teakholz (Tectona grandis) liefern und der Opiumverkauf sind Monopole der Regierung.

Die früheren reichen Ueberschüsse der Insel haben seit Jahren, veranlaßt durch Bodenerschöpfung, Kaffeestrauch-Krankheit und andere Ursachen, ein stehendes Deficit von etwa 10 Millionen Gulden pro Jahr im Gefolge gehabt; der letzte Abschluß von 1894 weist sogar ein solches von über 14 Millionen auf.

Die Gesammtbevölkerung Javas, eine außerordentlich dichte, betrug im Jahre 1893 inclusive der gewöhnlich zu Java gerechneten Insel Madura etwa $24^1/_2$ Millionen Seelen, welche sich officiell fast ausschließlich zum Islam bekennen, allerdings diesen mit hinduistischen Anschauungen gemischten Glauben nur sehr äußerlich vertreten, während der alte Geister- und Gespenster-Glaube noch tief in der Seele des Volkes wurzelt. Ob die von der Regierung den Missionaren gegenüber letzthin beobachtete, weniger ablehnende Haltung gute Früchte zeitigen wird, bleibt abzuwarten. Bislang zählte man nur etwa 20 000 einheimische Christen. Die Volksbildung steht noch auf sehr niedriger Stufe und Ende 1891 wurden nur 200 Volksschulen mit etwa 35 000 Kindern gezählt.

Dem Stamme nach zerfallen die Eingeborenen auf Java in Sundanesen, welche im Westen, eigentliche Javaner, die im Centrum und im Osten, und Maduresen, welche auf Madura und in Ostjava wohnen, und außer den ganz verschiedenen Sprachen dieser drei Stämme wird an den Küsten auch häufig malayisch gesprochen.

Die Javaner sind von allen malayischen Stämmen die gebildetsten und weit charactervoller als der Sundanese, der eine Bedientenseele hat und alle schlechten Eigenschaften der Europäer gern annimmt. Von feinen Manieren, nicht ohne Talent und einer höheren Entwickelung wohl fähig, entbehren die Javaner dennoch sittlicher und intellektueller Energie. Die Unterwürfigkeit, welche der Hindu dem Engländer zeigt, erweist der Javaner dem Holländer im Allgemeinen nicht.

Europäer leben nur etwa 47 000 auf der Insel und sind als Beamte, Soldaten, Kaufleute, Pflanzer und Zuckersieder thätig; 250 000 über die ganze Insel verstreuter Chinesen betreiben Handwerk und Kleinhandel, während die 15 000 Araber meist Kaufleute oder Priester sind.

Diese mohammedanischen Priester, theilweise ziemlich fanatische, der Regierung unbequeme Personen, genießen einen größeren Einfluß besonders dann, wenn sie Hadschis sind, d. h. die Wallfahrt nach Mekka gemacht

haben. Früher war diese Reise verhältnißmäßig umständlich, zeitraubend und theuer und dementsprechend genossen die Hadschis großes Ansehen bei dem Volke. Die Regierung hat nun, wohl ganz politisch und klug, das Reisen nach Mekka nicht etwa verboten oder Beschränkungen unterworfen, sondern im Gegentheil erleichtern helfen, sodaß jetzt jedes Jahr etwa 2500 neue Hadschis fertig werden, und wie es im Leben überall geht, so auch hier: was selten war, imponirte, was alle Tage und in jedem Dorfe vorkommt, wird eben zum Alltäglichen und hinterläßt keinen tieferen Eindruck mehr, sodaß die 30000 Hadschis, Araber und Eingeborene, die es heutigen Tages auf Java geben mag, weniger gefährlich sein dürften, als die weit kleinere Zahl derselben früher, welche besonders in Bantam und der Preanger Regentschaft aufwühlerisch thätig war.

Einigermaßen informirt, dürfen wir nun wohl auf Java landen.

Da auf der alten eigentlichen Reede von Batavia die Wassertiefe nie eine sehr große war und für die Bedürfnisse der modernen Schifffahrt immer ungenügender wurde, so legte man einen neuen großen Hafen sieben Kilometer östlich davon in Tandjoeng Priok an, wo wir am frühen Morgen des 2. März eintrafen. Vor uns dehnte sich niedriges, üppig bewachsenes Uferland, im Hintergrund tauchten aus schweren Wolken hin und wieder die Spitzen der Vulkane Gedeh und Salak auf.

Zwischen zwei langen, aber niedrigen Wellenbrechern, die sich bis auf eine schmale Einfahrt nähern, dampften wir in das eigentliche, abgemauerte Hafenbecken hinein, an welchem sich östlich die Kohlenschuppen, westlich die Landeplätze und Lagerhäuser befinden. Wir legten direct am Quai an, wo deutsch sprechende Hôtelangestellte uns in Empfang nahmen und behülflich waren bei der milden Zollinspection, welcher unser Gepäck unterworfen wurde, während man die mit uns gekommenen Chinesen vor Passirung der Zollbarrière am Körper visitirte und ihnen nach eventuellem Schmuggelgut selbst unter den Hut guckte. Für Einführung von Jagdgewehren oder Waffen überhaupt bedarf es auch hier einer Specialerlaubniß, welche unverdächtige Touristen im Stadthaus von Batavia unschwer ausgestellt bekommen.

Ein Kanal und längs desselben gute Landstraße und Eisenbahn führen von Tandjoeng Priok durch üppige, niedrige Sumpfvegetation mit zahlreichen Mangroven und Cocospalmen nach der Altstadt Batavia, welche man mit der Bahn in etwa zwanzig Minuten erreicht, und von hier fährt uns ein Wagen die lange, interessante Hauptstraße Molenvliet entlang nach der Neustadt Weltevreden, wo die sämmtlichen Hôtels liegen.

Wir stiegen in dem uns empfohlenen „Hôtel der Nederlanden“ am Rijswijk ab, Andere ziehen das nahe „Hôtel des Indes“ vor. Beide liegen freundlich innerhalb großer Gartenanlagen, auf welche sich neben dem Haupthaus auch noch auf beiden Seiten lange, mit Vorhallen versehene Seitenflügel für Gästewohnungen öffnen. Der Besitzer unseres Hôtels war ein Deutscher und man bedient sich überhaupt auf ganz Java in Eisenbahnstationen und Gasthöfen fast überall mit Erfolg des Deutschen, während der Engländer hier zu Lande vielleicht mehr Schwierigkeit, als irgendwo sonst auf der civilisirten oder halbcivilisirten Erde findet, mit seiner Weltsprache, meist der einzigen, die er überhaupt spricht, auszukommen. In den Hôtels, wo wir verkehrten, sprach so weit ich mich erinnere auch nicht ein einziger Besitzer Englisch, und mein amerikanischer Reisegenosse war überall auf unsere Dolmetscher-Dienste angewiesen. Engländer reisen denn auch nicht viel auf Java.

Die Hôtel-Diener sprechen außer Malayisch höchst selten noch eine andere Sprache, gewöhnlich ist nur der „Oberkellner“ noch etwas der holländischen Sprache mächtig.

Die Zimmer in unserem Gasthof waren groß und hoch, die Betten, mit Mosquitonetzen behangen, außerordentlich breit und überall mit einer etwa zwei Fuß langen Kissenrolle ausgestattet, welche die Engländer „dutch wife“ benannt haben. Die wehenden Punkas Indiens fehlen in Java leider gänzlich.

Die täglichen Mahlzeiten beginnen mit kaltem Kaffee, der in einem kleinen Liqueurflacon neben warmer Milch servirt, des Morgens noch im Bett genommen wird; zwischen sechs und neun Uhr folgt ein einfaches Frühstück mit Eiern und kaltem Aufschnitt, um ein Uhr die „Reistafel“, und die späte Hauptmahlzeit erst um acht Uhr Abends. Kurz vor der Reistafel und vor der Hauptmahlzeit werden in der Vorhalle holländischer Genever, Bitters und die nöthigen Gläschen dazu aufgestellt, und ein Jeder bedient sich damit ohne Extrazahlung.

Der Morgenkaffee ist ganz ausgezeichnet, wird durch langsame Filterung kalten Wassers durch die gestoßenen Bohnen hergestellt und hat nur den einen Nachtheil, daß die Portionen sehr kleine sind.

Die „Reistafel“, das indische „Tiffin“ ersetzend, ist eine ganz originelle Einrichtung und besteht darin, daß zu gesottenem Reis, mit welchem man den Grund eines tiefen Suppentellers füllt, hartgekochte Eier, Fricadellen, Omelette, Gurkensalat, gekochtes und gebratenes Huhn, Spiegeleier, in Zucker gedünstete, auf Holzstäbchen gesteckte Rindfleischwürfel, getrockneter Fisch, allerlei Pickles auf einer neun-

theiligen, flachen Porcellanschale und Curry in ununterbrochener Aufeinanderfolge, meist bereits halb oder ganz kalt, herumgereicht werden; man nimmt davon allerlei, der richtige Holländer meist von Allem und mengt das Ganze in einem tiefen Teller zu einem Mischgericht, das kaum noch an eine Platte für gesittete Menschen gemahnt und an dessen Vorzüge, die es nach Ansicht der Holländer doch entschieden haben muß, da sie diese Mahlzeit täglich einnehmen, ich mich bis zum Ende meines Aufenthalts in Java nicht gewöhnen konnte. Ich zog das gewöhnlich darauf noch folgende, einfache Steak mit Salat vor und verzichtete auf die vorhergehende pièce de resistance.

Das Diner ist meist recht gut und die eine lange Tafel unseres Hôtels war des Abends mit etwa 80 Gästen besetzt.

Die europäischen Damen erscheinen an der table d'hôte des Hôtels beim Frühstück sämmtlich und die meisten selbst noch des Mittags bei der „Reistafel" in dem oben beschriebenen, zwanglosen Sarong-Kostüm und mit hohen Stöckelsandalen an den nackten Füßen; die Herren entsprechend in weiten, grellfarbigen Kattunbeinkleidern, weißer Drilljacke und leichten Pantoffeln; die Kinder in Schlafkostümen, „Combinations", welche Jacke und Beinkleid in einem Stücke vereinen.

Beim Mittagessen, resp. der Hauptmahlzeit Abends acht Uhr, erscheinen die Herren häufig in einem weißen, geschlossenen Drill-Jaquet mit Stehkragen, welcher einen Hemdenkragen überflüssig macht, und tragen darunter wahrscheinlich vielfach nur eine Unterjacke und überhaupt kein Hemd.

Wenn man von englischen Kolonien kommt, wo man dem äußeren Menschen vielleicht etwas mehr Zwang auferlegt, als das heiße Klima rechtfertigt, so fällt diese hier oft zu weit gehende Zwanglosigkeit natürlich doppelt auf.

Die Badeeinrichtungen in den javanischen Hôtels sind ziemlich mäßig, es existiren nur eine sehr beschränkte Anzahl von Zellen, in denen stehend man sich mit kaltem, d. h. lauem Wasser aus gemauerten Trögen übergießen kann; Douche-Einrichtungen existiren fast nirgends und die leicht zu transportirenden zusammenlegbaren Gummibadewannen sind deshalb für Touristen hier zu Lande besonders angenehm. Die in den Toiletten aufgestellten, zahlreichen Wasserflaschen entsprechen einem höchst eigenthümlichen, tropischen Auswuchs holländischen Reinlichkeitssinnes.

Der Pensionspreis in den ersten Hôtels beträgt sechs Gulden per Tag.

Man rechnet in Java nämlich ganz nach holländischer Münze und besitzt auch eigene Banknoten in dieser Währung. Ein Gulden-

stück wird aber gewöhnlich als Rupie, ein Stück von 2½ Gulden als Dollar bezeichnet.

Batavia, heute 110 000 Einwohner zählend, früher mit gleichem Rechte die „Königin des Ostens“ und das „Grab der Europäer“ genannt, hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts ganz wesentlich verändert. Nachdem durch ein Erdbeben in 1699 der Tjiliwong-Fluß, an dem es liegt, immer mehr verschlammte und die Gesundheitsverhältnisse verschlechterte, gründete der Generalgouverneur Daendels Anfang dieses Jahrhunderts sechs Kilometer landeinwärts die Neustadt auf der etwas höher gelegenen Ebene von Weltevreden (= Wohl zufrieden), welche durch den vier Kilometer langen Molenvliet-Boulevard mit der Altstadt verbunden ist. In Letzterer liegen das alte Stadthaus und die kaufmännischen Geschäfte, aber es schläft fast kein Europäer mehr in der Altstadt, obgleich auch aus ihr Dissenterie und Cholera durch Zuführung reinen, aus artesischen Brunnen gewonnenen Wassers jetzt verschwunden sind; dagegen tritt Malaria hier noch auf und auch davon ist man in Weltevreden, wo alle Europäer wohnen, verschont. Die Wohnhäuser der Europäer sind fast ausnahmslos frei stehende, mit einer Säulenvorhalle versehene, weißgetünchte Ziegelbauten, inmitten eines Gartens gelegen, den Frucht- und Schattenbäume, aber verhältnißmäßig sehr selten schöne Anlagen zieren; gewöhnlich sieht man neben Crotons und anderen Strauchpflanzen nur noch einige Rosen und niedere Palmen, in Töpfen gezogen, aufgestellt.

Eine 18 Kilometer lange Dampftram, deren Locomotive nicht wie gewöhnlich geheizt, sondern an Füllstationen mit dem nöthigen Dampfe versehen wird, fährt von der Altstadt durch ganz Weltevreden hindurch und weiter bis zu der südlichsten Vorstadt Meester Cornelis hinaus, wo früher ein berühmtes, befestigtes Militärlager war. Die Bahn verkehrt von früh 6 bis Abends ½7 Uhr alle zehn Minuten und man fährt ¾ Stunde von einem Endpunkt bis zum andern. Die Züge führen erste und zweite Klasse und in letzterer besondere, nur für Eingeborene bestimmte Wagen.

Die Hôtels stellen gute und elegante Miethwagen, deren Kutscher ebenso wie die aller besseren Privatfuhrwerke, eigenthümliche roth und gold lackirte, ovale Bambushüte in Form einer Schildkröten-Schale tragen, und als Droschken verkehren zahlreich die landesüblichen „Sadoks“ (von Dos-à-Dos), leichte zweirädrige, mit einem Zeltdach gedeckte Karren, in denen vorn der Kutscher sitzt, während hinten der Fahrgast Platz nimmt, die Beine herunter hängen lassend oder sich sonst mehr oder weniger malerisch auf das kurze, banklose Innere

hingießend; die Dos-à-Dos berechnen einen Gulden für die Stunde oder Fahrt, sind also viel theurer als in Indien, wie alles Andere hier zu Lande auch. Die javanischen Ponies sind klein, aber ganz außerordentlich lebhaft, kräftig und schön.

Unternehmen wir eine erste Orientirungsfahrt vom Hôtel nach der Altstadt zu, so kommen wir zunächst in die lange Molenvliet, die, wie der Name angiebt, von einem der zahlreichen, von Mauern eingefaßten Kanäle durchzogen wird, in derem braungelben Wasser sich Männer und Frauen zahlreich baden oder auf Bambusflößen stehend, ihre Wäsche waschen.

Die Tracht der Männer besteht in der Djilana tiedor, d. i. ein buntgedrucktes, baumwollenes Kattunbeinkleid in großcarrirten oder quer gestreiften Mustern, worüber noch schurzartig um den Leib gewickelt der Kain, ein sarongartiger, aber ungenähter Rock getragen wird, dessen Druckmuster mit Vorliebe Drachen, Vögel, Zackenkanten und Blumen aufweisen, und zwar in den Hauptfarben rothbraun oder dunkelblau auf rohfarbigem Grunde. Lastträger und Leute niederen Standes lassen den Oberkörper unbekleidet, sonst wird eine weiße oder hellfarbige Baumwolljacke, die Kabaie, getragen und der Kopf allgemein mit einem Tuche, der Ikad Kapala umwunden, zuweilen außerdem noch mit breitrandigem, spitzem Rundhut aus Bambusgeflecht bedeckt. Die Füße sind gewöhnlich bloß. Es ist den Eingeborenen erlaubt, sich europäisch zu kleiden, doch müssen sie auch dann stets das bunte Kopftuch beibehalten, von welchem bei den Javanern, im Gegensatz zu den anderen Stämmen der Insel, immer ein dreieckiger Zipfel auf die Stirn herunter hängt. Einheimische Beamte führen hinten im Gürtel den Kris, den malayischen, zuweilen geschlängelten Dolch mit breitem, geschweiftem Holzstichblatt und einer Messingscheide.

Die Frauen, oft ganz prächtige Gestalten, mit besonders schönem, elastischem Gang und zuweilen von auffallender Schönheit, tragen über dem langen Sarong, dem seitlich genähten, bunten Kattunrock, den sie mit Grazie umzulegen verstehen, ein buntbaumwollenes Peignoir, den Badju, der aber nicht so kurz ist, wie bei den hiesigen europäischen Damen, sondern bis über die Knie herabreicht und so dem Gesammtanzug einen weit decenteren Character verleiht. Bessere Klassen haben unter dem Badju noch eine Art kurzer Corsettjacke, den Kutang, und fast allgemein wird außerdem noch ein Schärpentuch, der Slendang benutzt, welcher gewöhnlich shawlförmig umgehangen wird, aber auch praktischen Zwecken dient, indem man Lasten und auch die kleinen Kinder damit trägt, welch' letztere dabei auf der Hüfte der Mutter

reiten. Die Frauen haben das Haar glatt zurückgekämmt und hinten zu einem chignonähnlichen Knoten zusammengeschlungen. Ein flacher chinesischer Papierschirm vervollständigt meist die Straßentoilette.

Davon, daß die Frauen sich wie in anderen Ländern mohammedanischen Glaubens außerhalb des Hauses verhüllen, ist in Java gar keine Rede und auch das ist ein Zeichen dafür, wie wenig tief hier der Islam sitzt; die Frauen speciell trifft man auch mehr bei den Hindu-Tempeln betend an, als in Moscheen.

Die Javaner sind im Allgemeinen elastische, mittelgroße Gestalten von gefälligem Bau, von hellgelber bis brauner Hautfarbe, mit breiter aber nicht so flacher Nasenwurzel wie bei anderen Malayen, mit üppigem, schwarzem Haar, aber schwachem Bartwuchs und schwarzen Augen, wogegen die Sundanesen gröbere, mehr an die Chinesen erinnernde Gesichtszüge haben.

Während in den oberen Klassen, welche Pracht und Aufwand lieben, Vielweiberei herrscht, nimmt der gewöhnliche Mann nur eine Frau, welche den Eltern abgekauft wird, und das Familienleben ist meist rein und erfreulich, das Verhältniß der Kinder zu den Eltern voll Hochachtung.

Die Beschneidung, welche übrigens schon vor Einführung des Islam hier Sitte war, erfolgt bei beiden Geschlechtern im zehnten Lebensjahr, und zur selben Zeit werden auch die Zähne spitz gefeilt und das Betelkauen gilt von da an als erlaubt. Auch auf Java ist der Betelgenuß allgemein, das Tabakrauchen häufig und außerdem leider das Opiumrauchen sehr verbreitet. Schon vierjährige, kleine Knaben rauchen lange, dünne, in Maisblätter eingewickelte Cigaretten.

Der Molenvliet, wie die meisten Straßen Javas, ist von prächtigen Schattenbäumen eingefaßt, worunter die Hauptrolle hier zu Lande der dem indischen Banyanenbaum, Ficus indica, entsprechende Waringenbaum spielt, welcher in Bau und Luftwurzeln an seinen indischen Bruder erinnert, aber etwas kleinere Blätter hat; daneben sind Tamarinden, Teakbäume und eine schöne, gelb blühende Akazien-Art als Straßeneinfassung benutzt. Da alle Häuser jedes Jahr nach der Regenzeit frisch geweißt werden müssen, so ist der Gesammteindruck ein außerordentlich freundlicher. Gewisse Straßen Weltevredens mit ihren von Mauern eingefaßten und mit Schleußen versehenen Kanälen, die von zierlichen Eisengittern und stattlichen Alleen auf beiden Seiten eingesäumt und von leichten Brücken überspannt sind, gleichen wirklich holländischen Grachten, aber die sich während des ganzen Tages im

Flusse folgenden Badescenen sind doch zu characteristisch tropisch, als daß die Täuschung lange anhalten könnte.

In ganz Java müssen, um Streitigkeiten möglichst vorzubeugen, die Chinesen und Araber in besonderen Stadtvierteln getrennt von Javanern und Europäern wohnen und das ist denn auch hier in Batavia der Fall. Am nördlichen Ende der Molenvliet dehnt sich nach Westen zu das Chinesen-Viertel aus, in welchem einige sehr schön gebaute, große Steinhäuser mit geschweiften Dächern von dem Reichthum ihrer Besitzer zeugen, während in einfachen, kleinen Budiken chinesische Handwerker wohnen, die sich auf ihren Ladenschildern in holländischer Sprache besonders als Tischler und Gewürzhändler anpreisen, wie z. B. „Ho Fu Sing, Meubelmaker".

Die Javaner betreiben unter den feinen Handwerken mit Vorliebe Sattlerei und Uhrmacherei.

Die von Kanälen durchschnittenen Straßen der Altstadt mit den europäischen Geschäftshäusern erinnern wirklich an Holland, ebenso das alte, aus dem Jahre 1652 stammende Stadthaus, in welchem wir gelegentlich unseres Besuches gleichzeitig unsere Anmeldung bewerkstelligen wollen. Alle Personen nämlich, welche nicht schon ihren stehenden Wohnsitz in Niederländisch-Indien haben, müssen sich innerhalb dreier Tage nach ihrer Ausschiffung bei den Behörden melden und über das „woher, wohin und wozu?" Auskunft ertheilen, bei Strafe von fünf Gulden für jeden Tag, welcher nach dem dritten Tage verstreicht. Wir gehen also ins „Meldebureau", einen großen, weißgetünchten Raum, an dessen sechs einfachen Tischen einheimische Beamte arbeiten oder — auch nicht, tout comme chez nous. An einer der Tafeln liest der Beamte heimlich seine javanische Zeitung, die aber sofort verschwindet und der Arbeit des Papierbänder-Schneidens Platz macht, als ein dicker, holländischer Beamter das Zimmer betritt. An einem anderen Tische sitzend, fertigt ein einheimischer Schreiber einheimische Meldungen ab; einzeln aufgerufen, treten die Javaner tief knixend und mit abgezogenen Sandalen aus dem Korridor ein und knieen oder hocken neben dem Tische des Beamten nieder, um ja nicht höher zu erscheinen als dieser, welcher sie auch im Tone sehr von oben herab behandelt. Dagegen erfreute sich ein hereinkommender, gut gekleideter, chinesischer Knabe von etwa sechs Jahren, wahrscheinlich der Sprößling einer angesehenen, bekannten Familie, allgemeiner Beliebtheit, als er ringsum uns Allen die Hand reichte und uns auf holländisch höchst drollig einen guten Tag, mijnheer, wünschte.

Wir europäischen Touristen wurden sehr zuvorkommend behandelt, man verlangte nicht einmal unseren Paß zu sehen, sondern füllte einen Aufenthaltsschein für sechs Monate auf unsere mündlichen Angaben hin aus, erleichterte uns um $1\frac{1}{2}$ Gulden und entließ uns höflich.

Um im Innern Javas zu reisen, bedarf es noch einer Specialerlaubniß, welche gewöhnlich auch im Stadthaus vom Residenten Batavias ertheilt wird; dieselbe wurde uns durch gütige Vermittelung unseres Generalkonsuls in der Form ausgestellt, daß uns Se. Exc. der Generalgouverneur selbst speciell an die Residenten und anderen Beamten aller Provinzen empfahl, wie ich denn überhaupt bei dieser Gelegenheit gleich dankbar anerkennen will, daß wir seitens der holländischen Beamten auf Java überall das liebenswürdigste Entgegenkommen fanden.

Nebenbei bemerkt sind wir nirgends nach den Erlaubnißpapieren gefragt worden, und unser amerikanischer Reisegenosse, der es übersehen hatte, sich den Reisepaß nach dem Innern zu besorgen, reiste mit uns ganz unbehelligt, auch ohne im Besitz dieses Papieres zu sein. Seitdem das Eisenbahnnetz das Land durchzieht, ist man nicht mehr so oft, wie früher, auf die Vermittelung der Behörden angewiesen, welche Wohnung, Speisung und auch die Stellung des Reisefuhrwerkes, oder mindestens der Gespanne für die Reisenden besorgen. Der Verkehr auf den, heutigen Tages alle bedeutenden Plätze verbindenden, Hauptstraßen wird durch Gouvernementspferde vermittelt, welche zur Verfügung der Beamten und Officiere stehen, gegen Zahlung bestimmter Taxen aber auch von Privaten benutzt werden können.

Gehen wir von dem Stadthaus nach dem alten Hafen zu, so passiren wir ein im Barockstil erbautes, altes Thor mit zwei sehr grotesken Statuen römischer Krieger in den Nischen links und rechts und finden dicht dabei im Grase liegend eine alte Kanone, deren Ende in Form einer eigenthümlich geballten Faust gegossen ist und von unfruchtbaren Frauen besonders Abends viel besucht wird. Zahlreiche Opfer von Blumen, Kerzen, Räucherwerk und kleinen Gebetschirmen aus Papier zeigen, welche Verehrung dieses Rohr genießt, dessen Ergänzungsstück, die „männliche" Kanone, in Bantam liegt und die Sage geht dahin, daß, wenn diese beiden Kanonen einst zusammenkommen sollten, der Weltuntergang bevorstehe.

Weitergehend gelangen wir zu den in dichtes Grün, in Busch und Baum eingebetteten Ueberresten der alten Citadelle, zu den am kali besaar oder großem Flusse gelegenen Pack- und Vorrathsräumen der

Regierung, bezw. der niederländischen Handelsgesellschaft und endlich zu dem bunten Fisch- und Fruchtmarkt. Auf ersterem fallen neben den Produkten des sehr fischreichen Meeres besonders die vielen bis zu einem Fuß langen Goldfische auf, welche im Wasser der Reisfelder gezogen und für die Tafel bestimmt sind, d. h. nicht etwa in ein Aquarium, sondern in die Pfanne wandern. Während Fleisch von den Eingeborenen nur wenig gegessen wird, bilden Fische einen großen Consum-Artikel der Insel.

Der malayische Archipel ist berühmt wegen seiner zahlreichen und ausgezeichneten Früchte und ich erwähne als für hier characteristisch zunächst die köstliche Mangustin; büschelweise wachsend, etwa apfelgroß, mit glatter, braunvioletter, starker Schale, enthält sie in dem harten, rothen Fleisch des Innern eingebettet mehrere Kerne und diese sind von einem weißlichen Gelee umgeben, welches die Mangustin, so lange sie frisch ist, zur „Königin aller Früchte“ macht. Leider ist sie schnellem Verderben ausgesetzt und man sagt, daß es die einzige Frucht in dem weiten „Greater Britain“ sei, welche man noch nicht auf die Tafel der Königin Victoria habe bringen können. Eine andere, eigenartige Frucht ist die rothbraune, stachelige, kastanienähnliche Rambutan, deren weißes Gelee im Innern nur einen Kern umschließt. Auch die graubraune, lederartige Schale der Duku-Frucht enthält einen in Gelee eingebetteten Kern. Les extrêmes se touchent in der Beurtheilung der Durian-Frucht, welche einige für die köstlichste aller Früchte erklären, während andere sie nicht riechen können und zwar in des Wortes wörtlichster Bedeutung, denn ihr Duft gleicht demjenigen alten Limburger Käses; die große, grüne, ein bis zwei Fuß lange, stachelige Frucht umschließt in vier Längsabtheilungen weiße Crêmewürstchen, in denen etwa je fünf Kerne enthalten sind und der Geschmack der weißgelblichen Masse ist etwa der von Nußcrême.

Wir bestiegen noch den „Ausguckthurm“, um einen Blick auf die alte Reede zu werfen, auf welcher jetzt nur zwei Segler lagen; früher diente der kali besaar, welcher abgemauert und mit Quaianlagen versehen ist, als Löschungs- und Ladeplatz für Batavia's gesammte Schifffahrt, jetzt legen nur noch Fischer- und Küstenfahrzeuge hier an, während der große Verkehr nach dem neuen Hafen gelenkt worden ist.

Die Ausfuhr Holländisch-Indiens betrug im Jahre 1893: 191 Millionen Gulden, worunter Zucker mit 71, Kaffee mit 38, Tabak mit 30 und Zinn mit 12 Millionen obenan stehen, während Pfeffer, Reis, Rotang, Kopra, Häute, Indigo und Muskatnüsse mit

je 2 bis 3 Millionen Werth vertreten sind. Von Reis werden nur kleine Quantitäten, dem Carolina-Reis ähnlichen, feinen Tafelreises, nach Holland und England verladen, dagegen muß gewöhnlicher Reis, welcher das Hauptnahrungsmittel des Volkes bildet, für den eigenen Konsum noch aus Bangkok und Rangun importirt werden.

Die Einfuhr Java's in 1893 werthete 177 Millionen Gulden, bestand hauptsächlich in Baumwoll- und Wollwaaren, Metallen und Metallwaaren, Petroleum, Farben und Steinkohlen und die europäischen Importeure Batavia's, welche ich sprach, waren recht unbefriedigt mit den Resultaten ihrer Arbeit in den letzten Jahren.

Abgespannt von der Hitze und den wenigen, gelegentlich dieser Excursion zu Fuß erledigten Gängen, kehrten wir nach dem Hôtel zurück. Ueberhaupt empfand ich die Wärme in Batavia ganz besonders drückend; das Thermometer stieg allerdings nur bis etwa 31° im Schatten, aber in Folge der mehrere Male im Laufe des Tages niedergehenden, starken Regengüsse war die Luft so unangenehm feucht-warm, daß man sich recht träge und unlustig dadurch gestimmt fühlte. War die Temperatur selbst auch nicht so hoch, so verhinderte doch der hohe Wassergehalt der Luft ein rasches Verdunsten der Haut und somit eine Kühlung der letzteren. Die Wärmeschwankungen im ganzen Jahre sind nur geringe und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist jederzeit ein hoher; Gewitter sind an den Gebirgsrändern Javas fast tägliche Erscheinungen. Die schlimmste Regenzeit liegt zwischen December und April während des Nordwest-Monsuns und diese Periode ist auch die heißeste; dann wird es angenehmer und die Monate Mai bis August dürften als die besten Reisemonate für Java zu bezeichnen sein. „Rother Hund", der bekannte, sich in den Tropen einstellende Hitzausschlag, befiel mich hier zum ersten Male auf dieser Reise. Schuhzeug und Kleider setzten mit einer unglaublichen Schnelligkeit Reinkulturen von Schimmel an und die um den Hôtelgarten laufenden Säulenvorhallen waren den ganzen Tag über mit Stücken männlicher und weiblicher Garderobe, inclusive solcher allerintimster Art behangen, welche da lüften und trocknen sollten, soweit dies in der feuchten Luft eben überhaupt möglich war. Leichte Drill-Anzüge sind hier natürlich besonders angenehm. Des Abends gehen und fahren Herren und Damen häufig barhaupt aus. —

Der einzige deutsche Klub in Batavia, der „Turnverein", erfreut sich leider keines sonderlichen Ansehens, dagegen sind die beiden großen holländischen Klubs, denen auch die besser situirten Deutschen wohl ausnahmslos angehören, sehr schön und elegant. Dicht bei unserem

Hôtel liegt die „Harmonie", ein von Säulenhallen umgebenes, stattliches Gebäude, dessen Inneres ganz aus einer luftigen Halle besteht, zwischen deren Säulen nur geschnitzte Holzschirme halber Saalhöhe Lese-, Billard- und Konversationsräume abscheiden, sodaß die Luft überall frei cirkuliren kann. Weiße Marmorfließen bedecken den Fußboden des ganzen Hauses, welches außen und innen ganz in weiß gehalten ist und seinen Hauptschmuck in zahlreichen Gaskandelabern mit Milchglasglocken und böhmischen Krystall-Kronleuchtern findet, welche das Haus und den anstoßenden Gesellschaftsgarten glänzend erleuchten.

Der sogenannte Militär-Club „Concordia" liegt östlich von hier an dem großen Waterloo-Platz, ist ähnlich elegant eingerichtet und erfreut sich eines noch größeren Gartens als die „Harmonie"; hier finden Abends häufig gute Militärconcerte statt, bei denen Alles, was sich zur europäischen „Gesellschaft" rechnet, erscheint. Damen und Herren nehmen an kleinen eisernen Tischen im Garten Platz, Whiskey und Apollinaris (Sodawasser giebt es auf Java nicht) oder sonst eine der auf der Rückseite des Programms in endlos langer Liste aufgeführten Erfrischungen genehmigend, oder man promenirt und kokettirt und könnte sich dann ebenso gut im Wiener Volksgarten, als in Batavia wähnen. Die Militärmusik spielt auch wiederholt jede Woche in der „Harmonie" und unter den Herren Musikanten finden sich nicht wenige Deutsche; nach dem Concert trägt gewöhnlich ein Jeder außer seinem Instrument auch noch eine ihm gestiftete Flasche Bier mit nach Hause.

Das gesellschaftliche Verhältniß zwischen Holländern und Deutschen ist auf Java durchgängig ein sehr erfreuliches.

Empfang in den Familien findet statt im sogenannten „Vorabend" zwischen sechs und acht Uhr, oder im „Nachabend" zwischen neun und zehn Uhr; das sind auch die üblichen Besuchsstunden, denn vorher trifft man die Frau des Hauses ja nicht in Toilette an.

Rings um den oben erwähnten Waterloo-Platz herum ziehen sich freundliche Gartenwohnungen für die holländischen Officiere, ferner befindet sich hier der Regierungspalast und davor eine sehr schöne Statue J. P. Koen's, des Gründers des holländisch-indischen Kolonialreiches, welcher 1629 auf den Wällen Batavia's fiel. Die Mitte des großen Platzes wird durch eine häßliche Säule mit einem Löwen, dem Waterloo-Denkmal, verunstaltet.

Etwas südlich von diesem Platze liegt der Koningsplein, eine große, etwa eine Stunde im Umfang messende, baumlose Rasenfläche, eine der Lungen und Luftreservoirs der Neustadt, ringsum von schönen Gebäuden, wie der Wilhelmskirche, der armenischen Kirche und dem Museum be-

grenzt. Die ethnologische Sammlung des letzteren ist ganz außerordentlich reichhaltig, schön und instructiv und man sollte nicht versäumen, derselben mindestens einen orientirenden Besuch abzustatten, ehe man in das Innere geht, und denselben zu wiederholen, wenn man zurückkommt. Die Sammlung bietet schöne Buddha- und andere Skulpturen von dem Borobudor, zahlreiche schöne Modelle von Wohnungen, Fisch- und Jagd-Vorbereitungen, reiche Kostüme, Schmuck und einheimische Waffen wie Speere, Blasrohre, Schwerter und Krise; bunt gewebte, bedruckte und bestickte baumwollene Kleiderstoffe; Rohr- und Bambusmatten. Sehr schön ist die Sammlung javanischer Musikinstrumente, deren ganzes Orchester man als ein Gamelan bezeichnet; ein solches besteht aus dem Rebab, einem niedrigen, sofaähnlichen Gestell, nach Art unserer Glasharmonikas, aber drei bis sechs Fuß lang, ein Fuß hoch und mit Kupfer- statt Glasplatten belegt; sodann aus einem oder mehreren ähnlichen Gestellen mit je zehn, topfähnlichen Messing-Gongs mit geschweiften Deckeln; ferner einem zweisaitigen, mandolinenartigen Streichinstrument, einer hängenden, aus Bambusrohr hergestellten Lyra, dem Anklong, verschiedenen kleinen und großen, hängenden Gongs von der gewöhnlichen Becken-Form und großen Paukentrommeln.

Daran anschließend finden wir dann eine große Collection schöner Marionetten und Schattenfiguren, welche zu den landesüblichen, beliebten „Wajangs" oder Theatervorführungen benutzt werden und in scharf characterisirter Zeichnung und vielseitiger Bewegbarkeit wirklich Außerordentliches leisten.

Eine ganze Abtheilung ist der Darstellung landesüblicher Torturen und Hinrichtungsarten in Gruppen lebensgroßer und lebenswahrer Figuren gewidmet: Hier wird ein Mann verkehrt gekreuzigt und dann von oben bis unten mit dem Schwert halbirt; dort wird dem Gekreuzigten die Brust mit einem Speere aufgestochen oder dem Unglücklichen der Leib quer durchschnitten; Beinbrechklötze, Stühle aus Schwertklingen und Sicheln, in denen der Betreffende festgebunden liegen muß, dienen als Marterinstrumente; ein Verurtheilter reitet auf einer Art scharfen Schwertes, welches horizontal befestigt ist und links und rechts werden die Beine heruntergezogen, um den Körper von unten nach oben zu zerschneiden; die auch dargestellte, gewöhnliche Hinrichtung erscheint nach all' den Gräueln verhältnißmäßig wie eine Wohlthat.

In der Schatzkammer finden wir einen goldenen Sultansthron und zahlreiche schöne und originelle Gefäße, Geräthe und Schmuckgegenstände, meist Geschenke der verschiedenen Fürsten Niederländisch-Indiens an den Generalgouverneur, welcher dieselben bestimmungsgemäß an das Museum

abzuliefern hat; hier werden sie abgeschätzt und die Regierung sendet ein Gegengeschenk von gleichem Werthe. —

Ziemlich im Süden von Weltevreden, nahe dem unbedeutenden botanischen und zoologischen Garten, liegt die Villa des verstorbenen javanischen Malers Rahden Saleh, welcher seine Studien in Europa gemacht hatte; der Bau, ein rothgetünchtes großes, aber stilloses Gebäude, steht ganz leer und soll gelegentlich Ausstellungszwecken dienen.

Sogenannte „Curiositäten", außer etwa Waffen, von Java mitzunehmen, bietet sich wenig Veranlassung und Gelegenheit. Chinesische Händler mit Fächern, Knöpfen, Schuhen, Seife, Elfenbeinschwertern, Kämmen und Gott weiß was Allem finden sich regelmäßig auf der Hôtelveranda ein, um dem Neuling ihre Herrlichkeiten mit der den Söhnen des himmlischen Reiches eigenen Unverfrorenheit für den zehnfachen Preis ihres Werthes anzubieten, während Einheimische die originellen Sarongs und Beinkleider aus bunt bedrucktem Kattun anpreisen.

Dicht dabei, auch auf den Steinplatten der vorderen Veranda, kauern im Kreise dicht zusammengedrückt etwa zwanzig Hôteldiener, eifrig mit einem Glücksspiel beschäftigt, dessen ganzen Apparat drei einfache weiße Hosenknöpfe aus Horn bilden, welche wie Würfel geworfen werden und Gewinn oder Verlust bedeuten, jenachdem sie nach oben oder unten zu fallen. Der Bankhalter kann kaum schnell genug all' die kleinen Silbermünzen und die von mitspielenden Knaben gesetzten Kupferstücke einnehmen und auszahlen und Jedermann ist so stark im Spiele vertieft, daß der daneben sitzende, verdurstende Gast wiederholt sein „Spada!" — der hiesige Name für Diener — rufen kann, ehe sich auch nur Einer von den Zwanzig umsieht. —

Mein ursprünglicher Reiseplan für Java war der gewesen, zuerst natürlich nach Buitenzorg hinauf, dann nach den besonders fruchtbaren und schönen Preanger Landschaften zu gehen, dort in Garut einige der berühmtesten Vulkane zu besteigen, ferner die beiden unabhängigen „Fürstenländer" Djocja und Solo und den berühmten großen Borobudor-Tempel, das schönste Denkmal aus der Hinduzeit zu besuchen und schließlich über Samarang mit dem Schiffe nach Batavia zurückzukehren. Unser Generalkonsul rieth aber so dringend zu, die Tour bis nach Surabaya und dem Vulkan Bromo im Osten der Insel auszudehnen, daß wir den Plan dementsprechend änderten und wie ich gleich hier erwähnen will, zu meiner vollen Befriedigung.

Reiseführer oder als solche einigermaßen dienen könnende Diener wie in Indien, giebt es auf Java nicht, man kommt aber auch ganz

gut ohne sie durch. Einen guten gedruckten Reiseführer aufzutreiben, gelang mir in Batavia leider auch nicht, das von einem Deutschen, Kapitän Fedor Schulze bearbeitete „West-Java" war das einzige kleine Buch, welches ich hier fand und dieses bietet auch nur wenig Anhalt.

Reisen im Innern Javas waren früher recht umständlich, zeitraubend und theuer, meist bediente man sich der Reisewagen oder einfacher Karren; heute hat Java ein Eisenbahnnetz von 1467 Kilometern, theils in Privat-, theils in Regierungsbesitz, außerdem sind 296 Kilometer im Bau begriffen und seit der Ende 1894 erfolgten Verbindung der Ost- und Westlinien der Insel dient die Bahn für alle Hauptziele des Touristen.

Beim Bau der javanischen Bahnen ist deutsches Material erfreulicherweise in nennenswerther Weise verwandt worden: die Schienen stammen von Krupp, die Lokomotiven von Hartmann in Chemnitz, die Glocken von Gruson. Die Kohlen kommen von Sumatra herüber. Die Wagen sind gut eingerichtet, diejenigen erster Klasse mit Rohrsitzen und darauf gelegten Lederpolstern, elegant, aber schmäler und nicht so bequem wie die britisch-indischen. Die Züge verkehren nur bei Tage, da man der Zuverlässigkeit des Personals für Bremsdienste bei Nacht nicht recht trauen kann, und so nimmt denn die 900 Kilometer lange Strecke Batavia—Surabaya, einschließlich zweier gezwungener Nachtquartiere, bislang noch drei Tage in Anspruch.

In jedem Personenwagen ist in einem Anschlag viersprachig: holländisch, deutsch, französisch und englisch die Verpflichtung in Erinnerung gebracht, sich innerhalb dreier Tage nach Ankunft auf der Insel beim Meldeamt vorzustellen, bei fünf Gulden Strafe für jeden späteren Tag und 100 Gulden Maximalstrafe.

Die Bahnhöfe sind überall proper und mit Wartesälen versehen, welche bei größeren Stationen immer mit dem Bilde der jungen holländischen Königin geschmückt sind. Die Bahnbüffets werden fast ausschließlich von Chinesen gehalten und die Stationsvorsteher sind vielfach Eingeborene, die über dem nationalen Kopftuch die europäische, rothe Mütze tragen.

Wir verließen Batavia Nachmittags ½5 Uhr in einem aus nur drei Wagen bestehenden Expreßzug von der Station Weltevreden aus, fuhren dann zunächst durch fruchtbare, mit Baumwuchs reich bestandene Ebene, in welcher die Einheimischen und die Chinesen ihre Kampongs (Dörfer) haben, Gemüse und Reis bauen. Die Reisfelder werden durch Kanäle und Schleußen regelmäßig bewässert und heißen, so überschwemmt, Sawahs, während man mit dem Pfluge bearbeitete Felder auf höheren Ebenen Tipar, und Reisfelder auf abgebranntem,

mit der Hacke bearbeiteten Bergboden Gaga nennt. Die Sawahs ergeben per Jahr bis zu drei Ernten und wenn ich auch überall die Felder meist in ihrem schönsten Stadium, dem wehender, grüner Halme antraf, welche das Auge durch die üppige Frische ihrer Farbe entzückten, so waren doch auch alle anderen Entwickelungsstufen zwischen Aussaat und Schnitt der reifen Aehren gleichzeitig vertreten.

Die Bahn verläßt bei Depok die reiche Alluvialebene, welche die ganze Nordküste der Insel umzieht und steigt allmählich zwischen dichtem Bambusgebüsch, schöne Durchblicke auf die vorliegenden, mit dichtem Grün überzogenen Kalk-Berge bietend und nach $^5/_4$ stündiger, 49 Kilometer langer Fahrt sind wir bereits in dem 265 Meter über dem Meere gelegenen Buitenzorg (sprich Beutensorg = ohne Sorgen), der Residenz des Generalgouverneurs.

Der Besitzer des freundlichen „Hôtel Bellevue", Thomann, ist auch ein Deutscher und in seinen „Bergkammern" fanden wir gute Unterkunft und von der hinter denselben laufenden Veranda aus einen prächtigen Blick. Unter uns schäumte zwischen üppiger Vegetation und über zahlreiche Felsblöcke ein brauner Fluß, dahinter dehnte sich die fruchtbare, mit schönen Palmen besetzte, grüne Ebene und den Abschluß bildete die bis zum zerrissenen Krater hinauf bewaldete, 2115 m hohe Pyramide des Vulkans Salak, dessen Spitze, theilweise von dunkelblauen Regenwolken verhüllt, im Lichte der Abendsonne erglühte. Der Fluß war ungefähr während des ganzen Tages von Badenden beiderlei Geschlechtes belebt, wie denn überhaupt die Javaner sehr reinlich sind und gewöhnlich mehrere Male des Tages baden; selbst neugeborene Kinder und die Wöchnerin werden sofort kalt gebadet.

Am nächsten Morgen prangte der Salak in ganzer Gestalt ohne neidische Wolkenverhüllung und auch der östlich gelegene, 2962 m hohe, aber weniger schöne Vulkan Gedeh mit seinem dreigipfeligen, langgezogenen Rücken, war klar sichtbar.

Buitenzorg ist eine freundliche Gartenstadt mit weiten Rasenplätzen, schattigen Alleen und den in Gärten liegenden Wohnungen europäischer Beamten, unter welchen diejenige des Generalgouverneurs eine besonders begünstigte Lage genießt, insofern der gefällige, einstöckige weiße Säulenbau des Palastes direct an den weltberühmten botanischen Garten, den Hortus Bogariensis stößt. Die Rückseite des Palastes öffnet sich gerade auf die schönen Teiche mit Lotuspflanzen, Victoria regia und andere Wasserpflanzen und einer lieblichen Palmeninsel. Der weite, parkartige Garten ist auf leicht gewelltem Terrain durchsichtig, klar und übersichtlich nach Familiengruppen angelegt, stammt

aus dem Jahre 1817 und ist von hervorragend befähigten Directoren geleitet worden. In den prächtigen, schattenreichen Alleen fallen besonders auf die verschiedenen hohen Laubarten mit eigenthümlichen, hoch aus der Erde heraustretenden Wurzelwänden, wie der Canarium commune, die dem Ficus elastica ähnlichen Urostigma und Dysexylon, sowie auch Quercus-Arten; theilweise sind diese Baumriesen mit kletternden Philodendren und stacheligen Calamus-Kletterpalmen (Rotangs) dicht umstrickt; schöne Landschaftsbilder bieten sich dem Blick über den Fluß hinweg nach den nahen Bergen. An allen Hauptwegen sind die Namen der Arten deutlich markirt; leider traf ich nur ganz außerordentlich wenig Pflanzen in Blüthe an, von den zahlreichen Orchideen z. B., welche alle an Plumeria-Stämmen befestigt sind, kaum eine einzige, und vielleicht beeinflußt dadurch, zog ich bei dem im Geiste angestellten Vergleich die botanischen Gärten von Kalkutta und Peradeniya dem hiesigen vor.

Die Vorderseite des Gouverneur-Palastes öffnet sich auf einen weiten, mit verstreuten Baumgruppen besetzten Wiesenplatz, wo zahmes Roth- und Dammwild zahlreich weidet und man könnte sich hier direct in eine englische Parklandschaft versetzt glauben.

Dicht beim Haupteingang des Gartens schließt der chinesische „Passer“ oder Markt an, eine lange Straße, von reinlichen Verkaufsläden und Häusern eingefaßt, deren Inneres vielfach ganz europäisch ausgestattet ist, und dann geht die Fahrt durch die Vorstadt weiter, wo die Hütten der Eingeborenen in dichtes Grün eingebettet liegen. Die Wände dieser Wohnungen bestehen meist aus Bambusgeflecht, während die Dächer mit Ziegeln oder mit Atap, den getrockneten Blättern der häufig vorkommenden Nipa-Palme gedeckt sind.

Hier fielen mir zuerst auch die in ganz Java an Dorf- und Stadtstraßen vorkommenden, kleinen, offenen Wachhäuschen auf, in denen ein hohler, etwa meterlanger Holzblock, zuweilen in Form einer menschlichen Figur geschnitzt, hängt; derselbe wird mit einem darin angebrachten Stück Holz wie eine Glocke angeschlagen und dient als Warnungssignal bei Feuersbrunst, oder beim „Amok“-Laufen. „Amok“ nennt man einen bis zur höchsten Raserei gesteigerten Tobsuchtsanfall, der bei Malayen durch Sonnenstich, starken Opiumgenuß oder auch durch Zorn, Eifersucht und andere Leidenschaften hervorgerufen wird und nicht selten ist. Der von dieser Berserkerwuth Befallene stürzt mit einem Kris (Dolch) bewaffnet auf die Straße und sucht jeden ihm Begegnenden zu tödten, bis er selbst, nach dem Gesetz vogelfrei, seinerseits getödtet oder überwältigt wird.

Während des Nachts dienen die Holzglocken auch zum Stundenmarkiren.

Durch Reisfelder ging es dann weiter nach Batoe Toelis, wo aus der Hinduzeit eine aufrecht stehende Inschriftentafel und ein großer Lingam unter einer Bambushütte das Ziel von Pilgern, besonders von unfruchtbaren Frauen, bilden. Eine schöne, nur aus Bambusrohr hergestellte Brücke führt nahebei über den hier mit zahlreichen Felsblöcken durchsetzten Fluß und der Blick ringsum auf farbenfrische Ebenen und Gebirge ist freundlich und malerisch.

Auf dem Rückwege passirten wir die Batavia-Allee, wo in freundlichen, weißgetünchten Ziegelhäusern mit Säulenvorhallen die europäischen Beamten und Officiere wohnen; auch das Officiers-Casino und sehr gut gehaltene Kasernen sind hier gelegen.

Ich hatte mir vorgenommen, wenn irgend möglich, im Innern der Insel einem nationalen Schauspiel, dem Wajang, beizuwohnen und zufällig glückte es mir schon in Buitenzorg, durch freundliche Vermittelung unseres deutschen Wirthes und Zahlung von nur 10 Gulden, eine solche hoch originelle Vorführung ermöglichen zu können. Der seitlich offene und mit Fließen belegte Gang, welcher über den Hof hinweg von dem Speisesaale des Haupthauses nach den Bergkammern führt, diente am Abend als Theater; das Orchester oder Gamelan bestand aus einem Sofa mit Gongtöpfen, einer zweisaitigen Mandoline und einer Bambusflöte; als Regisseur, Dirigent und Recitator wirkte ein Javaner, welcher hinter einer leeren Whiskey-Kiste sitzend, mit einem Holzhammer den Tact darauf schlug; außerdem recitirte der Herr Director selbst das ganze Drama, wobei er je nach der betr. Rolle in natürlicher oder Fistelstimme, mit der Hand vor dem Munde, den Mund auf den Aermel pressend, oder mit anderen Verstellungsmitteln sprach, während das Orchester ihn melodramatisch, harmonisch aber auf die Dauer ziemlich monoton, begleitete und die vier Schauspieler nur stumm mimten. Die Tracht der Letzteren war außerordentlich reich, originell und malerisch und vor dem Gesicht trugen sie je nach der Rolle wechselnde, sehr characteristische, spitznasige Masken, welche je nach Bedarf aus der Whiskey-Kiste des Dirigenten herausgeholt und vor dem Publikum gewechselt wurden und für die Männer von rothbrauner, für die Frauen von weißer Farbe waren. Podium, Vorhang oder gar Decorationen gab es dabei nicht, es spielte sich Alles gemüthlich auf dem Zuschauer-Parterre des Säulenganges ab und zwei auf Bambusstangen befestigte, alte dreiarmige Oellampen

beleuchteten das Bild mehr phantastisch, als glänzend. Das Schauspiel selbst verlief ungefähr folgendermaßen:

Eine Prinzessin und drei auf einander eifersüchtige Freier waren in reiche, seidene Gewänder mit Gold- und Silberflitter gekleidet, letztere trugen weiße Kniestrümpfe, sammtne Kniehosen mit Goldgallons besetzt und reiche Goldblechkronen, welche aus Schlangen, Drachen- und Vogelschwingen zusammengesetzt waren; die drei Prinzen bewarben sich nun auf verschiedene Art um die Gunst der Geliebten, ohrfeigten sich, tödteten einander mit imaginären Schwertern, standen aber bald wieder von den Todten auf und zwei clownähnliche Vermittler brachten schließlich den stärksten Prinzen mit der Prinzessin zusammen. Die Bewegungen der Schauspieler waren meist gemessene, aber mit eigenthümlichen Verdrehungen von Hand und Arm, Fuß und Bein verknüpft und besonders spielte der steif vorgestreckte Zeigefinger eine große Rolle. Was den vom Regisseur dazu gesprochenen Text anbelangt, so war er nach der Erklärung des Wirthes derart, daß er für europäische Damengesellschaft kaum gepaßt haben würde, umsomehr aber schätzte ihn das einheimische Publikum, welches in hellen Scharen, Männer, Frauen und Kinder, aus dem Dorfe mit heraufgekommen war und im Kreise herum kauernd, einen sehr originellen Rahmen für das originelle Bild bot; ohne es zu ahnen, lieferten die umsitzenden Eingeborenen die schönste Staffage. —

Eine beliebte Volksbelustigung bilden auch Hahnenkämpfe, die von kräftigen und schönen Thieren ausgeführt werden und von der Regierung jetzt zwar verboten, im Innern der Insel aber doch noch häufig zu sehen sind.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr fuhren wir von Buitenzorg nach dem 36 Kilometer entfernten Sindanglaya ab und zwar saß Jeder von uns in einem kleinen zweiräderigen, verdeckten Karren, dessen Kasten auf dem Deichselgestell vor- oder rückwärts geschraubt werden konnte, je nachdem die Fahrt meist bergauf oder bergein ging. Das Gespann bestand aus je drei strammen Ponies mit starken, buschigen Mähnen und mein Kutscher war ein ganz gentlemanlike gekleideter Chinese, der eine lange goldene Uhrkette und seinen gut gepflegten Zopf mit rothseidenen Tressen durchflochten trug. Auf sehr gut gehaltener, schattiger Landstraße fuhren wir die erste Strecke zwischen sich ohne Unterbrechung folgenden Ansiedelungen hin; neben einzelnen, sehr reinlich und freundlich gehaltenen, weißgetünchten Landhäusern von Europäern finden wir dicht bei einander die Eingeborenen-Wohnungen. Dieselben sind meist etwa

einen Meter hoch über dem Erdboden auf Stelzen errichtet und gewöhnlich aus Matten zusammengesetzt, deren Flechtmuster, zuweilen auch aus verschieden gefärbtem Material, wie: weiß und schwarz, hell und dunkelbraun combinirt, sehr gefällig sind; gekreuzte Bambusstangen zieren den First des scharfkantigen, meist mit Palmenblättern gedeckten Daches. Wohlhabendere haben bessere Häuser, auch solche von Stein und den europäischen nachgebildet. Fast vor jedem Hause ist eine kokette Veranda-Vorhalle angebracht, welche durch herunterzulassende Holzstäbchen- oder Bambus-Rouleaus gegen Sonne und Regen zu schützen ist und den Eingeborenen meist als Wohn- und Arbeitsraum dient; gewöhnlich sieht man darin europäische Hängelampen und hinter den Glasfenstern nicht selten sogar Vorhänge angebracht. Ein anstoßender, kleiner Garten, in welchem etwas Gemüse und Kaffee gebaut werden, ist von einem Zaune aus gespaltenem Bambusrohr eingefaßt. Häufig sieht man vor den Häusern in Käfigen eingesperrte und gut gepflegte Tauben hängen, von denen hier die Sage geht, daß sie diamantene Eier legen, wenn (?!) sie 100 Jahre alt werden; dieser Aberglaube führt häufig zu Diebstahl von etwas älteren Tauben, obgleich bisher noch Niemand das diamantene Ei gefunden hat.

Sehr appetitlich sind an der Straßenseite auf reinlichen Bambustischen in bunten Steinguttellern oder auf Bananenblättern schön arrangirte Speisen zum Verkauf ausgelegt. Der Verkehr auf den Straßen ist sehr lebhaft; alle Lasten: Kohl, Kartoffeln, Gemüse, Ananas, Baumwollwaaren und allerlei Tand, Holzkohlen u. s. w. werden in Bambuskörben getragen, welche an Rohrstäbchen paarweise an einer federnden Stange hängen; dieselbe wird auf der Schulter balancirt und besteht entweder aus einer Palmenblatt-Rippe oder aus einem Bambusrohr und letzteres macht einen besonders originellen Eindruck dann, wenn es zu dem Zwecke gespalten und sichelförmig im Halbkreis nach oben gebogen ist. Die in Büscheln zusammengebundenen, kurz abgeschnittenen Reisähren werden gleichfalls an Bambusstangen zum Trocknen nach Hause getragen und dann in bootähnlichen Holztrögen mit gekrümmtem Schnabel ausgestampft. Lastträger und Feldarbeiter tragen über dem Kopftuch noch einen breitrandigen Schattenhut, der meist aus einfachem Bambus-Geflecht hergestellt, zuweilen auch bunt lackirt ist. Einige, aber hier doch die wenigsten der Eingeborenen, ziehen beim Erblicken eines Europäers ihren Hut ab, weiter im Innern ist diese Ehrerweisung vor dem „höheren Wesen“ allgemeiner und die einheimischen Frauen pflegen beim Nahen eines Europäers mit abgewandtem Gesicht am Straßengraben niederzuhocken.

Das Landschaftsbild bietet in prächtiger Abwechselung und üppiger Frische grüne Reisterrassen, dazwischen schöne Baumgruppen, Areca- und Cocospalmen, Pandanus, Bananen und prachtvolle hohe und breitblätterige Bambuse, während Zwergbambuse farrenartig die Wände der Wegeinschnitte bedecken. Je höher man kommt, umso zahlreicher und größer erscheinen die Farrenbäume der Alsophila und die Hecken sind mit zahllosen kantigen Glockenblüthen der Datura überzogen, welche hier allerdings, vielleicht nur während der Regenzeit, ganz duftlos sind. Schmetterlinge, darunter viele farbenprächtige und große Arten, gaukeln zahlreich um Busch und Baum, der Pirol läßt sich verhältnißmäßig häufig hören, dagegen sind Vögel sonst nicht viel sichtbar. Verschiedene schäumende, kleine Flüsse werden passirt, Ackerbauflächen, mit starken, fetten Büffeln bestellt und menschliche Wohnungen folgen sich ununterbrochen und das Leben auf der Landstraße ist so rege, daß es eher dem einer verkehrsreichen Stadt gleicht. Der Weg führt allmählich ziemlich stark bergan, bis er bei ca. 5000 Fuß Höhe über dem Meere die Paßhöhe des Puntjak erreicht, wo wir kurz vor der Mittagsstunde eintrafen. Ueber den steilen Abfall der Ostseite öffnet sich hier ein prächtiger Blick auf einen weiten, grünen Thalkessel, welcher links von den malerischen Hörnern des Mandalawangi, rechts von dem Rücken des Gedeh-Vulkans eingefaßt wird, und in weiterer $^3/_4$ Stunde ging es nun hinab nach dem 1084 m über dem Meere gelegenen Sindanglaya, wo sich heiße Quellen, ein gutes Hôtel und eine der Reconvalescenzstationen für die holländische Kolonialarmee befinden.

Momentan waren nicht weniger als 200 vor Kurzem von Lombok zurückgekehrter Soldaten hier, welche an dem mit Hautausschlag und Geschwüren verbundenen „Lombokfieber“ litten. Der Zug gegen Lombok, eine der kleinen Sunda-Inseln, war, wenn auch mit schweren Opfern, soeben beendet worden. Der Sultan dieses Reiches, welcher in einer gewissen Abhängigkeit von Holland stand, sonst aber sehr üppig und großartig inmitten seines von Wasseranlagen à la Versailles umgebenen Palastes lebte, hatte seit Jahren die früher jährlich üblich gewesene Entsendung einer Gesandtschaft nach Batavia unterlassen, inzwischen durch Vermittelung von Arabern und Chinesen in Singapur seine Rüstungen vervollständigt und als er schließlich selbst den Empfang eines holländischen Gesandten verweigerte, sah sich die niederländische Regierung, trotzdem ihre Kolonialpolitik friedlich veranlagt ist, bei dieser öffentlichen Mißachtung ihrer Autorität denn doch schließlich gezwungen, einzuschreiten und im Jahre 1894 eine Expedition nach Lombok zu schicken. Dieselbe verlor zwar in einem ersten nächtlichen Ueberfall

600 Mann, aber die dadurch aufs Höchste erbitterten holländischen Truppen waren ihren gefährlichen Gegnern, welche mehr durch Hinterlist und nächtliche Ueberfälle, als im offenen Tagesgefecht Mann gegen Mann glänzten, auf die Dauer doch überlegen, trotzdem die Insulaner von England Repetirgewehre bezogen hatten, welche die holländische Kolonialtruppe damals noch nicht besaß. Erst seitdem ist sie mit Gewehren neuester Construction ausgerüstet worden. Die meisten Prinzen von Lombok tödteten sich nach der entscheidenden Niederlage, welche Generallieutenant Vetter ihrem Heere beibrachte, selbst, und daß der Sultan nicht auch das Gleiche that, wurde ihm von seinem tapferen Volke schwer verdacht. Als er in die Gefangenschaft nach Batavia abgeführt wurde, wo ich sein von sechzehn Soldaten bewachtes einfaches Haus sah, verweigerten dieser seiner Feigheit wegen verschiedene seiner Frauen, mit ihm in die Verbannung zu gehen; er starb daselbst schon nach wenigen Monaten und erlöste damit sich und die Holländer von einer fragwürdigen Existenz. Sein Sohn Mahdi, welcher das Haupt der Fremdenhasser auf Lombok gewesen war, antwortete, als er eingeschlossen und von einem holländischen Officier zur Uebergabe „im Namen der Königin" aufgefordert wurde, stolz: „Ich kenne keine Königin!" und als ihn der Officier darauf als seinen Gefangenen erklärte, entgegnete er ruhig: „Dazu wird es nicht kommen" und erstach sich wie ein alter Römer. Man begreift, daß so denkende Leute keine bequemen Gegner sind. Bei den 1896er Kämpfen in Atschin haben sich ähnliche heroische Scenen abgespielt.

Holland unterhält in Ostindien eine Kolonialarmee von etwa 38 000 Mann, nämlich 16 000 angeworbene Europäer und 22 000 Eingeborene, von denen ungefähr je ein Drittel auf Java, Lombok und Sumatra steht. Sämmtliche Officiere der Kolonialarmee sind Europäer. Außerdem müssen auf Java alle Europäer bis zum 45. Lebensjahre einer Art Landsturm, den „Schutterijen" angehören, welche militärisch organisirt sind und hin und wieder üben; dieselben zählen ungefähr 4000 Mann. Nachdem Holland durch den Vertrag von 1870 gegen Abtretung seiner Besitzungen in Guinea an England von diesem das Recht erworben hatte, auch auf der Nordspitze Sumatras, in Atschin, selbstständig vorzugehen, ist es mit dem Sultan dieses Reiches seit 1873 wegen Seeräuberei und Menschenraub in einen anhaltenden und kostspieligen Krieg verwickelt, welcher bislang bereits 600 Millionen Mark und Tausende von Menschenleben verschlungen hat und der, theils wegen der schwierigen Terrain- und klimatischen Verhältnisse, theils wegen einer gewissen Rivalität zwischen Marine und Kolonialarmee,

endlich deshalb, weil seine Fortsetzung einigen Kreisen im Mutterlande Rechnung läßt, nicht mit der wünschenswerthen Energie zu Ende geführt wird.

Das war wenigstens die Ansicht eines Armeelieferanten und verschiedener sehr netter und entgegenkommender holländischer Beamten, welche mit ihren Familien im Hôtel zu Sindanglaya wohnten und mit denen wir uns in Holländisch und Deutsch bei gegenseitig vorhandenem, gutem Willen ganz leidlich verständigen konnten.

Kurz nach Tische hatte ich, an einem Stausee und einer mit Farrenbäumen dicht besetzten, malerischen Schlucht vorbei einen Spaziergang nach Tjipanas (= heiße Wässer) unternommen, wo der Gouverneur ein freundliches Chalet-Sommerhaus inmitten schöner Gartenanlagen und nahe bei heißen Quellen besitzt; kaum aber war ich in's Hôtel zurück, so machten für den Rest des Nachmittags und für den Abend heftige Gewitterregen weitere Ausflüge unmöglich. Die Nacht war so erfreulich frisch, daß man eine leichte wollene Bettdecke als Annehmlichkeit empfand, war doch die Temperatur auf 20 ° C. zurückgegangen.

Am nächsten Morgen erschien der bis zu seinem Gipfel reich bewaldete Gedeh, an dessem Fuße Sindanglaya liegt, für kurze Zeit ganz klar und sein Krater sandte eine leichte Rauchsäule empor; nur zu bald aber war das Bild wieder durch Wolken verhüllt.

Um neun Uhr Morgens fuhren wir mit frischem Dreigespann weiter, leicht bergein und durch eine noch weit malerischere Gegend, als am vorhergehenden Tage: Ueppige Reisfelder in leuchtendem Grün, dazwischen Bambuse, Palmen, Bananen und Laubbaum-Gruppen; die schönen Berge links und rechts theilweise noch voll bewaldet, theilweise unter Feldkultur genommen; tief unten die fruchtbare schöne Ebene von Tjandjoer. Auf langen Bambusstangen befestigte und sich im Winde drehende Kreuze dienen als Vogelscheuchen, zuweilen sieht man auch auf Bambusstelzen gebaute, kleine und mit Palmenblättern gedeckte Hütten, von denen aus Kinder mit Bambusstangen-Rasseln die plündernden Vögel vertreiben.

Die Reisfelder hier sind vielfach im Besitze Privater, welche dafür eine Grundsteuer entrichten, während sie in Mittel- und Ost-Java meist der Gemeinde gehören; dort sorgt der eingeborene Ortsvorsteher für richtige Vertheilung von Arbeit und Ernteerträgniß und übernimmt auch unter Regierungscontrolle die Erhebung der Steuern auf letztere in der Höhe von 20 %.

Bei den sich in regelmäßigen Abständen folgenden Posthäusern schützt ein die ganze Breite der Landstraße überspannendes Dach während

des Umspannens Reisende, Wagen und Thiere gegen Sonne und Regen und soweit diese Stationen in Kaffeedistricten liegen, findet man hier auch die Lagerhäuser, in welche die Gemeinden die eingeheimste Frucht abzuliefern haben.

Nachdem wir die 18 Kilometer in $1^1/_2$ Stunden Fahrt zurückgelegt hatten, kamen wir in Tjandjoer, einer freundlichen Gartenstadt an, von wo aus wir wieder die Bahn benutzen wollten. Dicht bei dem Bahnhof stand das Hôtel, wo man uns unser Dejeuner zurechtmachte, um es in Bambuskörben mit in den Zug nehmen zu können; gegenüber prangte ein europäisches Geschäftshaus in echt holländischer Reinlichkeit und mit dem verlockenden Schilde: „Continental Bodega Company“ in der Veranda. Natürlich stürmten wir diese im Innern Javas ganz unvermuthete, europäische Kulturstation sofort, fanden darin allerdings nicht die bekannten Tonnentischchen und glasweisen Ausschank, aber einen Laden, gehalten von einem „Deutschen, welcher Schmidt geheißen“ und ausgerüstet mit Wein in Flaschen, Conserven, Brand's Schweizerpillen, Faber'schen Bleistiften, Rieger'schen Glycerin-Seifen, Eau de Cologne, Birresborner Mineralwasser, Odol, den Hühneraugenringen „in der Uhr“ und allen möglichen Schätzen meist deutscher Herkunft, welche in blinkenden Glasschränken ausgestellt waren.

Von 12 bis 2 Uhr fuhren wir nach Bandong weiter. Die Bahn schlängelt sich, oft durch lange Einschnitte und in starken Kurven steigend zwischen den Bergen hindurch, malerische Rundblicke auf fruchtbare, wasserreiche Thäler und schön geformte Höhen bietend. Ein Regenguß folgte dabei mit nur kurzer Unterbrechung dem andern.

Bandong ist die Hauptstadt der ebenso fruchtbaren, als malerischen Preanger Regentschaft und auch hier finden wir, neben dem freundlichen Concordia-Club, wieder ein deutsches und zwar ausgezeichnetes Hôtel mit proper weißgetünchten Wänden, blinkenden Fenstern und Möbeln, und Riesenbetten mit schneeweißer Wäsche und Spitzenvorhängen. Der Besitzer Homann weilte schon seit 38 Jahren im Lande und machte mit seiner Familie einen ferngesunden Eindruck; überhaupt fand ich Holländer wie Deutsche auf Java auch noch in zweiter und dritter Generation von auffallender körperlicher Kraft und Frische. Wer die Mittel dazu hat, seine Kinder im Interesse einer besseren Erziehung nach Europa schicken zu können, thut dies natürlich meist, aber auch die Kinder europäischer Abkunft, welche ganz hier aufwachsen, machen einen so runden und gesunden Eindruck, wie ich es in keinem anderen Tropenklima gefunden habe und beweisen damit, daß Javas Gesundheits-

verhältnisse im Allgemeinen gute sind. Britisch-Indien erscheint dagegen entschieden ungesunder.

Am Nachmittag noch fuhr ich in $^5/_4$ Stunden mit einem Dreispänner nach Lembang zu den fiskalischen Chinabaum-Anpflanzungen hinaus, vorbei an Reis-, Zuckerrohr-, Mais-, Thee-, und Kaffee-Anpflanzungen. Den Kaffeestrauch fand ich hier überall von Schattenbäumen beschützt; von Thee hat man seit sechs Jahren erfolgreich die Assam-Qualitäten eingeführt. Die Chinapflanzungen liegen am Fuße des Tangkuban Prahu, eines erloschenen Vulkans, dessen beschwerliche Kraterbesteigung etwa sieben Stunden erfordert und sind angelegt von einem deutschen, verdienstvollen Naturforscher, Franz Wilhelm Junghuhn, geboren 1812 in Mansfeld, gestorben 1864 in Lembang. Derselbe lebte von 1835 an in Java und führte daselbst 1855 die Chinakultur ein, deren Director er wurde. Auf dem hügeligen Lande sind hier ausgedehnte Schälwälder des schöngebauten Baumes angepflanzt, der in seiner reichen Laubkrone Büschel weißer und rosaer, gewürznelkenähnlicher, stark duftender Blumen und in seiner Rinde das berühmte Fieberheilmittel trägt; bekanntlich ist der Werth der Rinde in den letzten Jahren ganz wesentlich zurückgegangen. Inmitten der großen Pflanzung auf einer Hügelspitze und unter einem weißen Obelisk liegt Junghuhn begraben.

Bandong ist eine lebhafte Stadt von 18000 Einwohnern, unter denen sich 350 Europäer und 1000 Chinesen befinden; letztere sind meist Kaufleute und wohnen an der breiten Straße, die vom Bahnhof zum Hauptplatz führt. Hier steht die Missigit oder Moschee, ein weißgetünchter länglicher Ziegelbau, auf drei Seiten von einer Säulenhalle mit hufeisenförmigen Bögen umgeben und von einem schrägen, eingesattelten Rothziegeldach gedeckt. Das niedrige, von Säulen getragene Innere ist ganz schmucklos, entbehrt selbst der sonst überall üblichen Gebetnische in der Richtung nach Mekka und enthält nur den Treppenstuhl für den betenden Priester. Links von der Moschee befindet sich ein ausgemauertes Wasserbecken, das aber momentan keineswegs zu religiösen Waschungen, sondern ganz profan zum Wäschereinigen benutzt wurde. Ein niedriger viereckiger Bau dahinter, mit einem Postament aus Ziegeln und einem Aufsatz aus Bambusmatten stellt das Minaret vor und zwar hängen in demselben zwei ausgehöhlte Baumstämme mit Klöppeln darin und ein großes Oxhoft-Faß mit behaarten Kalbfellen an beiden Enden überzogen, welche angeschlagen die Gläubigen zum Gebet rufen; ich habe aber in Java nirgends gesehen, daß ihrer sehr viele kamen.

An die Hauptseite des großen, von Waringen-Bäumen eingefaßten Platzes stößt die Wohnung des eingeborenen Regenten an. Auf einem weiten, von niedrigen Mauern eingefaßten Rasenplatz erhebt sich rechts die zu officiellen Empfängen bestimmte, europäisch gebaute Erdgeschoßhalle mit Säulenvorbau und einigen europäischen Möbeln im Innern; geradeaus liegt das eigentliche, unbedeutende Wohnhaus, welches, einfach gebaut und eingerichtet, auch mehr einen europäischen als asiatischen Eindruck macht; und links davon ist in einer Separathalle das große Orchester, der Gamelan des Regenten aufgestellt und dadurch allein kommt etwas Lokalfarbe in das Ganze.

In der Nähe des Bahnhofes, wo immer reges Leben herrscht, da sich in Bandong die Eisenbahnwerkstätten befinden, liegen inmitten schöner Gartenanlagen das Palais des holländischen „Residenten", das Haus des Assistenz-Residenten und ein Seminar; nicht weit davon auch ein origineller und schöner chinesischer Tempel mit geschnitzten Drachen auf der geschweiften Dachkante.

Schöne Alleen von stattlichen, mit zahlreichen ziegelrothen Blüthen bedeckter Spathodeas durchziehen die Stadt nach verschiedenen Richtungen und führen auch zu dem Rennplatz hinaus, wo einmal im Jahre für drei oder vier Tage von weither besuchte und mit über 100 Rennpferden beschickte Wettrennen stattfinden. Das Volk hier, fröhlich und gemüthlich, ist dem Europäer gegenüber schon weit höflicher, als wir es bislang trafen, knixt, beugt ein Knie, oder hockt am Straßenrand nieder, wenn ein Weißer kommt.

Von zwei bis fünf Uhr Nachmittags fuhren wir von Bandong aus nach Garut weiter. Ein höherer eingeborener Beamter, der in zweiter Klasse fuhr, erschien mit goldgestickten Sandalen an den Füßen, trug einen besonders schön bedruckten Sarong und blaue Tuchjacke mit goldenen Knöpfen, über dem Kopftuch einen vorstehenden, blausammtnen Mützenschirm, etwa von der bei Jockeymützen ähnlichen Façon, im Gürtel einen am Griffe reich mit Diamanten besetzten Kris und auf der Nase eine würdige, große Brille. Die Fahrt war wieder sehr schön und bot besonders auf der stark steigenden, mit Hülfe einer zweiten, vorgespannten Locomotive überwundenen Strecke Tjitjalengka-Leles prachtvolle Blicke auf üppig grüne Ebenen und die Buckelformen immer zahlreicher auftretender Vulkane, welche von kleinen Felder-vierecken und mit Baumvegetation bis zum Gipfel hinauf bedeckt sind. In Tjibatoe zweigt eine Seitenbahn ab und diese endet in Garut, einer in fruchtbarer Ebene 710 m über dem Meere malerisch gelegenen

und rings von Vulkanen umgebenen Stadt, wo wir im Hôtel van Horck gute Zimmer, aber recht mäßige Beköstigung fanden.

Um den mit Waringen-Bäumen eingefaßten Hauptplatz, den Aloon-Aloon herum, liegen die Wohnungen des Regenten, des Residenten, das Polizeigebäude, die Moschee — hier mit einem zweistöckigen Holzthurm über der Mitte des Baues selbst — und nahe dabei der Club Intra-Montes.

Von den 45 Vulkanen Javas, von denen noch 28 in Thätigkeit sind, liegt etwa die Hälfte rings um Garut herum und der Tourist besucht davon gewöhnlich den 2634 m hohen Papandaijang und den 1690 m hohen Telega Bodas, sowie das dabei gelegene Todesthal oder „Guwa upas“, mit welchem Namen man auf Java die Mofetten, Entströmungen freier Kohlensäure, bezeichnet. Auch an Solfataren, Schlammvulkanen und besonders an heißen, meist schwefelhaltigen Mineralquellen ist die Insel reich. Erdbeben sind hier im Ganzen verhältnißmäßig selten, zuweilen aber von großer Heftigkeit. Die bekannteste und schrecklichste Katastrophe vulkanischer Natur in Insel-Indien bildete der Vulkanausbruch und Einsturz der kleinen, zwischen Java und Sumatra gelegenen Insel Krakatau im Jahre 1883, nachdem der betreffende Vulkan seit 200 Jahren kein Zeichen irgendwelcher Thätigkeit mehr gegeben hatte. Sehr eigenartig ist es, daß die Vulkane hier, wenigstens jetzt, im Allgemeinen nie Lavaströme, sondern nur Asche, Sand und einzelne eckige Gesteinstrümmer auswerfen.

Unser Ziel bildete zunächst der Papandaijang.

Schon um fünf Uhr Morgens fuhren wir bei sternenklarer Nacht in Dreigespannen vom Garut-Hôtel ab, vorbei an der Moschee, deren Inneres durch Hängelampen bereits hell erleuchtet war. Die Straße ist mit Pompelmusenbäumen und indischen Cedern (Cedrelas) eingefaßt und führt, allmählich steigend, direct auf den bald sichtbar werdenden, breiten grünen Bergrücken des Papandaijang zu; durch hervorquellende Rauchwolken und eine hohe, mit Schwefel gelblich beschlagene Felswand darüber kenntlich, hebt sich auf halber Höhe der Krater ab. Nach 1½stündiger Fahrt hatte die Landstraße bei einem kleinen Dorfe ihr Ende erreicht und hier wurden Reitpferde und „Djoelies“ für den Aufstieg engagirt, der in zwei bis drei Stunden auf immer steiler werdendem Pfade erfolgt. „Djoelies“ sind eine Art Stuhlsänften, von sechs Kulis an zwei federnden Bambusstangen getragen und zwar bezahlt man sowohl für ein Pferd inclusive des mitgehendes Wärters, als für eine Sänfte mit sechs Trägern 3½ Gulden.

Zunächst ging es noch durch Kaffee- und Chinchona-Anpflanzungen, dann allmählich in den Urwald hinein, der ein prächtiges, dichtes Gemisch von hohen Laubbäumen, Buschpalmen, Farren, Bambusen, hohen Farrenbäumen, wilden Bananen, rothen Nesseln und allerlei anderen schönen Blatt- und Schlingpflanzen zeigt. Der steile Pfad war zuweilen durch eingehauene Stufen bequemer gemacht und bot einen entzückenden Rundblick auf die grüne Ebene und die umliegenden Berge, unter denen sich ein naher Vulkan-Kegel von klassischer Form besonders hervorhob. Zum Schlusse führte der Weg in einem schmalen Flußbett empor, die Vegetation hörte auf und über Geröll und Lava legten wir die letzte Strecke keuchend zu Fuß zurück und beglückwünschten unsere Ankunft oben in dem kleinen, offenen Schuppen am Rande des Kraters mit einem tief empfundenen „hip, hip, hurrah!" Fanatisch stimmten unsere 16 Kulis in den für sie neuen Ruf ein. Mit Hülfe von Stangen, Klötzen, Tragriemen und anderen primitiven Mitteln wurden die prachtvollsten Sitzgelegenheiten und ein Tisch improvisirt und dann stärkten wir uns zunächst durch die mitgebrachten Erfrischungen; die Kulis bedankten sich für jeden ihnen zugewandten Bissen durch ein erneutes „hip, hip, hurrah!", das sichtlich großen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Der Krater oder „Kawa" des Papandaijang ist sehr breit, muldenförmig eingesattelt und nicht sonderlich tief, fast ringsum von grünbewachsenen Bergwänden eingefaßt und nur an der Ostseite, wo der Wind die Schwefeldämpfe hintreibt, von nackten, gelben Felswänden überragt; an vielen Stellen entströmen Schwefeldämpfe aus kleineren oder größeren Oeffnungen im Boden und auch eine heiße, nicht unbedeutende Quelle sprudelt hier empor, deren Wasser seinen Ausgang cascadenförmig durch einen Bergriß findet; an einer Stelle trafen wir einen eben erkalteten, schmalen, braunen Lavastrom an, Summa Summarum war der Anblick des Kraters aber nicht sonderlich interessant oder großartig. Meine Reisegenossen waren davon so enttäuscht, daß sie Verzicht leisteten auf den Besuch des Telega Bodas, dessen Krater von einem 600 m im Durchmesser großen See von milchiger Farbe — Folge des Schwefels und Alauns — gebildet wird und umsomehr auf baldige Weiterfahrt drangen, als der deutsche Regierungsassessor sich überhaupt schnell an Java satt gesehen hatte und der wundervollen Vegetation und den prächtigen Landschaftsbildern, deren Zusammensetzung ja allerdings eine etwas einförmige ist, bald gar kein Interesse mehr entgegenbrachte. Ich fügte mich, aber nicht ohne mir im Innern mein altes Reiseprinzip vorzuführen:

daß, um so unabhängig als möglich zu reisen, keine feste Gesellschaft auf die Dauer die beste ist.

Während des Abstiegs vom Papandaijang umzog sich der Himmel, der uns sonst an diesem Vormittage mehr als je bislang in Java begünstigt hatte, wieder mehr und mehr und bei regnerischem Wetter fuhren wir schon um 2 Uhr von Garut ab nach Tassikmalaya, wo wir um 5 Uhr eintrafen. Das hiesige Hôtel van Horck mit seinen kleinen Zimmern, dessen Wände aus weißgetünchten Bambusmatten bestehen, hat nicht gerade einen günstigen Eindruck bei mir hinterlassen und der freundliche Ort bietet dem Touristen auch nichts von besonderem Interesse, aber man muß eben auf der Fahrt nach Surabaya hier und in Djocjakarta gezwungener Maßen über Nacht bleiben. Durch Beschleunigung der Züge hofft man den Betrieb demnächst so einrichten zu können, daß man die 900 Kilometer lange Strecke von Batavia bis Surabaya in zweitägiger Fahrt erledigen kann, wobei man in Maos übernachten und in Bandong und Solo Mittagsstation machen wird.

Am nächsten Morgen ½8 Uhr fuhren wir weiter auf der erst kürzlich eröffneten Verbindungsstrecke zwischen dem westlichen und östlichen Eisenbahnnetz der Insel. In dieser sehr ungesunden und deshalb nur dünn bevölkerten Sumpflandschaft bilden 30 Fuß hohe, blühende Schilfe, Teak- und anderes, von zahlreichen kletternden Rotangpalmen überwuchertes Laubholz, wilde Bananen, Bambuse und Buschpalmen undurchdringliche Dschungeln und für Rhinocerosse, Königstiger, schwarze Panther, wilde Ochsen, Büffel und Kaimans ein willkommenes Versteck; vom Fenster des Zuges aus sah man natürlich von diesen Königen der Wildniß nichts, sondern nur hin und wieder einen grauweißen Reiher oder eine Wasserschlange. Die Bahnarbeiten in den hiesigen „Rawahs" oder Sümpfen, von den holländischen Wasserbaukünstlern geschickt geplant, waren so ungesund, daß freie Arbeiter sie nicht ausführen wollten und Sträflinge dazu verwandt werden mußten. Auch das nahe Tjilatjap, der einzige Hafen auf der Südseite der Insel und früher ein wichtiger Militärposten, ist wegen seiner schlechten Gesundheitsverhältnisse berüchtigt; schon unter den Mataram-Herrschern wurde der Platz als Verbannungsort für in Ungnade gefallene Prinzen benutzt und die holländische Regierung hat jetzt ihre Besatzung von hier weiter landeinwärts nach dem gesunden Poerworedjo gelegt. Der Ort, wo die Ost- und Westlinien der Insel zusammentreffen, ist das erhöht gelegene Maos; hier hat man ringsum den Wald gerodet und beabsichtigt, ein Hôtel als Uebernachtungs-

station zu bauen. Gesund gelegen ist freilich auch Maos noch nicht, da der Südwind böse Dünste von den nahen Sümpfen und Brackwässern heraufführt. Der Wirth des Bahnbüffets hier, welcher s. Z. auch das Hôtel übernehmen will, ist wieder ein Landsmann von uns und zwar hat derselbe mit Befriedigung 15 Jahre in der holländischen Kolonialarmee gedient und das Land so lieb gewonnen, daß er in demselben zu bleiben gedenkt. Er servirte uns ein gutes Frühstück, keine Reistafel, da wir inzwischen gelernt hatten, daß man durch rechtzeitige telegraphische Vorherbestellung überall auch „europäisches Frühstück", d. h. ein gewöhnlich ganz ausgezeichnetes Beefsteak bekommen konnte, welches uns weit besser mundete, als die entsetzliche „Reistafel".

Bis Maos gilt auf den javanischen Bahnen Batavia-Zeit, von hier bis Djocja Samarang-Zeit und von Djocja östlich Surabaya-Zeit mit einem Unterschied von 14 bezw. 9 Minuten.

Bald kamen wir auf der Weiterfahrt wieder in gesündere und dem entsprechend auch dichter bewohnte Gegend; aus dem Meere grüner Reisfelder heben sich wie Inseln die mit Bambus, Fruchtbäumen und Cocospalmen umgürteten kleinen Kampongs oder Dörfer ab, deren Häuser unter der üppigen Vegetation fast ganz verschwinden; man kann sich überhaupt die javanische Landschaft nicht grün genug vorstellen. Bambusrohr-Thore, von einem Lanzenaufsatz aus Holzlatten oder Bambusstäben gekrönt, führen durch den gemeinsamen Bambuszaun, welcher das Dorf umschließt, zu den einzelnen, dicht nebeneinander in Gärten liegenden Wohnungen der Eingeborenen.

Kurz nach 6 Uhr Abends trafen wir nach recht heißer Fahrt, während der wir viel Kohlenstaub schlucken mußten, in Djocjakarta ein und fanden im Toegeo-Hôtel ein Familienhôtel in dem Sinne des Wortes, daß der Besitzer desselben mit seiner Familie ein behagliches und zurückgezogenes Leben in einem Ende des Seitenflügels führte und es seinen nur malayisch sprechenden Dienern überließ, den ankommenden Gästen ihre Zimmer anzuweisen; und da das Haus fast ganz voll war, bekamen wir nur recht mäßige Unterkunft und das Diner bestand in schöner Abwechselung aus halb und ganz kalten Platten, welche eigentlich alle warm sein sollten.

Djocjakarta, d. h. die „blühende Macht", meist kurzweg nur mit Djocja bezeichnet, ist das alte Mataram und war als solches die Hauptstadt des gleichnamigen, mächtigen Reiches; es gehört heute dem Namen nach dem Sultan von Djocja, welcher eine eigentliche Herrschermacht aber nicht ausübt, sondern nur noch gewisse Ehrenrechte genießt,

von der holländischen Regierung einen Monatsgehalt von 40 000 Gulden empfängt und außerdem noch reiche Einkünfte aus Reis-, Zuckerrohr- und Indigo-Land bezieht. Der jetzige Sultan „regiert" seit 1883 und folgte seinem älteren Bruder, welcher den Holländern unfreundlich gesinnt, von diesen als „unzurechnungsfähig" erklärt und in Verbannung geschickt wurde, nachdem man einem von ihm vorbereiteten Aufstande noch rechtzeitig auf die Spur gekommen war, um ihn im Keime ersticken zu können.

Wir hatten mit Bezugnahme auf unsere Empfehlungen und unter Uebersendung unserer Karten noch am Abend unserer Ankunft an den holländischen Residenten geschrieben, mit der Bitte, uns, wenn möglich, für den nächsten Tag die Erlaubniß zum Besuche des „Kraton" oder Sultanpalastes zu erwirken und in liebenswürdiger Weise bekamen wir noch an demselben Abend um 11 Uhr, als wir bereits im Bett lagen, die Antwort, man würde versuchen, uns wenigstens einen Theil des Kraton zeigen zu können.

Inzwischen fuhren wir am nächsten Morgen mit der Bahn in einer Stunde nach Brambanan, welches nach dem Borobudor-Tempel die schönsten architectonischen Reste aus der Hinduzeit aufweist. Die Fahrt geht durch parkähnliche Gegend, welche im Norden der 2806 m hohe, schöne Kegel des Merapi beherrscht; erst vor einem halben Jahre war dieser Vulkan drei Monate hindurch in heftiger Thätigkeit gewesen und seine Auswürfe hatten das Bett des unter ihm fließenden Flusses um einen Meter erhöht; jetzt schwamm nur noch ein leichtes Rauchwölkchen um seine Spitze. Von der Eisenbahnstation Brambanan aus muß man noch eine halbe Stunde zu Fuß gehen, um zu den in zwei Gruppen getrennten Tempelresten zu gelangen. Die erste Gruppe besteht aus drei, Brahma, Wischnu und Schiwa gewidmeten, leidlich gut erhaltenen Tempeln, welche in ihrem pyramidenförmigen Aufbau aus Trachydquadern durch verschiedene, mit Skulpturenplatten bekleidete Galerien unterbrochen sind und auf ihrer, durch eine gerade Freitreppe zugänglichen Spitze den Schrein mit der Statue des Gottes tragen. Ein schmaler, schattiger Pfad führt in weiteren 20 Minuten zu den sogenannten „1000 Tempeln", den Tjandi Sewoe, welche heute einem großen Trümmerfeld gleichen. Am Eingange befinden sich hier zwei groteske, große Steinfiguren, sitzende Männer darstellend, und dahinter erhebt sich der verfallende, etwa 40 Fuß hohe, pyramidenförmige Haupttempel, dessen Skulpturen fast sämmtlich abgefallen oder entfernt worden sind; ringsum ziehen sich die Ruinen kleiner Kapellen, von denen kaum noch ein Dutzend leidlich erhalten ist. Triefend von

Schweiß kamen wir nach dem kurzen Spaziergange zu Fuß wieder an den Bahnhof und nach Djocja zurück.

Hier erfuhren wir im Hôtel, daß ein Abgesandter des Residenten bei uns gewesen sei, welcher Nachmittags um fünf Uhr wiederkommen und uns abholen wolle, um uns nach dem Kraton zu geleiten; erbetener Anzug: Frack, weiße Handschuhe und weißer Shlips. Nun, das entsprach ja unseren Wünschen und sah so aus, als ob wir den Sultan selbst sehen würden. Nach Vorschrift equipirt, standen wir bereit, als uns pünktlich um fünf Uhr ein holländischer Oberstwachtmeister, von Geburt ein deutscher Landsmann, abholte, um uns nach dem Kraton zu begleiten. Leider stellte sich aber nun heraus, daß wir nur einen Theil des Palastes, den Herrn Sultan selbst aber nicht sehen würden, da dieser während der Zeit des Ramasans oder des „großen Fastens“ überhaupt nicht empfange. Wir fuhren durch eine der schönen Alleen der regelmäßig angelegten, etwa 57000 Einwohner zählenden Gartenstadt zunächst nach dem von Gräben und Wällen umgebenen holländischen Fort, das von zwei Kompagnien mit 240 Mann Infanterie besetzt ist, worunter sich verhältnißmäßig zahlreiche verheirathete Eingeborene befinden, welche mit ihren Frauen hier hausen. Dann ging es an langen Marktschuppen vorbei zum Aloon-Aloon oder Hauptplatz, in dessem Nähe der schöne, mit Buddha- und Hindu-Bildsäulen geschmückte Garten der Residentenwohnung, das Klubhaus und der Kraton liegen. Hohe Waringenbäume umgeben den Platz und in der Mitte desselben erheben sich zwei besonders prächtige, eingezäunte Exemplare dieses heiligen Baumes, vor denen die Richtgalgen aufgestellt zu werden pflegten.

Der Kraton, oder die befestigte Herrscherwohnung ist ein sechsfach ummauerter, ganzer Stadttheil, in welchem Tausende von Beamten und Dienern wohnen. Vor dem Haupteingang befinden sich zwei etwas erhöht gelegene, offene Hallen aus Steinpfeilern und Eisensäulen und mit einer halboffenen, horizontalen Decke aus Palmblattgeflecht; hier finden Empfänge und Schauspiele statt und zwar verdienen unter den nationalen Schaustellungen die jetzt selten vorkommenden Rompokks einer besonderen Erwähnung. Es sind dies Thierkämpfe zwischen einem Tiger und einem Büffel, welche von einem fünffachen Kreis von Speerträgern so umringt sind, daß sie nicht ausbrechen können; der Büffel wird dabei vorher durch in Einschnitte seines Fleisches gegossene Pfeffersauce möglichst wild, der Tiger durch langes Einsperren, Hunger, Einführung glühender Eisenstangen in seinen Rachen, Fackellicht u. s. w. möglichst matt gemacht und so ist das Resultat denn gewöhnlich das erwünschte: der den Javanern „heilige“ Büffel siegt.

Nach Passirung der Außenmauer des Kratons finden wir rechts die Räume für die europäische „Leibwache“ des Sultans, einen Ehrendienst, welcher wohl mehr der Beobachtung des Palasttreibens, als einem anderen Gefühle sein Dasein verdankt. Es liegen hier 50 Cavalleristen, darunter 17 Deutsche, deren Wohn- und Schlafräume nicht nur für die Unterofficiere, sondern auch für gewöhnliche Soldaten sehr reinlich und freundlich eingerichtet sind, wie ich denn überhaupt verschiedenfach Gelegenheit hatte, gerade unsere Landsleute sich in sehr günstigem Sinne über den Dienst in der holländischen Kolonialarmee äußern zu hören; nur schlechte Elemente klagten über den Dienst, so sagte man mir, die Behandlung ordentlicher Soldaten aber sei sehr gut. Die Löhnung bei vollständig freier Station beträgt 85 Cents, also 1½ Mark per Tag, nach achtzehnjährigem Dienst bekommt der sich zurückziehende Soldat eine Sparanlage von 1200 Gulden baar ausgezahlt und außerdem eine jährliche Pension von 480 Gulden. Unser Oberstwachtmeister, ein freundlicher und ruhiger Mann, der einen vorzüglichen Eindruck machte, war schon seit fünfzehn Jahren hier und gedachte sich nach seinem vollendeten 18. Dienstjahre pensioniren zu lassen und mit seinen Ersparnissen Pferdehandel und Bereiterei anzufangen. Die besten Militärpferde, vier Fuß zwei Zoll hoch, kommen von der Sandelholz-Insel und kosten etwa 260 Gulden das Stück.

Dicht bei den Gebäuden der „Leibwache“ befinden sich auch die Wagenremisen des Sultans, wo mit Ausnahme einer schönen, von Wilhelm III. gespendeten vergoldeten Staatskarosse fast nur altes Gerümpel zu sehen war. Dann kamen wir zu einer anderen Mauer, an derem Thor nun einheimische Leibwache mit langen Speeren, deren Spitzen in weißbaumwollenen Futteralen steckten, herumlungerte; die Würde dieser Leibwache ist erblich und geht vom Vater auf den Sohn über, auch wenn letzterer noch ein Kind sein sollte. In einem mit alten Percussionsflinten behangenen Pavillon liegen auch einige „Wachen“ herum, zahlreiche Diener und Beamte, vielfach mit topfähnlichen Mützen auf dem Kopfe und mit geschlossenen, gelben Sonnenschirmen als Zeichen ihrer Würde füllen den Hof, weiter vorzudringen ist ohne Specialerlaubniß aber nicht möglich und wir trösteten uns damit, daß uns der Führer sagte, sowohl das Empfangs- als das Wohnhaus des Sultans seien europäisch gebaut und eingerichtet und als besondere Sehenswürdigkeiten darin gelten nur ein Hermaphrodit, zwei Elephanten und einige Löwen und Tiger. 30 bis 40 Frauen und deren Kinder bilden die Familie des Herrn Sultans, welcher gewöhnlich jeden zweiten Tag ausreitet, wobei ihm zehn Zwerge vorausgehen, um die Steine

aus dem Wege zu räumen, während hinter ihm Träger mit dem großen geschlossenen Ehrenschirm, einer Cigarrenkiste, Pfeife, silberner Spuckurne, Kris und Schwert folgen. —

Etwas südlich vom jetzigen Herrschersitz liegt das „Wasserkastell“, der alte Kraton, mit einigen schönen Reliefs in dem eine sprudelnde Teichquelle umschließenden Hofe.

Die Häuser der Eingeborenen sind in Djojca fast ausschließlich aus Bambusmatten zusammengestellt und erschienen mir hier nicht ganz so reinlich, wie ich sie bislang überall angetroffen hatte.

Djocja ist berühmt wegen seiner besonders schönen Sarongs, der sogenannten „Battiks“ und ich nahm Veranlassung, mir hier deren Fabrikation etwas näher anzusehen; dieselbe wird als Hausarbeit und im Kleinen meist von Frauen betrieben und zwar werden nach Vorzeichnung des Musters auf Papier diejenigen Theile des aufgespannten Stückes Rohgewebe, welche beim Färben zunächst keine Farbe annehmen sollen, vermittels kleiner Bambusrohrtrichter mit heißem, flüssigem Wachs bedeckt und in zwei- bis sechsfacher Wiederholung behandelt man nach einander die übrigen zu dem Muster gehörigen Farben in gleicher Weise. Die alten Muster sind origineller, als die neuerdings vielfach von europäischen Damen in Samarang componirten modernen, zahmeren Dessins und ein echt javanisch gut ausgeführtes Motiv ohne irgendwelche Wiederholung eines Theils des Musters auf demselben Stück Tuch gleicht in seiner Art geradezu einem Gemälde. Es giebt derartige Röcke, welche mehrere hundert Gulden kosten, während der Preis der gewöhnlichen Sarongs zwischen einem und fünf Gulden schwankt.

Da sich in der Nähe Djocja's viele Indigopflanzungen befinden, so besteht die Kleidung des gewöhnlichen Volkes hier übrigens meist aus glatt blau gefärbten Baumwollstoffen oder in billigeren, weiß auf blau gedruckten Kattunen mit sich wiederholenden Blockdruckmustern.

Nach des Tages Schwüle und Hitze wohnten wir des Abends einem recht guten Militär-Concert bei, dessen Künstler allerdings auch hauptsächlich wieder Deutsche waren, aber darunter doch auch einige Halbblut zählten, denen man hier feines Gehör nachrühmt.

Am nächsten Morgen fuhren wir in zweibänkigem, vierspännigem Wagen, für den man uns 25 Gulden berechnete, in vier Stunden nach dem berühmten Borobudor-Tempel, dem größten architectonischen Zeugniß der Hinduzeit auf ganz Java. Die Gegend hier, wundervoll malerisch und fruchtbar, wird nicht mit Unrecht als der „Garten Javas“ bezeichnet und es ist begreiflich, daß man den großartigsten aller Tempel der Insel hier aufführte. Die mit Tulpenbäumen, Tamarinden und

Canarien eingefaßte, schattige Landstraße führt an Zuckerrohr-, Reis-, Mandioca- und weiten Indigofeldern vorbei; die drei bis vier Fuß hohen Sträucher der letzteren mit ihren feingefiederten Blättern werden zwei bis dreimal im Jahre geschnitten. Im April und Mai pflegt man hier, mit Reis abwechselnd, auch Tabak zu pflanzen und die großen, seitlich offenen Schuppen in den Feldern dienen später zum Trocknen der Tabaksblätter. Inzwischen sieht man den Reis in allen Stadien, von dem Auspflanzen der jungen Saaten an bis zu dem Schneiden der reifen Aehren und dem Wiedereinackern des zu sonst nichts zu verwerthenden Strohes und der Stoppeln. Die Landstraße ist sehr belebt, theilweise von den zweiräderigen Ochsenwagen mit dreieckigem Mattendach darüber, meist aber von Fußgängern und Lastträgern, unter denen die Frauen mit Hülfe ihrer Slendang-Tücher auf dem Rücken und in gebückter Haltung Kartoffelsäcke und andere schwere Lasten bewältigen. Die Bazare in den verschiedenen kleinen Orten, welche wir passirten, bestanden überall aus einer Reihe offener Schuppen und auch hier sind vielfach die Frauen als Verkäuferinnen der einfachen Bedarfsartikel thätig, während die Chinesen, wie überall, besonders ihre beliebten Land- und Wasserfeuerwerkskörper feilhalten. Auch bettelnde Kinder und Erwachsene, darunter Blinde und andere Leidende, trafen wir hier öfters an, während ich sonst auf Java bislang noch nirgends Bettelei wahrgenommen hatte.

Eine Meile vor dem Borobudor führt unser Weg an dem pyramidenförmigen Tempel von Mendoet vorbei, der in seinem 70 Fuß hohen Innern drei schöne Statuen sitzender Buddhas enthält; leider aber verfällt dieser interessante, aus Quadern ohne Mörtel aufgeführte Bau auch schon sehr.

Gegen $^1/_2$11 Uhr trafen wir bei dem Borobudor ein und erfrischten uns zunächst durch ein gutes Frühstück in dem dabei liegenden Pasangrahan, das wieder von einem Deutschen verwaltet wird. Die Pasangrahans auf Java entsprechen einigermaßen den Dak Bungalows Indiens und den Rasthäusern Ceylons, sind nämlich von der Regierung gebaut, speciell allerdings für deren Beamte bestimmt, aber nach eingeholter Erlaubniß auch für Privatreisende benutzbar und natürlich besonders dort angenehm, wo es, wie in den meisten Orten Javas, Hôtels überhaupt nicht giebt.

Der Borobudor, dessen Bauzeit nicht sicher festgestellt ist, aber ungefähr in das 14. Jahrhundert verlegt wird, ist ein immenser massiver Bau aus weißen, theilweise verwitterten Trachytquadern, um den Gipfel eines Hügels herum auf einer Grundfläche von 157 Metern im Geviert,

in sechs terrassenförmigen Absätzen bis zu einer Höhe von 36 Metern aufsteigend und in großartiger und doch zierlicher Architectur mit tausenden von Reliefplatten geschmückt, welche Zeremonien, Processionen, Schlachten, Seegefechte, Wagenrennen u. s. w. darstellen. Die noch gut erhaltenen Basreliefs führen die Legende von Buddha, oder wie er auf Java genannt wird Sakamuny, von seiner wunderbaren Geburt bis zu seinem Tode vor und wurden 1861 auf Kosten der „Batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften“ photographisch aufgenommen. Im Jahre 1885 wurden von Yzerman 160 Reliefs ausgegraben, deren Inschriften aus dem 9. Jahrhundert stammen. Jeder Absatz des Terrassentempels hat in der Mitte aller vier Seiten ein hohes überwölbtes Thor, durch welches eine Freitreppe nach dem nächsten Stockwerk emporführt. Eine von reich skulptirter Balustrade eingefaßte Galerie umzieht jede Terrasse und gleichmäßig über das Ganze vertheilt finden wir etwa 400 große, von phantastischen Kuppeln gekrönte, halbrunde Nischen mit überlebensgroßen Buddhastatuen. Auf der obersten Plattform erheben sich in drei übereinander aufsteigenden, concentrischen Kreisen 72 eigenthümliche, glockenförmige, durchbrochene Kapellen (Dagobas), in derem Innern sich auch Buddhastatuen befinden, und die Mitte dieses Aufsatzes krönt eine weit größere derartige, leider halb eingefallene Dagoba mit einer vier Meter hohen Statue Buddhas darin. Das Ganze entspricht nach Idee und Anlage also einigermaßen den Dagobas Ceylons, nur daß die Grundform hier mehr eine kofferartige, an Stelle der dort üblichen Glocken- oder Wasserblasen-Gestalt ist. Daß so viele der Buddhastatuen hier kopflos sind, erklärte sich bei meiner Rückfahrt nach Singapur, als mir ein Mitpassagier wohlverpackt einen abgeschlagenen schönen Buddhakopf vom Borobudor zeigte, den er an Ort und Stelle von einem Javaner billig gekauft hatte; es ist bedauernswerth, daß die Regierung diesem Vandalismus nicht besser zu steuern weiß.

Als der König von Siam 1896 die Insel Java besuchte, erregte unter den Resten buddhistischer Kultur der Borobudor-Tempel natürlich sein besonderes Interesse. Die holländische Regierung hatte ihm einen der hervorragendsten indischen Archäologen, Dr. Groneman, beigegeben, der für die nöthigen Aufklärungen zu sorgen hatte. Letzterer mag aber nicht wenig erstaunt gewesen sein, als die Rollen zwischen Zuhörer und Erklärer plötzlich vertauscht wurden, denn der König war über den Zweck und die Entstehung dieses Tempels ganz anderer Meinung als sein Führer und alle namhaften Archäologen, welche bis jetzt die Ergebnisse ihrer Forschungen veröffentlicht hatten. Bisher war nämlich, darunter von Junghuhn, Kern, Veth, Lehmans und Groneman, an-

genommen worden, daß der Borobudor zu den Tempeln der nördlichen (mahayanistischen) Buddhakirche gehöre, wobei man allerdings mit der Erklärung des Zweckes und der Bedeutung verschiedener in den Nischen des Borobudor stehender Bilder arg in Verlegenheit war. Der König wies nun oben auf der Spitze des Hügels, wo er ein Blumenopfer darbrachte, seinem Führer Dr. Groneman mit überzeugenden Gründen nach, daß dieser Borobudor von Anhängern der südlichen (hynayanistischen) Buddhakirche gebaut sein müsse. Derselbe konnte nicht umhin, den Ausführungen des Königs zuzustimmen, und in einer bald darauf, am 17. Juli, im Archäologischen Verein in Djocjakarta von ihm gehaltenen Vorlesung mußte er zugeben, daß die Ansicht des Königs die einzig richtige sei, weil sie den Schlüssel zur Erklärung sämmtlicher Bilder und der Basreliefs gebe. —

Wundervoll ist der Rundblick, welcher sich von der Höhe des Tempels aus auf die weite Ebene des Progo mit ihren grünen Reisfeldern, den Bauminseln der Kampongs darin und die schön geschnittenen, theilweise wild zerrissenen, vulkanischen Bergketten ringsum öffnet. Das Ganze bietet das Bild einer zauberhaft schönen Landschaft.

Obgleich der Tempel mit dem Islam gar nichts zu thun hat, fanden wir doch auch hier wieder eine Reihe Javaner Opfer darbringend, darunter besonders Frauen, welche Nachkommenschaft erflehen.

Von drei bis sieben Uhr fuhren wir Nachmittags vom Borobudor zurück und kauften zur Erinnerung an den Tempel noch recht gute Photographien bei dem einheimischen Photographen Céphas in Djocjakarta.

Am nächsten Morgen reisten wir in zwei Stunden nach Solo weiter. Der holländische Resident, welcher mit uns fuhr, wurde von einem Minister des Sultans zur Bahn geleitet, dem als Zeichen seiner Würde zwei Träger goldener Schirme und ein Träger mit der beim Betelkauen benutzten, hier aber nur ornamental verwandten silbernen Spuckurne folgten. —

Soerakarta, heutigen Tages gewöhnlich Solo genannt, ist eine weit und gefällig angelegte, lebhafte Stadt von 110000 Einwohnern, viel schöner als Djocja und Sitz des Susuhunan oder „Kaisers“ von Solo, der einen Monatsgehalt von 60000 Rupien seitens der holländischen Regierung bezieht und im Uebrigen eine ähnliche Schattenherrlichkeit führt, wie sein Kollege, der „Sultan“ von Djocja.

Leider empfingen auch der Herr Kaiser wegen des „großen Fastens“ momentan nicht. Es empfiehlt sich sonst, wenn man die Absicht hat, ihn zu besuchen, sich einige Tage vorher durch Vermittlung des holländischen Residenten anmelden und anfragen zu lassen, welche Stunde

dem hohen Herrn genehm sei, da Majestät begreiflicherweise auf Einhalten der guten Formen Werth legt.

Das ausgezeichnete Hôtel Slier in Solo steht an einem großen Platze gerade dem von hohen Mauern umgebenen holländischen Fort gegenüber, vor welchem, ebenso wie in Djocja, Schanzen und Pallisaden aus Baumstämmen zu Uebungszwecken für die Truppen angebracht sind. Auch die freundliche Residentur und das schöne Klubhaus finden sich hier. Während wir auf der Veranda unseres Hôtels Siesta hielten, kamen verschiedene Züge kaiserlicher Palastbeamten und Diener, den Schurz hinten gerafft, mit weißen, gelben oder schwarzen Topfmützen aus Baumwollstoff und je nach ihrem Range mit einer kleineren oder größeren Anzahl von Trägern geschlossener Ehrenschirme hinter sich, um anläßlich des bevorstehenden mohammedanischen Neujahrsfestes Geschenke aus dem Kraton nach dem Fort zu bringen; diese Gaben bestehen gewöhnlich in Eßwaaren, Leckereien und Früchten und werden in großen, rothverhängten, sargähnlichen Kästen getragen.

Die Sarongfabrikation blüht auch in Solo stark und zwar wird hier viel Massenwaare hergestellt, deren Muster nicht mit der Hand aufgemalt, sondern mit kupfernen Platten in heißem Wachs aufgedruckt werden.

In Solo hatte uns der holländische Resident wieder einen deutschen Unterofficier aus dem Fort als Führer gestellt und mit diesem fuhren wir am nächsten Morgen nach dem am Aloon-Aloon oder Hauptplatz gelegenen Kraton, einem von zwei Mauern umgebenen großen Stadttheil. Auch hier finden wir zunächst wieder die zwei großen umgitterten Waringenbäume als Richtstätten, dahinter eine mit Bastmatten gedeckte Pfeilerhalle mit einem kleinen Holzpavillon, von wo aus der Kaiser den seit einer Reihe von Jahren unterbliebenen Rompoks oder Thierkämpfen zuzusehen pflegt; davor stehen einige alte kleine Kanonen, welche nur noch decorativ wirken. Wenige Stufen führen zur offenen „Festhalle“ empor, welche aus roh geschnitzten, roth und gold bemalten Holzpfeilern und einem schrägen Balkendach europäischer Konstruction darüber besteht und dann öffnet sich der Eingang zu dem eigentlichen Kraton; gerade der Hauptpforte gegenüber erhebt sich ein achteckiger, fünfstöckiger „Aussichtsthurm“. Soweit ich erfuhr, ist die Bestimmung dieses Thurmes die, dem holländischen Fort als Zielpunkt zu dienen; jedesmal, wenn Feste im Kraton stattfinden, sind die holländischen Truppen im Fort consignirt und die Geschütze auf den „Aussichtsthurm“ gerichtet. Der Kaiser unterhält ein eigenes „Heer“ von 500 Mann, welche in blaue Tuch-Uniformen europäischen Schnitts gekleidet sind

und einen sehr schlappigen Eindruck machen. Der jetzige, seit 1893 regierende Kaiser ist 26 Jahre alt, nennt 38 Frauen und 42 Kinder sein und erscheint bei feierlichen Gelegenheiten mit weiß bemaltem Gesicht und stark markirten, schwarz ausgemalten Augenbrauen und Schnurrbart, ganz larvenhaft, wie wir uns auf einem Oelbild Seiner Majestät überzeugen konnten. Wie in Djocja, so werden auch hier im Kraton einige Elephanten, Tiger und Tigerkatzen gehalten und mit Stolz gezeigt. Am Aloon-Aloon liegt sodann noch die Hauptmoschee, in welcher jeden Freitag von zwölf bis zwei Uhr Mittags der Kaiser mit seinen Frauen weilt.

In halbstündiger Fahrt durch eine sehr belebte Vorstadt, deren Haupt-Allee zu beiden Seiten mit zahlreichen Verkaufsständen aller Art direct auf Mutter Erde eingefaßt war, fuhren wir nach dem, am breiten braunen Solofluß gelegenen kaiserlichen „Lustschloß“ Langen Artjo, einer Reihe von Holzpavillons und offenen Empfangshallen mit weißgetünchten Wänden, Holzpfeilern, europäischen Dächern und europäischen einfachen Möbeln, Bildern und Uhren, das Ganze, ebenso wie der Kraton, einen sehr mäßigen Eindruck machend. Die javanischen Fürsten leben nicht gerade in dem, was wir „orientalische Pracht“ nennen. Die schlecht gehaltenen Gartenanlagen waren mit chinesischen Porcellan-Ungeheuern und bunt angemalten Skulpturen vom Borobudor geschmückt und das einzig wirklich Schöne waren einige Prachtexemplare der Jonesia asoca, eines Baumes mit zahlreichen, fußgroßen, orangerothen Blüthenbällen.

Der 260 Kilometer lange Solofluß bildet den größten Strom der ganzen Insel, welche zwar überall reichlich bewässert ist, aber in Folge ihrer geringen Breite und des geologischen Aufbaus den Flüssen keinen langen Lauf bietet; der Solofluß kann von größeren Fahrzeugen vom November bis zum Juli, von kleineren während des ganzen Jahres befahren werden.

Schon um ½12 Uhr Vormittags reisten wir von Solo wieder weiter ostwärts, anfangs durch Gegend von verminderter Fruchtbarkeit und Schönheit, bis nach etwa vier Stunden die imposanten Formen des höchsten Berges der Insel sichtbar wurden, des 3666 m hohen Semeru, dessen Krater einen Durchmesser von fast zehn Kilometern hat. Gegen sechs Uhr Abends kamen wir in Surabaya an und fuhren zu dem guten Hôtel Wynveldt, nach der Straße, in welchem es liegt, auch Hôtel Embong Malang genannt. Hitze und zahllose Mosquitos machten die Nacht hier wieder einmal zu einer schlaflosen.

Surabaya mit 147 000 Einwohnern ist die größte und regste Stadt und der beste Hafenplatz ganz Javas. Das Geschäftsviertel

zieht sich dem kanalisirten Fluß entlang, der stark belebt war von Schuten und Küstenfahrzeugen allerlei Art; letztere sind theilweise bunt bemalt, kurios geschnitzt und schon vielfach mit dem an die chinesischen Dschunken erinnernden erhöhten Hinterdeck versehen. Auch auf der dem Flusse entlang führenden Straße herrschte reger Verkehr, obgleich zur Zeit weder für Kaffee, noch für Zucker, die beiden Hauptproducte, Versandtsaison war; die Zuckerernte beginnt erst im Mai und das Kaffeepflücken zu ungefähr gleicher Zeit. Mehr als anderswo fielen mir hier zahlreiche Moslims in langen Kaftans und mit rund um den Kopf gewickeltem Turbantuch auf. Die weißen Giebelhäuser am Fluß erinnerten vielfach an Holland, nur das eingeknickte, steile Dach darauf entsprach der Construction der Bambushütten der Eingeborenen. Es folgten Reihen von Lagerhäusern, das Fort, sehenswerthe Marinewerkstätten und der Marine-Club „Modderlust" mit schönem Garten, von wo aus man einen guten Blick auf die Reede hat. Dieselbe ist nicht sehr tief, aber mit Ausnahme von zwei bis drei Tagen im Jahre sicher, da die gegenüber liegende Insel Madura sie bis auf eine schmale Einfahrt im Norden schützt. Links ziehen sich in weitem Bogen die grünen Flachufer und Hügel Javas, rechts der freundliche Strand Madura's, dessen Häuser bequem über den Wasserarm hinüber sichtbar sind. An der Reede selbst existiren Anlegebrücken oder Quais nicht, letztere sind nur an dem hier mündenden, schmalen Fluß vorhanden.

Die Straßen außerhalb des Geschäftsviertels sind meist außerordentlich breit und von prächtigen Schattenbäumen eingefaßt, worunter sich auch sehr hochstämmige Kasuarinen befinden. Eine Dampftram führt vom Hafen und Geschäftsviertel aus durch das Läden- und Villen-Quartier Simpang am schönen großen, öffentlichen Park vorbei nach dem Bahnhof hinaus. Die beiden hiesigen Gesellschaften „Club" und „Societeit" sind ganz international, d. h. meist holländisch und deutsch, und der Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen ist auch hier ein erfreulich angenehmer. Des Abends fand auf der offenen Gartenterrasse des „Clubs" zwangloser Ball statt, bei dem ebenso eifrig, als gewandt und elegant gewalzt wurde. Wir brachten den Abend im Hause unseres liebenswürdigen Konsuls zu, in dessem Eßzimmer wir uns zum ersten Male seit Indien der Kühle zufächelnden Punka erfreuten, die wir sonst auf Java weder in Hôtels, noch Clubs, weder in Privatwohnungen, noch Contoren angetroffen hatten.

Leider berichtete uns der Konsul, einer der selbst davon Betroffenen, recht trübe über die Zukunft des Kaffeebaus in Java; seiner Meinung nach wird nämlich in weniger als 25 Jahren die Kaffeebaumkrankheit

ganz Java verseucht haben. Man hat jetzt auch hier mit der Einführung des kräftigeren und gegen den Rostpilz widerstandsfähigeren Liberia-Kaffees begonnnen, welcher außerdem noch den Vorzug hat, daß er nicht blos in Höhen von 3—4000 Fuß, wie der arabische Kaffeestrauch hier, sondern selbst im Tiefland gut fortkommt; damit fallen ferner die umständlichen und kostspieligen Terrassenanlagen und Abmauerungen weg, welche bei Bergkaffeebau nothwendig werden, um die Abschwemmung des Humusbodens zu verhindern.

Auch das Zuckerrohr, welches hier durchgängig einen Ertrag von 11 % seines Gewichtes ergiebt, ist einer Art Krankheit unterworfen, die darin besteht, daß aus einer Wurzel nicht ungefähr vier, wie normal, sondern 25 und mehr Triebe emporschießen, welche dann so arm an Zuckergehalt sind, daß sie keine Verarbeitung lohnen. Gut angelegte Zuckerrohranpflanzungen rechnen ein Drittel des Bodens für die laufende Ernte, ein Drittel auf den Neuanbau für das nächste Jahr und ein Drittel als Reisland für den Bedarf ihrer Arbeiter. Auf der ganzen Insel befinden sich etwa 240 Zuckersiedereien und durch den niedrigen Preis des Produktes auf dem Weltmarkte befinden sich dieselben momentan meist in prekärer Lage.

Surabaya als solches lohnt keinen Touristenbesuch und wir kamen auch nur deshalb nach hier, um von dieser Stadt aus nach dem Bromo zu gehen, eine Tour, welche drei Tage in Anspruch nimmt.

Wir fuhren morgens 6 Uhr mit der Bahn ab, immer in der Nähe des Meeres durch flache Gegend, in derem stehenden Wasser zahlreiche Papyros-Stauden erscheinen, Zuckerrohr und Reis gezogen werden und kamen um 9 Uhr in Pasuruan an, wo zahlreiche Wagen am Bahnhof zur Verfügung standen. Einspänner brachten uns in 1½ Stunde noch immer in der Ebene durch Alleen von schönen, kräftigen Tamarinden und gelb blühenden Singapur-Akazien nach dem 12 Paal (1 Paal = 1507 m) entfernten Paserpan und von dort führten uns andere, zweispännige Wagen auf schlechter und allmählich ansteigender Straße nach dem 7 Paal weiter und 630 m über dem Meere gelegenen Puspo, wo unsere Pferde keuchend und mit vom Bauche herunter triefendem Schweißwasser gegen Mittag ankamen. Das hier befindliche Rasthaus wird von einem deutschen Schweizer gehalten und wir fanden daselbst die Tags vorher telegraphisch bestellten Reitthiere, Packpferde für unser Gepäck und einen Tandu oder Tragstuhl vor, denn von hier aus ist der mit groben Steinen belegte „Weg“, noch 11 Paals bis nach Tosari, nicht mehr fahrbar.

Der Tandu ist massiv aus Holz gearbeitet, durch ein Bambusgestell mit Wachstuchbehängen darüber vor Sonne und Regen geschützt und seine starken Tragstangen werden durch Stricke an Bambusstangen befestigt, welche je zwei Kulis auf den Schultern tragen, sodaß das ganze Gestell dann frei schwingt. Nach dem Frühstück ging es nun bergan, den langgezogenen Rücken des Bromo hinauf, der mit Kulturen von Zuckerrohr, Kaffee, Mais und schönen, weißgelb blühenden Teakbäumen bedeckt ist. Der Rückblick auf die grüne Reisebene mit den Bauminseln der Kampongs darin und darüber hinaus auf das freie Meer war sehr schön, aber bald entzog uns eine neidische Wolkenschicht alle Aussicht, Gewitter und heftiger Regen folgten und verwandelten die schlüpfrigen Treppenwege in Kaskaden von braunem Wasser. Allmählich erhoben wir uns über die Wolkenschicht, die Ebene und der schöne Vulkankegel des Penangongan links unter uns wurden wieder sichtbar, während wir den vielfach zerklüfteten Bergrücken des Bromo emporstiegen. Bei 4000 Fuß Höhe etwa hört der Kaffeebau auf, bei 5000 Fuß auch der Bambus, dagegen folgen noch Maisanpflanzungen und dazwischen Laubbaumgruppen, Kasuarinen und schöne Farrenbäume. Auf den scharfen Berggraten zeigen sich vereinzelt kleine Dörfer, deren Lage an Dardschiling erinnert und gegen 5 Uhr erreichten wir das 1777 m über dem Meere gelegene Tosari, eine beliebte Sommerfrische des Surabaya-Publikums, welches besonders in den Monaten September bis November gern nach hier kommt. Heitere Morgen und Nächte, sowie gleichmäßige Witterung das ganze Jahr hindurch sind den oberen Regionen Javas eigen, welche von 1600—2000 m Höhe an ausschließlich unter dem Einflusse des Südostpassates stehen. Die Durchschnittstemperatur von Tosari beträgt 16° C. und das Thermometer sinkt zuweilen bis 3°. Als wir dem „Picolpaard“, dem Packpferd, unsere Handtaschen abschnallten, fanden wir, daß mangels aller Schutzdecken darüber die Wäsche darin ungefähr ebenso durchnäßt, wie wir selbst und das Schuhzeug über und über voll Schimmel war.

Das Hôtel mit seinem aus rohen Brettern gezimmerten Haupthaus, in dem sich ein Eß- und ein Balkonsaal mit reinlichen, weißen Gardinen befinden, erinnert etwas an Norwegen, die anstoßenden Seitenflügel enthalten die aus Holzrahmen und Bambusgeflecht-Wänden hergestellten Schlafzimmer für die Gäste, unter denen sich auch drei von Lombok zurückgekehrte Officiere befanden. Zum ersten Male seit Sindanglaya verbrachte ich unter leichter, wollener Decke wieder einmal eine angenehm frische und erquickende Nacht.

Wundervoll war am nächsten Morgen der Blick auf die Vorberge mit ihren bewaldeten Querthälern, die grüne Ebene, das blaue Meer, die in der Ferne verschwindende Insel Madura und auf eine ganze Kette von Vulkanen links von uns, als wir um 6 Uhr auf kleinen, aber kräftigen und sicheren Pferden unseren Ritt nach dem Krater antraten. Der unbedeutende Ort Tosari selbst besteht nur aus wenigen Bretterhäusern, die mit Palmenblättern gedeckt sind und ist von Kartoffel- und Gemüsefeldern, hauptsächlich aber von ausgedehnten Kohlanpflanzungen umgeben, welche zwischen niedrigem Laubholz, hochstämmigen Kasuarinen und zahlreichen Farrenbäumen liegen; dazwischen wuchern Schilf, Farrenkräuter und Unkraut aller Art. Palmen giebt es in dieser Höhe natürlich nicht mehr. Nachdem der erste hohe Bergrücken überschritten ist, führt der Pfad auf schmalen Graten, die nach beiden Seiten zu mehrere Tausend Fuß schroff abfallen und schöne Blicke in tiefe, grünbewaldete Seitenthäler und auf Vulkane im Hintergrunde eröffnen. Ein zweiter Bergriegel wird überwunden, dann geht es steil einen dritten bergan und bei dem Herausreiten aus einer schmalen, kurzen Schlucht öffnet sich ganz plötzlich ein großartiges Gebirgspanorama unter und vor uns: ringsum in weitem Kreise stürzen steil etwa 1000 Fuß tief die zerklüfteten, grünbewachsenen Wände des alten Bromo-Kraters ab, dann folgt unten in breitem Ring der „Sandsee", eine ganz glatte, bis auf wenige Gräser und Schilfe vegetationslose, graue und feinkörnige Lavaaschen-Ebene von etwa acht Kilometer Durchmesser und in der Mitte dieses kreisrunden Sandsees steigt in ideal regelmäßiger, oben horizontal abgestumpfter Kegelform die neue, thätige Kraterspitze des Batuk empor, welche mit ihren durch Regen ausgerillten, schlammbraunen, vegetationslosen Wänden genau den Eindruck eines immensen Napfkuchens macht. Rechts schaut über den Rand des alten Kraters die mächtige Pyramide des Semeru herüber, deren Spitze von einer leichten Rauchkappe umhüllt ist und in kleinen Intervallen hohe, weiße Dampfsäulen wie riesige Federbüsche in die Luft sendet. Das Gesammtbild ist ebenso groß und eigenartig, wie schön.

Der Abstieg von diesem ersten Aussichtspunkt durch den steilen, rölligen und ausgewaschenen Bergpfad des schmalen Munggal-Passes erfolgt natürlich zu Fuß, unsere Gäule hatten auch ohne Reiter Mühe, unbeschädigt unten anzukommen; Kasuarinen, niedriges Laubholz, Gras und Kräuter überziehen den Absturz des alten Kraters und bieten Fuß und Hand willkommene Stützpunkte. Glücklich unten angekommen, ritten wir noch ½ Stunde über den Sandsee und um den Krater

herum, dessen Thätigkeit wir bald an dumpfem Brausen erkannten. Dann stiegen wir in 20 Minuten auf leidlich gangbarem Pfade den Kegel hinan, zuerst über die braune Lava, oben dann ganz in feiner, loser Asche, durch welche eine hölzerne Geländertreppe bis zu dem schmalen Kraterrand hinauf führt. Regelmäßig wie das Aeußere ist auch das Innere dieses Vulkans, ein runder, tiefer und weiter Trichter mit graubraunen Wänden, welche unten durch Schwefeldämpfe gelb beschlagen sind; in der Tiefe steigen aus und neben kleinen Wasserbecken brodelnde Dämpfe auf, welche das brausende Geräusch verursachen, doch arbeitete der Vulkan momentan nur schwach.

Nachdem wir am Fuße des Batuk gemüthlich gefrühstückt hatten, traten wir gegen zehn Uhr den Heimritt an, der uns bald mitten in dichte, ziehende Wolken und Nebel hineinführte, aus denen nur hin und wieder die Spitzen einzelner, hoher Bäume gespensterhaft auftauchten und kaum waren wir, scharf reitend, wieder im Hôtel angekommen, als sich auch schon der unvermeidliche tägliche Regen in seiner ganzen Heftigkeit einstellte. Aber unseren prächtigen, lohnenden Ausflug hatten wir nun bereits „im Trocknen" und wir gedachten auch durch eine Karte an unseren Generalkonsul in Batavia dankbar des sanften Zwanges, den er angewandt hatte, um uns zur Bromotour zu überreden.

Will man nicht denselben Weg, welchen man gekommen, nach Surabaya zurücknehmen, so kann man auch vom Batuk aus gleich weiterreitend, in fünfstündigem Ritt und dann $1\frac{1}{2}$stündiger Wagenfahrt die schöne Tour nach Malang fortsetzen und von dort mit der Bahn in vier Stunden nach Surabaya gelangen; während der Regenzeit sind aber die Wege dort so schlecht, daß wir vorzogen, am nächsten Tage von 8 Uhr Morgens bis $\frac{1}{2}$5 Uhr Nachmittags auf dieselbe Art nach Surabaya zurückzukehren, wie wir gekommen waren.

Meine Reisegenossen, der langen Eisenbahnfahrten gründlich müde, beschlossen den Rückweg nach Batavia über Samarang und dort den Dampfer zu nehmen; da man mir aber wiederholt gesagt hatte, daß während der Regenzeit auf Samarang's ganz ungeschützter Reede die Dampfer sehr häufig weder Passagiere landen, noch übernehmen können, zog ich als Sicherheitskommissar die dreitägige Rückfahrt per Bahn vor und löste mir für 40 Gulden ein Billet Surabaya—Batavia. Trotz Regen, Hitze und Steinkohlen-Asche genoß ich auch diese Fahrt dankbar und in vollen Zügen mit dem Gefühl, daß es mir so bald wohl nicht wieder vergönnt sein würde, ein ähnlich gesegnetes und schönes Land zu durchstreifen.

In Batavia hatte ich leider nur noch einen Tag, den ich in Gesellschaft liebenswürdiger Landsleute angenehm verbrachte.

Die Verbindung zwischen Batavia und Singapur ist nicht gerade sehr häufig, alle vierzehn Tage geht das holländische Postschiff und ebenso oft der französische Dampfer Godavéry und letzterer war gerade von Samarang eingelaufen, wo meine Reisegenossen glücklich an Bord gekommen waren.

Nach genau dreiwöchentlichem, gut ausgenutztem Aufenthalt auf Java fuhr ich am Morgen des 23. März von Batavia per Bahn nach dem Hafen Tandjoeng Priok hinüber; meines Reisegenossen Diener Mahdi war mit dem Gepäck schon eine Stunde vor uns abgegangen, aber wir fanden draußen auf dem Dampfer keine Spur von ihm. Des Godavéry's Abfahrt war von der Agentur für zehn Uhr angezeigt worden, aber schon 1/2 10 Uhr wollte der Kapitän absegeln und behauptete dazu das Recht zu haben, da auf den Billets der Passagiere unter den unzähligen anderen Klauseln auch die vermerkt sei, daß man sich eine Stunde vor Abfahrt an Bord einzufinden habe. Er ließ sich aber bewegen, noch den nächst ankommenden Zug abzuwarten und mit dem traf denn glücklich auch der Mahdi ein. Dieser hatte uns auf einer anderen der verschiedenen Abfahrtsstationen Batavia's erwartet, als derjenigen, welche wir benutzten, kein Geld gehabt, um die Passage zu bezahlen, sich schließlich aber doch irgendwie geholfen und 3/4 10 Uhr dampften wir nun ab. Ich erwähne den Vorfall der verfrühten Abfahrt zu Nutz und Frommen meiner Nachfolger.

Die Vulkane Gedeh und Salak hoben sich heute klar und scharf vom blauen Himmel ab und winkten uns den Abschiedsgruß der grünen Insel herüber, an einigen kleinen Eilanden vorbei ging die Fahrt dann wieder ins freie Meer hinaus und hinter uns versank Java, die Perle Niederländisch-Indiens.

Nach zwei Tagen legten wir wieder in Singapur direct am Quai des neuen Hafens an und fuhren bald, dem Strande entlang, an malayischen Pfahlbauten, dem Marktplatz und dem europäischen Geschäftsviertel vorbei, nach dem an der weiten Esplanade, der alten Reede gegenüber gelegenen Hôtel de l'Europe, welches aus einer Reihe von unter einander durch offene Gänge verbundenen Pavillonbauten besteht und durch schlechtes Essen und noch schlechtere Bedienung einen berechtigten Weltruf genießt. —

Als England im Jahre 1819 Singapur, d. h. die „Löwenstadt", unter seine weiten Fittige nahm und hier einen Freihafen gründete, war die kleine, hügelige Insel, auf der sie liegt, dicht mit Urwald

bedeckt, nur von wenigen Fischern bewohnt und der Tiger, nach welchen sie ihren Namen trägt, hier ein häufiger Gast. Heute zählt die Insel 300 000 Einwohner, gute Landstraßen, von blühenden Ansiedelungen eingefaßt, durchschneiden sie nach allen Richtungen und der Hafen mit seinen vier Trockendocks ist einer der wichtigsten Knotenpunkte der Weltschifffahrt geworden. Auf halbem Wege zwischen Ostindien und China, als Mittelpunkt des malayischen Archipels, gleich weit und gleich bequem für Birma, Siam und Cochinchina gelegen, hat Singapur für den Zwischenhandel eine unvergleichlich günstige Position und speciell sind sein Handel in Zink, schwarzem und weißem Pfeffer, Tapioka und Rohr und der Import von Baumwollwaaren sehr bedeutend. Der Gesammtwerth des Handels von Singapur betrug im Jahre 1893 232 Millionen Dollars und deutsche Firmen sind hervorragend daran betheiligt.

Mit Pinang und Malaka zusammen bildet Singapur die sogenannten Straits Settlements, die „Ansiedelungen an der Meerenge“ und die sechs malayischen „Schutzstaaten“: Perak, Johore, Selangor, Sungei Ujong, Pahang und Negri Sembilan sind wohl nur als Uebergangsformen zu einem einheitlichen britischen Reiche Malaka zu betrachten, welches diese ganze langgestreckte Halbinsel umfassen wird.

Seit 1867 wird die bis dahin der indischen Regierung unterstellt gewesene Kolonie direct von dem Kolonialamt in London verwaltet.

Zoll wird nur auf Alkoholika erhoben, Opiummonopol meistbietend an die Chinesen verpachtet und die Einnahmen hat man seit zehn Jahren hauptsächlich zu Befestigungsanlagen in Singapur verwandt, oder besser gesagt, par ordre du mufti von London aus verwenden müssen, denn erfreut ist man hier über diese Benutzung der Kolonie-Einnahmen zu Reichsvertheidigungszwecken nicht gerade. Alle anderen Verbesserungen haben daneben ganz zurückgesetzt oder doch schwer darunter leiden müssen, den Kolonialangestellten konnte keine Kompensation für den stark gefallenen Silbercours gewährt werden und so herrscht hier mannigfache Unzufriedenheit, die sich bis zu dem Wunsche steigert, ähnlich wie Australien, Canada und andere englische Kolonien eine größere Unabhängigkeit vom Mutterlande zu genießen.

Die hier cirkulirende Münze ist der Silberdollar und zwar zur Zeit ausschließlich in der Gestalt des japanischen Yen-Stücks, während demnächst auch ein in Indien geprägter „britischer Dollar“ eingeführt werden sollte; bislang giebt es nur eigene, in Cents ausgeprägte Scheidemünzen und die Hongkong und Shanghai Bank sorgt für die nöthigen Banknoten.

Was dem Neuankommenden in Singapur zunächst auffällt, ist die außerordentlich große Anzahl von Chinesen, welche etwa $^3/_4$ der ganzen Bevölkerung bilden; als die Juden des fernen Ostens sieht man sie auch hier in aller Art Handel, Groß-, Klein- und Zwischenhandel thätig, daneben treiben sie verschiedene Handwerke, ziehen die 6000 Rickschas Singapurs, welche das Bestehen einer Dampftram, trotz deren billigen Preisen, auf die Dauer unmöglich machten und sind auch als Träger und Kulis thätig. Der hier lebende Chinese ist im Allgemeinen stolz auf seine „britische" Nationalität; er spielt Criquet, Lawntennis und Fußball, arrangirt seine jährlichen Sportfeste, benutzt die öffentliche Bibliothek und liest die englischen Zeitungen; er ißt nach europäischer Art und fährt, wenn er prosperirt hat, bei dem Corso mit einem europäischen Kutscher auf dem Bocke seines Landauers spazieren. Er weiß, daß er vor dem Gesetz dem Engländer völlig gleich und diesem in mancher Beziehung vielleicht sogar etwas „über" ist.

Als Kulis finden sich neben den Chinesen die eingewanderten „Klings", ein schön gewachsener, sehr dunkelfarbiger Hindustamm von der Koromandel-Küste.

Im Hôtel stellte sich sofort der chinesische Schneider mit seiner Stoff-Collection ein, nahm Maß und lieferte mir in 24 Stunden einen blauen Kammgarn-Anzug zu 16 und zwei gelbe Drill-Anzüge zu je fünf Dollars; die Silberdollars wertheten damals 2 M. 20 Pf. und die Bekleidungskosten sind demnach hier recht wesentlich billiger, als in Europa.

Obgleich es in Singapur auch nicht gerade kühl war — die Jahrestemperatur der dicht bei dem Aequator liegenden Insel beträgt 27° C. — so war die Luft doch nicht so unangenehm feucht, wie in Batavia und man konnte wieder einmal seine Koffer und deren sämmtlichen Inhalt wirklich gründlich trocknen.

An der Esplanade liegen die Kathedrale, das Stadthaus, die Post, Banken und andere öffentliche Gebäude, meist in einem englisch-italienischen Misch-Stil oder Unstil, dann folgt am Strande der schöne, internationale Singapur-Club mit einer Art Börse im Erdgeschoß, weiten Clubräumen im ersten Stocke und einer luftigen, breiten Verandagalerie nach dem Meere hinaus, mit schönem Blick auf die von zahlreichen Segelschiffen und kleinen Dampfern belebte Reede und die dahinter liegenden Inseln. Weiterhin gelangen wir in das europäische Geschäftsquartier mit seinen Blocks einstöckiger Häuser, meist mit Laubengängen im Erdgeschoß und mit großen, hohen und luftigen Kontoren und Lagerräumen, in denen auch viele Chinesen angestellt sind. Die Geschäftszeit hier ist von 10 bis 5 Uhr.

Nach Osten und Norden zu dehnt sich die ziemlich unreinliche Eingeborenen-Stadt aus und besteht aus dem chinesischen, malayischen und Hindu-Viertel mit den entsprechenden Joß-Häusern, Moscheen und Hindu-Tempeln und das Ganze macht, in Grün eingebettet, einen sehr freundlichen Eindruck.

Die schönen Wohnhäuser der Europäer liegen meist auf den Hügeln außerhalb der Stadt inmitten weiter Rasenplätze und freundlicher Gärten, die von glattgeschnittenen Zwergbambus-Hecken eingefaßt werden und da die Hausdiener hier Chinesen und Malayen sind, welche keine Kasten-Vorurtheile kennen, so kommt man mit etwas kleinerem Stab von Dienerschaft aus, als in Indien; mein liebenswürdiger Hamburger Bekannter z. B., glücklicher Vater eines Kindes, begnügte sich mit „nur" zehn Dienern. Auf der Fahrt nach seinem reizenden Landhaus passirten wir auch den inmitten freundlicher Gartenanlagen etwas erhöht gelegenen „Teutonia" Club, welcher etwa 60 deutsch sprechende Mitglieder zählt, in seinen schönen Räumen auch eine kleine Bühne enthält und in seiner doppelten Kegelbahn den Beweis führt, daß das hiesige Klima kaum entnervend wirken kann, denn die Kugeln hier waren von einer Größe und Schwere, wie ich sie bislang noch nirgendwo in der Welt angetroffen hatte.

In der That ist das Klima Singapurs im Ganzen ein gesundes, nur Dissenterie kommt häufiger vor.

Des Abends findet um die weite Esplanade und den anschließenden, viel besuchten Lawntennis-Platz herum ein regelmäßiger Corso statt, an dem sich auch zahlreiche Chinesen betheiligen, in mehr oder weniger reiche Landauer hingegossen und mit mehr oder weniger Dienern hinten und vorn auf Trittbrett und Bock. Besonders die reichen Chinesen fühlen sich hier sehr gern als „Engländer", wenn sie auch Tracht und Zopf der alten Heimath beibehalten.

Wer die Zeit dazu hat, versäumt gewöhnlich nicht, in einer bequemen Tagestour dem Sultanat von Johore einen Besuch abzustatten und so fuhren denn auch wir eines Morgens um sieben Uhr auf guter, rotherdiger, von Schattenbäumen eingefaßter Landstraße dahin. Zunächst ging es an dem Gouverneurshaus, dem Museum, den Wasserwerken und den europäischen Kirchhöfen vorbei und dann durchs Chinesenviertel in das freundliche, leicht gewellte Land hinein, bis wir nach zwei Stunden den Nordrand der 14 Meilen breiten Insel bei Krandschi erreichten. An dem langen, schmalen eisernen Pier lagen hier verschiedene plumpe Böte, Sampans bereit, um uns nach dem,

auf dem Festlande liegenden, freundlich in Grün eingebetteten Dschohor (Johore) hinüber zu bringen. Ein starker Regenguß, vor dem uns das halbrunde Mattendach des Bootes nur ungenügend schützte, überraschte uns während der sehr langsamen Fahrt über den schmalen Meeresarm, welcher die Insel Singapur vom Festland trennt und den auch die Tiger durchschwimmen müssen, welche Ausflüge nach dem Süden unternehmen.

Wir landeten an einer verfallenden Steintreppe und gingen zunächst nach dem nahen „Johore-Club“. Das Gesellschaftsgebäude, eine auf Stelzen im Sumpfland stehende, ehemalige Fischhalle, ist von dem Sultan, einem großen Freund der Europäer, umgebaut und als Clubhaus eingerichtet und möblirt worden und die 40 Mitglieder bestehen meist aus den im Hinterlande ansässigen Pflanzern. Um Zutritt zu dem Club zu bekommen, ist es unbedingt nothwendig, von einem Mitglied eingeführt zu sein und Essen bestellt man sicherheitshalber am Tage vorher. Der Sekretär des Singapur-Clubs hatte liebenswürdiger Weise alles Nöthige rechtzeitig für uns besorgt und so fanden wir denn höfliche Aufnahme und für geringes Entgeld ein so ausgezeichnetes Tiffin vor, wie wir es in Singapur weder im Club, geschweige denn im Hôtel angetroffen hatten, obgleich wir hier in Johore die einzigen Gäste waren. Der Sultan, ein 63 jähriger, liebenswürdiger Herr, welcher sonst die Honneurs seines Palastes gern persönlich machte, war damals schon schwer leidend und ging kurz darauf, Heilung suchend, nach London, wo er im Juni 1895 starb. Wir wurden aber bereitwilligst im ganzen Palast herumgeführt, der innerhalb gefälliger Gartenanlagen etwas erhöht am Meere gelegen ist und in seiner freundlichen, aber ganz europäischen Einrichtung nichts Bemerkenswerthes und gar nichts „Orientalisches“ bot.

Dann besuchten wir den Herrn Postmeister, um die bei Sammlern so beliebten Marken mit dem Bildniß des Sultans zu kaufen und eine ganze Reihe zu dem Zwecke vorbereiteter Briefe von hier aus in die Welt zu schicken, und gingen sodann nach dem großen chinesischen Spielhaus, welches mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß des Herrn Sultans und gegen eine anständige Abgabe an diesen das Monopol besitzt, Gimpel rupfen zu dürfen. Bei unserem Eintritt in die oberen, weiten Säle des Spielhauses stellten sich sofort einige Chinesen ein, um uns die Sache vorzumachen und dazu zu verleiten. Der Spieltisch des chinesischen Roulettes ist in vier Felder getheilt, auf die man setzt, in der Mitte befindet sich ein drehbarer Messingblock und das Feld, auf welches seine roth markirte Ecke, die Glücksfarbe zeigt, gewinnt.

Man reizte uns zunächst durch Setzen von Kupfermünzen, dann folgten Silberrollen, schließlich Banknoten, aber wir begnügten uns damit, einen Dollar als eine Art Eintrittsgeld zu verlieren und zogen sonst ungerupft wieder ab.

Das kleine Dorf Dschohor mit seinen einfachen, auf Stelzen stehenden und aus Matten zusammengesetzten Fischerhütten bietet nichts von Interesse.

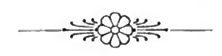
In Singapur selbst besitzt der Sultan von Dschohor noch einen weit prächtigeren, ganz modern europäisch und sehr elegant eingerichteten Palast, welcher, wie man sagt, recht verschuldet ist und gerade dem wundervollen botanischen Garten gegenüber liegt. Letzterer, in seiner landschaftlich schönen Anlage, seinen reichen und mannigfachen Beständen und seiner übersichtlichen Anordnung ist entschieden die größte Sehenswürdigkeit von ganz Singapur überhaupt. Zum ersten Male sah ich hier auch blühende Lotos, deren Blätter und Blüthen nicht auf dem Wasser schwimmen, sondern sich senkrecht aus demselben erheben; die Blüthen zeigen prächtige rosae Blumenblätter um ein Samengefäß herum, welches, je mehr es sich entwickelt, um so mehr einer Gieskannenbrause gleicht. Die Orchideen-, Blattpflanzen- und Farrenhäuser sind ganz besonders sehenswerth.

Der letzte Tag, den ich in Singapur zubrachte, der 28. März, war mohammedanischer Neujahrstag und die Araber, in langen, buntfarbigen Kaftans und schönen Turbans, gratulirten auch ihren europäischen Chefs in den Kontoren zum Jahreswechsel.

Die Araber treiben auch hier kräftige und erfolgreiche Propaganda für den Islam und verdienen viel Geld mit Ausrüstung von Pilgerschiffen nach Dschedda, wofür sie heutigen Tages gleich ganze Dampfer frachten.

Mein deutscher Reisegenosse blieb in Singapur wegen Unwohlseins zurück, der nette Amerikaner ging von hier aus wieder westwärts und ich selbst verließ am 28. März Abends sechs Uhr die Tanjong Pagar Werft des neuen Hafens auf dem Dampfer „Gorgon“, mit Siam als nächstem Reiseziel.

Wir fuhren unter Lootsenführung durch den flußartigen Meeresarm zwischen den freundlichen Inseln hindurch und bald versank die von zahlreichen Schiffen belebte alte Reede Singapurs hinter uns.





Siam.

Die Entfernung von Singapur bis Bangkok beträgt 835 Seemeilen und das Schiff, auf dem ich diese zurücklegte, die „Gorgon“, gehörte der Albert Holt'schen Ocean Steam Ship Co., welche im ganzen Osten nach ihren mit blauen Ringen bemalten Schornsteinen nur die „blue funnel line“ genannt wird. Der Passagierverkehr erster Klasse auf dieser Strecke ist unerheblich und so waren denn auch nur vier Betten in zwei engen Kabinen auf der Brücke und ebensoviele unten neben dem kleinen Salon vorhanden und auch die Verpflegung war recht mäßig.

Der Kapitän war einer von den Leuten, welche alles Englische als unbedingt erhaben und alles Deutsche eben als „made in Germany“, d. h. nach ihren Begriffen unbedingt minderwerthig betrachten und vertrat diese Anschauungen bei Tisch in der unpassendsten Weise. Bei dem eben vorgekommenen Unglück mit dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Elbe“, dessen Verschuldung später bekanntlich ganz officiell englischem Schlendrian zugeschrieben wurde, hatte er zu bemängeln, daß zu Viele von der Mannschaft und zu wenig Passagiere gerettet waren; der Untergang des „großen Kurfürst“ lieferte ihm weiteren Stoff zu geschmacklosen Bemerkungen; die deutsche Handelsmarine wäre seiner Ansicht nach ohne die große (?!) Regierungssubvention überhaupt schon längst todt; durch seine mit Chemikalien verfälschten Biere vergifte Deutschland die ganze Welt u. s. w., bis ich ihm schließlich ziemlich energisch klar machte, daß ich nicht an Bord sei, um von ihm Vorlesungen über deutsche Verhältnisse zu empfangen, die ich mir schmeichle, etwas besser als er

zu kennen. Aber ganz characteristisch für die Gefühle unserer „lieben Vettern" jenseits des Kanals und für deren Neid, dem aufstrebenden Deutschland gegenüber, waren die Aeußerungen des Seebären immerhin; die gebildeten Elemente verschleiern den Neid eben etwas mehr, die weniger gebildeten lassen ihren Gefühlen freieren Lauf, aber über die Gesammtstimmung Englands uns gegenüber ist eine Täuschung nicht möglich.

Auf dem Vorderdeck hatten wir 146 chinesische und indische Kulis als Passagiere, welche $3^1/_2$ Dollar für Fahrt und Verpflegung zahlten und unter Kontrakt nach Siam gingen, um dort beim Eisenbahnbau zu arbeiten, weil die Siamesen wegen der schlechten gesundheitlichen Verhältnisse der Bahnstrecke meist nicht dazu zu gewinnen sind.

Singapur liefert allen umliegenden Ländern Kulis und treibt damit eine Art modernen Sklavenhandels. Freilich ist die Sache nicht immer so ganz einfach, denn wenn auch die Kulis Handgeld genommen und ihre Abreise nach dem kontrahirten Arbeitsmarkt versprochen haben, so suchen sie sich doch häufig um die Einschiffung herumzudrücken oder bei Ankunft am Bestimmungsort durchzubrennen; dabei behalten sie in beiden Fällen das Handgeld und suchen im letzteren Falle ihre Arbeitskraft bestmöglich ohne Vermittelung eines Sklavenhändlers zu verwerthen. Auf Borneo werden deshalb die Kulis, um ihr Entrinnen zu verhindern, in Ketten gefesselt transportirt. Wie weit sich dieser Zustand mit der berühmten englischen Humanität vereint, die sich ihrer leidenden Mitbrüder in Bulgarien, Armenien und an anderen Orten, wo England direct nichts zu suchen hätte, in so uneigennütziger Weise annimmt, bleibe dem Urtheil des geneigten Lesers überlassen.

Auch unserem Dampfer waren eigentlich 170 Kulis zum Transport zugedacht, aber bei der Abfahrt hatten es 24 für besser befunden, sich unsichtbar zu machen und ohne besondere Ueberraschung betreffs dieses alltäglichen Vorkommnisses zu zeigen, war unser Kapitän ruhig mit dem Manko abgedampft.

Die Beköstigung der Kulis an Bord bestand in Reis und getrockneten Fischen. Ersterer wurde ziemlich compact gedünstet in großen Bambuskörben auf Deck gebracht, aus denen sich ein Jeder mit seinen Eßstäbchen eine Portion in eine Steingutschale herauslangte. Der Weg zwischen Lipp und Kelchesrand wurde durch Ansetzen des Gefäßes an den Mund möglichst verkürzt und mit den Stäbchen wurde dann der Reis klumpenweise eingeschaufelt.

Auf der Rückreise von Bangkok nach Singapur bildet in schöner Abwechslung gewöhnlich Vieh die Decladung.

Die schlechte Reisezeit, die vom December bis März dauert und während welcher die vom Osten herandrängende, hohe See den Aufenthalt auf den flachbodigen, stark schaukelnden und kleinen Dampfern häufig zu einem sehr ungemüthlichen macht, war eben vorüber; am ersten Tage hatten wir tiefblaues Wasser, so ruhig wie ein Ententeich, aber schon ein schwacher Nordostwind brachte am nächsten Tage das Schiff stark zum Rollen und erst als wir unter dem Schutze Cambodscha's waren, trat wieder ruhige Fahrt ein.

Am Abend des dritten Tages kamen zunächst links, etwa dreißig Meilen abliegend, das Festland, dann rechts einige Inseln in Sicht und kleine Vögel erschienen an Bord als erste Boten Siams. Bei Dunkelwerden gingen wir vor der wechselnden Barre des Menam-Flusses vor Anker, um hier die Fluth abzuwarten, welche zwölf Fuß Wassertiefe bringen und damit unserem Dampfer, welcher elf Fuß Tiefgang hatte, die Einfahrt ermöglichen sollte. Der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth beträgt hier sieben bis neun Fuß.

Die gezwungene Ruhe will ich dazu benutzen, Einiges über das Reich zu berichten, dem mein nächster Besuch gilt und dabei gleichzeitig einen Blick auf die Entwickelung der französischen Kolonisation in Hinterindien zu werfen.

Auch hier wurde die höhere Kultur aus Indien und vermuthlich im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auch der Buddhismus von dort, bezw. Ceylon aus, eingeführt, doch wissen wir aus der Zeit vor dem Jahre 1350 nur wenig. Der mächtigste Staat Hinterindiens war um das Jahr 1000 herum Cambodscha (Gambudja), dessen in Ruinen liegende Hauptstadt Angkor noch heute in seinem mächtigen Sandsteintempel, dem von prächtigen Skulpturen geschmückten, stufenförmigen Terrassenbau des Angkor Wat, einen der imposantesten Bauten der Welt überhaupt enthält. Die Hauptfeinde Cambodschas waren die Bergvölker der Laos, von denen ein Stamm sich mit den Cambodschanern vermischte, sich später von Cambodscha unabhängig machte und sich von der Zeit ab Thais, d. h. die „Freien“ nannte; auch das dem Pali entsprossene Wort Siam, wie sie ihr Reich nannten, bedeutet „das Freie.“ Im Jahre 1350 gründeten die Siamesen als ihre dritte Hauptstadt Ajuthia, welches bis 1767 Herrschersitz blieb. Das Land wurde dann eine Zeit lang China tributpflichtig, erlangte aber bald nach 1400 seine volle Selbstständigkeit wieder und seine Feldherren drangen erobernd in die Malaka-Halbinsel vor und unterwarfen die Stadt Malaka, welche seit Mitte des 13. Jahrhunderts den alten Handelssitz Singapur immer mehr überflügelt hatte und Mittelpunkt des asiatischen Handels

geworden war. Sultan Mahmud von Malaka warf zwar Anfang des 16. Jahrhunderts die Oberherrschaft Siams ab und bedrohte dieses Reich, wurde aber inzwischen selbst im Jahre 1511 von den Portugiesen geschlagen. König Manuel von Portugal hatte nämlich Albuquerque beauftragt, die Araber aus dem indischen Handel zu verdrängen und diesem gelang es auch, Malaka einzunehmen und daselbst reiche Beute einzuheimsen. Die große Stadt wurde alsdann verbrannt und an ihrer Stelle erstand eine starke Festung. Der König von Siam, „der mächtigste Monarch des Ostens“, sandte dem Sieger kostbare Geschenke, welche die Portugiesen auch erwiderten, doch hören wir nichts von portugiesischem Einfluß in Siam, obgleich man diesen ersten Europäern, mit denen man in Berührung kam, freien Handel und freie Religionsausübung zugestand.

1554 eroberte der König von Pegu, nachdem er das Awa-Reich, Birma, unterworfen hatte, auch Siam bis zum Mekong-Strom, doch wurde der letztere Staat schon 1579 wieder frei.

Nachdem Philipp II. 1584 den Holländern den Weltmarkt von Lissabon verschlossen und sie dadurch geradezu zu directen Fahrten nach Indien gezwungen hatte, erschienen sie Anfang des 17. Jahrhunderts auch in Siam und fanden daselbst freundliche Aufnahme, ebenso wie kurz darauf, 1613, die englisch-ostindische Compagnie die Erlaubniß ungestörten Handels mit Siam erhielt, obgleich die Portugiesen und Niederländer sie mit List und Gewalt fernzuhalten suchten. Aber die zähen Engländer hielten aus, setzten sich 1680 auch in Tongking fest und betrieben von da einen regelmäßigen Handel zwischen dem rothen Fluß und Kalkutta, mußten aber diese äußerste vorgeschobene Factorei in Hinterindien 1719 wegen Mädchenraubes räumen.

Inzwischen war Frankreich, durch Colbert zu einer Seemacht ersten Ranges erhoben, als neuer Nebenbuhler aufgetreten, um Portugal, Holland und England im fernen Osten den Rang abzulaufen. Die französisch-ostindische Compagnie setzte sich zwar zunächst in Vorderindien fest, richtete ihre begehrlichen Blicke aber auch bald nach Hinterindien, wo sie Tongking und Siam als begehrenswerthe Länder ins Auge faßte. Das war, soweit es Siam betraf, keine leichte Aufgabe, denn dieses Reich stand, nachdem es Pegu bezwungen und um 1650 Tenasserim und Ligore zurückerobert hatte, unter seinem König Narai stark und achtunggebietend da. Aber Frankreich hatte Verbündete, deren Schlauheit und Geschicklichkeit ein ganzes Heer aufwog, die Jesuiten nämlich, welche überall die Hauptkraft des kolonisirenden Romanenthums gebildet haben. Nachdem dieselben zunächst das Land genau ausgekundschaftet hatten, wurden 1660 auf Ludwig XIV. Kosten zunächst drei Weihbischöfe

nach Siam beordert, denen später noch zwanzig weitere Jesuitenväter folgten, während der ihnen affiliirte griechische Kaufmann Konstantin Phaulkon, ursprünglich ein in England lebender Protestant und durch die Geschicklichkeit der Jesuiten für die römische Kirche gewonnen, einen wunderbaren Einfluß bei dem siamesischen Hofe erlangte und sogar zum ersten Minister Siams ernannt wurde. Phaulkon und die Jesuiten versuchten gemeinsam, den König Narai Frankreich und dem Papste geneigt zu machen und veranlaßten die Aussendung zweier siamesischer Gesandtschaften an Ludwig XIV. und Innocenz XI., von denen die erste unterging, während die zweite unter Führung des Jesuiten Tachard ihr Ziel, Paris und Rom, im Jahre 1688 erreichte und eine glänzende Aufnahme fand. Die französischen Pläne schienen zu triumphiren, da trat das Verhängniß dazwischen: König Narai starb plötzlich, sein grausamer Nachfolger, Seo d. h. „der Tiger“ genannt, ließ den Griechen Phaulkon ermorden und die Jesuiten und Franzosen aus dem Lande vertreiben. Lange Zeit hörte man nun von diesen in Siam nichts mehr, während die Beziehungen zu den Holländern fortdauernd freundschaftliche blieben.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde Siam durch die Weigerung des Königs, seine Tochter dem wilden König Alompra von Birma zur Frau zu geben, mit seinem westlichen Nachbar in Krieg verwickelt. Der siegreich vordringende Alompra starb zwar schon 1760, aber sein Nachfolger setzte die Eroberung mit Glück fort und zerstörte und verbrannte 1767 die überaus reiche und glänzende Hauptstadt Ajuthia und der König von Siam starb an seinen Wunden. Bald nachher aber gelang es Siam nicht nur, das birmesische Joch wieder abzuschütteln, sondern sich auch 1777 den Laosstaat Vieng-Khan am Mekong tributpflichtig zu machen und 1780 die Provinzen Battambong und Angkor des alten, früher so mächtigen Cambodscha-Reiches seinem Staate einzuverleiben. Im Jahre 1782 bestieg sodann Pudejodpha mit dem Ehrenbeinamen Tschakkrie, d. h. „der tapfere Krieger“, der Befreier vom Birmesenjoch, den erledigten Thron von Siam. Dieser Feldherr entstammte einem cambodschaner Fürstengeschlecht und ist der Stammvater der noch heute regierenden Dynastie. Er verlegte die Residenz nach Bangkok und von dieser Zeit an datiren die Siamesen ihre Zeitrechnung.

In demselben Jahre 1782 trat Siam auch wieder mit Frankreich in Beziehung, dadurch daß die Jesuiten unter Bischoff Béhaine eine Mission in Bangkok gründeten, welche nicht nur religiösen, sondern auch wieder politischen Zwecken diente und umso wichtiger war, als

Frankreich, in Vorderindien ebenso wie in Canada durch den Pariser Frieden von 1763 definitiv durch England verdrängt, um seinen Traum von einem überseeischen Weltreich zu realisiren, nun desto eifriger darauf bedacht war, festen Fuß in Hinterindien zu fassen. Nachdem es zunächst die für den Kreuzerkrieg wichtige Insel Pulo Kondor besetzt hatte, unterstützte es den Prinzen Anh, den letzten Sprossen der vertriebenen Dynastie von Anam, welcher sich 1782 nach Bangkok geflüchtet und dort Béhaine kennen gelernt hatte. Mit letzterem zusammen, der in Siam selbst keinen Einfluß erringen konnte, ging der Prinz drei Jahre später nach Frankreich, um am Hofe für seine Zwecke zu werben. In der Denkschrift, welche 1787 der Jesuit Béhaine an Ludwig XVI. überreichte, wird die Errichtung einer französischen Kolonie in Anam als das sicherste Mittel bezeichnet, um den Einfluß Englands in Indien zu bekämpfen; seinen Handel zu vernichten, hieße es am besten treffen. In Friedenszeiten könne man so einen großen Theil des englischen Handels absorbiren, im Kriegsfall würde es leicht sein, die Handelsverbindungen Chinas mit jeder Frankreich feindlichen Nation lahm zu legen und im Besitz einer so vortheilhaften Stellung vermöchte man die Engländer an der Ausdehnung ihrer Besitzungen nach Osten zu erfolgreich zu hindern. Außerdem würde man von Anam aus einen Handelsweg nach Centralasien hinein zu öffnen suchen.

Dieses Programm des Jesuiten Béhaine: Vernichtung oder zum Mindesten Schwächung des englischen Handels, Trennung Kantons von Kalkutta und Eroberung Südchinas hat die französische Regierung denn auch auf allen ihren Schritten im fernen Osten bis auf den heutigen Tag geleitet.

Zunächst nahm man sich in Frankreich des Prinzen Anh an, welcher mit dieser Unterstützung von 1792 bis 1802 zwar auch Anam und Tongking eroberte, aber die französischen Pläne genau genug durchschaut hatte, um von da ab bis zu seinem Tode im Jahre 1825 mit tiefem Mißtrauen auf Frankreich und die Jesuiten zu blicken. Seine Nachfolger waren noch mißtrauischer, verboten den Franzosen das Land und verfolgten die Christen grausam.

Inzwischen war es England, das sich noch 1788 dem Lande vergeblich zu nähern gesucht hatte, gelungen, Anam 1821 seinem Handel zu öffnen, durch die glücklichen Kriege gegen Birma hatte es dort seine Herrschaft etablirt und bis zur Mitte unseres Jahrhunderts hatten sich also auch in Hinterindien die Aussichten für England überaus günstig gestaltet, während Frankreichs Bestrebungen aussichtslos erschienen.

Erst der nach gloire lüsterne Napoleon III. nahm die Politik des 14. und des 16. Ludwig in Asien wieder auf, indem er 1856 wegen der blutigen Verfolgungen der Jesuiten und ihrer Gemeinden Anam angriff; 1862 wurden Saigon, Bienhoa, die Turonbucht und die Insel Pulo Kondor an Frankreich abgetreten. 1863 nahm Cambodscha das französische Protectorat an und 1867 wurden Anam drei weitere Provinzen geraubt. England war auf der Ostküste Hinterindiens vollständig aus dem Felde geschlagen, weil schon eine Klausel des Vertrags von 1862 bestimmte, daß fortan keiner Nation anamitisches Gebiet ohne Frankreichs Zustimmung abgetreten werden dürfe. Der französische Einfluß fluthete also unaufhaltsam heran.

Nach den schweren Ereignissen von 1870/71 suchte und fand man billige Lorbeeren in Tongking, dessen Eroberung eine Reihe von Verbrechen bildet; die Namen der französischen Befehlshaber Garnier und Rivière werden stets in Verbindung mit den grausamsten Handlungen genannt werden, welche die Annalen europäischer Einmischung im fernen Osten befleckt haben. Unsere deutschen „Kolonialskandale“, in welchen eine gewisse Presse und gewisse Parlamentarier mit bedauernswerther Klatschsucht wühlen, erscheinen dagegen wirklich unbedeutend. Garnier eroberte 1873 Hanoi, vertrieb die Tongkinesen aus dem Delta des rothen Flusses, fiel aber bald selbst im Kampfe und die Franzosen vermochten sich nur in drei Plätzen zu halten. Unter Rivière, welcher gleichfalls bald fiel, erfolgte 1882 ein zweiter Ueberfall Tongkings, nachdem man daselbst inzwischen das Vorhandensein wichtiger Kohlenminen festgestellt hatte, welche von einer chinesischen Gesellschaft gekauft und einem englischen Syndikat angeboten waren. Unter blutigen Gräuelthaten der „die Civilisation bringenden“ Franzosen wurde so auch Tongking eine französische Kolonie. Dieselbe hat bislang dem Mutterlande eine Milliarde und 100 000 Mann gekostet und Klima und Piraten wüthen erbarmungslos gegen die Eindringlinge. Der gesammte Handelsverkehr Frankreichs und seiner Kolonien mit Tongking betrug in den Jahren 1883—94 nur die lächerlich kleine Summe von 70 Millionen Francs und so haben denn die französischen Steuerzahler zu Gunsten kostspieliger und vielfach unfähiger und unehrlicher Beamten und einiger wenigen Lieferanten stark bluten müssen. Von einer eigentlichen französischen Auswanderung nach hier könnte schon aus klimatischen Gründen gar keine Rede sein; aber davon ganz abgesehen, ist Frankreich ja nicht so übervölkert, um seine Landeskinder zur Auswanderung zu drängen und das Mutterland schön und fruchtbar genug, um seine Bewohner zu fesseln.

Nach der Eroberung Tongkings blieb auf der hinterindischen Halbinsel nunmehr nur noch Siam als selbstständiges Reich bestehen, dessen Macht sich seit der Befreiung vom Birmesenjoch stetig vergrößert und gefestigt hatte, ohne sich fremdem Einfluß hinzugeben. Nachdem durch Chrom Tschiat 1829 Laos erobert und dessen König hingerichtet und 1831 auch Queda auf der malayischen Halbinsel eingenommen worden war, hatte sich Siam friedlicher Entwickelung überlassen können. Im Jahre 1833 schloß es zunächst einen Handelsvertrag mit Nordamerika ab und erst nach verschiedenen mißglückten Versuchen Englands gelangte 1855 auch dieses nach dem Tode des fremdenfeindlichen, despotischen Königs Chrom Tschiat († 1851) in den Genuß völliger Handelsfreiheit und von Niederlassungsrechten in Siam. Unter dem König Maha Mongkut (1852—1868) und seinem Nachfolger wurden ähnliche Handelsverträge mit den meisten anderen seefahrenden Nationen abgeschlossen und der jetzige, 1853 geborene und seit 1873 selbstständig regierende König Paramindr Maha Tschulalongkorn, ein gebildeter, wohlwollender und im ganzen Lande mit Recht beliebter Herrscher, ist an der Spitze bemüht gewesen, europäische Kultur einzuführen, das Volksschulwesen zu heben, Kanäle, Straßen und Eisenbahnen zu bauen, Post und Telegraph nach deutschem Muster einzuführen, Heer und Flotte zu reorganisiren und Handel, Wissenschaft und Kunst zu fördern. Hunderte von jungen Leuten wurden zum Studium nach Europa geschickt. Die Erblichkeit der Sklaverei war von Tschulalongkorn bei seiner Thronbesteigung aufgehoben und die Trennung von Eltern und Kindern für die Zukunft verboten worden; übrigens hatte man die Sklaven im Lande nicht schlecht behandelt, sondern deren Stellung war in mancher Beziehung sogar eine noch bessere, als diejenige gedungener Diener. Im Jahre 1872 besuchte der König Britisch-Indien, später wiederholt auch die Straits Settlements und die malayischen Staaten und brachte von seinen Reisen Erfahrungen mit, welche er daheim auszunutzen bestrebt war. Seit 1874 hat der König seine eigene Herrschergewalt dadurch beschränkt, daß er die Regierung im Verein mit einem Staatsrath und einem Ministerium ausübt. Gemeinsam mit dem Ministerrath, den königlichen Prinzen und den vier obersten Rangklassen zusammen bestimmte der König seinen Nachfolger, um Thronstreitigkeiten zu verhindern, deren Möglichkeit umso näher liegt, als es hier zu Lande Prinzen wie Sand am Meere giebt; hat doch der jetzt regierende König allein noch über 80 Kinder am Leben. Seit 1887 ist die herkömmliche Wahl des ältesten Sohnes des regierenden Königs

und der ersten Königin zum Thronfolger nunmehr auch gesetzlich festgelegt.

Die früher bestandene Würde eines sogenannten „zweiten Königs“ oder Wang Nar, welcher speziell als Oberbefehlshaber der Truppen fungirte, ist seit 1885 abgeschafft.

Das jährliche Budget balancirt mit ungefähr 40 Millionen Mark und Staatsschulden existiren nicht; in dieser Beziehung ist Siam — seltenes Beispiel — noch unmodern geblieben, sonst aber hat die Verwaltung des Reiches in kurzer Zeit unter seinem guten und gerechten König so wesentliche Fortschritte im Sinne europäischer Kultur gemacht, daß das Land als Mitglied der civilisirten Welt betrachtet werden kann.

Als Friedensstörer dieser erfreulichen Entwickelung erwiesen sich auch diesmal wieder die Franzosen.

In demselben Jahre 1856, in welchem Frankreich seine Operationen gegen Anam begann und nachdem man in erfolgreiche Unterhandlungen betreffs eines Handels- und Niederlassungsvertrages mit Siam eingetreten war, hielten auch die französischen Jesuitenväter aus dem Mutterhause der Rue du Bac wieder ihren Einzug in Bangkok. Mit ihren Bekehrungsversuchen erzielten dieselben allerdings keine reichlichen Früchte, da es selbst bis heute nur etwa 18000 katholischer Thais in Siam giebt, welche meist der ärmsten Klasse angehören, dagegen waren die Jesuiten um so eifrigere Verbündete der französischen Politik, gleichgültig, ob Napoleon III., Gambetta oder selbst ein Paul Bert dieselbe leiteten. Besonders ihr Eifer war es, der zur Unterwerfung von Cambodscha führte und schon 1865 frugen sie in Paris an, wann nun an Siam die Reihe käme, seinerseits annectirt zu werden, wobei sie darauf hinwiesen, daß die s. Z. vom König Ludwig XIV. empfangene siamesische Gesandtschaft dem Sonnenkönig eine Art Souveränität über Siam eingeräumt habe! Dieser kühne Versuch, für Frankreich ein altes Recht auf Siam zu construiren, war zwar selbst Napoleon III. zu plump, aber die Minirarbeit der Jesuiten erlahmte auch in den nächsten Jahrzehnten nicht.

Frankreichs „wissenschaftliche Forscher“ auf Hinterindien, Garnier, Pavie, Lanessan und der junge Herzog von Orleans hatten allmählich festgestellt, daß der rothe Fluß, in seinem Oberlauf unschiffbar, keine Verbindung mit Yünnan bilde; daß die Handelswege, welche das Mekong-Becken mit Anam verbinden, werthlos sind, die Ostküste also nie ein Transitland für den Handel nach dem Innern der Halbinsel

werden könne; der Mekong ist von Katarakten gesperrt, an eine Verbindung Saigons mit dem Hinterlande also auch nicht zu denken. Nur über Bangkok führt der Weg nach dem Mekong sowohl, als nach Yünnan, ohne Bangkok sind Cambodscha, Anam und Tongking werthlos. Bangkok würde umso wichtiger werden, wenn es gelänge, den Malaka-Kanal zu Stande zu bringen. Die Idee eines solchen stammt von dem Franzosen Deloncle, welcher 1884—85 in Siam vergeblich eine Concession dafür zu erlangen suchte, den Isthmus von Kra auf der Malakahalbinsel mit einem Kanal zu durchschneiden, welcher mit französischem Gelde erbaut werden und ausschließlich unter französischer Kontrolle stehen sollte. Dieser Wasserweg würde den Handel vom indischen Ocean nach China mit Umgehung Singapurs direct in die Bucht von Siam führen, der Plan ist groß und weitausschauend gedacht; wer Bangkok besitzt, würde dann auch das Ostmeer besitzen, also galt es vor Allem, einen Schlag gegen Bangkok zu führen.

Der billige Grund von „Christenverfolgungen“ war allerdings hier nicht anwendbar, um mit Siam Händel vom Zaune zu brechen, aber man war um andere Gründe nicht verlegen. Nach dem Beispiel der berüchtigten Reunionskammern Ludwig XIV. und auf Anregung Lanessan's verlangte nämlich Frankreich 1893, nachdem es schon 1891 urplötzlich Ansprüche auf das siamesische Luang Prabang, den weitaus wichtigsten der bezwungenen Laosstaaten, erhoben hatte, auf Grund einer alten anamitischen Souveränität über Ostsiam die Auslieferung auch dieser Provinzen, welche seit länger als einem Jahrhundert im unbestrittenen Besitze Siams waren. Wohlweislich thaten die Franzosen keine Schritte, ihre ungerechten Ansprüche zu beweisen, sondern sie griffen sofort zur Gewalt, provocirten Streitigkeiten an der Grenze, drangen, den bestehenden Verträgen zuwider, mit ihren Kriegsschiffen am 13. Juli im Menam ein, um Bangkok zu bedrohen und Siam, das mit seinem unbedeutenden Heere von 3000 Mann nichts ausrichten konnte und von dem hochherzigen England, dessen Unterstützung es sicher zu sein glaubte, kleinmüthig im Stich gelassen wurde, mußte sich nach fruchtlosem Zögern fügen und Pavie's berüchtigtes Ultimatum am 29. Juli annehmen. Siam trat in dem Vertrag vom 3. Oktober 1893 nicht nur das linke Mekong-Ufer ab, sondern mußte auch seine Officiere bestrafen, welche in Paknam gegen die unter Bruch des Völkerrechtes in die Menam-Mündung eindringenden französischen Kriegsschiffe doch nur ihre Pflicht gethan hatten. Außerdem wurden Frankreich specielle Handels- und Niederlassungsrechte eingeräumt, deren Interpretation keineswegs zweifelsfrei gehandhabt wird.

Ob mit dem bislang Erreichten Frankreichs Gier nach Kolonialbesitz und gloire hier endgültig gestillt ist, bleibt nach dem ganzen Entwickelungsgang der französischen Besitzungen in Hinterindien billig zu bezweifeln, obgleich Frankreich nicht mehr Recht auf Siam besitzt, als z. B. Deutschland, dessen Handelsinteressen hier weit größere sind.

Betreffs der angeregten Errichtung eines „Pufferstaates" zwischen der englischen und der französischen Machtsphäre Hinterindiens ist es ganz still geworden, eine „Neutralisirung" Siams erscheint von recht fragwürdigem Werthe und so geht denn dieses interessante Reich über kurz oder lang vermuthlich französischer Vergewaltigung entgegen, so wenig auch Frankreich im Ganzen mit seinen Kolonien anzufangen weiß. Meine französischen Reisegenossen von Ceylon, welche von dort aus für drei Monate nach Tongking gegangen waren, bestätigten mir gelegentlich unseres ersten Zusammentreffens in Paris nach unserer Rückkehr, daß ganz Cochinchina eine große „folie" ihrer Regierung sei.

Während diese Zeilen in Druck gehen (October 1896), „beklagt" die französische Presse bereits neue in Aussicht stehende „Schwierigkeiten" mit Siam. —

Das Land zählt etwa 5 Millionen Einwohner, unter denen die Siamesen oder Thais d. h. „die Freien" weitaus überwiegen; außerdem sind Laos, Malayen, Birmesen und zahlreiche Chinesen vertreten. Die Siamesen sind von mongolischem Stamm, kleiner Figur und hellbrauner Hautfarbe und bekennen sich zum Buddhismus.

Die Eingeborenen waren früher während ein bis drei Monaten des Jahres zu harten Frohnarbeiten verpflichtet, diese sind jetzt aber aufgehoben, die Sklaverei ist im Aussterben begriffen, freie Arbeiter sind kaum zu haben und so werden denn die fleißigeren chinesischen Kulis in Bergwerken, Reismühlen und anderen Orten beschäftigt. Auch in allen Handwerken findet man den Chinesen, der englisch sprechende Sohn des himmlischen Reiches arbeitet als Angestellter in den kaufmännischen Geschäften der Europäer, der Chinese zieht den Rickscha-Wagen, der reiche Chinese ist Monopolpächter, kurz, allüberall, wo es zu arbeiten und zu verdienen giebt, wird man hier den Chinesen antreffen. Industrie und Handel liegen fast ganz in den Händen von Europäern und Chinesen. Malayen und Inder sind als Kutscher und Diener thätig.

Die Ausfuhr Siams werthete in 1894 23 Millionen Dollar, bestand aus getrockneten und gesalzenen Fischen, Reis, Teakholz, Rindern, Vogelnestern und Pfeffer und geht hauptsächlich nach Singapur und Hongkong und von dort aus theilweise nach Europa und Amerika

weiter. Die Einfuhr im gleichen Jahre betrug nur 12½ Millionen Dollar und Deutschland ist dabei verhältnißmäßig groß betheiligt. Auch die deutsche Schifffahrt ist in Bangkok stark interessirt, kommt in Bedeutung sofort nach der englischen und übertrifft an Tonnengehalt die französische um das 26fache, ein Beweis dafür, wie unbedeutend Frankreichs Handel mit Siam ist.

Die siamesische Münze ist der Tikal, eine Silbermünze, die früher in kugelförmigen, eingekerbten Stücken von Haselnußgröße, heute in Form europäischer Münzen ausgeprägt wird und 60 Cents eines Silberdollars, damals also etwa 1 M. 30 Pf. werthete. Officiell wird auch der Tikal in 100 Cents eingetheilt, doch sind die Cents nur Rechnungsmünze geblieben, während man im Verkehr und in der Münzprägung die alten Atts (64 Atts = 1 Tikal) beibehalten hat. Die neuen Silbermünzen sind, außer dem Tikal, der Fuang = 8 Atts und der Saldung = 16 Atts und in Kupfer werden außer dem Att noch der Lot = ½ Att, der Pai oder Songatt = 2 Atts und der Songpai = 4 Atts geprägt. Die an vielen Orten lebenden chinesischen Bankiers geben auch Porcellangeld aus, welches jedoch über den einzelnen Wohnort hinaus keine Geltung hat. —

Nun zurück an Bord der „Gorgon", welche während der ganzen Nacht draußen im klaren, grünen Wasser vor der Barre liegen blieb und diese erst am nächsten Morgen gegen sechs Uhr schlank und ohne Lootsenhülfe passirte; wir dampften an einem verankerten englischen Kriegsschiff vorbei, welches von hier aus das Fort an der Flußmündung beschießen könne, wie mir der Kapitän stolz erläuterte und dann ging es dem niedrigen, in dichte grüne Mangrovenbüsche eingehüllten Ufer entgegen.

Um sieben Uhr erreichten wir die Flußmündung, welche man im vergangenen Jahre wegen des französischen Zwischenfalls durch einen versenkten Dampfer, zwei versenkte Segelschiffe und von diesen aus nach dem Ufer zu führende Stockaden theilweise gesperrt hatte, doch war die Durchfahrt nicht schwierig, da die herausragenden Maste die Lage der versenkten Schiffe kenntlich machten. Links erhebt sich ein modernes Fort, mit modernsten Geschützen, modernen Scheinwerfern und allerlei sonstigen Errungenschaften der Neuzeit versehen, welche für Geld zu haben sind, leider hatten nur die einheimischen Truppen nicht auch in demselben Tempo auf die entsprechende moderne Höhe gebracht werden können und die Ausgaben waren somit recht nutzlos gewesen.

Dicht hinter der Flußeinfahrt des Menam, d. h. „Mutter der Gewässer", liegt rechts der kleine Ort Paknam, seit April 1893 durch

eine Eisenbahn von 26 Kilometer Länge, der ersten des Landes, mit Bangkok verbunden und von hier aus werden die einkommenden Schiffe telegraphisch nach der Hauptstadt signalisirt. Der spitze Thurm einer französischen Kirche erhebt sich wie ein Ausrufezeichen französischer Ansprüche und Begehrlichkeit über die niedrigen Häuser des Ortes; gegenüber im Strome befinden sich zwei Inseln, die eine mit dem Quarantäne-Lazarett, die andere mit einem Tempel, welcher sich mit seinen Nebengebäuden sehr malerisch aus dem grünen Laube des Hintergrundes abhebt und der regelmäßig einmal im Jahre vom König als Gebetplatz benutzt wird.

In einer kleinen Dampfbarkasse, welche die siamesische Flagge, einen weißen Elefanten im rothen Felde führt, kommen hier die Zollbeamten an Bord. Der Eingangszoll beträgt 3 % vom Werthe, Spirituosen werden höher besteuert und das Opiummonopol ist hier, wie in Java und Singapur, an Chinesen verpachtet. Passagiergepäck macht im Zoll gar keine Schwierigkeiten, nur auf Schießwaffen wird gefahndet.

Weiterhin geht nun die Flußfahrt an Reisfeldern, Cocos- und Arecapalmen-Anpflanzungen und Orangengärten vorbei, zwischen denen die auf Stelzen gebauten, aus Holzstangen und geflochtenen Matten hergestellten und mit Palmenblättern gedeckten Hütten der Eingeborenen freundlich eingebettet sind. Zahlreiche schmale, schattige Kanäle, deren Eingang durch Bäume fast verborgen ist, führen vom Flusse aus nach beiden Seiten ab und sind, wie dieser selbst, von zahlreichen Gondeln und Sampans belebt; nicht umsonst wird Bangkok als das „asiatische Venedig“ bezeichnet. Zahlreiche Plumerias senden die Düfte ihrer „Tempelblumen“ vom Ufer herüber. Verschiedene alte Forts, mit weißgetünchten, langen, gezinnten Mauern, folgen, die Aussicht auf einen Theil der Stadt Bangkok selbst aber hat man nur einmal, etwa ¾ Stunde vor der Ankunft und für nur kurze Zeit über eine baumlose Ebene hinweg, dann beschreibt der Menam noch große Krümmungen, ehe wir um neun Uhr mitten im Strome, Reismühlen gegenüber, vor Anker gingen.

Das „Oriental Hôtel“, wie die meisten europäischen Wohnungen und Geschäftshäuser am Flusse selbst gelegen, ist gewöhnlich der Absteigeplatz der wenigen nach hier kommenden Touristen, ich aber hatte das Glück, im Hause der ersten hiesigen Firma, an welche ich von Hamburg aus warm empfohlen war, die liebenswürdigste Aufnahme und in den Räumen eines der Associés, der auf einer Erholungsreise in Japan begriffen war, gastliches Unterkommen zu finden. Der älteste

Chef dieser Firma ist ein in Frankreich geborener Schotte, seine Theilhaber und sämmtliche sonst im Geschäfte thätigen europäischen Herren aber sind Deutsche, sodaß wir das Haus, welches große Reederei, Bankgeschäft, Reismühle, Import und Export betreibt, mit einer gewissen stolzen Berechtigung auch unserer Nation zu Gute schreiben können, wie denn überhaupt die Deutschen hier erfreulicherweise eine besonders angesehene und geachtete Stellung einnehmen. Auch an der Spitze des Post-, Telegraphen-, Minen- und Baufaches sind eine Reihe angesehener deutscher Beamten in königlich siamesischen Diensten erfolgreich thätig gewesen und theilweise noch thätig.

Bangkok, die „Stadt der wilden Obstbäume", zum ersten Male erwähnt im Jahre 1612, als ein englisches Schiff von Patani nach hier kam und noch Anfang vorigen Jahrhunderts ein unbedeutender Ort, wurde, nachdem die Birmesen 1767 die 75 Kilometer weiter landeinwärts liegende alte Hauptstadt Ajuthia zerstört hatten, zur Residenz des Königs von Siam erhoben. Sie liegt auf einer Anzahl von Inseln in dem niedrigen Alluvialland des Menam-Stromes, der durch regelmäßige, vom Juni bis November anhaltende Ueberschwemmungen eine große Fruchtbarkeit seines Flußgebietes bewirkt; trotzdem sind selbst im Delta nur 5 % der Bodenfläche cultivirt.

Das Klima Siams ist nur in den Sumpfgegenden des mittleren Stromgebietes ungesund, doch ist die Cholera wegen des verunreinigten Flußwassers ein häufiger Gast in Bangkok und die Fremden und die besser situirten Eingeborenen beziehen deshalb ihr Trink-, Koch- und Sodawasser aus Singapur und Hongkong, die mittleren Klassen speichern während der Regenzeit, welche vom Mai bis October dauert, soviel Regenwasser als möglich auf, das gewöhnliche Volk aber braucht das ganze Jahr hindurch zu allen Zwecken das Flußwasser, schmutzig und verunreinigt, wie es ist. Daß man das Trink- und Kochwasser von drei bis fünf Tagereisen weit entfernten Plätzen mit Dampfern beziehen muß, dürfte wohl in keiner zweiten Residenzstadt des Erdballs vorkommen.

Die Bevölkerungsangaben für Bangkok schwanken außerordentlich, 600 000 Seelen dürften aber ungefähr zutreffend sein und zwar sind davon die größere Hälfte Chinesen, ein knappes Drittel Siamesen und der Rest Birmesen, Malayen, Laos und Mischlinge. Auch die etwa 400 in Siam lebenden Europäer residiren fast sämmtlich hier in Bangkok; den Fremden nennt man in Siam farang.

Die Tracht der Siamesen ist nicht so farbenreich, wie diejenige der Birmesen und besteht bei den Männern hauptsächlich aus dem

Panung, einem kurzen Baumwolltuch, das, wenn es einfarbig, gewöhnlich graubraun oder violett gefärbt ist, Papun heißt, um die Hüften gewunden wird und die meist tätowirten Beine sehen läßt; der Oberkörper bleibt gewöhnlich nackt, oder ist mit einer gewirkten Unterjacke bekleidet; über die Schulter gehangen wird ein buntgemustertes, shawlartiges Baumwolltuch, die Parkama getragen, welche den fleißig badenden Siamesen auch zum Abtrocknen dient. Den Kopf deckt meist ein leichter Spanhut in Gestalt eines umgekehrten Blumenkorbes und mit einem Reifengestell derart aufgesetzt, daß die Luft frei darunter circuliren kann. Wenn man einen europäischen, schwarzen runden Filzhut erschwingen kann, so verleiht man sich damit ein besonderes Ansehen und sei das betr. Exemplar auch noch so schäbig.

Die Frauen haben fast dieselbe Tracht wie die Männer, nämlich den hier Paley genannten Sarong, darüber das weiße, um die Brust geschlagene Pahomm-Tuch und den bunten Schultershawl und da beide Geschlechter das Haar ganz gleichmäßig kurz geschnitten und à la Stachelschwein glatt nach hinten frisirt tragen, so ist es bei flüchtigem Blick oft gar nicht leicht, Männlein und Fräulein bei der gleichen Aufmachung auseinander zu kennen. Spangen um die Füße werden nur von Unverheiratheten getragen.

Vielweiberei ist dem Siamesen erlaubt, doch genießt nur die erste Frau Autorität im Hause.

Die Kinder laufen bis zum fünften Jahre häufig nur mit einem um die Lenden gebundenen, herzförmigen Schild als Feigenblatt, und mit einem Blumenkränzchen herum, das um den aufgewundenen Schopfzopf gewunden, während der Kopf sonst ringsum glatt geschoren wird; man findet diese kleidsame paradiesische Tracht übrigens auch zuweilen in Indien.

Wirklich schöne Gesichter sieht man bei den Siamesen selten, heitere und zufriedene dagegen sehr viele; das ganze Völkchen ist leichtlebig, leichtsinnig und unzuverlässig, in seinen Bedürfnissen sehr bescheiden; Reis, Gemüse und Fische, an denen der Strom außerordentlich reich ist, bilden die Volksnahrung. Eigentliche Armuth ist unbekannt, im Nothfall läßt man sich als Priester durchfüttern. Jeder Knabe bringt, wie in Birma, einige Zeit als Schüler in einem Kloster zu, um Lesen und Schreiben zu lernen und gegen sein 21. Lebensjahr geht der Siamese gewöhnlich nochmals für drei Monate ins Kloster.

Die siamesische Sprache, der chinesischen ähnlich, ist ziemlich unschön und wegen der verschiedenfachen, feinen Nüancirungen in der Aussprache, die einem sonst gleich geschriebenen Worte, je nachdem man

die Vokale offener oder geschlossener, kürzer oder gedehnter ausspricht, ganz verschiedene Bedeutungen geben, nicht leicht zu erlernen.

Die Stadt Bangkok ist von einem zehn Meter hohen und drei Meter starken, weißgetünchten und mit Zinnen versehenen Wall umzogen und in ihrer Mitte liegt, von einer zweiten, etwa 1300 Meter langen Mauer umschlossen, der königliche Palast; im Süden dieser eigentlichen Stadt ziehen sich gegen zehn Kilometer weit dem Strome entlang Gartenvorstädte und die Ansiedelungen der Chinesen und Europäer, von wo aus eine stark benutzte und brillant rentirende elektrische Straßenbahn mit männermordernder Geschwindigkeit das ganze Stadtgebiet von Süd nach Nord durchzieht. Natürlich fehlt es auch hier nicht an Rickschas, dieselben sind aber fast ausschließlich von der gestrengen englischen Polizei in Singapur ausrangirte Invaliden, deren gebrechlicher Zustand und zweifelhafte Reinlichkeit nicht dadurch aufgebessert werden, daß man sie in Bangkok auch zum Transport von Schweinen und anderen eigentlich nicht für sie bestimmten Lasten benutzt. Oeffentliches Fuhrwerk giebt es in Bangkok sonst nicht, doch kann man sich in verschiedenen Miethställen gute Wagen und Pferde bestellen.

Der Hauptverkehr des Volkes bewegt sich überhaupt nicht auf den Straßen, sondern auf dem Flusse und den zahlreichen Kanälen, da die Wohnungen der Eingeborenen meist auf Stelzen am Wasser, oder sogar auf im Strome schwimmenden, an eingerammten Pfählen befestigten Bambusflössen gebaut sind. Diese Bambusflösse sind mehrere Fuß hoch und zuweilen auch durch schwimmende Bretter-Pontons ersetzt. Aergert man sich über seine Nachbarschaft, so wird das schwimmende Haus einfach in eine besser convenirende Gegend bugsirt und dort festgebunden. Bambusstangen und geflochtene Matten bilden das Baumaterial bei den einfachen, Balken und Bretter aus Teakholz bei den besseren Häusern; das Dach ist meist mit Palmenblättern gedeckt, scharf sattelförmig in Form und an den Firsten gewöhnlich mit spitz auslaufendem, gezähntem Bretterwerk verziert. Steinmaterial ist nur bei den Palast- und Tempelbauten, einigen modernen Regierungsgebäuden und bei europäischen Wohnungen verwandt.

Der Tempel, hier „Wats“ genannt, soll es in Bangkok gegen 700 geben und die typische Anlage derselben hier zu Lande enthält das eigentliche Bethaus, welches gewöhnlich mit mehreren über einander aufsteigenden Dächern mit gehörnten Giebeln gekrönt und von einem Kreuzgang umgeben ist; ferner gehören dazu ein gemauerter Pagodenthurm und meist auch noch Klostergebäude für die gelb gekleideten Priester oder Talapoins; das Ganze ist mit mehr oder weniger aus-

gedehnten, in chinesischem Stile angelegten und ausgeschmückten Gärten umgeben und von einer Mauer umringt.

Das religiöse Leben der Eingeborenen, Besuch der Tempel und Opfer daselbst fand ich in Siam weit weniger ausgeprägt und vertreten, als in Birma, der Siamese ist entschieden lauer in Auffassung und Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten, als sein Bruder, der Birmese.

Meine erste Fahrt galt dem Besuche unseres Ministerresidenten, den ich in dem schönen neuen Konsulatsgebäude antraf, welches das Deutsche Reich seit Kurzem als würdige Repräsentirung seiner Macht und Interessen hier errichtet hat; das von Otto E. Ehlers so satyrisch geschilderte, baufällige alte deutsche Konsulat ist ein Ding der Vergangenheit. Ich war unserem verehrten Ministerresidenten, einem der besten Kenner Ostasiens, der mit Recht bei Hofe, wie in ganz Bangkok eine hoch geachtete Stellung einnimmt, nicht nur von der Regierung, sondern auch von seiner mir bekannten Familie empfohlen und ich fand bei ihm die liebenswürdigste Aufnahme.

Gleich am ersten Abend meiner Anwesenheit in Bangkok hatte ich Gelegenheit, ein prächtiges deutschnationales Fest mitzufeiern, denn der 1. April bezeichnete nicht nur das siamesische Neujahr und den Anfang des heißesten Monats, was ich an einem unglaublichen Durste und einer noch unglaublicheren Menge von Getränken merkte, welche den Durst statt zu stillen, nur immer neu zu stimuliren schienen — nein, der 1. April 1895 war ja vor Allem der Tag, an welchem unser großer Altreichskanzler sein 80. Lebensjahr vollendete, und wie in der Heimath, so drängte es auch im Auslande alle warm empfindenden Deutschen, dem Gefühle ihres Dankes und Stolzes für das durch Bismarck Erreichte: ein großes, einiges, mächtiges, dem Frieden gewidmetes Deutsches Reich, Ausdruck zu verleihen.

Ein Bankett vereinigte die gesammte deutsche Kolonie, etwa 50 Herren, im großen Saale des Oriental-Hôtels, zündende Reden wurden dem Zwecke des Abends gerecht, eine gute, siamesische Militärmusik erfreute uns durch deutsche Weisen und die folgende Fidelitas endete — wann? weiß ich nicht mehr, aber erst nachdem die allgemeine Heiterkeit den Höhepunkt erreicht hatte, daß mangels Damen die anwesenden Herren einen Ball unter sich improvisirten.

Der Nachdurst am nächsten Tage war entsprechend und bei einer Temperatur, welche zwischen 28 und 33° C. im Schatten schwankte, gewissermaßen auch berechtigt.

Meine erste Orientirungsfahrt begann mit dem Besuche einer Polizeistation, in welchem einer meiner Gastfreunde einen siamesischen

Diener, der wegen irgend eines Vergehens über Nacht eingesteckt worden war, erfolgreich reclamirte. Die Polizisten sind nach englischem Muster uniformirt, tragen einen Tropenhelm aus schwarzem Filz, einen kurzen Holzknüttel und zuweilen keine Fußbekleidung.

Weiterhin ging es auf langer, ganz leidlich gehaltener Landstraße immer in der Nähe des Stromes durch europäische, chinesische und indische Ansiedelungen, vorbei an dem Gewirr enger Gassen und Kanäle des Sampeng-Viertels, das mit dem schwimmenden Theile der Stadt zusammen sich allein noch die ursprüngliche Eigenart bewahrt hat; dann passirten wir die Stadtmauer und fuhren in die geschlossenen Häuserreihen der eigentlichen Stadt ein. An dem schönen Garten des königlichen Schlosses Sararum vorbei, wo allsonnabendlich Militär-Concerte stattfinden, gelangten wir nach dem Wat Poh, der ausgedehntesten aller Tempelanlagen Bangkoks, welche freilich an vielen Stellen bereits Spuren des Verfalls zeigt. Die einzelnen Tempelhäuser sind fast ganz aus Stein und Stuck erbaut, vielfach mit kleinen, bunten Fayenceplatten belegt und ihre schrägen Dächer mit gelben und grünen glasirten Ziegeln gedeckt. Die Giebeldreiecke schmücken schöne Schnitzereien in Teakholz und Einsätze aus kleinen Spiegelglasscheiben. Die Thüren, außen mit einer Guirlande von Porcellanblumen eingefaßt, bestehen aus kostbarem Ebenholz und sind mit Perlmutter kunstvoll eingelegt. Im Innern des Tempels finden wir den Fußboden mit Marmorplatten belegt und die Wände mit bunten Fresken geschmückt, welche meist Scenen aus dem Leben Buddhas verherrlichen. Eine vergoldete Statue des Religionsstifters prangt gewöhnlich an der Rückwand des Tempels, und zu Füßen des altarförmigen Aufsatzes, welcher das Standbild trägt, finden sich ganze Reihen von Weihgeschenken in Gestalt von Alabastervasen und -Schalen, Windleuchtern, Standuhren, europäischen Petroleum-Tafellampen, Götterbildern unter Glasglocken, Kandelabern und allerhand anderen kostbaren Gefäßen. Thore und Tempel werden durch spitz verlaufende, reich mit Stuckornamenten verzierte Pagoden gekrönt, welche aber nicht die glockenförmige Basis und auch nicht den aus Erz geschmiedeten und vergoldeten Schirmaufsatz der birmesischen Pagoden haben, sondern aus viereckiger Basis in treppenförmiger Verjüngung aufsteigen und in einer gerieften, massiven Spitzsäule in Form eines nur wenig geöffneten Schirmes auslaufen; die Gestalt des Schirmes, als Symbol der Erhabenheit, ist also auch hier wieder verwandt. Zahlreiche kleinere dieser als Reliquienbehälter gedachten Pagoden erheben sich auch direct auf dem mit Platten belegten Boden der Tempelhöfe.

In einer großen Säulenhalle, deren Wände bunt und golden bemalt sind, befindet sich eine 165 Fuß lange Statue des liegenden Buddha, aus Ziegeln aufgebaut, mit Stuck bekleidet und ganz mit Goldblech überzogen, welches allerdings theilweise abgerissen ist; die 17 Fuß langen Fußsohlen sind mit Perlmutter prächtig eingelegt und das Ganze macht in dem Halbdunkel des hohen Raumes einen sehr stimmungsvollen Eindruck.

Säulengalerien, theilweise mit langen Reihen von Statuen sitzender Buddhas verziert, umziehen Tempel und Klostergebäude und dazwischen findet man in Höfen und Gärten eine groteske Zusammenstellung von großen, steinernen Figuren: neben einem alten Holländer sieht man einen chinesischen Mandarin, neben Elephanten und Rhinocerossen einen europäischen Herrn im Gehrock, siamesische, kriegerische Heldengestalten neben Phantasietigern und Drachen. Und dann fehlt auch nicht ein im chinesischen Geschmack aus Stein und Stuck aufgebautes Paradiesgärtlein, in welchem Figuren von allerhand Männlein, Weiblein und Gethier zwischen künstlichen Felsgruppen, kleinen Garten- und Wasseranlagen und Tempeln ein beschauliches Dasein führen.

Der Gesammteindruck des Tempels ist höchst eigenartig und interessant.

Am nächsten Tage unternahm ich mit der Dampfbarkasse meiner Freunde verschiedene Ausflüge auf dem Menam und hatte dabei gute Gelegenheit, das Leben der Eingeborenen zu beobachten. All' die auf dem Flusse schwimmenden Häuser sind nach dem Wasser zu offen, vorn gewöhnlich mit einer Veranda geziert, auf der häufig Blumen und Blattpflanzen in Töpfen aufgestellt sind; dahinter öffnet sich freier Einblick in die Werkstätten, Läden aller Art und Wohnräume der auf Bambusflößen schwimmenden Häuser. Neben Polizeistationen und Pfandleihhäusern ist sogar ein europäisches General-Konsulat, das holländische, sehr freundlich in einem solchen schwimmenden Hause untergebracht, und da auch der Waarenverkehr hauptsächlich auf dem Strome erfolgt, so kann man sich denken, welch' bunt belebtes Bild er bietet. Die Fahrzeuge sind theils offene Gondeln, theils mit halbrunden Mattendächern geschützte Boote, dazwischen verkehren zahlreiche Dampfbarkassen.

Die Häuser am Ufer sind, der Ueberschwemmungen wegen, meist auf Stelzen errichtet und eine Holztreppe, zuweilen auch nur eine einfache Leiter, führt zu ihnen empor.

Am linken Ufer des Stromes erheben sich, aus Stein und in europäischem Stile erbaut, das Zollhaus, die Post, zwei Regierungs-

schulen für Knaben und Mädchen, mit siamesischer und englischer Bezeichnung ihrer Bestimmung, und eine neue französische Kirche der missions étrangères. Dann erscheinen die zahlreichen, goldig schimmernden Dächer und Spitzen des königlichen Palastes, dessen Umwallung nicht ganz bis an den Strom herantritt und schräg gegenüber an dem rechten Ufer des Stromes erblicken wir das imposanteste Bauwerk Bangkok's, den Wat Tscheng.

Innerhalb ausgedehnter Priesterwohnungen steht auf achteckiger Basis und in eleganten, reich verzierten Terrassen sich allmählich verjüngend, ein 200 Fuß hoher Pagodenbau, der in einen länglich bienenkorbähnlichen Aufsatz ausläuft; vier gleichartige Bauten, aber nur halb so hoch, zieren die vier Ecken der Anlage und zwischen ihnen führen vier vorgebaute, hohe Prunkthore zu steilen, äußeren Treppen, welche das Besteigen des Mittelthurmes bis zu einer Galerie auf seiner halben Höhe ermöglichen; von hier aus bietet sich ein gut orientirender, schöner Rundblick. Der eigenartige Bau ist von oben bis unten mit theilweise sehr schön bemalten, chinesischen Porcellanplatten belegt, mit Reihen von Götter- und Heldenbildern umzogen und aus den Hauptnischen treten Reiter auf dreiköpfigen Elephanten heraus. Das Ganze macht einen ebenso phantastischen, als harmonischen und großartigen Eindruck.

Nicht weit von diesem Tempel stromaufwärts erhebt sich das prachtvolle große Wohnhaus des Opiumpächters, welches deutlich zeigt, daß sein Besitzer, ein Chinese, bei seinem Monopolgeschäfte, trotz der hohen Pacht, nicht zu kurz kommt; dafür sorgen schon die Bedürfnisse seiner zahlreichen, eigenen Landsleute hier, während der Siamese mehr dem Betelkauen huldigt. Eine Scheibe der frischen oder getrockneten Arekanuß wird hier gewöhnlich mit fein pulverisirtem Kalk, etwas Katechu, Gewürznelken oder einer Prise Tabak zusammen gekaut.

Wir dehnten unsere Fahrt noch bis zu einem Holzhof aus, wo die Teakholzstämme durch Elephanten in ähnlicher Weise aufgestapelt und zur Sägemühle gebracht werden, wie ich es bei Rangun sah und beschrieb.

Auf dem Rückwege besuchten wir die dem Palaste gegenüber verankerte königliche Lustyacht „Mahatschakkrie", welche nach dem Gründer der jetzigen Dynastie benannt ist. Dieselbe ist ein prächtig gebauter, eiserner Kreuzer von 2400 Tonnen, mit acht Hotchkiß- und vier Armstrong-Geschützen ausgerüstet, ganz europäisch auf das Eleganteste eingerichtet und sehr reinlich und ordentlich gehalten. Die Privatgemächer sind für den König und für fünf seiner Gemahlinnen

eingerichtet, während die Gesammtzahl seiner Frauen etwa Hundert, die seiner Kinder 80 beträgt. Wir wurden an Bord von einem dänischen Officier empfangen, der zwar recht fließend deutsch sprach, als guter Däne aber doch „vorzog“, die im Uebrigen sehr freundliche Führung mit Erklärungen in englischer Sprache zu begleiten. Dänen findet man überhaupt in siamesischen Diensten und besonders in Flotte und Heer auffallend häufig vertreten und das erklärt sich durch den Einfluß des Commodore Richelieu Duplessis, eines dänischen Nachkommen der Familie des großen Kardinals, welcher bei Hofe persona gratissima ist. Die Eisenbahn Paknam—Bangkok und die brillant rentirende Trambahn in Bangkok sind dem Commodore Richelieu concessionirte Gründungen.

Die siamesische Kriegsflotte zählt im Ganzen 14 Dampfer mit 47 Geschützen und 2000 Mann Besatzung; das Heer ist im Kriegsfalle angeblich 10 000 Mann stark, während des französischen Konfliktes aber konnte es nur auf etwa 3000 Mann gebracht werden, von denen auch kaum die Hälfte ausgebildet war.

Dicht bei der Königsyacht lag ein französisches Kanonenboot im Strome vor Anker, um durch seine Flagge den König alltäglich an Frankreichs gefährliche Macht zu erinnern.

Das gut gehaltene Arsenal liegt gerade dem Palaste gegenüber auf der rechten Seite des Stromes.

Am Nachmittag besuchte ich den königlichen Palast, nachdem unser Herr Ministerresident mich daselbst angemeldet hatte. Die weiße, gezinnte Mauer umschließt einen weiten, mit Granit- und Marmorplatten belegten und musterhaft gehaltenen Hof, in welchem sich der moderne Königspalast, Tempel, Empfangshallen und Beamtengebäude erheben, deren phantastische Formen mit ihren vergoldeten Thürmen und den von gelbglasirten Ziegeln gedeckten Spitzdächern ein sehr malerisches Gesammtbild bieten.

Ich meldete mich zunächst im Auswärtigen Amt, einem Pavillonbau aus Stein, mit einer großartigen, durch bunt gemalte Glasfenster erhellten und mit schönen Topfpflanzen geschmückten Treppenhalle und hoch eleganten, ganz europäisch ausgestatteten Empfangssalons im ersten Stock. Unwillkürlich mußte ich der mehr als einfachen Räume unseres Auswärtigen Amtes in der Wilhelmstraße gedenken, welche durch ihre grenzenlose Nüchternheit zwar sofort die Erinnerung an preußische Sparsamkeit wachrufen, aber einem orientalischen Herrscher wohl einen recht falschen Begriff von Deutschlands Bedeutung nach Innen und Außen geben und ihm eher den Eindruck eines Zellengefängnisses, als den eines der wichtigsten Regierungspaläste machen würde.

Der Privatsecretär Xavier, der mich empfing, war in Hoftracht und zwar wegen des erst kürzlich erfolgten Todes des vorzüglich erzogenen, jungen Kronprinzen in Trauer gekleidet, mit schwarzseidenem Panung, schwarzseidener Jacke mit goldenen Knöpfen, weißen Kniestrümpfen und Schnallenschuhen.

Ein herbeigerufener Officier in gleicher Hoftracht wurde mir als Führer bestellt und geleitete mich zunächst zu den vier „weißen Elephanten", welche in massiven Separatställen untergebracht und ziemlich ungeberdig, aber nicht weiß, sondern lehmbraun von Farbe waren und nur um einige Schatten heller als ihre gewöhnlichen Brüder, welche ihr Leben nicht unter einem hängenden Schirme und weniger gut verpflegt verbringen.

Wir kamen dann zu einem freistehenden, in italienischem Renaissancestil aufgeführten Hallenbau, der als Casino und Bibliothek für die Würdenträger, hohen Beamten und Officiere dient; im Lesezimmer fand ich unter anderen europäischen Zeitungen auch die neueste Nummer der „Leipziger Illustrirten" aufliegen, im Nebenraum wurde Billard gespielt und das Haus und seine Einrichtung hätte ebenso gut in einer europäischen Hauptstadt stehen und ihr Ehre machen können.

Links davon folgt nun die Prachtgruppe der königlichen Tempel, das Wat Prakeo, aus zwei Haupttempeln, einer 30 Meter hohen, ganz vergoldeten Pagode, Lotosteichen, Säulengängen, Grotten- und Gartenanlagen bestehend, zwischen denen sich zahlreiche kleinere, mit bunt glasirten Kacheln belegte Pagoden, von der spitzen und von der Bienenkorb-Form, Trommelschirme, drei bis sieben von abnehmenden Durchmesser über einander an demselben Stiele, haushohe Statuen phantastisch gewappneter Thürhüter, Phantasietiger mit fletschenden Zähnen und Elephanten- und andere Statuen erheben. Das Gesammtbild ist ein überaus farben- und formenprächtiges. Was die Steinfiguren gleichgültiger Europäer in modernen Gesellschaftskleidern und von Chinesen dazwischen zu suchen haben, begreift man freilich nicht. Sehr interessant dagegen ist ein hier aufgestelltes, großes Modell des berühmten buddhistischen Steintempels von Angkor, einem stufenförmigen Terrassenbau mit prächtigen Skulpturen, welcher an der Grenze von Cambodscha gelegen und eines der großartigsten Bauwerke der Welt ist.

Der Haupttempel des Wat Prakeo ist mit drei über einander aufsteigenden Dächern gekrönt, deren geschnitzte Teakholzgiebel spitz auslaufen und welche unten ringsum mit tönenden, vergoldeten Glöckchen behangen sind. Ein mit Fayenceplatten belegter und mit

schönen Wandgemälden geschmückter Säulengang umzieht den Tempel, mit Perlmutter kunstvoll eingelegte Ebenholzthüren führen in das mit Teppichen belegte Innere, welches verschwenderisch ausgestattet ist mit vergoldeten Buddhastatuen, Vasen, Kandelabern und allerlei kostbaren Gefäßen ähnlicher Art wie im Wat Poh, aber hier viel werthvoller und zahlreicher. Räucherwerk und Blumenopfer füllen den Raum mit ihrem Dufte.

In einer Privatkapelle nahe dem Palast war der Katafalk mit der Leiche des im Januar 1895 gestorbenen, 16 jährigen Kronprinzen Maha Wadschirunhis ausgestellt. Dieselbe war nach siamesischer Gewohnheit, mit den Knien bis zum Kinn emporgezogen und fest umwickelt, zunächst in eine eiserne und dann in eine mit Edelsteinen reich geschmückte goldene Urne eingesetzt worden und diese thronte unter einem schwarzem Baldachin auf der Spitze eines pyramidenförmigen, etwa neun Fuß hohen, vergoldeten Holz-Katafalkes. Die Wände der Trauerkapelle waren schwarz drapirt und mit Bildern des Verstorbenen und seinen Orden unter Glasmedaillons geziert. Militärische Ehrenwachen mit umgedrehten Gewehren standen um den Katafalk herum, einige ältere königliche Prinzen machten den Besuchern, die sich in ein ausliegendes Buch einschrieben, die Honneurs und in einem anstoßenden Raume singen Tag und Nacht sich ablösende Priester Gebete, bis nach vielleicht einem Jahre die Leiche verbrannt werden wird. Die Leichenausstellung mit ihrem Gemisch von asiatischem und europäischem Prunk war sehr eindrucksvoll. Der von seinem Vater innig geliebte Kronprinz war nach englisch-asiatischem Stile vorzüglich erzogen und allgemein beliebt gewesen, sodaß sein Tod überall aufrichtige Theilnahme erweckte.

Der nunmehr als Thronfolger ernannte, 1881 geborene Prinz, Maha Wadschiravuth, der älteste Sohn der zweiten Königin, wird in London erzogen.

Von dem todten Kronprinzen gingen wir zur Audienz- und Thronhalle, einem verhältnißmäßig einfachen Saalbau, welcher an seiner Rückwand einen hohen, schiffförmig geschnitzten Thron enthält, der nur beim Regierungsantritt benutzt wird, während sonst der davorstehende einfache Thronsessel als Sitz des Königs dient.

Der königliche Palast selbst ist ein moderner, zweistöckiger, weißer Steinbau in italienischem Renaissancestil mit siamesischem Dach und Pagodenthürmen und im Innern ganz europäisch, glänzend und elegant eingerichtet; an beiden Seiten der großen Freitreppe, welche die Mitte der Hauptfaçade schmückt, erheben sich auf hohen Postamenten je zwei große und schöne Elephantenstatuen. Hinter dem Hauptbau, dem

Besucher natürlich unzugänglich, liegen die einzelnen Haushaltungen der etwa hundert Königsfrauen, das geheimniß- und intriguenvolle „Kang Nai", d. h. das „Innere".

Sehr befriedigt von dem Besuche verließ ich den Palast, in dessem Nähe sich um einen großen, freien Platz herum auch mehrere europäisch gebaute Ministerien und Kasernen befinden; speciell von der Terrasse des Justizgebäudes aus hat man einen sehr schönen Ueberblick über das in Gold und Farben prangende Königs-Quartier. Der Grundstein zum Justizpalast wurde 1882 zur Jubiläumsfeier der vor 100 Jahren erfolgten Verlegung der Residenz nach Bangkok und als äußeres Zeichen des inzwischen vollzogenen Fortschrittes gelegt. Freilich lassen Justiz und Verwaltung noch immer viel zu wünschen übrig.

Dem Fluß entlang stromaufwärts liegt hier ferner der ausgedehnte, alte Palast des Wang Nar oder „zweiten Königs", wie ihn die Europäer nannten. Diese militärische Würde wurde zuletzt von einem Onkel des Königs bekleidet und nach dessem Tode 1885 definitiv abgeschafft; auch der verfallende Bau selbst wird jetzt theilweise abgetragen, während in einem anderen Theile ein Museum eingerichtet worden ist, welches unter deutscher Leitung steht und eine interessante kunstgewerbliche, ethnologische und naturhistorische Sammlung enthält. In einem großen Schuppen sieht man hier auch einen hohen, reich vergoldeten und geschnitzten Processionswagen.

Den höchsten Punkt der Stadt bezeichnet der auf einem künstlichen Hügel im Norden Bangkoks gelegene Wat Sikket, der jetzt auch als militärische Signalstation benutzt wird und deshalb nur gegen Specialerlaubniß zugänglich ist, die ich vom Palaste mitbrachte. Auf bequemen, hin und wieder von Galerien und Terrassen unterbrochenen Steintreppen gelangt man bis zu der von einem einfachen Tempel gekrönten Spitze des Hügels, von welcher aus man einen schönen Rundblick auf die weite Ebene und die im grünen Laube fast verschwindende Stadt hat.

Interessanter aber ist der am Fuße dieses Hügels liegende, von Mauern eingefaßte „Wald des ewigen Friedens", in welchem die Leichenverbrennungen stattfinden. In einem verwilderten Hain mit einigen verfallenden, kleinen Kapellen werden hier die Leichen wohlhabender Siamesen unter Prunkentfaltung und Aufführung von Theatervorstellungen ganz verbrannt, während ärmere Leute dadurch an Feuerholz zu sparen suchen, daß sie die Leichen ihrer Angehörigen zunächst durch Messerschnitte öffnen, dann von Geiern zerfleischen, von Hunden die Knochen abnagen lassen und erst die letzteren dem Ver-

brennungsfeuer überantworten. Die Staffage von verkohlenden Gerippen in Scheiterhaufen, blutbesudelten Leichnamen, an denen Scharen von Geiern zerren, und von den um blutige Knochen kläffenden Hunden ist ebenso eigenartig, als widerlich und hinterläßt nichts weniger als einen „friedlichen“ Eindruck. Wenn die Parsis ihre Leichname auch den Geiern übergeben, so entziehen sie doch das Schauspiel den Blicken, indem sie es hinter den Mauern der „Thürme des Schweigens“ vor sich gehen lassen, während hier im „Walde des ewigen Friedens“ mit der cynischsten Offenheit verfahren wird.

Ganz außerordentlich pomphaft geht es bei der Verbrennung der Leichen von Mitgliedern der königlichen Familie her und man wartet wegen der großen Kosten, welche diese Bestattungen verursachen, gewöhnlich bis einige Leichen zusammen sind. So hatte man die innerhalb der letzten drei Jahre gestorbenen neun Kinder des Königs vorläufig, mit Quecksilber-Einspritzungen conservirt, in eisernen Urnen beigesetzt und das Glück wollte mir wohl, daß nun gerade während der Zeit meiner Anwesenheit die Feuerbestattung der Königskinder stattfand. Die Feierlichkeiten für jede einzelne Leiche dauerten drei Tage, sodaß also der König 27 Tage hintereinander mit Begräbnißceremonien beschäftigt war.

Am ersten Tage wird die Leiche aus dem Palaste nach einem Tempel gebracht und dort werden Priestergebete verrichtet; am zweiten Tage wird die Urne nach dem Verbrennungsplatze überführt und ihr Inhalt dort in Asche verwandelt; am dritten Tage holt man die Asche ab und bringt sie nach dem Palast zurück, wo sie in einer vergoldeten Urne aufbewahrt wird.

Die mit den Feierlichkeiten verbundenen Truppenparaden, Umzüge, Feuerwerke, Laternentänze, Theater- und Marionetten-Vorstellungen und Gala-Diners geben dem Ganzen aber weit mehr den Character eines großen Freudenfestes, als einer Trauerceremonie und dementsprechend hatte mich unser liebenswürdiger Ministerresident, ehe er mich dem König vorstellte, auch rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß irgendwelcher Ausdruck von Bedauern oder Theilnahme ganz deplacirt sein würde; dafür waren die Kinder schon zu lange todt.

Der erste Act der Verbrennungsfeierlichkeiten fand in dem für Knaben und Mädchen bestimmten Waisenhaus statt, einer musterhaft, ja übertrieben elegant eingerichteten, königlichen Anstalt, welche in fünf freundlich gebauten Holzhäusern inmitten großer Rasen- und Gartenplätze untergebracht ist. Das weite Quarré war ringsum von Militär eingefaßt und auf der breiten Veranda des Haupthauses hatten die

Minister und die Hofgesellschaft, fast ausschließlich königliche Prinzen und im Ganzen etwa 60 Herren, auf Rohrstühlen Platz genommen; dahinter saß auf einer mit Teppichen belegten, erhöhten Estrade in einem einfachen Armstuhl inmitten einer Schaar von etwa 30 junger Prinzen und Prinzessinnen, eines Theiles seiner Kinder, der König.

Sr. Majestät Tschulalongkorn, oder wie sein voller Name lautet: Prabat Somdetsch Pra Paramindr Maha Tschulalongkorn Patindr Tepa Maha Mongkut Pra Tschula Tschom Klao Tschau Yu Hua, „der Erhabenste der Erhabenen, der Herr über Allen", im Jahre 1853 geboren, ist eine elegante, mittelgroße und schlanke Erscheinung, war ganz in schwarz gekleidet mit Schnallenschuhen, Kniestrümpfen, Panung und geschlossenem Jaquet europäischen Schnittes, barhäuptig und ohne allen Schmuck. Dagegen waren seine Kinder, deren Alter etwa zwischen sechs und zehn Jahren variiren mochte, mit dem kostbarsten Brillantschmuck geradezu überladen; Colliers, Aigretten, Medaillons, Spangen, fünfreihige Armbänder ringsum mit großen Diamanten besetzt, funkelten in märchenhafter Pracht. Die kleinen Prinzen waren ganz in schwarz, die Prinzessinnen ganz in weiß gekleidet und trugen das Scheitelhaar in einem Zopfe auf der Mitte des Vorderkopfes zu einer kleinen Krone zusammengerollt, ringsum war das Haupt sonst kahl geschoren. Der König trug sein glatt frisirtes und gescheiteltes kurzes Haupthaar auf europäische Weise frisirt und ein kleiner Schnurbart zierte sein überaus sympathisches Gesicht. Leider erfreut sich Se. Majestät seit einigen Jahren nicht mehr der früheren rüstigen Gesundheit und Frische und der häufige Gebrauch von Chloral hat dem König weiter geschadet, sodaß er einen etwas zarten Eindruck macht. Die kleinen Prinzen und Prinzessinnen aber waren sehr mobil und fühlten sich sichtlich ganz außerordentlich wohl in der Gesellschaft ihres Papas, in dessen nächste Nähe zu kommen und an ihn sich anschmiegen zu können, das Bestreben Aller war.

Die große Halle hinter der Königsestrade hatte man als Trauersaal hergerichtet, schwarz drapirt und hier stand in der Mitte auf hohem, vergoldeten Katafalk unter schwarzem Sammtbaldachin die Urne mit der Leiche der Prinzessin, an welcher morgen die Reihe des Verbrennens war. Aus dem Munde der Leiche führt durch den Urnendeckel ein langes, etwa handbreites silbergewebtes Band von der Höhe des Katafalks herunter nach einem anstoßenden Korridor, wo auf beiden Seiten einer nur etwa einen Fuß hohen Tafel 30 bis 40 gelbgekleidete Priester saßen, welche, das Band in der Hand, Gebete für das Seelenwohl der Prinzessin halblaut sangen.

Unser Ministerresident, der bei Sr. Majestät sehr gut angeschrieben ist, stellte mich dem König vor, welcher sich von seinem Sessel erhob, mich durch einen freundlichen Händedruck begrüßte und auf die Balustrade der Veranda gestützt, sich dann in liebenswürdigster Weise und in fließendem Englisch nach meinem woher und wohin und speciell nach dem Eindruck erkundigte, den Siam auf mich gemacht habe.

Mit gutem Gewissen konnte ich ihm versichern, daß sein Reich zu den interessantesten Ländern gehöre, welche ich bislang kennen gelernt und sichtlich erfreut darüber, bemerkte er, daß wohl die meisten Touristen hier zu viel erwarteten und dann enttäuscht von dannen gingen, ohne zu bedenken, daß der Fortschritt in Siam nicht so leicht sei, wie in Europa. Der König entließ mich mit freundlichem Händedruck und wir nahmen dann auf Sesseln dicht unter ihm Platz, um dem Schauspiel zuzusehen, welches sich nach inzwischen eingetretener Dunkelheit vor uns entwickelte.

Inmitten des großen Militärcarrés wurde zunächst von etwa 100 grün und roth gekleideten Männern ein Laternentanz aufgeführt, welcher in einem außerordentlich gefälligen, reich bewegten Reigen bestand und wobei ein melancholisch schöner Gesang der Tänzer die rythmischen Bewegungen und die geschickt und elegant ausgeführten Schwingungen der bunten Papierlaternen ansprechend begleitete. Soweit ich mich erinnere, war die Melodie ungefähr die folgende:



Die Tänzer bewegten sich bald in Schlangenlinien, bald in Colonnen, bald in symmetrischen Gruppen zusammengestellt und eine besonders geschickt vorgeführte Scene bestand in der Vorführung eines Drachen, dessen großer Papierkopf von innen illuminirt war, während sich eng daran anschließende, von Trägern hochgehaltene 40 runde Papierlaternen den Schweif des Ungethüms vorstellten. Dasselbe bewegte sich in schlangenmäßigen Linien und lief einer gelben Papierlaterne, dem Monde nach, um diesen zu verschlingen zu suchen, womit im Sinne der siamesischen Sage der Weltuntergang nahe gewesen wäre. Der Fang gelang dem Drachen aber nicht und knixend und die Laternen schwenkend, zogen sich die Tänzer in den Hintergrund zurück.

Der König selbst entzündete alsdann das um das Quarré herum an hohen Masten angebrachte Feuerwerk durch Anbrennen der bis zu seinem Sitze emporführenden Zündschnur und in wenigen Sekunden

entbrannte auf drei Seiten zu gleicher Zeit das prachtvollste Funken-Lichtspiel in allen Farben und Kombinationen, in sich drehenden Sonnen, rauschende Kaskaden, buntfarbigen Sternen und hunderten von Raketen schwärmen, welche den Gestirnen am blauen Nachthimmel eine glänzende, aber vergängliche Konkurrenz machten.

Dann erklang, von der Militärkapelle ausgeführt, die recht gefällige siamesische Nationalhymne und unter Vorritt der roth befrackten, mit weißen, goldspitzigen Sonnenhelmen versehenen, königlichen Leibwache fuhr die lange Reihe königlicher Wagen vor, unter denen sich auch einige für Frauen des Königs befanden, welche von inneren Räumen aus dem Schauspiel beigewohnt hatten. Die jungen Prinzen und Prinzessinnen wurden auf den Schultern der Minister an die Wagen hinausgetragen, wo sie zu viert oder zu sechst untergebracht wurden und am vollsten war des Königs Landauer selbst, in welchem am liebsten sämmtliche Kinder mit gefahren wären; soviele ihrer aber nur hinein gingen, nahm Papa mit.

Nach Abfahrt Sr. Majestät wurde der bislang abgesperrte, große Platz dem Publikum frei gegeben, welches sich hier nun bis Mitternacht an Theatervorstellungen ergötzen konnte.

Wir blieben zunächst noch in einem eleganten Salon des Waisenhauses, einer Gründung der zweiten Königin, wo uns der Unterrichtsminister im Namen des Königs ein Diner anbot. Auf der mit Blumen und kostbaren Aufsätzen reich geschmückten Tafel standen alle Gerichte in schweren silbernen Schüsseln gleichzeitig aufgetragen und zwar waren dieselben, mit Ausnahme der ausgezeichnet schmeckenden, schleimigen Haifischflossen-Suppe, sämmtlich mehr oder weniger europäisch nach Zusammensetzung und Zubereitung. Dagegen waren die Getränke leider ganz einheimisch, es wurden in schöner Abwechselung nämlich nur geeistes gewöhnliches und Soda-Wasser servirt und dieser Theil der Vorstellung imponirte uns gerade nicht besonders. Eine unendliche Reihe von Konfect- und Fruchtschalen wurde zum Schluß herumgereicht, die Orangen wären „von königlichen Händen geschält“, wie uns Se. Excellenz der Unterrichtsminister versicherte, um den Werth derselben ins richtige Licht zu setzen. Schließlich wurden noch Thee und Cigarren, auch Betel in silbernen, mit Diamanten besetzten Dosen angeboten und dann begaben auch wir uns in das Freie, um dem Volkstreiben etwas näher zuzusehen.

Rechts auf dem weiten Platze vor dem Waisenhaus war eine große, offene Bühne errichtet, die im Hintergrund durch einen weißen Gazevorhang abgeschlossen war; dahinter saß das „verdeckte“ Orchester,

dessen Dirigent mit zwei kurzen Stäbchen rythmisch den Tact auf einem langen, starken Bambusrohr schlug, während ein zweites Orchester, nur aus Gongs und Trommeln bestehend, vor dem Theater lärmte. Wir nahmen, immer unter freundlicher Führung des Unterrichtsministers, auf der Bühne selbst Platz, wohin uns Stühle gebracht wurden, während das zahlreiche große Publikum auf dem Rasen davor hockte, lag und stand. Die stumme Pantomime, welche das Schauspiel bildete, wurde von etwa 30 Darstellern in prächtigen, goldgestickten Gewändern vorgeführt; die Gesichter waren theilweise weiß geschminkt, theils durch Larven characterisirt und schöne goldene Kronen vielfach dabei verwandt.

Amüsanter noch ging es vor dem, auf der anderen Seite des Platzes stehenden Marionettentheater her und das hier noch weit zahlreicher vertretene Publikum war in ausgelassener, heiterer Jahrmarktsstimmung.

Nachdem wir uns von unserem höflichen Wirth, dem Unterrichtsminister, dankend verabschiedet hatten, fuhren wir zu der nahe gelegenen freundlichen Villa eines liebenswürdigen Landmanns, eines deutschen Baurathes in siamesischen Diensten, um mit einer Serie prächtiger Rheinweine das ungewohnte Wasser und Sodawasser hinunter zu spülen.

Wenn ich sage „ungewohnt“, so versteht sich das bei mir für Wasser als Getränke — nicht blos in Siam — wörtlich, für Sodawasser aber nur bedingungsweise, insofern auch dieses von dem Europäer in Siam, wie im ganzen Osten, nie pur, sondern immer mit Whiskey gemischt getrunken und dadurch gleichzeitig bekömmlicher und angenehmer wird. Wie viele Stengahs (das malayische Wort für „Halbe“) ich in Siam getrunken habe, weiß ich natürlich nicht mehr, daß es aber Hitze, Durst und angenehme Gesellschaft in schönem Ensemble täglich zu einem ganz erklecklichen Quantum kommen ließen, das erinnere ich mich noch sehr genau. Einestheils aus dem schönen Princip: „Nur halb freut sich der Mensch allein, es müssen immer zweie sein“ und dann auch wohl aus dem egoistischeren Grunde, um immer ein frisches Glas zu haben — ähnlich wie viele Biertrinker in Europa, Bayern ausgeschlossen, nur ungezählte Schnitte, aber keine „Ganzen“ trinken — so theilt man sich in Siam eine Flasche Sodawasser gewöhnlich zu zweit in „Stengahs“, Halbe, aber deren Zahl ist unbeschränkt und an Mittrinkern fehlt es nie.

Wenn wir ausfuhren, im Wagen oder mit der Dampfbarkasse, war vorher regelmäßig die Eiskiste mit den nöthigen Getränken auf-

geladen worden und auch im deutschen Club, dessen einfache, aber freundliche und gemüthliche Räume etwa dreißig deutsch sprechenden Mitgliedern als angenehmes Rendez-vous dienen, wird neben manchem gutem Worte, auch mancher gute Tropfen gewürdigt, denn das Klima Bangkoks ist eben, dem Heidelbergs ähnlich, ausgesprochen feucht-fröhlich.

Am nächsten Tage fand die eigentliche Verbrennung der Prinzessin-Leiche statt und rechtzeitig, d. h. Nachmittags um fünf Uhr waren wir zur Stelle, um der Ueberführung der Urne vom Trauerraum im Waisenhause aus nach einem nahe gelegenen, großen freien Platze beizuwohnen. Die Verbindungsstraße war links und rechts von Standartenträgern eingefaßt, welche in roth- und grüngrundige Kattunröcke mit aufgenähten Drachen und eigenthümliche, dick roth bemalte Basthüte gekleidet waren, deren gerade Krempen von einem halbkugelförmigen Kopf breit abstanden und welche dreieckige blaue, grüne und gelbe Drachenflaggen hielten. Standartenträger eröffneten auch den Leichenzug, dann folgten: Hofbeamte mit hohen, weißen Spitzhüten, wie die der Zauberer in unseren Märchen; der Oberbonze, auf einer goldenen Stuhlsänfte getragen; eine rothgekleidete Musikbande mit großen Trommelpauken; eine Reihe Ehrenschirmträger und hinter diesen ein Schar weißgekleideter Mädchen, welche die goldene Urne mit dem Leichnam umgaben; Infanterie und Artillerie mit Geschütz beschloß den Zug.

Auf dem weiten Platze war ein geschmackvoller Holzpavillon errichtet und an die Rückseite desselben stieß der Verbrennungstempel an, der nur mit Vorhängen aus lebenden Blumen verhangen, sonst offen und schön drapirt als Trauerkapelle dekorirt war; auf einem regelmäßig aufgeschichteten, katafalkähnlichen Scheiterhaufen aus dicken Sandelholz-Blöcken wurde hier die Urne aufgestellt.

Die Gesellschaft war dieselbe, wie am vergangenen Tage und gegen sechs Uhr erschien der König mit seinen Kindern und großem Gefolge unter dem Klang der Nationalhymne in langer Wagenreihe; der König in schwarz wie am vorhergehenden Tage, in europäischem, rundem schwarzem Filzhut und mit glattem Spazierstock, ruhig, einfach und unaffectirt, aber voll natürlicher königlicher Würde in Gang und Haltung, sodaß sein ganzes Wesen leicht begreiflich macht, weshalb er sich allgemeiner Hochachtung und Beliebtheit erfreut.

Während der König zunächst nach der Verbrennungskapelle schritt, um dort den Scheiterhaufen zu entzünden, verfügten sich die kleinen Prinzen und Prinzessinen sofort auf die, von einer Balustrade ab-

geschlossene Estrade, wo inzwischen ein etwa achtjähriger Prinz, als Vertreter des in London zur Erziehung weilenden Thronfolgers, in reizender Weise die Honneurs machte.

Der König erschien nach kurzer Zeit auch auf der Tribüne und nahm in der Mitte derselben auf einem Sessel Platz, zu dessen Füßen links und rechts Körbchen mit grünen Pommeranzen standen; in jede dieser Früchte war durch einen scharfen kleinen Einschnitt eine silberne oder goldene Münze gesteckt, welche auf der einen Seite das Brustbild des Königs trug und auf der anderen das siamesische Elephanten-Wappen, überragt von einer mit Strahlenkranz gekrönten Pagode und eingefaßt von zwei Ständern mit Trommelschirmen. Von den Pommeranzen mit Goldmünzen war nur eine kleine Anzahl vertreten, das Körbchen mit Silberstückpommeranzen aber war recht gut gefüllt. Der König winkte einige wenige Herren, darunter unseren deutschen Ministerresidenten, mich und seinen Premierminister zu sich heran und drückte jedem von uns eine Anzahl Pommeranzen in die Hand; ich bekam deren fünf, von denen zwei Gold- und drei Silberstücke enthielten, welche mir eine interessante, bleibende Erinnerung bilden werden.

Nach dieser besonderen Auszeichnung Einzelner begann nun die höchst eigenartige Vertheilung der Pommeranzen an die Hofgesellschaft, die wie gestern in langer Doppelreihe in der Veranda zu Füßen Sr. Majestät saß und zwar wurden die grünen, harten Früchte von dem König und seinen Kindern ausgeworfen und zwischen den älteren Prinzen, Ministern und Hofbeamten entspann sich nun ein allgemeiner Kampf um den Besitz dieser Andenken; den kleinen Prinzen und Prinzessinen verursachte dieses Bombardement einen besonderen Spaß, sie zielten nach den Köpfen ihrer einzelnen Bekannten und es kam unter dem Hofpublikum zu einem gemüthlichen Handgemenge, Bauchrutschen und allgemeinem Gedränge und Gereiße, an dem sich selbst eisgraue Ministerexcellenzen betheiligten, sodaß das Ganze mehr den Eindruck einer ausgelassenen großen Kinderstube machte, als den einer Trauerversammlung. Wie Recht hatte unser Ministerresident gehabt, mich vor sentimentalen Anwandlungen zu warnen! Und dabei brannte im Hintergrund langsam, ganz langsam der Scheiterhaufen. Die Pommeranzenkörbchen leerten sich allmählich, auch ich hatte beim Bombardement noch eine und die andere der grünen Früchte an den Kopf bekommen, aber im glücklichen, sicheren Besitz der mir schon gestifteten fünf Stück, wollte ich nicht so happig sein, mich auch noch an dem Kampfe um die vielbegehrten Andenken zu betheiligen, sondern sah heiter lächelnd den olympischen Spielen in Ruhe zu.

Nachdem sich die Hofgesellschaft wieder sittsam niedergelassen hatte und die Früchte aufbrach, um zu sehen, ob das blinde Glück auch eins der wenigen Goldstücke beschеert habe, entzündete der König von seiner Estrade herab vermittels einer langen Zündstange die heranführende Zündschnur, das Pulverfeuer schlängelte über den großen Platz hinüber und bald prangte dieser, ringsum von Illuminationsgestellen eingefaßt, welche riesigen Weihnachtsbäumen glichen, in prasselndem Feuerwerk, während in der freien Mitte des Platzes wieder ein ³/₄ Stunden dauernder Laternentanz stattfand, bei welchem die Träger bunter Papierlaternen sich schwingend und drehend, knixend und sich wieder aufrichtend, unter Begleitung des immer gleichen, melancholischen Gesanges ihre schönen Figuren und Touren durchführten.

Der König begab sich dann noch einmal in den an die Estrade stoßenden Raum, wo die noch viele Stunden in Anspruch nehmende Verbrennung langsam vor sich ging, und dann erfolgte die Abfahrt unter gleichem Ceremoniell, wie tagsvorher.

Das Diner fand diesmal in dem reizenden Privathaus unseres Ministerresidenten statt und ich lernte bei der Gelegenheit auch die anderen diplomatischen Vertreter kennen, darunter den, die energische und rücksichtslose Politik Frankreichs vertretenden französischen Ministerresidenten, persönlich einen sehr liebenswürdigen Herrn, welcher sich mit seinem deutschen Kollegen ebenso gut steht, wie alle Anderen. Als besonderer Lebenskünstler wird mir der Trancheur des Abends, der holländische Vertreter in Erinnerung bleiben, welcher aus seinem zwanzigjährigen Aufenthalt in Persien manche mohammedanische Erinnerungen und Gepflogenheiten in sein schwimmendes Junggesellenheim auf dem Menam übertragen hatte.

Der Abend verlief außerordentlich heiter und klang trotz der im reichsten Maße genossenen Gastfreundschaft nach Mitternacht noch in ein: „nach Hause gehn wir nicht" aus, insofern ein Theil der Festgenossen § 11 im deutschen Klub weiter conjugirte.

Ich glaube, es war auch an diesem Abend, als wir dann noch eine nächtliche Orientirungsfahrt nach den Spelunken, Spiel- und anderen Häusern des Sampeng-Viertels antraten und uns schließlich, trotz ortskundiger Begleitung und eines in Gestalt eines Polizisten mitgenommenen Führers in dem Gewirr von engen und schmutzigen, von Kanälen durchschnittenen Gäßchen derart verliefen, daß wir die auf der Hauptstraße zurückgelassenen Wagen überhaupt nicht wiederfanden und schließlich froh waren, in morgendlicher Stunde noch einige

der sonst verachteten Rickschas anzutreffen, welche unsere müden Glieder nach Hause rollten. —

Ajuthia, die alte Königsstadt, wird von den Touristen, deren Zeit nicht zu sehr beschränkt ist, gewöhnlich gern besucht, und da mir meine freundlichen Wirthe ihren stattlichen Flußdampfer „Sanit" und liebenswürdige Gesellschaft zur Verfügung stellten, so machte ich den Ausflug unter den denkbar günstigsten Verhältnissen. Ein Koch, reichliche Provisionen und 80 Pfund Eis für zwei Tage wurden mit uns eingeschifft, als wir des Morgens um sieben Uhr von der Werft meiner liebenswürdigen Wirthe abdampften, den Fluß aufwärts und zunächst die ganze Stadt entlang fahrend; aber auch nachdem wir diese selbst hinter uns hatten, wurde es weder auf, noch an dem Flusse einsam, sondern überall sah man Ansiedelungen und regen Verkehr. Ueberfüllte kleine Personendampfer, Schleppdampfer mit bis zu zwanzig großen Reisbooten am Tau, zahlreiche von Matten überwölbte Boote und kleine offene Kähne beleben den Fluß ganz außerordentlich und an seinen Ufern erheben sich zwischen dem üppigen Grün reizend gefiederter Bambusbüsche und dichter Laubbaummassen unter Cocos-, Areca- und Palmyrapalmen die freundlichen Stelzenhäuser der Eingeborenen, neben spitzgiebeligen hochdachigen Tempeln, vielfach verfallenden, weißgetünchten Pagoden und den mit dem heiligen Garuda-Vogel oder mit Wimpeln verzierten Tempelmasten. Eine besonders schöne und gut erhaltene Pagode dicht am Ufer erinnert an den vor einem Jahrzehnt hier erfolgten Tod einer Lieblingsgattin des Königs, welche beim Besteigen eines Bootes ins Wasser fiel und ertrank, da keiner der Zuschauer wagte, die geheiligte königliche Person zu berühren, selbst wenn es sich um ihre Rettung handelte. Das erinnert an das strenge spanische Hof-Ceremoniell, welches eine königliche Person auch eher der Gefahr des Verbrennungstodes aussetzte, als daß eine „unberufene" Hand zu Hülfe kam.

Der Fluß zieht sich durch ganz flache Gegend in zahlreichen Krümmungen hin und dehnt sich zuweilen zu seeartiger Breite aus. An vielen Stellen sieht man die Eingeborenen, welche halbe Amphibien sind, im Strome schwimmend oder am Ufer stehend und sich mit Flußwasser übergießend, ihr Bad nehmen; außer ihnen suchen zahlreiche Büffel, darunter solche von blaßrosaer Farbe, im Strome Kühlung. Zuweilen hat man einen Durchblick auf die hinter der hohen Ufervegetation gelegene weite Ebene mit ihren Reisfeldern und auf die Dämme der im Bau begriffenen, 268 Kilometer langen Eisenbahn von Bangkok über Ajuthia nach Korath, welche einer englischen Gesellschaft

übertragen ist. Wegen Nichterfüllung der eingegangenen Verpflichtungen hat die siamesische Regierung 1896 diesen Contract gekündigt und baut die Bahn nun selbst aus; dieselbe soll später bis Ban Muk am Mekong fortgesetzt werden, um den Producten des östlichen Laos einen Ausfuhrweg zu eröffnen. Außerdem ist eine Bahn geplant, welche von Bangkok das Menamthal hinauf nach Raheng und bis nach Chiengmai (Zimme) führen und dann weiter nordwärts nach dem Yünnan zu streben soll. Wie Frankreich von Tongking und Yünnan, so macht England von Birma und Siam aus nachhaltige Anstrengungen zur Gewinnung des Handelsübergewichts in Südchina. Der Eisenbahnbau in Birma nach den Grenzen Siams und Chinas zu wird eifrigst gefördert. Er würde allerdings für den beabsichtigten Zweck allein nicht genügen, wenn nicht zugleich auch für Herstellung brauchbarer Landstraßen gesorgt wird. Was jetzt an solchen Verbindungen in jenen Ländern existirt, verdient den Namen „Verkehrswege" kaum, weil auf diesen „Wegen" ein irgendwie lebhafterer Verkehr überhaupt nicht denkbar ist. Höchstens die natürlichen Wasserläufe können als Verkehrswege neben den Eisenbahnen daselbst in Betracht kommen. Da aber diese sich meist in gänzlich unregulirtem Zustande befinden, so ist der Handel auf Benutzung des längeren Weges über Bangkok und den einzigen auf größere Entfernung schiffbaren Strom, den Menam, angewiesen. Den englischen Interessen würde mit einer Bahn von Chiengmai nach Moulmein in Birma gedient sein, wodurch eine ununterbrochene Verbindung Hinterindiens mit dem Menamthale und so mit Südchina geschaffen würde.

Anfang 1897 soll vom König selbst auch der erste Spatenstich zu einer Bahn von Bangkok nach Phe-tscha-buri an der Ostküste der malayischen Halbinsel gethan werden, wozu das nöthige Kapital im Lande selbst aufgebracht wurde.

Gegen Mittag erreichten wir Bang-pa-in, ein Lustschloß des Königs, dessen Besuch allein die ganze Fahrt lohnen würde und das an einem parallel laufenden Nebenarm des Stromes gelegen ist. Eine schmale Landzunge trennt die Wässer und das Erste, was hier dem landenden Besucher entgegentritt, ist eine steinerne Kapelle in reinstem gothischem Stile, mit Spitzthurm und gothischen Fialen, hohen und schmalen gothischen Fenstern, gothischem Gewölbe und Altar im Innern, kurz, der Bau macht ganz den Eindruck einer christlichen Kirche; aber in den drei hohen Spitznischen des Altars sitzen Buddhastatuen, auf den gothischen Konsolen an den Seitenwänden stehen segnende Buddhas und im Chore knieen gelbgekleidete Buddhapriester, sodaß man die Idee, einen christ-

lichen Bau vor sich zu haben, aufgeben muß. Zwei geharnischte, Lanzen tragende Landsknechtfiguren links und rechts vom Altar, Erzeugnisse europäischer Kunstindustrie, machen auch einen eigenthümlichen Eindruck in dieser gut gemeinten, aber recht verfehlten Mischung von europäischer und asiatischer Kirche. Eine Reihe schöner Priesterwohnungen schließt sich daran an und nachdem wir über den trennenden Flußarm hinüber gegondelt sind, betreten wir nun die weiten, prachtvoll gepflegten Anlagen der Sommerresidenz selbst.

Ausgedehnte Gärten werden hier von schönen, mit reichen Balustraden eingefaßten großen Wasserbecken und Flußarmen durchzogen, über welche elegante, mit Figuren geschmückte Steinbrücken und zierlich geschwungene, leichte Holzstege führen. Pavillons inmitten der Teiche und im Park verstreut liegend, Laubengänge, ein hoher Aussichtsthurm und sogar eine Rutschbahn zieren und beleben die Gesammtanlage, aus welcher sich drei größere Gebäude besonders abheben: die Repräsentationshalle, das königliche Wohnhaus und der chinesische Palast. Die erstere ist aus Stein aufgeführt, enthält den schönen Thronsaal und die Empfangsräume und ist ganz europäisch eingerichtet, mit Ausnahme einiger origineller, siamesischer Aquarell-Gemälde, Elephantenkämpfe und Schlachtscenen aus dem siamesisch-birmesischen Kriege darstellend.

Dicht dabei steht der elegante Holzbau des königlichen Wohnhauses, dessen Wände im Innern ganz mit braunem Teakholz getäfelt und durch schmale Goldleisten geschmackvoll in Felder getheilt sind. Auch hier ist die gesammte Einrichtung durchaus europäisch und zwar elegant, reich und doch dabei wohnlich und behaglich. In der großen Halle des Treppenhauses sieht man neben allerlei dort ausgestellten kostbaren einheimischen Kuriositäten und Kunstschätzen auch Kopien berühmter Oelgemälde mit Heiligenbildern und auch einen Christuskopf. Die „Bibliothek" war allerdings für europäische Begriffe nicht gerade sehr reichhaltig, insofern ich im Arbeitszimmer Sr. Majestät in einem kleinen Glasschränkchen nur etwa 30 englische Novellen vorfand, freilich wenn man ein Land zu regieren und nebenbei 100 Frauen und 80 Kinder zu beglücken hat, wird wohl auch nicht viel Zeit zum Lesen übrig bleiben.

Das sehenswertheste Gebäude dieser Sommerresidenz aber ist jedenfalls der dem Könige von einem seiner Monopolpächter, einem Chinesen, geschenkte große chinesische Palast, ein reichgeschnitzter, zweistöckiger gelber Holzbau, mit bunt bemalten, stacheligen Drachen auf den Kanten des mit bunt glasirten Ziegeln gedeckten, geschweiften Daches, von Außen und Innen echt chinesisch aufgeführt und reich ausgestattet. Der Fußboden in den hohen, von vergoldeten Teakholzsäulen getragenen Hallen

ist mit Porcellanfließen belegt; von den Decken hängen schön bemalte, bis sechs Fuß lange Papierlaternen herab; die Wände sind mit kunstvoll geschnitzten und eingelegten Paneelen getäfelt; Fenster und Thüren meist aus zierlich geschnitztem Holzgitterwerk gefertigt. Die Möbel sind aus kostbarem Ebenholz mit reicher Perlmuttereinlage hergestellt, werthvolle und zahlreiche Porcellanvasen, Silber- und Goldgefäße zieren Postamente und dienen als Tafelschmuck. Das Ganze macht einen überaus reichen und harmonischen Eindruck und ich habe später in China selbst nirgends eine Wohnung gefunden, die in Pracht und Schönheit von Bau und Einrichtung auch nur annähernd dem hiesigen Palast zu vergleichen gewesen wäre. Welch einträgliches Geschäft muß der Opiumpacht in Siam sein, wenn der glückliche Pächter derartige Geschenke machen kann!

Die Hitze während des Herumspazierens zwischen all' den Sehenswürdigkeiten war ganz drückend gewesen und mit Befriedigung kehrten wir deshalb an Bord des Bootes und zu den geeisten Getränken zurück, welche unsere ungetheilte Bewunderung fanden, während wir gegen vier Uhr wieder weiter flußaufwärts dampften. Leider fuhr unser, etwa sieben Fuß Tiefgang markirender Steamer schon gegen fünf Uhr, als wir nur noch eine Stunde von Ajuthia entfernt waren, auf einer Schlammbank fest und alle Manöver, um wieder flott zu werden, blieben erfolglos. Wir trösteten uns mit einem gemüthlichen Skat, zogen uns nach einem opulenten Mahle bald in unsere auf Deck aufgestellten Feldbetten zurück und erwachten zum ersten Male nach Mitternacht, als die steigende Fluth unseren Dampfer so schief legte, daß wir aus den Betten herausrollten und nun den Rest der angenehm frischen Nacht direct auf dem Deck liegend verbrachten.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang recognoscirte ein vom Dampfer herunter gelassenes Boot zunächst die Wassertiefe des hier sehr breiten Stromes rings um unser Schiff herum, gegen 6 Uhr wurden wir dann glücklich wieder flott und erreichten um 7 Uhr das an und auf dem Flusse lang gestreckte Ajuthia, die alte Hauptstadt Siams, welche heutigen Tages fast ganz eine schwimmende Stadt geworden ist. Wohnhäuser, Verkaufsläden, Werkstätten, Gemüse- und Fruchtmärkte, alles ist auf im Flusse schwimmenden und verankerten Bambusflößen aufgebaut und der Verkehr findet dem entsprechend fast ausschließlich auf dem Wasser statt. Man gondelt zu seiner Gemüsefrau, man gondelt von da aus weiter zum Krämer und Schneider, man gondelt zum Spielhaus und von da zum Pfandhause, kurz, man erledigt fast Alles gondelnd. Dichte Baum- und Bambus-Vegetation faßt beide Ufer ein.

Wir legten an einer hohen, steilen Ufertreppe aus Klinkern direct vor dem alten Palaste an; eine hohe, crenelirte Mauer umzieht hier eine Gruppe zahlreicher, weißgetünchter und einfacher Ziegelbauten, welche halb verfallend, nur wenig von früherer Pracht zeigen; der kleine, noch vorhandene und sehr verstaubte Thronsaal läßt weder nach Ausdehnung, noch nach Ausstattung vermuthen, daß er einst das Centrum einer prunkvollen Hofhaltung bildete. Verwahrloste Gärten und weite Höfe trennen die einzelnen Palastbauten. Sehr interessant ist die Besteigung des vierstöckigen Schloßthurmes, von dessem Höhe aus man einen prächtigen Rundblick auf die schwimmende Stadt und die weite, ganz mit Baumvegetation bedeckte Ebene genießt, in welcher das alte, jetzt ganz in Trümmern liegende Ajuthia stand. Dutzende von hohen, aber verfallenden Pagoden steigen daraus noch empor und besonders ziehen darunter vier hohe, bienenkorbförmige Thurmbauten den Blick auf sich. Im Osten zeigen sich über dem Horizont der Ebene in ziemlicher Ferne die Konturen einer Bergkette.

Vom Palast aus fuhren wir nun dem Hauptstrom entlang, in welchem zahlreiche schmale, von Bambusgebüsch malerisch überhangene Kanäle einmünden und am schwimmenden Markte vorbei flußaufwärts bis nach dem Elephantenkraal, einer großen Umzäunung aus eingerammten, starken Teakholzstämmen, in welche die in den nahen Wäldern hausenden, halbwilden Elephanten gewöhnlich einmal im Jahre mit Hülfe ihrer gezähmten Kameraden, denen sie willig durch den Fluß hindurch folgen, eingetrieben werden. Der König und seine Gäste nehmen in einem erhöhten Holzpavillon Platz, der über der Mauer eines an den Kraal anstoßenden Hofes errichtet ist, und sehen von hier aus der Eintreibung der Thiere zu.

Durch eine vom Fluß aus herauffführende und sich immer mehr verengende Pfosten-Einzäunung werden die Elephanten allmählich zu der ganz schmalen Oeffnung des eigentlichen Kraales herangetrieben und in demselben entfaltet sich nun ein belebtes und sehr originelles Bild, das seines Gleichen kaum noch anderweit haben dürfte, da die Zahl der Elephanten gewöhnlich hundert und mehr beträgt. Der König wählt von den eingetriebenen Thieren einige wenige aus, die zur Zähmung zurückbehalten werden, und das Gros der Elephantenheerde wird friedlich in die Wälder entlassen, um im nächsten Jahre zur engeren Wahl wieder herangetrieben zu werden, sodaß die bemoosten Häupter unter den Dickhäutern den Weg hin und zurück allmählich gut genug kennen werden.

Weniger friedlich benehmen sich ihre zurückgelassenen Kameraden, deren Fesselung an einem Fuße mit starken, an eingerammten Teakholzbalken befestigten Tauen den einzigen aufregenden Theil der ganzen Vorstellung bildet, da hierzu seitens der Elephantenzähmer ebenso viel Gewandtheit, als Kraft und Muth erforderlich sind. Die gefesselten Thiere gebärden sich anfangs sehr wild und lärmend und suchen sich mit Gewalt los zu reißen, werden aber durch das gesittete Beispiel ihrer bereits gezähmten Brüder in verhältnißmäßig kurzer Zeit schon gefügig und gelehrig. In den nahen, langen Elephantenschuppen waren momentan nur zwei, allerdings ganz besonders große und schöne Exemplare vertreten.

Der König, sein Gefolge, die fremden Minister und andere geladene Gäste bringen gewöhnlich einige Tage bei diesem Elephantentreiben zu. Ein ziemlich verfallener, steinerner Pavillonbau nahe dem Kraal dient gelegentlich dieses Piknits dem König als Absteigequartier, während die Gäste meist in mitgebrachten Zelten kampiren. —

Die Rückfahrt nach Bangkok ging innerhalb von sieben Stunden diesmal glatt und ohne Zwischenfall von Statten und ein nivellisirender Windstoß erledigte unsere Skatabrechnung kurz vor unserer Ankunft dadurch, daß er das Blatt Papier einfach in die Fluthen des Menam versenkte. Die glückliche Rückkehr des „Nai Singapur“ wurde wieder durch ein Festmahl, diesmal in Familie, gefeiert und daran schlossen sich dann unzählige „Stengahs“, welche den Durst angeblich löschen sollten, aber dies wünschenswerthe Ziel nie erreichten, was gewiß nur die Schuld des eigenartigen Klimas und der liebenswürdigen Gesellschaft war.

„Nai Singapur“, d. h. der aus Singapur gekommene Herr, war die mir von den einheimischen Hausdienern gegebene Bezeichnung, während die anderen Herren mit ihren für Asiaten schwer aussprechbaren Namen je nachdem der Dicke, der Freundliche, der Lange u. s. w. genannt wurden.

Für den nächsten Morgen hatte unser Herr Ministerresident meinen Besuch in dem interessanten neuen Centralgefängniß von Bangkok angemeldet, einem großen Gebäudecomplex, welcher innerhalb eines weitausgedehnten, ummauerten Vierecks dicht an der Südmauer der Stadt liegt. Zwei der zahlreichen königlichen Prinzen, der Gouverneur des Gefängnisses und aus besonderer Aufmerksamkeit auch ein deutsch sprechender Polizeiofficier erwarteten und empfingen mich knixend zur festgesetzten Stunde im Thorhaus und machten während der ganzen Zeit der Führung die Honneurs des Etablissements in der verbindlichsten

und angenehmsten Form, genau als wenn wir in einem Salon und nicht in einem Gefängniß promenirten; und sie hatten wirklich alle Ursache stolz auf Das zu sein, was sie zeigten, denn Anlage und Haltung des Ganzen waren einfach musterhaft.

Zunächst besuchten wir die Schulräume, wo eine ganze Anzahl jüngerer Gefangener Lesen, Schreiben und Zeichnen an Schulutensilien erlernte, welche weit zweckdienlicher und eleganter waren, als ich sie zu meiner Schulzeit im Sachsenlande genoß, wo wir noch die alten, lehnenlosen Schulbänke drückten; hier aber gab es stellbare Rückenlehnen und Tischplatten, kurz, es war ganz modern. Geschrieben wurde theilweise mit eisernem Griffel auf linealförmig zurechtgeschnittenen Palmblättern und einige solche für Tempelbücher bestimmte Schriften bekam ich als Andenken mit.

Die Sträflinge, etwa 1000 an der Zahl, werden sämmtlich beschäftigt, und zwar wurden in den getrennten Höfen hölzerne Möbel geschnitzt, kleine Boot- und Hausmodelle aus Holz- und Bambusmaterial hergestellt, Thonfiguren modellirt und bemalt, große und kleine Körbe allerhand Art geflochten, Kupfer-, Silber- und Goldgefäße getrieben und ciselirt, Schmiedearbeiten in Erz gehämmert, hier geschneidert, dort geschustert, kurz ungefähr alles Das hergestellt, was in Siam überhaupt hergestellt wird.

Dreimal per Tag bekommen die Gefangenen reichliche Reiskost und dazu leidlich filtrirtes Flußwasser, eine Wohlthat, welche den Nicht-Verbrechern Bangkoks, wie ich vorher schon anführte, überhaupt nicht zu Theil wird. Gut und reinlich logirt und bekleidet, mit der Möglichkeit, täglich baden zu können und mit reichlicher Beköstigung würden die Insassen ein Schlaraffenleben führen, wenn nur das ihnen so ungewohnte Arbeiten nicht wäre! Darin, darin allein liegt für die Meisten die Strafe.

Das schöne Geschlecht war, nur in wenigen Exemplaren vertreten, in einem Specialhof einquartirt und der Gouverneur und die anderen Herren unterhielten sich hier höchst leutselig und gemüthlich mit einer Kupplerin, welche im königlichen Palast betroffen und mit zwei Jahren Gefängniß bedacht worden war, im Uebrigen aber einen nichts weniger als geknickten Lilien-Eindruck machte, sondern schelmisch lachend dem Gouverneur prompt zu antworten wußte.

Zum Schluße wurde ich in einen Ausstellungsraum geführt, wo eine Sammlung von im Gefängniß hergestellten Thonfiguren aufgestellt war und man verehrte mir hier das größte und schönste Stück, einen

gut modellirten und bemalten grauweißen Elephanten, das königliche Wappenthier Siams.

Dann geleiteten mich der ulkende Gouverneur, die beiden liebenswürdigen Prinzen und der Officier, welcher mit Stolz und strahlendem Gesicht sein in Deutschland selbst erlerntes Deutsch einmal wieder hatte praktisch verwerthen können, bis an meinen Wagen zurück und mit verbindlichstem Danke verließ ich diese Musteranstalt, welche ich in Siam nicht gesucht hatte.

A propos Prinzen habe ich wohl schon früher erwähnt, daß es deren hier zu Lande unzählige giebt, besitzt doch allein der jetzt regierende König über 70 Geschwister und auch seine Vorgänger hatten schon dafür gesorgt, daß der Stammbaum der Tschakkris sich in tropenhafter Fülle verzweige und verästele. Die Hofstaaten, Minister und hohen Beamten sind fast sämmtlich Prinzen, doch würden wir nach europäischer Sitte nur diejenigen, welche den Titel „Sombetsch" führen, mit „Königliche Hoheit" anreden. Die staatsmännisch bedeutendsten der Prinzen sind die Brüder Devawongse, Minister des Aeußeren und Prinz Swasti, der Justizminister, beides Vollbrüder der ersten und der zweiten Königin — welche Halbschwestern des Königs sind — und also auch Halbbrüder des letzteren. Sodann ist der frühere Unterrichtsminister und jetziger Minister der Nordprovinzen, Prinz Damrong, als tüchtig zu nennen, leider aber sind bei dem in Siam so häufigen Wechsel in der Besetzung der Aemter angestrebte und begonnene Reformen nur zu oft von kurzer Dauer und verlaufen im Sande, weil sie den Ansichten des Nachfolgers nicht entsprechen. Die Prinzen und Edelleute sind von Steuern befreit, während das Volk ziemlich hoch besteuert wird. Daß aus den so zahlreichen Prinzen nicht lauter Musterknaben geworden sind, kommt auch anderwärts vor und daß der König schließlich nicht für alle Schulden seiner mehr oder weniger nahe verwandten Brüder und Vettern aufkommen kann, ist ebenso begreiflich.

In die Schulden werden viele der Prinzen übrigens nicht immer allein durch eigenen Leichtsinn und durch Geschäftsunkenntniß hineingetrieben, sondern auch zuweilen durch skrupellose Europäer, welche ihnen mehr oder weniger kostbare und echte Edelsteine aufschnacken, für welche Bangkoks Hof großen Bedarf hat, oder sie zu allerlei kühnen industriellen und commerziellen Unternehmungen verlocken, deren Deficit dann des Oefteren die prinzliche Tasche allein zu tragen hat. Zwei im Menam-Strome vor Bangkok liegende Dampfer waren gerade erst vor Kurzem einem der königlichen Prinzen abgepfändet und an die

Kette gelegt worden und zeigten, daß man selbst in Siam nicht mehr respectvoll Halt macht, wenn das Malheur Hofkreise trifft. —

Was den Einfuhrhandel Siams anbetrifft, so sind England und erfreulicherweise auch Deutschland zwar hervorragend betheiligt, aber mehr und mehr tritt hier bereits die asiatische Industriemacht, Japan, auf die Bildfläche, hier sind es nicht nur Zündhölzer, in welchen es das Monopol hat, sondern auch in Schirmen, Filz- und Strohhüten, Crêpestoffen, roth gefärbtem Baumwollzeug, Petroleumlampen und Glaswaaren hat Japan die europäische Konkurrenz fast ganz aus dem Felde geschlagen und die Aussichten in die Zukunft sind für die europäische Industrie deshalb hier nichts weniger als rosige. —

Ich hätte auf dem Wege nach Hongkong von Bangkok aus gern auch noch Saigon und damit etwas von dem französischen „extrême orient" gesehen, aber das kleine französische Postboot zwischen Bangkok und Saigon verkehrt nur zweimal per Monat und die Abfahrtstage paßten gerade nicht in mein Programm; außerdem sagte man mir, daß Saigon zwar eine recht freundliche Stadt mit breiten „Boulevards" und einigen „Cafés", aber doch kaum interessant genug sei, um ihretwegen 14 Tage oder mehr Zeit aufzuwenden und so beschloß ich denn, direct nach Hongkong zu fahren. Nach diesem Platze existirt von Bangkok aus ein sehr reger Frachtverkehr und mehrere Male per Woche bieten sich Reisegelegenheiten dahin.

Mit aufrichtigem Dank für all' die genossenen Aufmerksamkeiten, welche meinen Aufenthalt in Siam so interessant und angenehm gemacht hatten, daß die hier verlebte Zeit im Tagebuche meines Lebens dick roth angestrichen bleiben wird, verabschiedete ich mich von meinen liebenswürdigen Landsleuten, ein letztes Glas Sect an Bord, und wir glitten den Strom hinab.

Mein Dampfer, der „Kong Beng" von der Scottish Oriental Co., mußte schon nach dreistündiger Fahrt Abends sechs Uhr vor Anker gehen, da wir wegen Ebbe die Barre nicht passiren konnten. Die Fluthverhältnisse im Meerbusen von Siam sind besonders unregelmäßige, insofern Ebbe und Fluth hier zuweilen nur einmal am Tage wechseln, was durch die vielen Inseln und Unterströmungen erklärt wird; auch an anderen Stellen dieses Erdtheils findet man ähnliche Erscheinungen, aber nirgends so ausgeprägt, wie gerade im Busen von Siam.

Am nächsten Morgen zeitig passirten wir dann die Barre und gingen bald darauf zwischen der vulkanischen, dicht bewaldeten Inselgruppe von Khosi Tschang vor Anker, um hier die Fracht zu completiren, welche in zahlreichen Leichtern mit chinesischen Stauern und Schiffs-

leuten bereits zur Stelle war. Wir nahmen hier im Laufe des Tages zu den Stückgütern und 4000 Sack Reis, welche in Bangkok selbst eingeladen worden waren, noch fernere 12 000 Sack Reis ein, die unseren Dampfer zu einem Tiefgang von zwanzig Fuß herunterdrückten und damit hätte er die Barre natürlich überhaupt nicht passiren können, da dieselbe selbst bei Hochwasser nur für Schiffe mit höchstens zwölf bis dreizehn Fuß Tiefgang praktikabel ist.

Wir benutzten die Ladezeit dazu, uns im Schiffsboot nach der Hauptinsel hinüber rudern zu lassen und von einem massiven, steinernen Landungssteg aus das bergige Khosi Tschang nach allen Seiten zu durchstreifen.

Die gesunde Lage der Insel, bis dahin nur von einigen Fischern bewohnt, hatte schon vor längerer Zeit die in Bangkok lebenden Europäer veranlaßt, hier ein Sanatorium-Hôtel zu errichten und vor einigen Jahren wandte ihr auch der König seine Aufmerksamkeit zu und ließ einen hölzernen Sommerpalast für sich hier bauen, in der richtigen Annahme, daß es hier gesünder sei, als in der sumpfigen Menam-Ebene von Bang-pa-in. Natürlich blieb es nicht allein beim Königspalast, sondern es entwickelte sich bald eine Art Badeort mit zahlreichen leichten Häusern für das Gefolge, die königlichen Prinzen und Beamten, breite Straßen wurden nach allen Richtungen durch die Insel gezogen, ein „Park“ aus der Wildniß herausgeschält, ein großer öffentlicher Garten angelegt und das Ganze muß, als Alles neu und gut gehalten war, einen recht coquetten Eindruck gemacht haben. Durch die Operationen der französischen Flotte im Busen von Siam aber wurde dem König der Aufenthalt hier verleidet und ebenso schnell, wie die Gründung aufgeblüht war, verfiel sie nun auch und das Sanatorium-Hôtel und die Fischer sind heute wieder die Alleinherrscher auf der Insel. Die königlichen Holzbauten und die kleinen Aussichts-Pavillons verfallen, die auffallend breit und gut angelegten Straßen, an den Kreuzungen durch blau und weiße Schilder in siamesischer und englischer Sprache mit hochtönenden Prinzennamen bezeichnet, führen in menschenleere Einsamkeit hinein und Gras und Gestrüpp überwuchern sie, ebenso wie den öffentlichen Garten. Ringsum dringt die eingedämmte Wildniß wieder siegend vor. Geblieben aber sind die malerische Schönheit der Insel, höhlenreiche, steile Felspartien, prächtiger Wald, romantische Riffufer auf der einen Seite des Eilands und das sie umgürtende, tiefblaue Meer.

Abends neun Uhr am 10. April dampften wir wieder weiter, dem 1497 Meilen entfernten Hongkong entgegen, welches wir nach fast siebentägiger Fahrt erreichten.

Es kommt vor, daß die Dampfer zwischen Bangkok und Hongkong zuweilen gleich monatelang keine Passagiere erster Klasse haben und sie sind dementsprechend auch nicht gerade speciell für Passagierverkehr eingerichtet, ich traf es aber recht günstig. Der Kapitän, ein liebenswürdiger Schotte, hatte gerade seine junge Frau und sein Baby auf dieser Reise von ihrem Wohnort Hongkong aus mitgenommen, eine Freundin der letzteren, eine Pflegerin des englischen Hospitals in Hongkong, hatte zu ihrer Erholung eine Rundfahrt mit dem Dampfer unternommen und wir zusammen bildeten quasi eine kleine gemüthliche Familie in dem luftigen, aber beschränkten Salon, der mit seiner Chaiselongue, bequemen Liegestühlen, Etagèren mit Büchern, einem Harmonium und all' den Kleinigkeiten, welche die Anwesenheit holder Weiblichkeit verrathen, mehr den Eindruck eines englischen Wohnzimmers auf dem Festlande, als den eines auf dem Meere schwimmenden Dampfersalons machte. Zur Familie gerechnet wurden noch eine Anzahl Thiere: ein auf dem Oberdeck an langer Kette herumlaufender zahmer Affe, der treue Spielgenosse zweier Hunde, eines englischen Foxterriers und eines langhaarigen chinesischen; die Vierte in diesem Freundesbunde bildete eine siamesische Katze, hellbraun, mit dunkelbraunen Extremitäten, hellblauen Augen und sehr schön gebaut; man sieht diese mit Recht auch in Europa sehr beliebte und geschätzte Rasse übrigens selbst in Siam nur verhältnißmäßig selten. Im Salon hängende Käfige enthielten zwei Kanarienvögel und eine graue Bulbul oder persische Nachtigall, welch' letztere die beiden Hunde dadurch zu necken pflegte, daß sie genau das Pfeifen ihres Herrn nachahmte, mit welchem er seine Hunde zu rufen gewohnt war. Es war ganz drollig anzusehen, wie die Hunde auf den Pfiff hin in den Salon herein getollt kamen und dann verdutzt nach der Decke blickten, wo die Nachtigall sie schalkhaft auslachte, während sich der Kapitän überhaupt nicht im Zimmer befand. Leider fehlte es in den wenig benutzten, engen und heißen Schlafkabinen auch nicht an kleinen Thieren allerhand Art, hüpfenden, kriechenden und blutdürstigen, deren Namen zu nennen mir das Zartgefühl verbietet.

Eine Kanone auf Deck und eine Reihe im Salon und Closet untergebrachter Hieb- und Schuß-Waffen bildeten die Sicherheits-Ausrüstung des Dampfers, dessen Bemannung und Dienerschaft ausschließlich aus Chinesen bestand.

Zwei derselben waren cholerakrank an Bord gekommen, hatten in Bangkok von dem schmutzigen Flußwasser getrunken, hofften aber doch noch zu genesen, oder mindestens ein Grab in heimischer Erde zu finden, worauf der Chinese ja einen so ganz besonderen Werth legt. Der eine

arme Kerl starb aber schon kurz nach der Ausfahrt und mußte im Meere versenkt werden und der andere, der Quartermeister, ein schon lange Jahre an Bord dienender und sehr zuverlässiger Mann, war von dem Kapitän, welcher sich sehr um ihn bemühte, nicht dazu zu bewegen, Medizin zu nehmen; er behauptete, daß in Bangkok drei Teufel in ihn gefahren seien, suchte in seinem Delirium mehrere Male über Bord zu springen und starb am sechsten Tag ebenfalls. Auch sein Grab wurde die weite See. —

Unsere Tafel war recht gut und schon regelmäßig mit verschiedenen chinesischen Delikatessen besetzt, wie Tschau-Tschau, in Zucker eingesottenen, gemischten Früchten, chinesischem Ingwer, chinesischen Pickles und Litschi-Früchten, welche getrocknet in dünner, harter, stacheliger Schale von der Größe einer Kastanie einen rosinenartigen Kern umschließen, während der letztere bei der frischen Frucht eine hellgrüne, gallertartige Masse bildet. Besondere Werthschätzung fanden die conservirten Reisvögel, welche etwas kleiner, als unsere Krammetsvögel sind, aber bedeutend feiner schmecken.

Im Uebrigen wurde die Woche einmal recht im dolce far niente verbracht und das war nach der anstrengenden Genußthätigkeit in Bangkok auch wirklich recht von Nöthen.

Die schlechte, dünne Tongking-Kohle aus Haiphong, welche wir brannten, sorgte dafür, daß wir nicht zu schnell vorankamen und nachdem wir am Nachmittag des zweiten Tages die vor der Südspitze Kambodschas liegende felsige Pulo Obi, d. h. „die Kartoffelinsel“, umschifft hatten, ging die Fahrt von nun an wieder nordwärts, ersehnten kühleren Himmelsstrichen entgegen. Eine starke Gegenströmung und unruhige See brachten unsere Fahrgeschwindigkeit hier auf 7½ Meilen per Stunde herunter.

Am Ostersonntag, den 14. April, kamen wir zwischen den Kaps Padaran und Varela dicht an die steile Felsküste von Anam heran, welche scharf eingebuchtet, theils kahl, theils bewaldet ist und zahlreichen Tigern als Wohnstätte dient. Eine Kette von malerischen, meist schroffen Felsinseln zieht sich dem Ufer entlang.

Von hier aus hielten wir dann vom Festland ab, ließen die Paracelsus-Riffe rechts liegen und steuerten direct auf Hongkong zu.

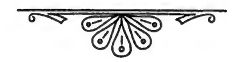
Fliegende Fische und gelegentlich eine drei bis vier Fuß lange, gelbweiße Seeschlange — nicht von der berühmten Zeitungsfamilie — zeigten sich hin und wieder über dem Wasserspiegel von tiefultramarinblauer, wundervoller Farbe.

Die Temperatur war inzwischen fühlbar frischer und angenehmer geworden, man konnte sich jetzt in seiner kleinen Kabine an- und umziehen, ohne dabei wie bislang über und über in Schweiß zu gerathen, und des Nachts über schloß ich sogar, zum ersten Male wieder seit langer Zeit, das Fenster, da die eindringende Luft „bedenklich“ kühl war.

Am Mittag des siebenten Tages befanden wir uns zwischen langen Ketten felsiger Inseln, welche, nur wenig bewachsen, in kühn zerrissenen Formen aufsteigen und von Fischern bewohnt sind, deren zahlreiche Böte mit großen Segeldschunken abwechseln. Die letzteren, mit ihrem mehrere Etagen hoch aufgebauten Hinterdeck und ihren eigenthümlichen Drachenflügel-Segeln sind noch genau nach demselben Modell gebaut, wie vor tausenden von Jahren und gelten als gute „Wasserreiter“. Schwimmende Hölzer mit Fähnchen darauf bezeichnen die Stellen ausgelegter Netze, welche den großen Fischreichthum der hiesigen Wässer bequem ausnutzen.

Nach etwa drei Stunden Fahrt durch dieses Inselmeer wird auch die größere Felseninsel Hongkong sichtbar, auf welcher zwei rothbraune Berggruppen hervortreten; die linke und höhere, von einem Flaggenstock gekrönte, ist der Victoria Pik. Unterhalb der nur mager bewachsenen Abhänge, welche durch straßenartige, gerade Lichtungen vor größeren Waldbränden geschützt sind, ziehen sich dem Südufer entlang eine Reihe Villen. Dann geht es zwischen der Hauptinsel und dem mit einem Leuchtthurm versehenen „green island“ in malerischer Einfahrt hindurch nach dem eigentlichen, ringsum geschützten Hafen und auf der Nordseite der Insel wird die Stadt Hongkong sichtbar, England in China.

Dem „fernsten Osten“ sei der zweite Band geweiht.



Druckfehler.

Seite 25:	Zeile 13	lies	beherrschten statt beherrschenden.	
" 27:	" 31	"	Whiskey statt Wyskey.	
" 29:	" 32	"	denklich statt deutlich.	
" 48:	" 27	"	expedirt statt exportirt.	

Druck von Wilhelm Adam, Chemnitz.

